NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170460 7

Digitized by Google

*DF
Neueste

Bibliothek

der

Neueſten Weltkunde.

Geſchichtliche Ueberſicht denkwürdiger Ereigniſſe der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politiſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen, literariſchen und ſittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Dritter Band, ſiebenter bis neunter Theil.

Siebenter Theil.

Aarau 1839.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
631454 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

Geſchichte des Urſprungs, der Ausdehnung und des gegenwärtigen Zuſtandes der britiſchen Macht in Oſtindien.

Letzter Artikel.

Lord Wellesley landete zu Madras im April 1798. Den 18. Mai traf er in Kalkutta ein und trat ſogleich ſein Amt als General-Statthalter an. Als Adjutanten hatte er ſeinen Bruder bei ſich, der ſich ſeitdem unter dem Namen Herzog von Wellington ſo berühmt gemacht. Um die Lage zu begreifen, in welche der Marquis von Wellesley bei ſeiner Ankunft ſich verſetzt ſah, muß man einen allgemeinen Blick werfen über die Angelegenheiten Indiens, vorzüglich aber auf die Punkte, die gleich vom erſten Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln mußten.

Der Thron von Tanjore war durch die Abſetzung Amir Sings erledigt. Man mußte mithin einen Nabab ernennen. Der Statthalter entſchied ſich zu Gunſten Serfodſchis. Um ſo viel als möglich die öffentlichen Ausgaben zu vermindern, wurde eine Kommiſſion mit ſtrenger Prüfung aller Verwaltungszweige in den drei Präſidentſchaften beauftragt. Als es 1792 zum Kriege mit Tippu kam, war der Zinsfuß nicht beſonders hoch. Die Geſellſchaft lieh eine beträchtliche Summe zu 12 Prozent. 1798 dagegen belief ſich die Schuld bereits auf 51 Lak und der Kredit der

Geſellſchaft war ſo unſicher, daß das achtprozentige Papier nur mit einem Diskonto von 18 bis 20 Prozent Abnahme finden konnte, während das zwölfprozentige vier Prozent verlor.

Frankreichs Einfluß hatte in Indien eine große Ausdehnung gewonnen. Malartic hatte im Januar eine Proklamation erlaſſen, worin er den Wunſch Tippus verkündete, mit Frankreich ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß zu ſchließen. Hinzufügen muß man noch, daß ſich damals 14,000 Mann franzöſiſcher Truppen im Solde des Nizam befanden und ein kleines Korps in dem des Sindia, während in demſelben Augenblicke, wo Tippu in den freundſchaftlichſten Ausdrücken an den Statthalter ſchrieb, er Dübüc, von Trankebar, als Geſandten nach Frankreich ſchickte. Seine Abneigung gegen England war ganz natürlich, aber eben darum auch nur um ſo augenſcheinlicher.

Die Streitkräfte der Geſellſchaft waren um dieſe Zeit nicht hinreichend, um Angelegenheiten, wie den ſich bietenden, die Spitze bieten zu können. Die zu Madras befindlichen hätten im Nothfall nicht einmal das Gebiet vertheidigen können. Auf der Seite von Bengalen waren die obern und weſtlichen Provinzen mit einem Einfall Zemaun Schahs bedroht. Zudem war die Armee in übelm Zuſtand, aus Rekruten zuſammengeſetzt und hatte keine andern Bundesgenoſſen, als die Truppen des Nababs, auf die man ſich nicht verlaſſen konnte.

Die Angelegenheiten von Puna und die Nothwendigkeit der Tripel-Allianz von 1792 einige Veränderungen angedeihen zu laſſen, nahmen die Aufmerkſamkeit des General-Statthalters ebenfalls in Anſpruch. Dazu

kam noch der Mißbeſtand, daß Lord Wellesley unaufhörlich die Oppoſition zu bekämpfen hatte, die ſich bei einigen Beamten von Madras beurkundete und die meiſten Maßregeln fehlſchlagen ließ, welche der Statthalter ergreifen wollte, um dem franzöſiſchen Einfluſſe zu Heyderabad ein Gegengewicht zu verleihen. Eine Fregatte ward zu ſolchem Zweck mit klingendem Gelde nach Madras geſchickt und Oberſt Wellesley ſchiffte ſich mit einem Regiment ein, um die Beſatzung im Fort St. Georg zu verſtärken.

Lord Clive kam von England nach Madras, zu deſſen Statthalter er den 21. Auguſt 1798 ernannt worden. Er war ein Sohn jenes Oberſt Clive, deſſen in den frühern Artikeln ſo oft Erwähnung geſchehen. Er fand den Zuſtand der Finanzen und der Armee noch viel kläglicher, als er ſich ihn gedacht. Die Hauptſtreitmacht der Präſidentſchaft überſtieg nicht 8000 Mann, und es war keine Hoffnung da, dieſe Zahl zu vermehren.

Demungeachtet verlor der General-Statthalter die Nothwendigkeit nicht aus den Augen, die Franzoſen aus Heyderabad zu vertreiben. Er ſchloß deshalb am 1. September mit dem Nizam einen Vertrag, wodurch die Geſellſchaft ſich verpflichtete, ihm ein Hilfskorps von 6000 Mann zu ſtellen. Dadurch ſollten die fernerweitigen Maßregeln erleichtert werden, die man zur gänzlichen Vernichtung des franzöſiſchen Einfluſſes an dieſem Hofe ergreifen wollte, während man anderſeit den Nizam in den Stand zu ſetzen beabſichtigte, kräftigen Antheil an dem Kriege gegen Tippu Saib zu nehmen. Das britiſche Korps, unterm Befehl des Oberſt Robert, traf am 10. Oktober in Heyderabad

ein. Vereinigt mit 2000 Mann von der Reiterei des Nizam, umringte es den 22. das franzöſiſche Lager, entwaffnete die Zipayen, und verſicherte ſich aller franzöſiſchen Offiziere, die ſich im Lager befanden. Dieſer Streich ward ohne Blutvergießen in Ausführung gebracht, was man vorzüglich der Verſchwiegenheit zuſchreiben muß, die man dabei beobachtete.

Wie wohl nun der General-Statthalter einſehen mochte, daß ein Krieg mit Tippu früher oder ſpäter unvermeidlich ſei, beobachtete er dennoch die größte Mäßigung in ſeinem Benehmen gegen dieſen Fürſten. Darum, als es wegen dem Wynaad, einem kleinen Bezirk im Gautenlande, auf der Grenze von Malabar, zwiſchen den Briten und ihm zum Streit zu kommen drohte, erlies Lord Wellesley, nachdem er von der Rechtmäßigkeit der Anſprüche des Sultans ſich verſichert hatte, den Befehl zur augenblicklichen Räumung dieſes Diſtrikts. Um jedoch jede Verbindung zwiſchen ihm und den franzöſiſchen Agenten abzuſchneiden, wurde die ganze Küſte von Malabar von den Truppen der Kompagnie beſetzt. Folge davon war, daß die Unterhandlungs-Eröffnungen des General-Statthalters von Tippu abgelehnt wurden, weshalb der erſte ſich nach Madras begab, um auf jedes Ereigniß gefaßt zu ſein.

Die Regierung von Madras entſprach den Anſichten Wellesleys, und die Armee wurde in größter Schnelligkeit vollzählig gemacht. Eine Kommiſſion, an deren Spitze ſich der Bruder des General-Statthalters befand, unterhandelte mit allen Tributpflichtigen, wie mit den vorzüglichſten Offizieren Tippus, die man für ſich zu gewinnen ſuchte, und denen man den Schutz der Geſellſchaft, wie ihrer Bundesgenoſſen verhieß.

Gleichzeitig ward dem Sultan der Krieg erklärt, man benachrichtigte ihn jedoch, daß wenn er mit der Regierung ſich zu verſtändigen wünſche, er ſeine Vorſchläge durch Vermittelung des General Harris geltend machen könne. Die von dieſem General befehligte Armee verließ Kaukengena den 27. März früh und marſchirte gegen Malavilly, das 12 Stunden öſtlich von Seringapatam ligt, wo ſie auf ein ſtarkes feindliches Korps ſtieß. Die Diviſion des Oberſt Wellesley umging den rechten Flügel der Indier, und bot dadurch dem General Floyd die Gelegenheit, mit drei Regimentern Kavallerie ein Infanteriekorps zu zerſtreuen, das viel Menſchen verlor.

Der Krieg war nicht von langer Dauer. Harris griff die Hauptſtadt während der größten Hitze des Tages an, weil er vorausſetzte, daß die feindlichen Truppen zu dieſer Zeit weniger wie zu jeder andern geneigt ſein würden ſich zu vertheidigen. Seringapatam gerieth den 4. Mai in die Gewalt der Engländer und Tippu blieb auf dem Schlachtfelde. Die Nachricht davon gelangte den 11. nach dem Fort St. Georg. Die darüber ausgefertigte Depeſche war verborgen in einer Feder und einem ſichern Boten anvertraut. Denn das Land war noch von den Truppen und Anhängern Tippu Saibs überſchwemmt. Eine beſtändige Beſatzung wurde zu Seringapatam gelaſſen und Oberſt Wellesley zum Kommandanten der Stadt ernannt.

Man verſetzte nun die Mitglieder von Tippus Familie nach Wellore, deſſen Bewachung man dem Oberſt Dowton anvertraute. Die oſtindiſche Geſellſchaft behielt Seringapatam für ſich. Der Nizam erhielt

einen nicht unbedeutenden Theil von dem eroberten Lande, um ihn in den Stand zu ſetzen, einen etwas überwiegenden Rang einzunehmen unter den indiſchen Mächten, ohne jedenfalls ſich der Gefahr auszuſetzen, ihn England furchtbar zu machen. Der Ragah der alten Dynaſtie von Myſore wurde zum Beherrſcher des übrigen Landes ernannt. Er war noch ſehr jung und hieß Kiſchna Ragah Udiawer. Man geſellte ihm als Dewan den Bramin Purnih bei, der Tippus Finanz-Miniſter geweſen war. Der wichtige und delikate Poſten eines Statthalters von Seringapatam blieb dem Oberſt Wellesley geſichert.

Die ruhmvolle Eroberung von Myſore verbreitete nicht allein in den britiſchen Beſitzungen in Oſtindien, ſondern in England ſelbſt große Freude. Der General-Statthalter ward mit Dankſagungsſchreiben überſchüttet, das Parlament ſelbſt ertheilte ihm ſein Lob und die oſtindiſche Geſellſchaft votirte ihm ein Jahrgeld von 5000 Pfund (60,000 fl.).

Lord Wellesley faßte nun den Entſchluß eine Geſandtſchaft an Baber Khan nach Perſien zu ſchicken, um ſeine Abſichten zu ergründen und nicht allein ſeine Macht kennen zu lernen, ſondern auch die Zemaun Schahs, der ſchon die nördlichen Grenzen Hinduſtans bedrohet hatte. Dieſe Geſandtſchaft ſollte ſich auch beſtreben, den perſiſchen Hof zu bewegen, ſowohl gegen Zemaun als gegen die Franzoſen ſich zu erklären, in dem Falle, wo dieſe es verſuchen würden durch das perſiſche Gebiet gegen Indien vorzudringen.

Kapitän Malcolm wurde gewählt, alle dieſe Aufträge in Ausführung zu bringen, was ſeiner Geſchicklichkeit auch vollkommen gelang. Er ſchloß einen poli-

tiſchen und einen Handelsvertrag mit Perſien, woraus ſich ein gutes Vernehmen mit dem Paſcha von Bagdad ergab. Die Unternehmungen der Franzoſen in Aegypten vermochten ſpäter auch den General-Statthalter Unterhandlungen mit den Portugieſen zu Goa anzuknüpfen, deren Ergebniß die Aufnahme von 1100 britiſchen Soldaten, unter Sir Wilhelm Clarkes Befehl in dieſer Feſtung war.

Gegen Ende 1801 beabſichtigten der Marquis von Wellesley und Lord Clive abzudanken und nach England zurückzukehren. Um die Beweggründe, welche ſie zu dieſem Schritte vermochten, richtig zu würdigen, iſt es nothwendig, etwas näheres anzudeuten über einen Theil der Zuſammenſetzung der oſtindiſchen Geſellſchaft.

Die in den Angelegenheiten der Kompagnie intereſſirten Perſonen ſchieden ſich in drei Klaſſen, wovon jede einen gewiſſen Grad von Macht in Händen hatte, den ſie je nach den Umſtänden geltend machen konnte. Dieſe Klaſſen waren: 1. die Schiffsausrüſter; 2. die Kaufleute zu London; 3. die Kommiſſions-Häuſer. Die beiden erſten waren um dieſe Zeit die mächtigſten, beſonders die erſte, welche die beiden andern weit überflügelte. Die zu dieſer Klaſſe Gehörigen waren unter einander ſo gut übereinverſtanden, und hatten ſo oft Gelegenheit ihre Macht geltend zu machen, daß jede Oppoſition gegen ſie unmöglich wurde. Allmählig bildete dieſe Klaſſe eine Macht, deren halb zum Handel halb zum Kriege ausgerüſtete Seemacht beinah der königlichen gleichkam. Einige Kapitäne, die ſich im Dienſte der Kompagnie bereichert hatten, erlangten Aemter und nicht geringen Einfluß bei der Direktion.

Folge davon war, daß alle Berathungen nur von den Wenigen geleitet wurden, die ein direktes Intereſſe bei ihrer Entſcheidung geltend machen konnten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß aus einem ſolchen Zuſtande der Dinge mehre nicht unbedeutende Mißbräuche entſtehen mußten, die endlich ſo drückend wurden, daß durchaus eine Veränderung in dem bisher verfolgten Syſtem vorgenommen werden mußte. Der General-Statthalter konnte nicht untheilnehmend bleiben in dem Kampfe, den der Eigennutz einiger Individuen gegen das allgemeine Intereſſe begonnen, und den er mit Hartnäckigkeit fortſetzte. Er erklärte ſich gegen die Schiffsausrüſter, die, wie geſagt, ſehr mächtig waren und nun in die bitterſten Vorwürfe gegen ihn ausbrachen. Es geſellten ſich dazu noch andere Umſtände, die ſeine Stellung, dem Direktorium gegenüber, beinahe unerträglich machten.

Indeß war der Friede zwiſchen England und Frankreich unterzeichnet worden, er ſchien jedoch ſo wenig ſicher, daß der Präſident des Kontrolle-Büreaus den General-Statthalter aufforderte, die durch den Vertrag an Frankreich oder Holland zurückerſtatteten Plätze nicht eher zu übergeben, als bis er dazu von London den ausdrücklichen Befehl erhalten haben würde. Die Vorausſicht des Präſidenten (Lord Caſtlereagh) ging nur zu bald in Erfüllung. Den 17. Juni 1803 wurde Holland der Krieg erklärt und bald nachher begannen auch die Feindſeligkeiten mit Frankreich aufs neue. Glücklicherweiſe war noch keine der Beſitzungen dieſer Mächte in Indien von den britiſchen Truppen geräumt worden, und man hatte, wenigſtens in dieſer Beziehung, keine Uebereilung ſich zum Vorwurf zu machen.

Die verwundbarſte Stelle auf den Grenzen der britiſchen Beſitzungen war die, welche das von Sindia beherrſchte Land berührte, dergeſtalt, daß im Falle einer Vereinigung der Mahratten, mit dem Peiſchwa an ihrer Spitze, mit Sindia und Holkar als Vaſallen, dem Ragah von Berar als Bundesgenoſſen und franzöſiſchen Offizieren zur Leitung der Operationen, England mit ſo bedeutenden Streitkräften zu thun gehabt haben würde, daß die Regierung genöthigt geweſen wäre, alle die ihrigen aufzubieten, um mit Erfolg ſie bekämpfen zu können.

Die Abſichten Holkars und Sindias waren mehr als zweifelhaft; dennoch konnte der General-Statthalter nicht entdecken, was ſie eigentlich im Schilde führten, weshalb er dem General Wellesley die Leitung aller bürgerlichen und militäriſchen Angelegenheiten in Hinduſtan und Dekkan anvertraute, jedoch nur in dem, was ſich auf den Peiſchwa, den Nizam und die Mahratten bezog, mit der Vollmacht der Entſcheidung in allen Angelegenheiten mit den Genannten, wie zur Abſchließung aller Uebereinkünfte mit Sindia, Holkar und dem Ragah von Berar. Es entſtand daraus ein Krieg, durch den die Geſellſchaft neue Eroberungen machte und die Grenzen ihres Reichs noch weiter ausdehnte.

Der Anfang des Jahres 1804 ward durch die Niederlage der franzöſiſchen Flotte des Admirals Linois, in der Meerenge von Molakka, bezeichnet. Sie wurde von der von Schina zurückkehrenden Flotte der Geſellſchaft geſchlagen. Der Werth der letzten belief ſich auf acht Millionen Pfund Sterling (96 Millionen fl.).

Um dieſelbe Zeit verlor auch der Mogul Schah

Alum, deſſen wir früher ſo häufig gedacht, jeden Ueberreſt von Unabhängigkeit. Der britiſche Reſident wurde des Landes eigentlicher Beherrſcher, obgleich alle Abgaben im Namen des Moguls erhoben und die Gerechtigkeit unter ſeinem Namen verwaltet wurde.

Lord Wellesley beharrte indeß auf ſeinem Vorſatz ſein Amt niederzulegen und nach England zurückzukehren, weshalb er durch den Marquis von Cornwallis erſetzt ward, der den 30. Juli 1806 in Kalkutta anlangte. Wir wollen hier nur vorübergehend der Angriffe gedenken, denen die Verwaltung des letzten General-Statthalters im Unterhauſe des Parlaments ausgeſetzt war. Sie dauerten unter verſchiedenen Formen drei Jahre hinter einander fort, beendeten ſich jedoch ganz zu Ehren Wellesleys. Lord Cornwallis ſtarb zu Gazipur, bald nach ſeiner Ankunft in Indien. Er wurde durch Lord Minto erſetzt.

Die Verwaltung dieſes letzten umfaßte mehre wichtige Ereigniſſe und ein weites Feld politiſcher Unterhandlungen. Wir wollen davon nur der hauptſächlichſten gedenken. Um den Einfluß Frankreichs auf die indiſchen Angelegenheiten immer mehr zu ſchwächen, ſchickte der General-Statthalter eine Geſandtſchaft an die Emire von Sindia. Hankey Smith ſchloß mit ihnen am 9. Auguſt 1809 einen freundſchaftlichen Vergleich, wodurch dem „Stamme“ der Franzoſen verboten ward, im Lande ſich niederzulaſſen.

Kurz vorher war der General-Statthalter von einem von den Franzoſen entworfenen Plane unterrichtet worden, Indien zu erobern, wobei ſie auf die Mitwirkung der Türkei und Perſiens rechneten. Lord Minto ſchickte deshalb den Oberſt Malcolm als

Geſandten ſowohl an den König von Perſien, als an den Paſcha von Bagdad. Allein Frankreichs Einfluß war damals ſo groß in Perſien, daß Malcolm nicht einmal zu einer Audienz gelangen konnte. Er verließ deshalb Buſchir und kehrte nach Kalkutta zurück.

Sir Harper Jones war glücklicher in Teheran. Er ſchloß einen Vergleich mit dem perſiſchen Hofe, in Folge deſſelben die franzöſiſche Geſandtſchaft fortgeſchickt wurde. Elphinſtones Sendung nach Kabul gelang ebenfalls. Rundſchit Sing war ſchon gegen die nordweſtliche Grenze des Gebiets der Geſellſchaft vorgedrungen, weshalb der General-Statthalter ſchon zu Anfang 1808 mit ihm in Unterhandlung trat, und zugleich Truppen gegen ihn marſchiren ließ. Es kam dadurch zu einem freundſchaftlichen Briefwechſel zwiſchen beiden. Rundſchit Sings Autorität im Norden des Suledſche wurde vollkommen anerkannt, und der Statthalter machte ihm eine mit zwei Pferden beſpannte Kutſche zum Geſchenk, die ihm viel Vergnügen zu machen ſchien.

Die Wegnahme der Moritz-Inſel und der holländiſchen Gewürz-Eilande im Jahr 1810, verſetzte der franzöſiſchen Macht in Indien einen harten Streich. Es ward auch eine Expedition zur Beſetzung der Inſel Makas, an der Mündung des Fluſſes von Kanton, abgeſchickt. Das Unternehmen gelang, machte aber einen ſehr nachtheiligen Eindruck auf die Schineſen. Sie verlangten die unmittelbare Entfernung aller Truppen wie Schiffe, was auch geſchah, und das Direktorium mißbilligte den übereilten Schritt ſehr.

Lord Mintos Verwaltung erreichte auf eine glänzende Weiſe ihr Ende durch die Eroberung von Jawa

und der dazu gehörigen Länder. Wie viele Mühe der General-Statthalter ſich indeß gegeben, die Wunden zu heilen, welche lange und blutige Kriege dem Lande geſchlagen, vergönnte ihm die Verbündung der einheimiſchen Fürſten gegen Englands Macht dennoch nicht die Erhaltung einer beſtändigen Ruhe und die Verminderung der öffentlichen Ausgaben. Sie erforderte im Gegentheil noch größere Koſten, als die Kriege gegen die indiſchen Staaten.

Jedesmal wenn es zu einer Erneuerung des ausſchließenden Vorrechts der Geſellſchaft kam, boten die Kaufleute in Großbritannien alles auf, um wo nicht die gänzliche, doch die theilweiſe Abſchaffung dieſes Privilegiums zu erzielen. Es war 1793 nur unter der Bedingung erneuert worden, daß Raum für 30,000 Tonnen Waare von Privatleuten an Bord der Schiffe der Geſellſchaft bleiben ſolle. Das war der erſte Stoß, den das ausſchließende Vorrecht erlitt, welches ſie ſeit faſt 200 Jahren genoſſen hatte. Schon 1808 waren Unterhandlungen angeknüpft worden für eine andere Erneuerung, und den 22. Februar 1813 legte die Kompagnie dem Parlament eine Bittſchrift vor, worin ſie auseinanderſetzte, daß die Erhaltung ihrer politiſchen Macht in inniger Verbindung ſtehe mit der Bewahrung ihrer Handels-Privilegien.

Den 13. März, als das Unterhaus ſich zu einem allgemeinen Ausſchuß gebildet, legte ihm Lord Caſtlereagh verſchiedene Beſchlüſſe vor, behufs einiger in das bisher befolgte Syſtem einzuführenden Milderungen. Die Kompagnie verſäumte nichts, um ihre Annahme zu hintertreiben. Demungeachtet wurden ſie die Grundlage eines Geſetzes, das im Juli von den beiden Par-

lamentshäuſern gebilligt ward. Durch dies Geſetz wurde der oſtindiſche Handel für Schiffe von einer gewiſſen Tonnenlaſt frei erklärt. Jeder, der dieſen Vortheil benutzen wollte, war gehalten, ſich mit einem Patent von Seite des Direktoriums zu verſehen; erſt nach deſſen Weigerung, es zu ertheilen, konnte man ans Kontrolle-Büreau appelliren.

Neben andern Beſchränkungen beſtand auch noch die, daß kein General-Statthalter, kein Statthalter und Obergeneral ohne Gutheißen der Krone ernannt werden, und daß das Direktorium keine Summe über 600 Pfund (7200 fl.) ohne Mitwiſſen des Büreaus zugeſtehen konnte. Es wurde auch noch ein Bisthum für Indien geſtiftet. Zahlreiche Bittſchriften waren wegen Erleichterung der Sendung von Miſſionäre nach Indien beim Parlament eingelaufen. Laut der Urkunde von 1698 war die Geſellſchaft verpflichtet, einen Geiſtlichen und einen Schulmeiſter in jeder Garniſonsſtadt und in jedem Komptor erſten Ranges zu unterhalten, wie einen zum Gottesdienſt ſchicklichen Ort zu beſtimmen ꝛc. ꝛc.

Lord Mintos Nachfolger als General-Statthalter von Oſtindien war der Graf von Moira, deſſen Verwaltung mit einem Kriege gegen Nepal begann. Die Feindſeligkeiten nahmen den 20. Auguſt 1814 ihren Anfang und der Friede ward den 15. März 1816 unterzeichnet. Der Ragah von Nepal verzichtete dadurch auf alle Anſprüche auf gewiſſe Ländertheile, die er vor dem Kriege geltend gemacht, und trat der Geſellſchaft alle Niederungen zwiſchen dem Rapti und Gunduck ab, mit der alleinigen Ausnahme von Butwul. Es war daſſelbe auch mit den Niederungen zwiſchen dem Gem-

duck und Kuſt. Er verpflichtete ſich überdem, den Ragah von Sikkim hinfort nicht mehr zu beunruhigen, und keinen Europäer in ſeine Dienſte zu nehmen.

Im Januar 1816 zeigte ſich ein beträchtliches Korps Pindarrys am nördlichen Ufer der Kiſtna, von wo es einen Einfall auf das Gebiet von Madras unternehmen zu wollen ſchien. Die Schnelligkeit der Bewegungen dieſer Barbaren iſt kaum glaublich und machte es, vereint mit der Liſt, welche ſie die Pläne ihrer Gegner entdecken ließ, ganz unmöglich, ihnen den Rückweg abzuſchneiden. Der Erfolg ihrer Unternehmungen vermehrte noch ihre natürliche Wildheit, Verheerungen, Schändungen und Todſchläge bezeichneten ihren Weg. Die Einwohner zogen es vor, ſelbſt ihre Häuſer anzuzünden und darin umzukommen, als in die Hände dieſer Barbaren zu gerathen.

Schon 1811 hatte der Statthalter von Bengalen das Direktorium in London von der drohenden Ausdehnung benachrichtigt, welche die Macht der Pindarrys gewonnen. Er hatte zugleich angekündigt, daß es früher oder ſpäter nothwendig werden würde, beträchtlichere Streitkräfte, beſonders in Reiterei, gegen ſie aufzubringen, als man in gewöhnlichen Zeiten ſtellen konnte. Der Augenblick eines kräftigen Einſchreitens war endlich erſchienen, denn die Pindarrys wurden im Geheimen von Holkar und dem Peiſchwa unterſtützt. Der General-Statthalter nöthigte nun beide, ſich mit ihm zur Ausrottung der Räuber zu vereinigen. Der Peiſchwa verpflichtete ſich, zur Verfügung der britiſchen Regierung 5000 Mann Reiterei und 3000 Mann Fußvolk zu ſtellen.

Die Geſellſchaft erwarb in der Folge das Eigen-

thum der nördlichen Zirkaren, nebſt den Beſitzungen des Peiſchwa in Guzerat, den Bezirk Kattgurs, nebſt einer Landſtrecke von Kornatik, worauf ſich die Forts Danoar und Konſegal befanden. Eben ſo erhielt ſie das Souveränetätsrecht über das Fort Almednagur, das ſie bisher nur beſetzt gehalten, nebſt allen Rechten des Peiſchwa in Bundelkund und Hinduſtan.

Durch dieſe Abtretungen wurde er gänzlich abgeſchieden von den nördlich von Bekarbudda gelegenen Ländern. Er wurde fortan nicht mehr zu den indiſchen Mächten gerechnet und war nichts weiter als ein engliſcher Vaſall. Er empfand ſehr ſchmerzlich ſeine Erniedrigung und ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, um ſich wieder zu erheben. Deshalb verabſchiedete er ſeine Truppen nicht und ſetzte ſeine Feindſeligkeiten gegen die Kompagnie fort. Endlich kam es zu einer Schlacht, worin die 25,000 Mann ſtarke Armee des Peiſchwa von dem aus 2500 Mann beſtehenden Korps des Oberſt Burr geſchlagen wurde. General Smith nahm den 17. November 1817 Beſitz von Puna, der Hauptſtadt ſeiner Staaten. Nach einigen andern fruchtloſen Verſuchen zur Wiedererlangung ſeiner Macht, entſchloß er ſich endlich den 2. Juni 1818 an Sir John Malcolm auf Gnade und Ungnade ſich zu ergeben.

Als das Direktorium in London von dem glänzenden Erfolge dieſer beiden Feldzüge in Kenntniß geſetzt worden, machte es in einer General-Verſammlung aller Aktien-Inhaber den Vorſchlag, eine Summe von 60,000 Pfund (720,000 fl.) zum Ankauf eines Landgutes in Großbritannien zu verwenden, und dieſes Lord Moira, der indeß Marquis von Haſtings geworden, als ein Zeichen der Dankbarkeit für die großen

Dienſte, welche er der Geſellſchaft geleiſtet, zu ſchenken. Der Vorſchlag ward einſtimmig angenommen. Die Unterhandlungen, welche bis 1824 zwiſchen den Bevollmächtigten Englands und Hollands gepflogen wurden, erreichten ihr Ende durch die Abtretung aller niederländiſchen Beſitzungen auf dem indiſchen Feſtlande, Malakka und Singapur mit inbegriffen. Holland erhielt dagegen Sumatra, nebſt allen Rechten und Anſprüchen der engliſch-oſtindiſchen Geſellſchaft auf dieſe Inſel.

Nach dem Marquis von Haſtings wurde Canning zum General-Statthalter ernannt. Da jedoch dieſer, nach Londonderrys Tode, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde, konnte er ſich nicht nach Indien begeben und ſtatt ſeiner ward Lord Amhorſt dahin geſchickt. Wie der Krieg von Myſore im Jahr 1799 und wie der von Nepal im Jahr 1814, war auch der Krieg von Awa die Erbſchaft, welche der abtretende General-Statthalter ſeinem Nachfolger hinterließ. Die Feindſeligkeiten mit den Burmeſſen kamen im Mai 1824 zum Ausbruch. Erſt den 3. Januar 1826 ſchloß man wieder einen Frieden, wodurch Arrakan, Mergui, Tavoi und andere Länder an die Kompagnie abgetreten wurden. Aſſam, Kaſchar und Munipur ſollten von England anerkannten Fürſten ertheilt und eine Kriegsſteuer von einer Million Rupien gezahlt werden.

Nach der Einnahme der wichtigen Feſtung Butpur und dem Friedensſchluſſe von Awa unternahm Lord Amhorſt eine Reiſe durch die nördlichen Provinzen. Während ſeinem Aufenthalt zu Delhi ſtellte ſich auch das gegenſeitige Verhältniß feſt zwiſchen der britiſchen Regierung in Indien und dem König von Delhi. Die

Huldigung, welche die Geſellſchaft bisher dieſem Für-ſten wirklich oder nur ſcheinbar geleiſtet, wurde da-durch gänzlich beſeitigt.

Dies Ereigniß erregte großes Aufſehen im Lande, weil Großbritannien dadurch zum erſten Male ſeine Unabhängigkeit augenſcheinlich beurkundete. Man ver-ſicherte nun, daß die Krone von Hinduſtan auf die engliſche Regierung übergegangen ſei. Im übrigen äuſſerten die Landes-Einwohner gar keine Verwun-derung über den Vorfall. Nichts läßt ſich mit der Gleich-gültigkeit vergleichen hinſichts des Namens deſſen, der ſie beherrſcht. Lord Amhorſt ſchiffte ſich im März 1827 ein, um nach England zurückzukehren. Lord Wilhelm Bentinck ward ſein Nachfolger.

Der Zuſtand der Angelegenheiten war in dem Augen-blicke, wo der neue Statthalter ſein Amt antrat, äuſ-ſerſt ſchwierig. Wohl war die Ueberlegenheit der bri-tiſchen Macht feſter begründet als je zuvor; aber ſie war ſo ſchwer zu erwerben geweſen, daß man, um im Gleichgewicht zu bleiben, zur ſtrengſten Sparſamkeit ſeine Zuflucht nehmen mußte. Die oſtindiſche Staats-ſchuld hatte ſich binnen vier Jahren um 13,007,823 Pfund (156,093,876 fl.) vermehrt, während die neuen Gebiets-Erwerbungen nicht erlaubten, die Verwaltungs-koſten zu vermindern. Dennoch ergriff Lord Bentinck alle Maßregeln, die ihm ausführbar ſchienen zur Ver-minderung der Ausgaben. Es war darum zu thun zu erhalten, was mühſamer iſt als erwerben. Es war darum zu thun in Frieden zu regieren, was ſchwieriger iſt als Krieg zu führen.

Das Ende des Jahres 1829 ward durch die Ab-ſchaffung der Suttien, oder des Gebrauches der leben-

digen Verbrennung der Wittwen mit dem Leichnam ihres Mannes, bezeichnet. In den 14 letzten Jahren hatten ſich 310 Beiſpiele von dieſer entſetzlichen Selbſtopferung ereignet. Weder die Beſeitigung dieſes religiöſen Verfahrens von Seite der Regierung, noch die Verwerfung der an den geheimen Rath gerichteten Berufung veranlaßten die geringſte Unruhe unter der eingebornen Bevölkerung.

Lord Bentinck verwendete eine ganz beſondere Sorgfalt auf die Unterrichtung der Indier. Das Verlangen die engliſche Sprache zu erlernen wurde bei ihnen bald ſo allgemein, daß 3000 junge Hindus dieſe Sprache auf der Madriſſa oder gelehrten Schule in Kalkutta ſtudierten.

Vierzehn Jahre waren verſtrichen, ſeit man zuerſt den Gedanken aufgefaßt, regelmäßige Verbindungen durch die Dampfſchifffahrt zwiſchen London und Bombay einzuführen. Man zweifelte nicht an der Möglichkeit monatlicher Depeſchen-Beförderungen, nur wußte man nicht, wie hoch ſich dabei die Unkoſten belaufen würden. Es wurde deshalb eine Verſammlung zu Kalkutta gehalten, die eine Kommiſſion ernannte und eine Subſkription eröffnete. Obſchon die Regierung weit entfernt war, einen günſtigen Erfolg des Unternehmens zu erhoffen, unterzeichnete ſie dennoch für 20,000 Rupien. Unter den verſchiedenen in Vorſchlag gebrachten Plänen, befand ſich auch der den direkten Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung betreffende. Ein zweiter deutete die Schifffahrt auf dem Eufrat bis Baſſora und von da durch den perſiſchen Meerbuſen nach Indien an. Ein dritter bezeichnete das mittelländiſche Meer, Alexandria, Kahira,

Suez und das rothe Meer als die zu berührenden Punkte. Ein vierter endlich geſtand der innern Schiffahrt auf den indiſchen Strömen den Vorzug zu.

Der erſte Verſuch ward ums Vorgebirg der guten Hoffnung unternommen. Kapitän Johnſon legte mit dem Dampfſchiffe „Unternehmung“ die Strecke in 113 Tagen zurück, während welcher Zeit er 10 Tage ſtill ligen mußte. Man rechnet jetzt, daß die zur Ueberfahrt erforderliche Zeit ſich auf 80 bis 85 Tage belaufen würde. Es iſt jedoch ſehr zu bezweifeln, daß der Weg ums Vorgebirg der guten Hoffnung der entſprechendſte ſein dürfte.

Die Schiffahrt auf dem Ganges war der zweite Dampfſchiffahrts-Verſuch im Lande ſelbſt. Es wurden 8 eiſerne Dampfboote von England nach Oſtindien geſchickt. Man ſchmeichelt ſich nun große Vortheile zu gewinnen von der Annahme dieſes neuen Transportmittels, beſonders auf dem Indus.

Das dritte Experiment bezweckte die Einführung einer Verbindung mit England durch das rothe Meer. Man hat dadurch die Gewißheit erlangt, daß die Reiſe von Bombay bis England in 61 Tagen gemacht werden kann, alle Verſpätungen unterwegs mit inbegriffen. Bemerkt werden muß überdem noch, daß die Neuheit des Unternehmens, die Schwerfälligkeit der Fahrzeuge und die geringe Kraft der Maſchinen dem Verſuche ungünſtig war. Indeß hat ſich der Brite Waghorn in Aegypten niedergelaſſen, um wo irgend möglich dies nützliche Vorhaben in Ausführung zu bringen. Schon hat er ſich das Vertrauen des Paſcha und der Miniſter erworben, und denſelben einen räſonirten Plan

über die regelmäßige Beförderung der Briefe und Waaren durch Aegypten vorgelegt.

Die Möglichkeit der Schiffahrt auf dem Eufrat iſt ihrerſeit durch die Unterſuchungen des Kapitän Chesney auſſer allem Zweifel geſtellt.

Die Regierung fand ſich 1833 in einen Krieg mit dem Ragah von Kurg verflochten, der durch die Eroberung des Landes dieſes Fürſten ſein Ende erreichte.

Wir gelangen jetzt zu der Epoche, wo die oſtindiſche Geſellſchaft ein ganz neues Anſehen gewinnt. Das ihr zugeſtandene und mehrmals beſtrittene Handelsmonopol erreichte 1834 ſein Ende. Schon von 1830 an beſchäftigte dieſer wichtige Gegenſtand die Berathungen des Parlaments und die Regierung nahm keinen Anſtand, zu erklären, daß ſie nicht die Abſicht habe, das ausſchließende Vorrecht der Geſellſchaft abermals zu erneuern. Jedenfalls mußten die Intereſſen der Aktien-Inhaber geſichert werden, und die große Angelegenheit ward 1833 beendet. Die hauptſächlichſten Grundlagen der neuen Einrichtung waren nachſtehende:

Die oſtindiſche Geſellſchaft trat der Regierung alle ihr Handels-Kapital bildenden Aktiva ab, und verzichtete darauf, irgend einen Handel für ihre Rechnung zu treiben. Der Handel mit Oſtindien und Schina wurde für alle britiſchen Unterthanen ohne Ausnahme frei erklärt. Die Regierung verpflichtete ſich dagegen, alle Handels-Gläubiger der Geſellſchaft zu befriedigen und der Kompagnie vierzig Jahre hinter einander eine jährliche Entſchädigung von 630,000 Pf. (7,560,000 fl.) zu zahlen, zur Vertretung der Dividenden der Aktien-Inhaber, welche letzten fortwährend eine anonyme Geſellſchaft bildeten.

Eine Summe von 10 Millionen Pfund Sterling ward in den öffentlichen Fonds angelegt, zur Aufhäufung ihrer Zinſen während 40 Jahren, und um als Garantie der Zahlung, ſowohl der Dividenden als des Kapitals, zu dienen. In dem Falle, wo dieſe Summe zur vorausbeſtimmten Zeit nicht genügend wäre, ſollte die Geſellſchaft berechtigt ſein, ihren Handel aufs neue zu beginnen.

Die Kompagnie bleibt noch 20 Jahre mit der Regierung der engliſchen Beſitzungen in Indien beauftragt, wie ſie es bisher geweſen, und bezieht die Abgaben nach wie vor. Einige Veränderungen wurden jedoch im Verwaltungsfache, in der Stellung der untergeordneten Statthalter, dem General-Statthalter gegenüber, und in den Attributionen des oberſten Raths eingeführt. — Nachdem dieſer Geſetzvorſchlag zum dritten Male im Oberhauſe vorgeleſen worden, erhielt er den 28. Auguſt 1833 ebenfalls die königliche Beiſtimmung.

Solches iſt ein treues Bild der fortſchreitenden Vermehrung der britiſchen Macht in Oſtindien, vom erſten Augenblicke der Bildung der Komptore der Geſellſchaft bis zur neueſten Zeit. Nichts wunderbareres als dieſe ſo gewaltige Ausdehnung in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahrhunderten. Geld und Waffengewalt, Liſt und Stärke, verbunden mit andern noch viel weniger lobenswerthen Mitteln, wurden immerwährend von den britiſchen Statthaltern, dieſen eigentlichen Königen Indiens, in Anwendung gebracht, um die Eroberungen der Kompagnie zu ſichern und immer weiter auszudehnen.

Vom Vorgebirg Komorin bis zum Sutledſche und

von Aſſam bis zum Indus gehorcht jezt Alles den Geſetzen Englands. Beginnt man vom ſüdlichſten Punkte, der Länder nicht zu gedenken, welche die Geſellſchaft als unveräuſſerliches Eigenthum beſitzt, ſo finden wir zuerſt den Tributſtaat Travankur, das von britiſchen Beamten verwaltete Myſore, die Staaten Sattara, Nizam und Berar, die theils England Tribut zahlen, theils noch mehr von ihm abhängig ſind. Nördlich von Nerbudda kommt man nach Malwa oder Zentral-Indien, worin ſich Guzerat und Bundelkand befinden, mit den verſchiedenen Radſchput-Fürſten, die gleich von Anfang an der Hindumacht unterthan waren. Dies Land befand ſich unter der Herrſchaft des Moguls bis zur Invaſion der Mahratten. Es wird vom Schumbul und Sind bewäſſert, die ſich in die Jumna ergießen. Ueberſteigen wir die Gebirgskette nordweſtlich von Udipur, ſo gelangen wir nach Judpur und Marwar, in deren Nähe Bikkanir und Jeſſulmer ligen, von wo man das Gebiet von Bawalpur erreicht, das vom Indus und dem Garra gebildet wird, und nordweſtlich von dem ſich das Land der Seiken befindet, das ebenfalls unter engliſchem Schutz ſteht. Das Geſammt-Einkommen der oſtindiſchen Geſellſchaft wird jährlich auf 22 Millionen Pfund Sterl. (264 Millionen fl.) angeſchlagen.

Alles vorher geſagte gibt uns einen ziemlich genauen Begriff von dem reichen und großen Lande, das ſich eine Geſellſchaft londoner Bürger nach und nach erworben, das von ihr gegenwärtig noch beherrſcht und ausgebeutet wird, zur Ehre wie zum größten Nutzen Englands; von dem Lande, das Frankreich, Holland und die Eingebornen ſeit Langem jener Geſellſchaft

ſtreitig machen und das ſie ihr wieder zu entreiſſen ſich bemühen, wo Napoleon zweimal, als General und als Kaiſer, durch ſeinen Feldzug in Aegypten und durch den in Rußland, Großbritannien den Todesſtreich zu verſetzen beabſichtigte, das endlich Rußland, als Erbe ſeiner Pläne, durch Perſien und die Tartarei unausgeſetzt bedrohet. Denn es iſt in Oſtindien jetzt nicht mehr um das Schickſal einer Handels-Geſellſchaft, ſondern um das der ganzen britiſchen Nation zu thun.

Entſtehen und Fortſchritte der Alchimie, von den älteſten Zeiten bis zur Entdeckung des Steins der Weiſen.

In der Geſchichte der Filoſofie gibt es wohl kein merkwürdigeres Kapitel, als das über den Urſprung nnd die Fortſchritte der Alchimie handelnde, keinen Zweig menſchlicher Kenntniſſe, der mehr zugleich die Stärke und die Schwäche des menſchlichen Geiſtes beurkundet, keine Arbeit, die beſſer die Fabel des ein Mäuschen gebährenden Berges verwirklicht.

Das Verlangen nach dem Unendlichen, das im Menſchen lebt, und der größte Beweis ſeiner Vervollkommlichkeit iſt, das ihn zum Freund des Wunderbaren macht und ihn zum Uebernatürlichen hinzieht, hat in den Zeiten der Unwiſſenheit den Alchimiſten und den Aſtrologen erzeugt, in Erwartung, daß durch Zeit

und Aufklärung aus der Aſtrologie die Aſtronomie ſich entwickele, daß Alchimie die Chemie hervorbringe, daß Wiſſenſchaft auf Kabala folge und daß aus Zauberern und Hexenmeiſtern Gelehrte werden.

Es war zu Ende des 16. Jahrhunderts, jenes Jahrhunderts der Zergliederung und Prüfung, wo Tradition durch wirkliche Erfahrung verdrängt zu werden begann, wo Logik Myſtizismus erſetzte, wo Freiheit zuerſt im edlern Sinne ſich geltend machte, wo die Magnetnadel die Erde erweiterte, jenes Jahrhunderts, wo Luther lebte, mit Kopernick, Bäkon und Kolomb, dem letzten Alchimiſten, der den großen Stein der Weiſen, Amerika mit ſeinen Goldgruben, entdeckte; zu Ende dieſes Jahrhunderts war es, wo wenigſtens theilweis jene Verwandelung der übernatürlichen in poſitive Wiſſenſchaften, der Idealität in Wirklichkeit ſtatt fand, wo die Alchimie endlich verſchwinden oder vielmehr ſich umgeſtalten mußte. Wozu hätte in der That der Stein der Weiſen nach Perus Entdeckung noch nutzen können?

Es wird deshalb nicht ohne Intereſſe ſein, einige der Angaben zu ſammeln, welche alte und neue Bücher hier und da über dieſe Wiſſenſchaft uns bieten, die nicht gefunden, was ſie geſucht, und die dagegen gefunden hat, was ſie nicht zu ſuchen ſich befliſſen. — Die meiſten dieſer Werke ſind nicht einmal der gelehrten Welt bekannt. Der „Einweihungen“ in die Alchimie, die den wichtigſten Theil der geheimnißvollen Einweihungen aller Zeiten bilden, wird weder von Warburton, Moriz, Taylor ꝛc., noch von alle den andern Schriftſtellern gedacht, welche dieſen Gegenſtand behandelt haben.

Wir wollen uns vor Allem mit der Lehre der Kabaliſten beſchäftigen, von denen beſonders die Einführung der übertraglichen Filoſofie in die Einweihungsſchulen herrührt. Der Name Kabaliſt, der urſprünglich den jüdiſchen Gelehrten gegeben ward, welche die Autorität der Ueberlieferung lehrten, wurde ſpäter allen aſiatiſchen und europäiſchen Theoſofen beigelegt, die zu verſchiedenen Zeiten dieſelben Lehren vertheidigt und den Kultus der geheimen Wiſſenſchaften fortgeſetzt haben. Unter „geheimen Wiſſenſchaften" verſteht man die myſtiſchen Syſteme, die der Reihe nach unter den Namen Mythologie, Aſtrologie, Punktierkunſt, weiße und ſchwarze Zauberei bekannt geworden, mit einem Worte alle die befremdenden Theorien, deren Macht und Einfluß von Kornelius Agrippa und ſeinen Nachahmern ſo hoch gerühmt worden.

Begnügen wir uns jedenfalls, nur den großen Zweig der kabaliſtiſchen Wiſſenſchaft zu ſtudieren, die ausſchließend unter dem Namen Alchimie bezeichnet wird, d. h. der Wiſſenſchaft, welche mit den geheimen Geſetzen der Chemie, den Elementen der materiellen Natur, der Zuſammenſetzung und der Zerſetzung der fiſiſchen Subſtanzen ſich befaßt.

Denn das iſt die eigentliche umfaſſende und triumfirende Erklärung, welche die jüdiſchen Ueberlieferungslehrer von ihrer Lieblingswiſſenſchaft uns geben. Sei ſie nun logiſch oder nicht, wir haben allen Grund zu glauben, daß dieſe Art Alchimie oder transzendente Chemie ſchon in den älteſten Zeiten von den Juden kultivirt worden.

Obſchon Cüvier erklärt, daß ſeines Erachtens die hermetiſche Filoſofie erſt aus dem Mittelalter ſich

herſchreibt, iſt es dennoch auſſer allem Zweifel, daß die Alchimie ſchon lange vorher bekannt und im Gebrauch war. Der beſte Beweis von dem hohen Anſehn, worin ſie bei den jüdiſchen Kabaliſten ſtand, iſt weder ihre eigene Erklärung über dieſen Punkt, noch ihre — wenn man ſo ſagen darf — alchimiſtiſche Ausdeutung mehrer Stellen des Pentateuchs und des alten Teſtaments, eben ſo wenig als der Name Chim, der das alte Aegypten bezeichnete, dieſer Beweis bietet ſich vielmehr in dem Umſtande, daß die älteſten und klaſſiſchſten morgenländiſchen Schriftſteller, welche ausdrücklich der Alchimie gedenken, ſagen, daß ſie bei den Ebräern oder Syriern entſtanden ſei und ſich ſodann bei allen alten Völkern verbreitet habe.

Man glaube nun, oder man glaube nicht an Alchimie, man gebe ihr als Baſis ein wahrhaft filoſofiſches Prinzip, oder man verweigere ihr daſſelbe, welche Veränderung ſie auch durch die Mißgriffe ihrer Anrühmer erlitten haben mag, iſt dennoch ſo viel gewiß, daß die Kabaliſten die Wahrheit geſagt, wenn ſie behaupten, daß Syrien und Chaldäa die Wiege dieſer Wiſſenſchaft geweſen und daß ihre Ausbreitung vom höchſten Alterthum herrührt.

„Wir müſſen vorausſetzen," ſagt Dom Pernety, „daß die Alchimie einen gemeinſamen Mittelpunkt gehabt, und daß ſie von dieſem Mittelpunkte aus über die entlegenſten Länder ſich verbreitet hat. Iſt es glaublich, daß durch ihre Sprachen und Glaubensmeinungen ſo verſchiedenartige Völker in ihrem Glauben an die Alchimie ſo vollkommen übereinſtimmend geweſen ſein würden, wenn dieſer Glaube nicht das Ergebniß einer allgemeinen Einweihung geweſen wäre?

Wie, Aegypter, Araber, Schineſen, Griechen, Juden, Italiener, Deutſche, Amerikaner, Franzoſen, Engländer würden ſich ſolchergeſtalt durch bloßen Zufall verſtanden haben, ohne ſich gegenſeitig ihre Ideen mitzutheilen, und ſich übereinſtimmend beſtreben ein Hirngeſpinnſt, eine bloße Laune der Einbildungskraft zu vertheidigen? Ohne unterſuchen zu wollen, wie groß die Menge der myſtiſchen Werke war, die, der Geſchichte zufolge, auf Diokletians Befehl verbrannt worden, um den Aegyptern das Mittel zu rauben, Gold zu machen, ſind deren noch genug in allen Sprachen vorhanden, um unſre Angabe zu rechtfertigen.“

„Alles beweiſet alſo, daß die Alchimie immer, als zum Bereich der allgemeinen Einweihungen der Kabaliſten, der Theoſofen oder der alten Freimaurer gehörig betrachtet worden. Gleich der Mythologie, der Geiſterſeherei, der Zauberei und der Aſtrologie bildete ſie einen wichtigen Zweig der geheimen und transzendenten Wiſſenſchaften, und ſeit undenklichen Zeiten nahm ſie einen ausgezeichneten Rang ein auf der Leiter der geheimen Kenntniſſe.

Doch erſt während dem ſechsten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung begannen die Theoſofen, die ſich unter verſchiedenen Namen über ganz Europa verbreiteten, ihre hermetiſchen oder alchimiſtiſchen Einweihungen, die man alſo nannte, um ſie von den theoſofiſchen Einweihungen im allgemeinen zu unterſcheiden. Um dieſe Zeit ließen die Theoſofen (bekannt unter dem Namen der Kabaliſten, Freimaurer, Aſtrologen, Zauberer und Aegypter, denen das Mittelalter ſeine beſten filoſofiſchen, wiſſenſchaftlichen und architektoniſchen Syſteme verdankt) es ſich beikommen, eine

ganz beſondere Einweihungsklaſſe für die eigentliche Pflege der Alchimie zu begründen.

Dieſe Wiederherſtellung der Alchimie als ſpezielle und unabhängige Wiſſenſchaft rührt größtentheils her von den jüdiſchen Kabaliſten und von dem arabiſchen Filoſofen Geber, der im 7. Jahrhundert lebte und den man den Vater der neuern Alchimie genannt hat. Von den arabiſchen Gelehrten wurde das Hermes Trismegiſtus zugeſchriebene Werk — das nach Cüvier von Griechen des oſtrömiſchen Reiches geſchrieben worden — ſehr verbreitet. Bald ließen Skot, Erigen, Alkuin und Raban Maurus von den Beſtrickungen der Alchimie ſich hinreiſſen und nach dem großen Albert, wie nach Roger Bäkon wurden um dieſe Zeit zahlreiche Einweihungen vorgenommen.

„Unter den alten Alchimiſten,“ ſagt ein neuerer Schriftſteller, „befindet ſich auch der Name von Chriſtian Roſenkreuz, der 1378 das Licht der Welt erblickte und dem, ihrem eigenen Geſtändniß zufolge, die Sekte der Roſenkreuzer ihren Urſprung verdankt. Roſenkreuz ſcheint, wie Appollonius, ein Weltbürger geweſen zu ſein und alle ſeiner Zeit bekannten Länder bereiſet zu haben. Er machte Bekanntſchaft mit den berühmteſten Filoſofen und disputirte mit ihnen über die verſchiedenartigſten Gegenſtände. Am längſten verweilte er in Arabien in einer Stadt, welche ſeine Schüler Damear nennen, die jedoch eben ſo wenig den alten als den neuen Geografen bekannt iſt. Nachdem er ſodann noch die Weiſen oder Kabaliſten von Fez beſucht, kehrte er nach Deutſchland zurück, wo er ſtarb und wo ſein Körper in einer Wundergrotte beerdigt wurde, in welcher ſeine Schüler, 120 Jahre

nachher, die eigentliche Niederlage aller geheimen und transzendenten Wiſſenſchaften entdeckten. Das iſt die von den Roſenkreuzern erſonnene Fabel zur Hintergehung aller argloſen Leute, denen ſie eine gewiſſe lächerliche Furcht einzuflößen ſich bemüheten."

Zu dieſer Geſellſchaft der Roſenkreuzer gehörten alle Alchimiſten, Theoſofen und Kabaliſten damaliger Zeit. Da indeß noch einige Zweifel obwalten über die wirkliche Geſchichte dieſer berühmten Verbindung, ſetzen einige Schriftſteller voraus, daß ſie ihren Urſprung einem unbekannten Gelehrten verdankt, der ſeine abergläubigen Zeitgenoſſen verſpotten wollte. Andere glauben, ſie ſei begründet worden von dem Theologen Johann Valentin Andreas, einem Würtemberger, der ein bloßes Mährchen bekannt gemacht, das von leichtgläubigen und unwiſſenden Menſchen als wahr angenommen worden. Zwei Werke, wovon das eine „Toma Fraternitatis" und das andere „Confessio Fratrum Rosæ Crucis" betitelt war*), machten die Roſenkreuzer berühmt. Die öffentliche Aufmerkſamkeit war von nun an dieſer geheimen Sekte zugewendet, deren Grundſätze von den Krittlern jener Zeit der Reihe nach angegriffen und vertheidigt wurden.

Welches aber auch der eigentliche Urſprung der Roſenkreuzer ſei, und ob ſie ihren Urſprung einem Manne Namens Roſenkreuz verdanke, oder dem rothen Kreuz der Tempelherren, oder dem Ros coctus der

*) Das letzte erſchien in deutſcher und lateiniſcher Sprache. Johann Brigern veranſtaltete von beiden Abhandlungen im Jahr 1615 zu Frankfurt am Main eine zweite Auflage.

Fyſiker*), iſt das Daſein ihrer Gemeinſchaft nichts deſto weniger eine unbeſtreitbare Thatſache. Sie wird ſchon allein dadurch bewieſen, daß die meiſten ausgezeichneten Männer in Europa ſich „Roſenkreuzer“ genannt und Werke unter dieſem Namen herausgegeben haben. Wir können alſo nicht denen beiſtimmen, welche behaupten, daß die Sekte der Roſenkreuzer eine bloße Erdichtung ſei. Sie hat uns vielmehr von ihrem Vorhandenſein ſo viele Beweiſe hinterlaſſen, als alle religiöſen, politiſchen und filoſofiſchen Sekten. Uebrigens iſt es nicht abzuleugnen, daß eine Unzahl lügneriſcher Angaben über ihre Grundſätze und Gebräuche verbreitet worden.

Die Roſenkreuzer gelangten in kurzer Zeit zu großer Macht und nicht geringem Einfluß. Denn faſt alle Fyſiker und die berühmteſten Aerzte jener Zeit gehörten zu ihrer Sekte. Es gehörten zu ihnen Kornelius Agrippa, Reuchlin, Parazelſus, Fludel, Helmrat, Dee, Drexelius, Lulle, Riply, Böhmen, Poirel, Campanella, Digby, Vaughan, ꝛc., der großen Menge praktiſcher Alchimiſten nicht zu gedenken. Es iſt danach nicht erſtaunlich mehr, wenn dieſe Geſellſchaft während vieler Jahre die Gemüther beherrſcht und Anhänger in allen Ständen gezählt hat.

Die Mythologie, die Alchimie und die Einweihungen der Roſenkreuzer wurden auf eine recht beluſtigende Weiſe von dem franzöſiſchen Abbé Montfau-

*) Gewiſſe kabaliſtiſche Schriftſteller behaupten nämlich, daß der Stein der Weiſen nichts anders ſei, als gekochter und beſonders zubereiteter Thau.

con de Villars, in ſeinem bekannten Buche: „le comte de Gabalis“, dargeſtellt. Dieſes 1670 erſchienenen Werkes wegen, ward ſein Verfaſſer in den Bann gethan. Er ſetzte darin die Lehren der in Rede ſtehenden Geſellſchaft auseinander. Danach ſetzten die Roſenkreuzer voraus, daß die materielle Welt von metafyſiſchen und pſychologiſchen Weſen bevölkert und daß jedes Element von Schutzgeiſtern belebt ſei: das Feuer von Salamandern, die Luft von Sylfen, das Waſſer von Nixen und Undinen, die Erde von Gnomen oder Koboldeu. Die Roſenkreuzer bildeten ſich auch ein, daß jedes Stückchen Stoff von einem beſondern Geiſte bewohnt werde, und daß es nothwendig ſei, in genaue Beziehung mit dieſem Geiſte zu kommen, um die Beſchaffenheit des von ihm beſeelten Körpers richtig kennen zu lernen.

In Betreff der Uebertreibung des Spiritualismus ſtanden die Roſenkreuzer hinter den alten Theoſofen und den Eingeweihten im Allgemeinen nicht zurück. Manes ſelbſt wäre entzückt geweſen, hätte er ihre Lobreden über das Zölibat und die Jungfräulichkeit, wie ihre Zornausbrüche gegen ſinnliche und materielle Vergnügen gehört. Darum auch war das ſchöne Geſchlecht gegen ſie im höchſten Grade entrüſtet, und es läßt ſich wohl annehmen, daß ihr Sturz dadurch ſehr befördert worden. Die unſchuldigen Goldſucher hatten vergeſſen, das Intereſſe dieſer einflußreichen Hälfte des Menſchengeſchlechts, die Erasmus, Paſtell und Agrippa als unwiderſtehlich geſchildert, für ſich zu gewinnen.

Seitdem beſtehen zwar die Roſenkreuzer und die Alchimiſten immer noch, wie es das gegenwärtige

Einweihungsſyſtem beweiſet; aber mit ihrem Ruhm iſt es zu Ende und man ſpricht kaum noch von ihnen. Dennoch haben ſie einen gewiſſen Stolz bewahrt, der wenigſtens ſonderbar genannt werden darf. Sie, die niemand beachtet, blicken auf alle übrigen Menſchen mit lächerlicher Nichtachtung herab.

Die jüdiſchen und ſyriſchen Theoſofen, bei denen man den erſten Schimmer von Alchimie aufdämmern ſieht, und bei denen man die erſten myſtiſchen Einweihungen gewahrt, wie ſie bei den Eſſeniern üblich würden, waren alle Feuer-Filoſofen, wie man ſie mit Recht nennen kann. Sie betrachteten das Feuer als das erſte und größte fyſiſche Sinnbild der Gottheit, als das erſte und größte Element der Natur, als den erſten und größten Beweger des Alls; ſie betrachteten es mit einem Worte als die allgemeine Weltſeele, und nach dem Beiſpiel der morgenländiſchen Sekten und Völker, wie der Sabeer, der Perſer, der Indier, der Araber und der Fönikier, widmeten ſie dem Feuer eine Ehrfurcht, die man beinah als einen Kultus betrachten kann. Man entdeckt Spuren dieſer Anbetung in der ganzen Mythologie, wie in Poeſie Aſiens und Europas.

Um in den Nachforſchungen über die Alchimie eine feſte Baſis zu gewinnen, iſt es durchaus nothwendig, die Beſchaffenheit dieſes hermetiſchen, mit dem Stein der Weiſen in genauer Beziehung ſtehenden Feuers zu beſtimmen, das die Alchimiſten einſtimmig als wunderwirkend und als Urheber aller merkwürdigen Umgeſtaltungen in der fyſiſchen Welt bezeichnen, das man nur mit größter Mühe ſich verſchaffen konnte und das man als die alleinige Kraft verehrte, wo-

durch Verwandlung der Erze bewerkſtelligt werden konnte.

Die jüdiſchen Kabaliſten erklärten, daß das Feuer, worüber ſie geſchrieben, das hermetiſche oder golderzeugende Feuer, das, ihrer Angabe nach, alle fyſiſchen Körper beſeelt, eine durchaus unſichtbare und allgemeine Eſſenz iſt, die nur in ihrer zweiten Entwickelung, dem Licht, ſichtbar wird und fühlbar in ihrer dritten, der Wärme. Dies überall gegenwärtige und überall verborgene Feuer, war eine Art Proteus oder erſte Urſach, welche alle alten Theoſofen zu ergreifen ſich bemühten, und die keiner von ihnen finden konnte. Ihnen zufolge mußte man es nicht mit dem Licht oder der Flamme verwechſeln, die nur die bemerklichen Entwickelungen dieſes Feuers ſind. Es iſt, ſagen ſie, der Fortpflanzer jenes gemeinſamen Feuers, deſſen Wirkungen man durch die Sinne und nicht das Feuer ſelbſt bemerkt. Das letzte iſt nur eine äußere Verkündigung eines innern und geheimnißvollen Prinzips.

Dürfte man alſo eine Vorausſetzung aufſtellen über das hermetiſche Feuer der alten kabaliſtiſchen Alchimiſten, ſo könnte man ſagen, daß es nichts mehr und nichts weniger war, als die Elektrizität. Wir glauben ſogar, daß dies Feuer unter dem Namen „Elektrizität" in den berühmteſten Einweihungsſchulen mehre Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung bezeichnet wurde. Eine ſolche Angabe wird freilich denen parador ſcheinen, die für die Entdeckung der Elektrizität und die Feſtſtellung ihres Namens einen ganz neuen Zeitpunkt annehmen. Wir ſehen uns deshalb genöthigt, die Autoritäten namhaft zu machen, welche

zu beweiſen ſcheinen, daß die Elektrizität den Alten eben ſo gut bekannt war, als uns, und daß gerade ſie das hermetiſche Feuer iſt, woraus ſeit undenklichen Zeiten die Alchimiſten ſich bemüht haben, den Lebensbalſam, den Stein der Weiſen und die Verwandelung der Metalle hervorzurufen.

Gelingt uns dieſer Beweis, ſo können wir wenigſtens ſagen, daß die Alchimie eine vernunftgemäße Baſis hat. Wir können alsdann auch behaupten, daß die Alchimiſten nach einem Prinzip gearbeitet, das fähig war, eine Menge fyſiſcher Umgeſtaltungen hervorzubringen. Es ergibt ſich dann daraus auch, daß man die Alchimiſten fortan mit mehr Achtung behandeln müſſe, als es bisher üblich geweſen. Mit Recht müßte man ſie dann die Vorwacht der Wiſſenſchaft nennen, und ihnen die Initiative hoher Nachforſchungen in den Geheimniſſen der Natur zuſchreiben, wodurch die hermetiſchen Filoſofen vielleicht den Grund gelegt zu den auſſerordentlichen Entdeckungen neuerer Zeiten.

„Die Alten“, ſagt Dütens, „riefen Belus, Oſiris und die großen Gottheiten von Feuer und Licht unter Bezeichnungen an, die unſere Meinung beſtätigen. So nannten ſie die Sonne Elector, d. h. das allmächtige Alles belebende Prinzip. Jupiter ward von ihnen unter dem Namen Elicius verehrt. Er verſinnlicht das elektriſche Prinzip, oder die erſte Urſach, die alle Gegenſtände in der Schöpfung anzieht (elicit) und belebt. Jupiter Elicius, ſagt Varro, wird alſo genannt, weil er auszieht und anzieht (ab eliciendo sive extrahendo). In demſelben Sinne ſagte auch Ovid:

Eliciunt cœlo te, Jupiter, unde minores
Nunc quoque te celebrant Eliciumque vocant.

„Empedokles ſcheint daſſelbe allgemeine Elektrizitäts-Syſtem unter dem Namen Essentia ignis, oder das Feuer-Element, zu bezeichnen. Dies Feuer, ſagt er, ſondert ſich in vier durch ein geheimes Band vereinigte und durch eine unabwendbare Theilungs-Urſach getrennte Elemente. Alle ihre Theile ziehen ſich gegenſeitig an und ſtoßen ſich gegenſeitig zurück, dergeſtalt, daß nichts vergeht, weil im Gegentheil alle Dinge in der Natur in beſtändiger Bewegung ſind.“

Dieſem Elektrizitäts-Prinzip ſchrieben die Alten Donner und Bliz zu. Numa Pompilius, der in der Wiſſenſchaft der Pythagoräer bewandert, und ein eben ſo guter Naturforſcher als Fyſiker war, hatte lange vor dem Bindfaden von Franklins fliegendem Drachen ein Mittel, wodurch er den Bliz zu leiten verſtand. Auf ſein Wiſſen ſich ſtüzend, regierte er mit Leichtigkeit ein ungebildetes Volk, indem er die Kenntniß der Naturkräfte auf ein Syſtem religiöſer Zeremonien anwendbar machte, das glauben ließ, daß er in genauem Verkehr mit den Göttern ſtehe. Plinius ſagt uns, daß vermittelſt gewiſſer Opfer und Formeln dieſer König den Bliz nöthigen konnte, zur Erde niederzufahren. Er fügt hinzu, daß einer glaubwürdigen Uebertragung zufolge, das gleiche Experiment in Hetrurien bei den Volskern wiederholt wurde. Er führt den Luzius Piſo an, der in Erinnerung bringt, daß Tullius Hoſtilius, der in dieſer geheimnißvollen Verrichtung ſich ein Verſehen zu Schulden kommen ließ, ſelbſt vom Bliz getroffen ward. Livius äuſſert ſich noch ausführlicher über dieſen Punkt und ſchließt mit

den Worten: „Weil er nicht genau den vorgeſchriebenen Ritus befolgt, ſei es zu Anfang der Verrichtung oder während derſelben, wurde er und ſein ganzes Haus vom Bliß zerſchmettert. (Sed non rite initum aut curatum id sacrum esse; . . . . fulmine ipsum cum domo conflagrasse.)“

Plato ſchreibt derſelben elektriſchen Macht Namen und Eigenſchaften des Electrums oder Ambras zu. Zur Erklärung der anziehenden Eigenſchaft dieſer Subſtanz ſagt er: „daß dem Electrum oder Ambra eine gewiſſe flüchtige Materie oder ein Geiſt (πνεῦμα) entſtrömt, wodurch er andere Körper anzieht.“ Nach Plutarch würde die elektriſche Fähigkeit des Zitterfiſches derſelben Urſach zuzuſchreiben ſein.

Mit der Elektrizität verbanden die Alten auch die Eigenſchaften des Magnets. Eben ſo wie ſie den Ambra Electrum nannten, weil dieſe Subſtanz vom Anhauch des Elector oder der Sonne belebt wird, eben ſo bezeichneten ſie den Magnet unter dem Namen Lapis Heraclius (Herkulesſtein), weil ſie vorausſetzten, daß er mit der Kraft und Stärke des Herkules begabt ſei. „Der Magnet oder Herkulesſtein“, ſagt Plutarch, „zieht die Körper an, wie der Ambra.“ Er erklärt dieſe Wirkung durch eine „Atomen-Strömung“ und bedient ſich dabei faſt derſelben Ausdrücke wie Descartes. Man erlaube uns über dieſen Punkt eine merkwürdige Stelle aus den „indiſchen Merkwürdigkeiten“ von Moritz anzuführen:

„Der indiſche Herkules, der ſo unternehmende König-Gott Belus“, ſagt er, „iſt das eigentliche Urbild des zu Tyrus angebeteten Herkules, der im letzten als Beſchützer des Handels und der Schiffahrt be-

trachtet wurde. Er iſt ebenfalls der Typus des in Aegypten als Beſieger des Buſiris verehrten Herkules, deſſen zwölf Arbeiten das Sinnbild des Ganges der Sonne durch die zwölf Zeichen des Wendekreiſes ſind. Er iſt auch derſelbe Gott, deſſen an auſſerordentlichen Ereigniſſen ſo fruchtbare Geſchichte mehre Jahrhunderte ſpäter von den Griechen angenommen ward. Eine der merkwürdigſten und beachtungswertheſten Unternehmungen im Leben dieſes Helden des Heidenthums iſt die Seereiſe, welche er in einem goldenen Becher, einem Geſchenk Apolls oder der Sonne, machte, als er an der Küſte Spaniens die nach ihm benannten Säulen aufthürmte.

„Bei dieſer Gelegenheit macht Makrobius folgende Bemerkung: „„Ich glaube, daß Herkules das Meer nicht in einem Becher, ſondern in einem Schiffe durchſchnitt, das den Namen „Becher“ trug. (Ego autem arbitror non poculo Herculem maria transvectum, sed navigio cui sypho nomen fuit.)“

„Man muß ſich jedoch auch an die Behauptung einiger Gelehrten erinnern, wonach dieſer geheimnißvolle Becher nichts anders geweſen ſein würde, als der Kompaß, mit deſſen Hilfe und nicht in welchem der Gott das Meer durchſchiffte.“

„Die Feakier, ein Volk, das, nach Homer, ſeiner Seekenntniſſe wegen berühmt war, kannten ſehr wahrſcheinlich ſchon die wunderbaren Eigenſchaften des Magnets. Denn ihre Schiffe werden in der Odyſſee als ohne Steuermänner den weiten Ozean durchſchiffend, und als von einer Seele belebt, welche ſie ihrem Beſtimmungsorte zuführte, dargeſtellt. Welchen Werth man dieſer Meinung auch zugeſtehen mag,

iſt es doch augenſcheinlich, nach den Verbindungen, welche in frühern Zeiten weit von einander entfernt wohnende Völker unter ſich hatten, wobei die ihren Regionen eigenthümlichen Geſtirne ihnen nicht mehr als Leiter dienen konnten, daß die Entdeckung der Magnetnadel in einen viel frühern Zeitraum, als in das Jahr 1260 der chriſtlichen Zeitrechnung zurückgeſtellt werden muß."

Die Kenntniß der elektriſchen Wirkung des Magnets wird beinah allen alten Nationen zugeſchrieben von Gelehrten wie Kircher, Hyde, Herward, van Dale, Jones und vielen andern von Dütens und Moritz namhaft gemachten, weshalb ihre Meinung von kompetenten Richtern allgemein angenommen worden. Es iſt ſomit erwieſen, daß das eigentliche elektriſche Feuer den alten Theoſofen in ſeinen bedeutungsvollſten Verkündigungen bekannt war. Wir brauchen jetzt nur noch darauf hinzudeuten, daß das hermetiſche oder filoſofaliſche Feuer der Alchimiſten ihr mächtigſtes Mittel bei allen ihren geheimen Operationen war, weshalb ſie es ſo verborgen als möglich hielten und von ſeinem Daſein nur ihre vertrauteſten Schüler unterrichteten. Dieſer Meinung iſt auch Dom Pernety, der Großprieſter der alchimiſtiſchen Geheimniſſe.

„Unſer filoſofaliſches Feuer iſt ein Labyrinth," ſagt er, „worin die Geſchickteſten ſich verirren können. Denn es iſt verborgen und geheim. Die Sonnenglut kann dies Feuer nicht ſein. Es iſt unterbrochen und ungleich. Es vermag nicht eine an Dauer und Intenſität immer gleiche Wärme zu bieten. Sein Strahl vermag nicht in die Tiefen der Berge zu dringen, oder die Kälte der Felſen zu beleben und die Marmor-

ſteine, welche die mineraliſchen Dünſte in ſich aufnehmen, woraus ſich Gold und Silber bilden. Unſer gewöhnliches Küchenfeuer verhindert die Miſchung der Subſtanzen, die fähig ſind, zuſammen zu verſchmelzen. Es verzehrt oder läßt die zarten Bindemittel der bildenden Theilchen verdunſten. Es iſt alſo in der That ein Tiran. Das der Materie inwohnende Zentralfeuer hat die Eigenthümlichkeit, daß es allen Subſtanzen ſich beimiſchen und denſelben neue Formen verleihen kann. Allein dies ſo berühmte Feuer kann das gewöhnliche Feuer nicht ſein, das die Zerſetzung des metalliſchen Samens veranlaßt. Denn was von ſich ſelbſt ein Verderbungs-Prinzip iſt, kann, wo nicht zufällig, kein Wiedererzeugungs-Prinzip ſein."

Artephius hat ſich ſehr umſtändlich mit dem golderzeugenden Feuer beſchäftigt, und Pontanus wurde ein Schüler und Verbreiter ſeiner Lehren. Der letzte äuſſert ſich folgendermaßen über dieſen Gegenſtand:

„Unſer Feuer iſt mineraliſch und beſtändig. Es verdunſtet nicht, wenn es nicht übermäßig angeſchürt wird. Es iſt dem Schwefel ähnlich und entſtrömt nicht der Materie. Es vernichtet alle Dinge, löſet ſie auf, macht ſie erſtarren und verkohlt ſie. Zu ſeiner Entdeckung und Zubereitung iſt viel Geſchicklichkeit erforderlich. Es koſtet nichts, oder beinah nichts. Im Uebrigen iſt es feucht, mit Dünſten geſchwängert, durchdringend, dünn, zart, ätheriſch. Es zergliedert, verwandelt, entflammt und verzehrt nicht, umſchließt und enthüllt alles; kurz es iſt einzig in ſeiner Art. Es iſt auch die eigentliche Lebensquelle, worin der König und die Königin der Natur ſich immerwährend

baden. Dies feuchte Feuer iſt unumgänglich nothwendig bei allen Verrichtungen der Alchimie, zu Anfang, in der Mitte und zu Ende. Denn die ganze Wiſſenſchaft iſt in dieſem Feuer. Es iſt gleichzeitig ein natürliches, übernatürliches und widernatürliches Feuer, das zugleich warm und trocken, feucht und kalt iſt, das weder brennt noch verzehrt."

Wir fragen nun: was ſoll dies befremdende Geſchwätz der alten Alchimiſten über das Filoſofalfeuer anders bezeichnen, als die Elektrizität? Jedenfalls iſt es das alleinige Element, worauf alle dieſe Umſchreibungen ſich beziehen können. Und warum wollten wir uns weigern, dieſe Wahrheit anzunehmen, alle den Zeugniſſen von dem Daſein und der Wirkſamkeit der Elektrizität gegenüber, betrachtet als eine der verborgenen Eigenſchaften der Natur, um ſo mehr, da dieſe Zeugniſſe eben ſo wohl aus dem Alterthum als aus dem Mittelalter herrühren, während denen Aben Ezra, Skot, Erigen, Alkuin, Raban Maurus, der große Albert und Roger Bäkon über die hermetiſche Wiſſenſchaft geſchrieben haben? Die Elektrizität iſt ſo leicht und ſo ſchnell zu erzielen, daß man ſie immer als den Hauptagenten der Alchimie betrachten kann, wie ſie es bei der Chemie iſt. Uebrigens hat noch kein namhafter Schriftſteller behauptet, daß die Entdeckung der Elektrizität von den neuern Fyſikern herrühre, die ſo gut die geheimnißvollen Geſetze ihrer Wirkung beſtimmt haben.

Hat man die Beſchaffenheit des Filoſofalfeuers einmal erkannt, ſo kann man wohl unterſuchen, welches die andern bildenden Elemente des großen Werkes des Lebensbalſams und des Steins der Weiſen

waren. Dieſe Elemente ſind Salpeter, Schwefel und Queckſilber, drei der allgemeinſten und thätigſten Wirkungsmittel, die in der fyſiſchen Welt entdeckt worden und die ihren Einfluß ausüben auf die Zuſammenſetzung ſehr vieler Körper. Beſtimmen wir die Beſchaffenheit dieſer von den Alchimiſten ſo hoch gerühmten Körper, welche die Hauptbaſis ihrer Wiſſenſchaft ſind.

Die ſalzſaure Potaſche iſt als ein bildendes Element der meiſten natürlichen Körper bekannt. Mit dem Laugenſalz-Prinzip verbunden, erzeugt ſie das Natrum der Alten und den Salpeter der Neuern. Alle Naturforſcher geſtehen dieſem chemiſchen Mittel die Eigenſchaften eines allgemeinen Auflöſungsſtoffes zu. Die Juden gebrauchten es in ihren Bädern, weshalb Jeremias ſagt: „Und wenn auch der Sünder ſich in Salpeter badet, wird ſeine Sünde dadurch nicht abgewaſchen werden.“

Die Chemiker entnehmen dieſem Salz ihr Scheidewaſſer und ihr Königswaſſer, welche die beiden vorzüglichſten Wirkungsmittel in Metallurgie ſind, deren Eigenſchaften wir jedoch nicht näher auseinander zu ſetzen haben.

Das zweite Hauptelement der Alchimie iſt der Schwefel, eine einfache und allgemeine Subſtanz, deren bei jeder Gelegenheit in der heiligen und klaſſiſchen Uebertragung gedacht wird. Schwefel übt eine ſonderbare Wirkung aus auf Salpeter, Scheide- und Königswaſſer. Er macht ſie geneigt auf das Queckſilber zu wirken, indem er metalliſche Miſchungen hervorbringt.

Das dritte chemiſche Element iſt das Queckſilber, das nach den Alchimiſten die Grundlage aller Erze iſt. — Der Lebensbalſam und der Stein der Weiſen

waren nun aber nichts mehr und nichts weniger, als eine Verſchwängerung dieſer drei Elemente, im flüſſigen Zuſtande als Elixier, und im feſten oder ſtaubigen Zuſtande als Stein der Weiſen.

Der Lebens-Balſam oder das Lebens-Elixier wurde als gleichermaßen koſtbar in der Arzneiwiſſenſchaft wie in der Metallurgie betrachtet. Die alchimiſtiſchen Fyſiker kannten ſehr genau die mächtigen therapeutiſchen Eigenſchaften des Salpeters, des Schwefels und des Merkurs, die mit zur Zuſammenſetzung der alchimiſtiſchen Pille von Plummar und mehrer neuern Heilmittel gehören.

Dies Elixier, dieſe Lebenstropfen, dieſe wundervollen Erhalter und Erneuerer der Jugend und Schönheit, die ſelbſt noch den Gilead-Balſam des Doktor Salomon und andere beliebte Geheimmittel übertreffen, wurden noch wirkſamer gemacht durch die Beimiſchung von ein wenig aufgelöſeten Goldes. Beſtehend aus dem ſalzſauern Element des Königswaſſer, vermiſcht mit Schwefel und Merkur, war dies Elixier unter gewiſſen Umſtänden wohl im Stande Gold aufzulöſen, beſonders wenn Elektrizität, oder hermetiſches oder auch nur gewöhnliches Feuer unterm Brennkolben ſich befanden.

Dies Elixier, worin ſich aufgelöſetes Gold befand, wurde das berühmte Aurum potabile (trinkbare Gold), jener Nektar und Ambroſia, deſſen Vortrefflichkeit von den Dichtern im Alterthum ſo hoch gerühmt wurde. Daraus erklärt ſich denn auch das bekannte Auri sacra fames. Denn als die Menſchen glaubten, daß ſie nicht allein ihre Kiſten mit Gold anfüllen, ſondern daß es ihnen auch eine ewige Jugend verleihen konnte; daß

ſie dadurch, wie von himmliſcher Nahrung, ewig würden leben können; als ſie ſich überredeten, daß es ihnen eine immer vortreffliche Geſundheit, die Kraft und Schönheit verſchaffen werde, deren unſer Altvater Adam vor dem Sündenfall im Paradies ſich erfreuete, mußten ſie nothwendigerweiſe ihm einen begeiſterten Kultus widmen.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dies trinkbare Gold ein ſehr wirkſames und belebendes Arzneimittel war; daß ſo kräftige mediziniſche Ingredienzien nicht dergeſtalt vermiſcht werden konnten, daß ſie eine Läuterung, eine Art Wiedererweckung des menſchlichen Organismus hervorbringen mußten.

Dieſelben Subſtanzen, die auf eine gewiſſe Weiſe kombinirt, das Lebens-Elixier bildeten, erzeugten, auf eine andere Weiſe zubereitet und vermiſcht, den Stein der Weiſen, *bald in ſtaubigem bald in feſtem* Zuſtande. Salpeter, Schwefel und Queckſilber wurden in verſchiedenen Proportionen vermiſcht, je nach der Beſchaffenheit des Erzes, das man verwandeln wollte. Die Elektrizität und das hermetiſche Feuer waren dabei unumgänglich nothwendig. Darum auch war dies Feuer der Gegenſtand der beharrlichen Nachforſchungen der Alchimiſten. Die vollkommen eingeweiheten Schüler ſcheinen es leicht gefunden zu haben, während die der untern Einweihungsgrade nur ſelten dies bewunderungswürdige Feuer erzielen konnten. Sie waren mithin genöthigt, mit dem gewöhnlichen Feuer ſich zu begnügen, das, obſchon es zur Schmelzung der Metalle hinreichend iſt, dennoch weder ihre Zerſetzung noch ihre Miſchung bewerkſtelligen konnte. Man ſchrieb nun dem hermetiſchen Feuer die zahlloſen Verſtöße zu,

deren der große Haufe der Alchimiſten ſich ſchuldig gemacht.

Die Eingeweiheten verfolgten einen ganz andern Weg. Es ſcheint, daß ſie die myſtiſche Vaſe, die Retorte oder den Brennkolben, wie man ihn nennen mag, mit unaufhörlichen Strömungen elektriſchen Feuers umringten. Wenn die Metalle in Schmelzung begriffen waren, warfen ſie in den Kolben ein Stückchen vom Stein der Weiſen, das Salpeter, Schwefel und Queckſilber enthielt, und die gewünſchte Umgeſtaltung hervorbringen mußte. Mit Ausnahme ihres großen Wirkungsmittels der Elektrizität, auf die in Schmelzung begriffenen Erze anwendbar gemacht, erkennt man, daß ſie ganz auf dieſelbe Weiſe verfuhren, wie unſre neuern Metallurgen.

Der Stein der Weiſen war alſo eine Zuſammenſetzung, die gewiſſe Quantitäten Salpeter, Schwefel und Queckſilber enthielt, die erforderlich waren, um eine vollſtändige Umgeſtaltung gewiſſer gegebener Metalle zu bewerkſtelligen, Umgeſtaltung, welche durch die Wirkung der Elektrizität, wenn dieſe Erze im Zuſtande der Schmelzung ſich befanden, veranlaßt wurde. Die Unkenntniß dieſes Verfahrens, die ſo lange beſtanden, erklärt die abgeſchmackten Bemerkungen und Beſchuldigungen, welche viele Schriftſteller in Bezug auf die Alchimiſten, von deren Geheimniſſen ſie nicht die mindeſte Ahnung hatten, ſich haben zu Schulden kommen laſſen.

Die Auseinanderſetzung der Elemente dieſer alchimiſtiſchen Metallurgie, die ſo viele Jahrhunderte hindurch die höchſten Eigenſchaften der Fyſiker in Anſpruch genommen, war durchaus nothwendig, um die Beſchrei-

bung des Steins der Weiſen begreiflich zu machen, die einige gelehrte Schriftſteller uns hinterlaſſen haben. Einer von ihnen ſtellt über dieſen Gegenſtand Bemerkungen auf, die wir nicht umhin können, ihm nachzuſchreiben.

„Der Stein der Weiſen, der große Zweck der Alchimie“, ſagt er, „iſt eine ſpezifiſche Zubereitung chemiſcher Wirkungsmittel, die, einmal gefunden, beſtimmt iſt, den ganzen queckſilberigen Theil eines gegebenen Metalls in reineres Gold zu verwandeln, als das aus den Goldgruben gewonnene, und dies allein dadurch, daß man ein klein wenig Gold in die in Schmelzung begriffenen Erze wirft, während der Theil dieſer Metalle, der nicht Queckſilber iſt, unmittelbar verbrennt und verſchwindet. Dieſer Stein iſt ſo ſchwer wie Gold. Er iſt zerbrechlich wie Glas und von dunkelrother Farbe. Er ſchmilzt wie Wachs, wenn er dem Feuer nahe kommt.

„Das war es, was die Alchimiſten zu finden verſprachen. Sie behaupteten auch noch, daß ſie denſelben Stein für Silber bereiten würden und daß ein ſolcher Stein alle Erze, mit Ausnahme von Silber und Gold, in das feinſte Silber verwandeln ſolle. Sie haben auch noch verſprochen, ſagt Boerhave, daß ſie den Stein der Weiſen ſo ſehr vervollkommnen wollten, daß er, in eine gewiſſe Menge geſchmolzenen Goldes geworfen, die ganze Subſtanz zum Stein der Weiſen umgeſtalte. Sie haben auch noch verſichert, daß ſie ihm eine ſolche Kraft und Tugend verleihen wollten, daß er mit reinem Queckſilber vermiſcht, daraus ebenfalls einen Stein der Weiſen machen würde.

„Alles, warum es ſich handelt,“ ſagen die Alchi-

miſten, „iſt mit Hilfe der Wiſſenſchaft zu bewerkſtelligen, was die Natur in mehren Jahren und ſelbſt in vielen Jahrhunderten vollbringt. Alles iſt in allem, nach dem pantheiſtiſchen Dogma. Im Blei findet man Queckſilber und Gold. Wenn man nun einen Körper fände, der alle Theile vom Blei dergeſtalt in Bewegung ſetzte, daß alles, was nicht Queckſilber iſt, verzehrt würde, indem man dabei Rückſicht nimmt auf den Schwefel, zur Bindung des Queckſilbers, darf man alsdann nicht vorausſetzen, daß die übrigbleibende Flüſſigkeit ſich in Gold verwandeln wird?

„Solches iſt die Grundlage der Meinung, welche die Entdeckung des Steins der Weiſen als wahrſcheinlich annimmt, jenes Steins, von dem die Alchimiſten behaupten, er ſei eine zuſammengedrängte und unveränderliche Eſſenz, die, ſobald ſie mit irgend einem Erz geſchmolzen wird, durch die magnetiſche Kraft unmittelbar mit dem Queckſilbertheil des Metalls ſich vereinigt, alles unreine auflöſet und verfliegen macht und nichts als lauteres Gold übrig läßt.

„Die Alchimiſten haben ſich auch noch zwei anderer Mittel bedient, um Gold zu machen *). Das erſte iſt

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von ſolchen Alchimiſten die Rede ſein kann, die wirklichen Glauben an den verborgenen Kräften der Alchimie hatten, und die alle ihre Zeit in ihren Laboratorien zubrachten, um zur Entdeckung des Lebens-Elixiers zu gelangen. Ohne zu erörtern, ob Noa, Moſes, Kleopatra, Kaligula, Julia u. a. die als wirkliche Eingeweihete betrachtet wurden, ſich ernſtlich mit dem Studium der hermetiſchen Filoſofie beſchäftigt haben, iſt es auſſer allem Zweifel, daß es im Alterthum und im Mittelalter Menſchen von ausgezeichnetem Verdienſt gegeben, die alle Kräfte ihres Verſtandes auf Erforſchung der Natur-Geheimniſſe in Zer-

die Scheidung. Denn ſie ſagen, daß jedes Erz eine gewiſſe Menge Gold enthält, doch iſt in den meiſten davon dieſe Menge ſo gering, daß ſie nicht für die Koſten entſchädigen würde, welche man anwenden müßte, um es zu gewinnen. Das zweite Mittel iſt die Veredelung. Denn weil die Alchimiſten das Queckſilber als die Grundlage und die Subſtanz aller Metalle betrachten und behaupten, daß wenn man es mit vieler Mühe flüchtig macht und läutert, man es nach langer Bearbeitung endlich in reines Gold verwandeln würde.“

Nach denſelben Grundſätzen hat man auch verſucht, die Menſchen in Thiere zu verwandeln und ſogar Friedrich der Einzige hat Experimente anſtellen laſſen, um Thiere zu vermenſchlichen und, vermittelſt der Durchkreuzung der Raſſen, Neger weiß zu machen.

Die Haupt- und Grundfrage in alchimiſtiſcher Beziehung iſt bis zum gegenwärtigen Augenblick immer dieſelbe geblieben. Haben die Erze eine gemeinſame

ſetzung und Wiederzuſammenſetzung der Metalle verwendet haben. Mehre haben ſich darüber zu Grunde gerichtet. Andere dagegen bedienten ſich ihrer alchimiſtiſchen Kenntniſſe, um zu Aemtern und Vermögen zu gelangen, weshalb ſie ſich nicht ſelten der Hintergehung und des Betrugs, gemeiniglich immer der Lüge ſchuldig machten. Bei ihren Verrichtungen bedienten ſie ſich bald eines beſondern Tiegels, im Grunde deſſelben Gold verborgen war, bald miſchten ſie ſchnell in das geſchmolzene Kupfer oder Blei Goldtheilchen, die in hohlen Stäben verborgen waren, womit ſie das flüſſige Metall umrührten. Man begreift jedoch leicht, weshalb wir mit ſolchen Marktſchreiern uns nicht weiter befaſſen mögen, die übrigens die Ehre für Hexenmeiſter zu gelten, oft genug mit ihrem Leben haben bezahlen müſſen.

Baſis, ein gemeinſchaftliches metalliſches Prinzip, das ihnen Namen und Beſchaffenheit deſſen verleihet, was wir unter *Metall* verſtehen? Können ſie durch die elektriſche Wirkung, wenn ſie im Zuſtande der Schmelzung ſich befinden, und durch Hinzufügung gewiſſer Theile Salpeter, Schwefel und Queckſilber den Stein der Weiſen hervorbringen?

Dies große Problem der Alchimie hat noch nicht einen Schritt vorwärts gemacht. Die neuern Chemiker ſind nicht im Stande geweſen, weder es zu löſen, noch ſeine Abgeſchmaktheit zu beweiſen. Selbſt jetzt noch beſchäftigt es die Aufmerkſamkeit mehrer Gelehrten, die ſich beharrlichen Nachforſchungen überlaſſen, um wenigſtens zu irgend einem Ergebniſſe zu gelangen.

Sir Humphrey *Davy* hat ſich viele Mühe gegeben, um die Sache aufzuklären. Seine galvaniſchen Experimente, wodurch er die im Allgemeinen angenommene Zahl der einfachen Subſtanzen vermindert hat, indem er mehre der Körper zerſetzt, die man bisher als *urſtofflich* betrachtet, weiſen ihm einen ausgezeichneten Rang unter unſern Fyſikern an. Demungeachtet hat er erſt die Hälfte des Weges zurückgelegt. *Brand* und *Faraday* haben bewieſen, daß einige der Subſtanzen, denen er die Benennung einfacher Körper vorbehalten, in Wirklichkeit *zuſammengeſetzte* Körper ſind. Wie weit wird die Zergliederung noch ausgedehnt werden? Wird man es ſo weit bringen, auch noch die Metalle zu zerſetzen? Das iſt die zwiſchen den Chemikern und den Alchimiſten ſchwebende Frage. Denn die einen wie die andern erkennen, daß wenn man die Erze zerſetzen kann, man auch im Stande ſein dürfte, ſie wie-

der zuſammen zu ſetzen und ihnen jede beliebige Veränderung erleiden zu laſſen.

Die beiden vorzüglichſten Klaſſen von Gelehrten, die ſich jetzt mit dieſer Angelegenheit beſchäftigen, ſind die Metallurgen, und die, welche hauptſächlich die Fänomene der Elektrizität ſtudieren. Die Alchimiſten vereinigten die Macht der Elektrizität und des gewöhnlichen Feuers und machten die galvaniſchen Kräfte anwendbar auf die geſchmolzenen Erze. Die Perſonen dagegen, welche die Elektrizität ſtudieren, begnügen ſich mit Erforſchung aller ihrer Eigenſchaften und die Metallurgen bedienen ſich nur des gewöhnlichen Feuers. Die Angaben der Alchimiſten können jedoch nicht eher genau erörtert, ihre Lehre kann nicht eher als wahr oder falſch ermittelt werden, als bis man die von ihnen angedeuteten Experimente anſtellt. Man würde ſolchergeſtalt nur gerecht gegen ſie ſein. Denn wenn ſie ſagen, daß ihre Unternehmen ihnen gelingen, wenn ſie dies oder jenes Verfahren in Anwendung bringen, beſteht das alleinige Mittel, darüber ſich Aufklärung zu verſchaffen, darin, daß man genau ihren praktiſchen Andeutungen nachkommt.

Es hat ſich in den letzten fünf Jahren ein ſehr beachtungswerther Umſtand in der Geſchichte der Chemie herausgeſtellt, der darin beſteht, daß die Vertheidiger der Elektrizität jener Umgeſtaltung der Erze, die den Alchimiſten ſo viele Beſchuldigungen und Spöttereien zugezogen, ziemlich nahe gekommen ſind. Croß, Fox u. a. haben durch die beſtändige Wirkung galvaniſcher Elektrizitäts-Strömungen in kurzer Zeit mit Hilfe der Wiſſenſchaft bewerkſtelligt, was die Natur erſt nach mehren Jahrhunderten zu vollbringen

vermag. So haben ſie Form und Karakter der Metalle verwandelt. Sie haben prächtige Kriſtalliſirungen in mineraliſchen Subſtanzen erzeugt, die man einer ſolchen Umgeſtaltung nicht fähig hielt. Aber ſie haben nie die Elektrizität auf die geſchmolzenen Erze durch Hinzufügung der chemiſchen Mittel anwendbar gemacht, die eben ſo wohl den Alchimiſten als den Metallurgen bekannt ſind.

Wir können unſre Bemerkungen über die Alchimie nicht beſſer beenden, als mit der Meinung eines neuern Gelehrten über die wichtige Frage der Verwandelung der Metalle.

„Es iſt das eine Angelegenheit," ſagt er, „die ins Bereich filoſofiſcher Chemiker gehört, und nicht in das der Marktſchreier, die über Alles mit unerſchütterlicher Zuverläßigkeit und unübertrefflicher Unwiſſenheit abſprechen. Ihrer Meinung nach ſind die Erze wirklich einfache Körper. Es würde alſo abgeſchmackt ſein, ſie verwandeln zu wollen. Wer aber kann beweiſen, daß dem wirklich alſo iſt?" „Der Beweis ligt darin," ſagen unſre Tauſendkünſtler, „weil es unmöglich iſt, ſie zu verwandeln, und man ſie nicht verwandeln kann, weil ſie einfach ſind." Sonderbare Logik, welche die Wirkung durch die Wirkung erklärt.

„Wenn man bedenkt, daß die andern Ordnungen des Mineralreichs eine unendliche Menge Körper bieten, die verſchieden ſind durch ihr Anſehn und ihre Beſchaffenheit, und daß die Chemiker, ihrem Wunſche zum Trotz, in allen dieſen Körpern nur einfache Subſtanzen zu erblicken, darin nie die urſprünglichen neun Elemente haben entdecken können, über deren Eigenſchaften ſie noch jetzt ſich ſtreiten; wenn man derglei-

chen Umſtände betrachtet, kann man alsdann vernünftigerweiſe a priori annehmen, daß die Metalle vollkommen einfache und homogene Körper ſein können? Und dennoch bezeichnen dieſe geſchickten Bearbeiter nicht weniger als 38 einfache metalliſche Subſtanzen. Aber hören wir Linné. „„Die Verwandelung der Erze entzieht ſich vergebens unſern Blicken im Tempel des Vulkan,“ ſagt der berühmte Mann. „In den Tiefen der Natur müſſen wir ſie erforſchen. Wenige Väter erzeugen unmittelbar Bankerte und Mars hatte mehr als eine Frau.“

„Ich war nicht gegenwärtig, als Helvetius 1667 das Blei verwandelte, eben ſo wenig als von Berigard und Van Helmont eine ähnliche Operation mit Queckſilber vorgenommen wurde, und als 1648 Kaiſer Ferdinand, wie 10 Jahre ſpäter der Kurfürſt von Mainz, zum größten Erſtaunen aller Anweſenden, das Kunſtſtück wiederholten.

„„Wir können dieſe Ereigniſſe nicht bezweifeln, ohne der Geſchichte allen Glauben zu verweigern,“ ſagt Bergmann. Unſerſeit müſſen wir geſtehen, daß ſo viel Lüge und Unverſchämtheit unter denen herrſchend iſt, die ſich für Alchimiſten ausgeben, daß ihr übler Ruf den wirklichen Eingeweiheten (wenn es deren gibt) nur ſchaden kann. Weil die niedrige Habſucht nur der alleinige Beweggrund ihrer unfruchtbaren Arbeiten geweſen, verdienten ſie mit Recht in ihren Nachforſchungen ſich zu täuſchen.

„Allein es hat in Künſten und Wiſſenſchaften ſo viele Neuerungen und Entdeckungen gegeben, die früher offenkundig waren, und die jetzt Geheimniſſe für uns ſind, daß man ohne Verwegenheit das Daſein des

Steins der Weiſen nicht ableugnen kann, deſſen Unmöglichkeit ſich übrigens nicht erweiſen läßt. Ohne die Jahrbücher der Alchimie zu durchblättern, braucht man ſich nur an die Damaszenerklingen zu erinnern, die ehemals ſo berühmt waren und deren Verfertigungsweiſe jetzt für uns verloren iſt. Sie beſtanden aus einem gleichzeitig ſo harten und ſo geſchmeidigen Stahl, daß ſie die härteſten Körper durchſchnitten, während man ſie dergeſtalt zu krümmen vermochte, daß ihre Spitze das Stichblatt berührte. Das war eine Halbverwandelung des Eiſens, eine Mittelſubſtanz zwiſchen Eiſen, Queckſilber und Zinnober.

„Nach meinem Syſtem ſind die Metalle Erdſubſtanzen, die durch Feuer Erz geworden. Alle enthalten alſo Feuer und Erde. Ihre Verſchiedenheit rührt allein von dem größern oder geringern Verhältniſſe des zu ihrer Bildung verwendeten luftigen Elements her. Wie Erde und Luft durch ihre Verbindung die Salze bilden, ſo halte ich jedes Erz für eine Art Salz, von ſo viel Feuer gehärtet, als es ſeiner Beſchaffenheit nach zu ertragen vermag. Man kann aus dieſer Erklärung entnehmen, daß ein Erz, auf ſeinen metalliſchen Zuſtand reduzirt, keine größere Menge feuriger Subſtanz in ſich aufnehmen kann. Das Uebermaß dieſes Elements würde nur dazu dienen, das Erz gänzlich aufzulöſen. Alſo wenn mit Feuer belaſtete Erde flüſſiges Queckſilber geworden, kann ſie keine größere Menge verzehren; ein noch ſtärkeres Feuer würde ſie nur ſublimieren.

„Es ergibt ſich daraus, daß wenn die Verwandelung der Metalle möglich iſt, ſie nur durch Hinzufügung eines Salzes ſtattfinden kann, das die geheime

Beſchaffenheit des Bleis oder des Queckſilbers in Gold und Silber verwandelt, wie, der alten Behauptung nach, der Stein der Weiſen es zu bewerkſtelligen vermag. Eine ſolche Meinung kann für die auffallend ſein, welche nie die Urſachen und das Weſen der Dinge durchdrungen haben. Aber Bergmann und Scheel ſich achtungswerthe Gewährsmänner, die man zur Unterſtützung dieſes Syſtems anführen kann."

Wir unſerſeit müſſen geſtehen, daß wir das Weſen und die Beſchaffenheit der Erze bis jetzt nur wenig ſtudiert haben, jedoch glauben wir, auf die neueſten Ergebniſſe der Forſchung in dieſem Punkte uns beruhend, hoffen zu dürfen, daß der Augenblick nicht mehr fern iſt, wo man die erſten Grundlagen der Metalle entdecken, und wo man endlich in Erfahrung bringen wird, ob die Alchimiſten erhabene Filoſofen oder unſinnige Träumer ſind.

In Erwartung dieſer großen Löſung hat die neuere Wiſſenſchaft bereits großen Vortheil gewonnen von den gewiſſenhaften Arbeiten der Alchimiſten, der Aſtrologen, wie überhaupt der myſtiſchen Filoſofen. Dem berühmten Alchimiſten Arnold von Villeneuve verdankt man die ſalzſauern, ſalpeterſauern und ſchwefelſauern Säuern, wie die erſten Deſtillirungs-Verſuche, wodurch man zur Bereitung des Alkohols gelangt iſt. Wenn ſchon Robert Bäkon ſich das Anſehn gab, als verachte er die Zauberei, ja wenn er ſelbſt dagegen ſchrieb, iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß er bei ſeinen geheimnißvollen Forſchungen im Bereiche der hermetiſchen Filoſofie das Schießpulver entdeckte, wovon er behauptete, daß ein Theil dieſer furchtbaren Subſtanz, von der Größe eines Zolls, unter

Donner und Blitz eine ganze Stadt über den Haufen werfen könne.

Derſelbe Gelehrte hat auch durch ſeine aſtrologiſchen Nachforſchungen zur Entdeckung der Fernröhre beigetragen. Parazelſus, der myſtiſche Verfaſſer des „Archeus", hat den Gebrauch der ſpießglas-, ſalz- und eiſenhaltigen Zubereitungen eingeführt, die in Therapeutik von ſo weſentlichem Nutzen ſind. Die mathematiſche Wiſſenſchaft verdankt dem berühmten Aſtrologen Cardan den „unvereinfachbaren Fall" und die Anwendbarmachung der Geometrie in der Fyſik. Dergleiche überſpannte Träumer bemerkte zuerſt die Mehrheit der Gleichungen der höhern Grade beim Daſein der negativen Wurzeln. Vergeſſen wir auch nicht die Ars magna, dies merkwürdige Buch, worin Raymund Lulle ein großes Aſien entnommenes filoſofiſches Syſtem auseinanderſetzte und die enzyklopädiſchen Grundſätze der menſchlichen Kenntniſſe zuſammen drängte, die ſpäter ein ſo helles Licht über Europa verbreiten ſollten.

Auf jeden Fall ſollten unſre heutigen Gelehrten ſich erinnern, daß die hermetiſchen Filoſofen, gleichviel ob erhaben oder unſinnig in ihren Anſichten, nichts deſto weniger ihre eigentlichen Vorgänger geweſen ſind.

Parallele zwiſchen den Anhängern des Veralteten und den Freunden der Gewiſſensfreiheit.

Ganz neuerdings haben einige Schriftſteller, im gegenwärtigen Zeitraume, einen bloß vorübergehenden Zuſtand der Dinge und deſſen nahes Ende angedeutet. Eine Art allgemeiner Senſation beſtätigt jetzt dieſe philoſophiſche Anſicht. Die Gegenwart iſt endlich offenbart. Man beginnt, ihre Ungewißheit und Leere zu verſpüren, das Bedürfniß einer andern Exiſtenz zu begreifen, die Möglichkeit derſelben aufzufaſſen und ihre Näherung zu ahnen. In dem Allem iſt freilich noch nichts recht Beſtimmtes. Man weiß noch nicht genau, worin das Uebel beſtehe, wo das Heilmittel zu finden ſei; aber man fühlt das Eine, man glaubt das Andere, und man harrt der Dinge, die da kommen ſollen.

Dieſe Stimmung des Geiſtes kann als das ſichere Zeichen betrachtet werden, daß wir bereits über den Abgrund des Zweifels und der Anarchie hinweg ſind, der, nach dem Geſetze der geſellſchaftlichen Revolutionen, zwei durchaus von einander verſchiedene Epochen der Ziviliſation, zwei beſondere Doktrinen beſtändig von einander zu trennen ſcheint; daß die Geſellſchaft, inmitten der Trümmer, die ſie rings um ſich aufgethürmt hat, endlich ſich ſelbſt zu erkennen, ſich auszudrücken, ihren Zweck zu würdigen und den inſtinktartigen, unordentlichen Bewegungen, durch welche ſie

bis jetzt ſich fortbewegt hat, einen ſichern und aufgeklärten Fortgang zu geben ſich bemühen werde.

Es iſt an und für ſich ſchon viel, bis zu dieſem Punkte gelangt zu ſein. Indeſſen befinden wir uns doch nur erſt am Anfange unſerer Laufbahn. Unermüdliches Beſtreben, ſchwere Arbeiten ſind uns noch vorbehalten, bevor wir ein Ziel erreichen können. Aber um mit Erfolg die neue Bahn zu betreten, müſſen wir zuerſt die Nothwendigkeit einſehen, die alte, bisher verfolgte, zu verlaſſen. In dieſer Hinſicht finden zwei Meinungen ſtatt, die zwei durchaus entgegengeſetzte Schulen konſtituiren. Das Beſtreben der Einen iſt, das Veraltete und Vergangene wieder emporzuheben und geltend zu machen; das der Andern beſteht darin, die Grundſätze zu befeſtigen, die eben jenes Veraltete und Vergangene zerſtört haben, und vorzüglich die Gewiſſensfreiheit, als erſte Regel, als erſtes Geſetz des endlichen Uebereinkommens, aufzuſtellen.

Man möchte ohne Weiteres glauben, daß jedes Syſtem, das ſich auf die Rückkehr des Vergangenen begründet, ſchon zur Genüge beurtheilt ſei, und es nicht mehr der Mühe werth ſei, dabei zu verweilen. Dieſe Nichtachtung rührt daher, daß man im Allgemeinen von der Partei, die das Veraltete vertheidigt, nur das Lächerliche und Alberne kennt, und über das, was ſie Ernſtes und Intereſſantes aufzuſtellen vermag, nicht genugſam unterrichtet iſt. In dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, nach den unfruchtbaren Verſuchen, die ſchon gewagt worden waren, konnte die Doktrine des Vergangenen, durch ihren innern Werth und unabhängig von aller

perſönlichen Betrachtung, ſich noch wiedererzeugen und ſelbſt unter den aufgeklärten Menſchen Anhänger finden. Und dieſer Fall hat wirklich ſtattgefunden.

Dennoch iſt dieſe ſpekulative Rückwendung Einiger gegen das Veraltete nicht bei Allen durch dieſelben Bedürfniſſe beſtimmt worden. Bei Dieſen zeigt ſie ſich als ein Produkt der Einbildungskraft und des Gefühls, bei Jenen als ein Begriff des Verſtandes, als eine Frucht der Beobachtung und Ueberlegung. Die Anhänger des Veralteten ſcheiden ſich alſo in zwei Klaſſen, die ſich auf die eben angezeigte Weiſe von einander unterſcheiden.

Die Erſten ſcheinen begriffen zu haben, daß es keine andere geſellſchaftliche Ordnung gebe, die dieſen Namen verdiene, als in einem Zuſtande, wo die Zuſammentretung der Individuen einen beſtimmten Zweck habe, wo die Exiſtenz eines Jeden in dieſen Zweck übergehe und ihn befördere, wo die Handlungen, die Ideen, die Gefühle in vollkommener Uebereinſtimmung ſind, wo die Erziehung in Allem, was ſie umgreift, darauf hinzielt, dieſe Harmonie zu erhalten, wo das Daſein des Menſchen nicht allein aus materiellen, ſondern auch aus moraliſchen und geiſtigen Intereſſen beſteht, die ihm alle gleich werth ſein müſſen, weil ſie unzertrennlich ſind, und weil die einen nicht ohne die andern verletzt werden können. Von dieſer richtigen Idee ausgehend, die ſie ſich von einer wirklichen geſellſchaftlichen Organiſation machen, betrachten ſie die Gegenwart, und erblicken in ihr nur eine Zuſammenſtoppelung vereinzelter Thatſachen, fremdartiger Elemente, worin der Menſch ſich ohne Zukunft, ohne Glauben, ohne Anneigung zeigt. Sie

begreifen nicht, was dieſer Zuſtand mehr Anſcheinendes als Reelles in ſich faßt. Sie ſind überzeugt, daß er nur in gänzlicher Auflöſung ein Ziel finden könne. Sie wenden ſich deshalb der Vergangenheit zu, wo die Ordnung, die ſie verlangen, herrſchend geweſen iſt, wo die Exiſtenz des Menſchen vollkommen war. Sie bemühen ſich, ſie aus ihren Ruinen emporzuheben.

Man bemerkt leicht aus dem eben Geſagten, wie die Anhänger des Veralteten, ihrem Raiſonnement zufolge, in ein abſtraktes Syſtem verfallen müſſen. Nichts iſt ihrem Verſtande befremdend, und das Abgeſchmackte und Unſinnige wird eben ſo wohl der Gegenſtand ihres Zurückwünſchens, als das Beachtungswerthe und Vernunftgemäße. Sie bedauern den Mangel unſers Glaubens an die Feenmährchen der Metafyſik, an die Träumereien der Theologie, mit einem Worte, an jeden ſchroffen oder feinen Aberglauben, der ſonſt die Gemüther bethörte, in alle Phänomene der Natur ſich miſchte. — Die Anhänglichkeit an eine ſolche Meinung ſetzt eine große Unbekanntſchaft mit den Geſetzen der Ziviliſation voraus, und die Reſultate, zu denen ſie gelangt ſind, beweiſen dies auf's Augenſcheinlichſte. In den Unternehmungen dieſer Freunde des Veralteten ſucht man vergebens einige nützliche Anſichten. Sie beurkunden in Wahrheit eine wichtige Thatſache: „die Mangelhaftigkeit und Unzuläſſigkeit des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge“; aber falls man ihnen einigen Einfluß zugeſtehen wollte, ſo iſt es erwieſen, daß ſie mehr geeignet ſind, das Uebel zu verſchlimmern, als ein Heilmittel dafür zu erfinden.

Nach dieſen Anhängern des Veralteten, deren Meinung vorzüglich vielleicht als die Proteſtation des Gefühls gegen die Trockenheit und den Mangel an moraliſcher Thätigkeit des gegenwärtigen Zeitraums betrachtet werden kann, kommen die eigentlichen Bewahrer der alten Lehre. Von der Unordnung erſchreckt, der ſie die Elemente der Geſellſchaft preisgegeben ſehen, von der Unmacht der philoſophiſchen Spekulationen, derſelben ein Ziel zu ſtellen, überzeugt, ſuchen ſie die Geſetze und den Grundkarakter der geſellſchaftlichen Wiſſenſchaft dadurch zu entdecken, daß ſie die Jahrhunderte in der Aera der chriſtlichen Ziviliſation, die ſie, richtig genug, als die am meiſten fortgeſchrittene betrachten, hinaufſteigen. Sie ſind betroffen, zu ſehen, daß durch jene Verſchiedenartigkeit der Zeiten und der Orte, mitten unter den Kriegen und Umwälzungen, ein und derſelbe allgemeine Zuſtand ſich beſtändig wieder erzeugt und das Ganze beherrſcht. Für die geiſtige Leitung der Völker war es immer die römiſche Kirche und ihre Lehre, für ihre innere Konſtitution das Regiment der Vormundſchaft und der Beſchützung, auf die Hierarchie der Klaſſen begründet. So lange dieſe beiden Grundſätze geachtet werden, bewegt ſich die Geſellſchaft regelmäßig, und die Uebereinſtimmung ſcheint ſich in allen Theilen zu erhalten. Daraus ziehen ſie nun die Schlußfolge, daß eben dieſe Grundſätze die nothwendigen Grundveſten jeder geſellſchaftlichen Ordnung ſeien. Aber was entſteht daraus? — Die Kriſis verlängert ſich, die Zerſtörung wird vollendet, und nichts vermag aus den Ruinen hervorzugehen.

Die zerſtörenden Doktrinen der alten Ordnung der

Dinge ſuchen umſonſt eine neue zu erzeugen. Sie bringen nichts hervor als Schattenbilder. So iſt die Fortſetzung ihrer Regierung nur eine wahre Anarchie. — Die wahre geſellſchaftliche Wiſſenſchaft muß alſo darin beſtehen, die Veränderungen zu würdigen, die in der veränderlichen Ordnung ſtattfinden, und folglich die Art des Seins der unveränderlichen Ordnung zu modifiziren, oder anderweitig zu gewiſſen Epochen „das Vergangene mit dem Gegenwärtigen in Harmonie zu ſtellen.“ Etwas Anderes bleibt jetzt zu thun nicht mehr übrig.

Der Irrthum dieſer Schule iſt offenbar das Reſultat einer unvollkommenen Beobachtung. Indeſſen verdient ſie demungeachtet einige Aufmerkſamkeit. Sie verlangt nicht, daß man die Geſellſchaft nach einer ſyſtematiſchen Anſicht bilde. Sie glaubt an die Exiſtenz einer Thatſache, ſie bezeichnet ſie näher und begehrt allein, daß man ſie anerkenne. Wenn ſie die entgegengeſetzten Theorien zurückſtößt, ſo iſt es nicht aus blindem Vorurtheil, ſondern weil ſie glaubt, daß man die Geſellſchaft nicht willkührlichen Geſetzen unterwirft. Sie verkündigt ſich alſo beim erſten Anblick unter einer rein-wiſſenſchaftlichen Auſſenſeite, wie ein in ihrem Urſprunge von allen vorübergehenden Eindrücken, von jeder zufälligen Urſache ganz unabhängiges Produkt. Aber wenn man die Umſtände erwägt, unter welchen ſie erzeugt worden iſt, und die Formen, deren ſie ſich gewöhnlich in ihren Diskuſſionen bedient, ſo verliert ſie bald dieſen Karakter, und ſtellt ſich uns alsdann nur als die Gegenwirkung des poſitiven Geiſtes gegen die Ungewißheit der metafyſiſchen Theorien dar.

Die verſchiedenen Syſteme, ſowohl in der Religion, als in der Moral und Politik, die im Laufe der letztverfloſſenen drei Jahrhunderte entſtanden ſind, und denen der menſchliche Verſtand nach und nach ſich angeneigt hat, um die Geſellſchaft von ihren Feſſeln zu befreien, ſind jetzt gänzlich hintangeſetzt worden, weil die Zerſtörung, die ſie bewirken ſollten, endlich vollendet iſt, und weil die Erfahrung bewieſen hat, daß ſie darüber hinaus ganz ohnmächtig waren. Bemerkenswerth iſt es jedoch, daß das Prinzip, das dieſe Syſteme erzeugt, daß der Lehrſatz der Gewiſſensfreiheit ſie alle überlebt hat, und daß er ſich jetzt der Geſellſchaft geradezu als das Ziel aller ſeiner Arbeiten in der Konſtitution der moraliſchen Ordnung darſtellt.

Nicht allein bei den Menſchen, die ſich mit Theorien beſchäftigen, hat dies Prinzip ſich bewährt, ſondern auch in der Maſſe des Publikums. Die Urſache davon iſt ganz einfach. In der Lage, in welcher wir uns bis jetzt befunden haben, unwiderruflich von der Vergangenheit geſchieden, ohne irgend eine Vorahnung der Zukunft, unfähig, uns den Verordnungen der Einen zu unterwerfen und die Natur der Andern zu begreifen, iſt die Gewiſſensfreiheit in der That das einzige Prinzip, das wir anzunehmen im Stande geweſen ſind, die einzige Uebereinkunft (wenn eine ſolche Benennung einer negativen Sache gegeben werden kann), die wir treffen durften. Die gegenwärtige Generation hat alſo von ihrer Erziehung ein dieſem Prinzip durchaus günſtiges Vorurtheil erhalten, und daraus ſelbſt ergibt ſich, daß man eben dadurch, daß man es angreift, befürchten müſſe, das

allgemeine Gefühl aller Derjenigen gegen ſich zu empören, von denen man gerade zuerſt gehört werden möchte, weshalb man dieſen Gegenſtand nur mit der größten Vorſicht berühren kann.

Die Gewiſſensfreiheit ſtellt ſich gegenwärtig als eine von Zeit und Begebenheit unabhängige Thatſache dar, ſelbſt gewiſſermaßen als ein ewiges Attribut, als das unumgänglich nothwendige Weſen der menſchlichen Natur. Dieſe Freiheit bezieht ſich aber, ſowohl in ihrer Erzeugung, als in ihren Wirkungen, wie alle die Grundſätze, die nach und nach ſich geltend gemacht haben, auf einen beſondern Zuſtand der Dinge. Wenn man ſich davon alſo eine genaue Idee machen will, ſo muß man ſie der abſtrakten Form, unter welcher ſie ſich erzeugt, entheben, und ſie unter den Umſtänden betrachten, unter denen man ſie entſtehen geſehen hat, ſo wie in den Thatſachen, die ihre Fortſchritte begleitet haben, oder die ihnen nachgefolgt ſind.

Im ſechszehnten Jahrhundert ſieht man die Gewiſſensfreiheit zuerſt offen und klar als Grundſatz aufgeſtellt. Aber es iſt nicht die unbeſchränkte Freiheit, die man ſeitdem verlangt hat, ſondern allein die Fakultät, eine gewiſſe Zahl beſtimmter Punkte anders, als die römiſche Kirche, glauben zu dürfen. In demſelben Maße, als die Sekten auf einander folgten, die ſich aus dem Schooße dieſer Kirche erhoben und ſich immer mehr von ihrer Doktrine entfernten, erweiterten ſie auch theoretiſch die Grenzen dieſer Fakultät. Die heilige Schrift war zuerſt das Feld, auf welches man die Gewiſſensfreiheit zu beſchränken übereingekommen zu ſein ſchien; aber bald wurde dieſer Raum überſchritten. Die Religion wurde durch einige

andere Menſchen in ihrem Lehrſatze zu einem einfachen Begriffe der Vernunft und des Gefühls gemacht, und in ihrem Kultus zu einer rein metaphyſiſchen Verbindung des Menſchen mit ſeinem Schöpfer. Endlich wurden die Grundideen aller religiöſen Inſtitutionen oder Glaubensmeinungen ſelbſt angegriffen, und beſchützt von dem Prinzip der Gewiſſensfreiheit, das ſich immer mehr ausdehnte, erzeugten ſich die verſchiedenen Grade des Unglaubens und ſuchten ſich geltend zu machen.

Die Gewiſſensfreiheit wurde anfänglich nur in Betreff der religiöſen Gegenſtände angerufen. Aber als der Katholizismus, das heißt: das, was in der Geſellſchaft am allgemeinſten war, was bei allen Ereigniſſen die Scheidung gab, ging die Prüfung auch auf die politiſche und bürgerliche Ordnung über, und auf alle die Phänomene, aus denen die geſellſchaftliche Bewegung, oder das individuelle Leben beſtand. Nichts wurde in dieſer Ueberſchwemmung erſpart. Sitten, Geſetze, Glaubensmeinungen, Alles wurde zugleich angegriffen, und der Lehrſatz der unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit wurde aufgeſtellt. Es ſtellen ſich uns jetzt drei beſondere Bemerkungen über die Erzeugung und Entwickelung dieſes Grundſatzes dar. Die erſte beſteht darin, daß man ihn immer in der Zeit einer zerſtörenden Inſtitution oder Ideenordnung anruft. Die zweite, daß er nur in dem Maße an Ausdehnung zunimmt, als der Kreis der Zerſtörung ſich ſelbſt vergrößert. Die dritte endlich — und ſie iſt von der höchſten Wichtigkeit — zeigt, daß man ihn nur erſt alsdann proklamirt und allgemein angenommen ſieht, wenn die Ziviliſation in ihrem fort-

ſchreitenden Gange unter den Menſchen neue Verbindungen, neue Bedürfniſſe geſchaffen, und auf ſolche Weiſe die Harmonie zerſtört hat, die bis dahin zwiſchen dem reellen Zuſtande der Geſellſchaft und ihren Doktrinen und Inſtitutionen ſtatt fand. Geſchichtlich alſo kann die Gewiſſensfreiheit in ihrem Urſprunge und in ihren Fortſchritten in moraliſcher Beziehung nur als das Zerſtörungswerk einer Ordnung der Dinge betrachtet werden, die ihr Ziel erreicht haben.

Aber es geſchieht in Hinſicht dieſes Phänomens, was man täglich wieder ſieht. Die Art nnd Weiſe einer Erſcheinung iſt für eine eigene, unabhängige Sache ſelbſt genommen worden, die in ſich die Urſache ihrer Exiſtenz und ihren Zweck umfaſſe. Unter dieſer Metamorphoſe ſtellt ſich jetzt die Gewiſſensfreiheit dar, und unter ihr muß man ſie zu betrachten ſich bemühen. Wenn man ſie alſo unter dieſem abſtrakten Geſichtspunkte würdigt, ſo findet man, daß es für jedes Individuum ein Recht, oder vielmehr eine Pflicht iſt, nach ſeiner perſönlichen Ueberlegungskraft zu urtheilen, ohne durch die Arbeiten, die Urtheile, die Autorität anderer Individuen über die Natur der Dinge, ihre Beziehungen mit der Menſchheit, die Beziehungen der Menſchen unter einander, endlich über alle Wiſſenſchaft und über alle Elemente derſelben, ſich leiten zu laſſen. — Aber unter welchen Umſtänden wird dies Prinzip noch allgemein angenommen? Alsdann, wenn eine der Theorien, nach denen man bis dahin verſucht hat, die Geſellſchaft wieder zu konſtituiren, nicht mehr mit dem wirklichen Zuſtande der Ziviliſation in Uebereinſtimmung ſteht,

und wenn folglich alle bis zu einem Grade des Unwohlſeins gelangt ſind, der den Verfall des alten Syſtems veranlaßt. In einer ſolchen Lage kann es alsdann ſcheinen, daß die Gewiſſensfreiheit nichts anderes, als die Rückwirkung der Geſellſchaft gegen die falſchen oder unvollkommenen Doktrinen ſei, oder, wenn man lieber will, die Uebertragung einer allgemeinern Thatſache, der Mangel einer wirklichen geſellſchaftlichen Wiſſenſchaft.

In allgemeiner Ueberſicht des Ganzen vermag die Doktrine des Vergangenen und Veralteten, in welchem Augenblick man ſie auch ergreife, und welchen Modifikationen man ſie auch unterwerfen möge, der Geſellſchaft die Baſis der Neuorganiſation nicht zu gewähren, deren ſie ſo ſehr bedarf. Die Wiedererzeugung dieſer Doktrine hängt von vorübergehenden Urſachen ab. Sie begründet ſich allein auf die Mängel und Gebrechen des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge, deren Kritik ſie eigentlich nur iſt.

Die Gewiſſensfreiheit, auf dieſe Weiſe wenigſtens, wie man ſie bis jetzt verſtanden hat, iſt kein Zweck. Erzeugt, um zu zerſtören, erhält ſie ſich jetzt nur noch durch die Oppoſition der falſchen Syſteme. In dieſer Hinſicht beurkundet ſie nur eine Thatſache, den Mangel einer Doktrine, die in Uebereinſtimmung mit den Bedürfniſſen der Geſellſchaft ſei. Die Verlängerung dieſes Grundſatzes würde alſo nur die der Anarchie ſein, über welche wir uns beſchweren.

Endlich der Streit, der jetzt noch zwiſchen den Anhängern des Veralteten und Vergangenen und denen der Gewiſſensfreiheit ſtatt findet, erhält nur die Elemente des Kampfs, dem wir uns gern entziehen möch-

ten. Es iſt alſo klar, daß das Erſte, was wir zu thun haben, darin beſtehe, dieſen Streit zu beſeitigen, um unſere ganze Aufmerkſamkeit und alle unſere Kräfte auf das große Werk der Neuorganiſation zu verwenden, wofür die Stunde endlich geſchlagen hat.

Mazzini über den gegenwärtigen Zuſtand Italiens und ſeine bevorſtehende Zukunft.

Erſter Brief.

Der durch ſeine politiſchen Umtriebe in Frankreich und in der Schweiz bekannt gewordene ehemalige Advokat Joſef Mazzini, aus Modena, den man allgemein als den eifrigſten ausländiſchen Agenten der republikaniſchen Propaganda Frankreichs bezeichnete und der ſich jetzt in London aufhält, hat in den letzten Heften des Monthly Chronicle einige Briefe „über den gegenwärtigen Zuſtand Italiens und über ſeine (mögliche) Zukunft“ erſcheinen laſſen, die neben vielem abſichtlich unrichtig aufgefaßten und in falſchem Lichte hervorgeſtellten, doch auch manches bieten, was wirklich karakteriſtiſch iſt, und — unter welchem Geſichtspunkte man es auch würdigen mag — wohl beachtet zu werden verdient. Dies letzte, und nur das allein, halten wir uns berufen, unſern Leſern mitzutheilen und ohne fernerweitigen Kommentar ihrer

individuellen Beurtheilung ſeinen Gehalt anheim zu ſtellen.

„Sie wiſſen bereits, welche Meinung man im Allgemeinen über Italien hat,“ ſagt der Hauptvertreter der Giovine Italia. „Ich erinnere mich noch, daß als wir eines Tages einige Werke über den gegenwärtigen Zuſtand der apenniniſchen Halbinſel durchblätterten, wir nachſtehende Zeilen in einer Bekanntmachung Sismondis laſen:

„„Man beabſichtigt eine demokratiſche Umwälzung für Länder, die gegenwärtig unter unabhängigen Regierungen ſich befinden, wie Italien, in der Hoffnung, mit Hilfe eines ſo gewaltigen Anſtoßes eine einzige und koloſſale demokratiſche Republik zu bilden. In dem Falle würde es nothwendig ſein, daß in dieſem Lande, wo jetzt jede öffentliche Erörterung unterſagt, wo jeder Weg, auf dem man zur Berühmtheit gelangen könnte, gehemmt iſt, die Stimme des Volks durch eine freie und vernunftgemäße Wahl diejenigen bezeichnete, denen es die Souveränetät anvertrauen wollte, und daß die Einwohner der meiſten dieſer kleinen Staaten ihre Bevollmächtigten beſtimmten, um unter den Bürgern der andern kleinen Staaten, in denen ſie jetzt nur Fremde und Nebenbuhler erblicken, eine Mehrheit hervorzubringen.

„Wie können die, welche eine aus allen kleinen Staaten Italiens zuſammengeſetzte Republik träumen, ſich überreden, daß das Mißtrauen, die Rivalität, die zwiſchen ſo vielen unabhängigen Ländern noch vorherrſchend ſind, nicht von einigen Denkern oder Enthuſiaſten vergeſſen werden, ſondern vom großen Volkshaufen, der viel leichter ſeinen Neigungen und ſeinen

Vorurtheilen als der Vernunft gehorcht? Wie, haben ſie nicht vorausgeſehen, daß alle örtlichen Unverträglichkeiten noch viel gehäſſiger erwachen würden, wenn es einer allgemeinen Geſetzgebung gelänge, Fragen zu entſcheiden, worüber jedes Volk eine andere Meinung hat? .....““

„Bald nachher ſtießen wir auf eine andere Aeuſſerung, die vom General Sebaſtiani herrührt, der ſie den 10. Auguſt 1831 in der franzöſiſchen Deputirtenkammer fallen ließ.

„„Jeder weiß,“ ſagte er, „daß der Zuſtand ihrer Geſittung, ihre religiöſen Vorurtheile und ihre Unwiſſenheit die Romagna unfähig machen, theil zu nehmen an den Wohlthaten der politiſchen Anſtalten, welche wir zu beſitzen das Glück haben.““

„Darauf folgten die Schriften mehrer Italiener, welche dieſe Angaben unterſtützten. Einerſeits haben wir Armandi, der vor dem ganzen Frankreich, für das er ſchreibt, erklärt: „daß die Einheit Italiens immer nur eine glänzende Utopie ſein wird, und daß folglich alles Streben ſich darauf beſchränken ſollte, die Anſtalten der verſchiedenen Staaten, woraus es zuſammengeſetzt iſt, zu verbeſſern.“ Ihm zufolge würde der alleinige Wunſch, der in Erfüllung gehen könnte, in Beſeitigung der abgeſchmackten und verhängnißvollen Scheidung des Zentraltheils und in Vereinigung dieſer einzelnen Stücke in einen einzigen Staat beſtehen, der durch ſeine eigene Kraft ſich zu erhalten fähig wäre.

„„Der Karakter des römiſchen Pöbels,“ ſagt er, „iſt immer als fanatiſch und jeder Neuerung abgeneigt

betrachtet worden. Dieſer Pöbel beſteht noch jetzt aus den Mördern Baſſevilles und Düphots.*)""

„Auf der andern Seite hatten wir Marochetti, der in Sismondis Beſorgniſſe einſtimmend und entrüſtet über die italiſche Jugend, die ſich bemühte die Souveränetät volksthümlicher Grundſätze aufzuſtellen, rief:

„„Wenn die nationale Revolution von 1821 geſcheitert iſt, eine ſo rechtmäßig begründete Umwälzung, die von ſo günſtigen Umſtänden begleitet war und die unter den Auſpizien königlicher Prinzen zu Neapel eben ſowohl als zu Florenz proklamirt, die von der Armee, einem Theil des Adels und der einmüthigen Beiſtimmung des Volks unterſtützt wurde, deren Beginn ſo glücklich war, die ſo gemäßigt in ihren Anforderungen, ſo edelmüthig, ſo uneigennützig in Betreff der Geldangelegenheiten auftrat, und die ſo viele Beweggründe rechtmäßig und achtungswürdig machten; wenn zehn Jahre ſpäter die Inſurrektion Mittel-Italiens, dies demüthige Kind des italieniſchen Juste-Milieu, keinen beſſern Erfolg hatte, dieſe von ſo vielen Intereſſen angeregte, durch ſo viele Gebete gebilligte Inſurrektion, die nichts mehr verlangte, als eine kleine Reform in der innern Verwaltung, wie darf man hoffen, daß ein Syſtem triumfiren werde, welches ſo drohend und ſo feindſelig der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ſich gegenüberſtellt, die ihm auf dem Schlachtfelde 15,000 dem

*) Vergl. Ma part aux événemens de l'Italie centrale en 1831, par le général Armandi. Paris, 1831.

Despotismus ergebene Satelliten entgegen geworfen, die gleich Maſchinen handeln?*)""

„Wohl fanden wir ganz entgegengeſetzte Meinungen und einen feſten Glauben an die Fortſchritte des volksthümlichen Elements in dem Werke, betitelt: „Dell' Italia." Aber nachdem wir mit dem Verfaſſer vom Felde der Theorie auf das der Praxis übergegangen waren, gewahrten wir die gleiche übel verborgene Entmuthigung unter den ſchwankenden Vorausannahmen einer zu verwirklichenden Zukunft in unbeſtimmter Form, und wir ſahen mit Erſtaunen, wie der Verfaſſer dem Volke, dem jeder Weg zu einer fortſchreitenden Erziehung und zu geſetzlicher Vorſtellung verſperrt iſt, die alleinigen ihm noch gelaſſenen Emanzipationsmittel rauben will, indem er ruft:

„„Italien iſt das Land der Verſchwörungen, und die italieniſchen Verſchwörungen ſind immer unglücklich geweſen. Vielleicht iſt das ein Fingerzeig Gottes, daß eine große Nation ihrer Rechte durch volksthümlichere und edlere Mittel ſich verſichern müſſe."

„Und als wir wiſſen wollten: welche Mittel das ſeien, erhielten wir folgende Antwort, und zwar mit dem Ausdrucke einer verzweifelnden Ueberzeugung:

„„Das wirkſamſte Mittel iſt, zu Gott beten!"

„Welch ein befremdender und unausführbarer Rath, den wir in Verſuchung gerathen möchten, für eine bittere Ironie zu halten, wenn das ganze Buch

*) Vergl. *L'Italie*, ce qu'elle doit faire pour figurer enfin parmi les nations indépendantes et libres, par *Marochetti*. Paris, 1831.

uns nicht die Ueberzeugung gäbe, daß es nichts als die Träumereien eines rechtſchaffenen Mannes enthält.*) Weiter unten fanden wir noch andere Ausdrücke deſſelben Verfaſſers, die an und für ſich eben ſo gefährlich, als im Munde eines italieniſchen Verbannten von 1831 unbegreiflich ſind:

„„Wie dem auch ſei,“ ſagt er, „betrachten wir dennoch fortwährend Frankreich als unſern Polarſtern. Wir können uns nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die große franzöſiſche Nation, oder ihre aufgeklärte Regierung, die von der Natur, von der Vorſehung ſelbſt ihr auferlegten Pflichten vernachläßigen werde. Sie hat einen Augenblick wohl glauben können, daß ſie das hohe Protektorat des Univerſalvolkes hintanſetzen oder aufgeben könne. Aber ſie wird bald begreifen ꝛc. ꝛc. ....“

„Und an einem andern Orte:

„„Keine Umwälzungen mehr, möchten auch wir rufen. Allein der unbegränzte Fortſchritt, die Reform in Allem und durch Alles, freier Fortſchritt und freie Reform durch die Macht der Ideen und durch die Einwirkung jenes Frankreich, das ꝛc. ꝛc. ꝛc....**)“

„Alles das iſt recht entmuthigend,“ fährt Mazzini fort. „Denn die gegen Italien ſprechenden Zeugniſſe ſind zahlreich und von nicht geringer Wichtigkeit. Die Männer, von denen ſie herrühren, ſind unterrichtete tiefforſchende Hiſtoriker, Generale, Miniſter, Profeſſoren, Verbannte. Sie haben das Land

*) Vergl. Révolution de l'Italie en 1831, par *Orioli.*
**) Vergl. Révolution d'Italie en 1831, par *Orioli.*

ſtudiert, über das ſie ſprechen, oder man ſetzt voraus, daß ſie es ſtudiert haben. Einige von ihnen haben eine bedeutende Rolle in den revolutionären Bewegungen Italiens geſpielt. Jetzt zeigen ſie uns dies Land als ſchwach, uneinig, unwiſſend, jeder offenen Verkündigung volksthümlicher Grundſätze abgeneigt, unvermögend ſich durch ſich ſelbſt zu emanzipiren, um immer an den Wagen Frankreichs gefeſſelt zu bleiben, von dem es, wie oft es von ihm auch hintergangen und beſchimpft ſein mag, dennoch unaufhörlich eine kleine Freiheit erbettelt.

„Wäre dem wirklich alſo, hätte nach ſo vielen erfolgloſen Beſtrebungen das Land jedes Gefühl von Nationalität verloren, und müßte es ſich fortan begnügen, im Guten wie im Böſen im Gefolge Frankreichs zu wandeln, ... möchte man in Verſuchung gerathen, jenen Männern zuzurufen: „„Schreibet nicht, beſchwert Euch nicht. Es gibt Schwächen, die man um keinen Preis entſchleiern muß....“

„Allein dem iſt nicht alſo. Diejenigen ſelbſt, welche die eifrigſten Vertheidiger Italiens ſein ſollten, täuſchen ſich, abſichtlich oder nicht, über ſeinen Zuſtand und verläumden es. Meine Meinung über ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, wie über ſeine (mögliche) Zukunft, ſind den oben angeführten grade entgegengeſetzt....

„Alle dieſe Männer, welches auch ihre individuellen Meinungen ſeien, wie oberflächlich oder wie genau ſie auch Italien kennen mögen, ſcheinen zu vergeſſen, daß die Zeit der Ruhe für eine Nation ſo lange nicht erſchienen iſt, als ſie nicht den Gegenſtand erreicht hat, gegen den ihr geſchichtlich nationales Streben

ſie drängt, ſo lange die Eigenſchaften und Kräfte, die in ihrem Schooße keimen, nicht ihren möglichſt größten Entwickelungsgrad erlangt haben, ſo lange endlich ſie nicht ihre Miſſion für den Fortſchritt der Menſchheit vollbracht hat.

„Und wer mag behaupten, daß Italien ſchon in dieſer Epoche ſich befinde? Die Nation hat ſich noch nie als ſolche beurkundet. Es hat ein Rom der Zäſaren, es hat ein Rom der Päpſte gegeben; das Rom des Volks ſoll ſich erſt noch erheben. Alles iſt jedoch bis jetzt dieſem Punkte zugeſtrebt. Die innere Kriſis, die Italien ſo lange bewegt, findet hier ihren Sinn und ihre Anwendung. Es iſt der Kampf des italiſchen Elements, der alle fremden Elemente, die Kaſten und Raſſen, die ſich von allen Punkten Europas auf dies Land ſtürzten, um es zu überſchwemmen, beſtritten, unterjocht und verſchlungen hat.

„Die Gährung, das Aufwallen, wovon Italien im Mittelalter heimgeſucht wurde, waren ein Werk der Verſchmelzung.... Dieſelbe Arbeit hat nie aufgehört. Sie hat ſchweigender fortgedauert, weil ſie weniger zerſtückelt war, doch mit verdoppelter Macht während der Periode, die auf den Fall der alten Republiken folgte und die, in den Augen oberflächlicher Beobachter, nichts war als ein Zeitraum der Trägheit und der Entartung. Nachdem die Freiheit der Städte zu Grabe getragen worden, ſchritt das Werk der Gleichmachung allein ſchneller vorwärts. Wenn ſchon weniger auffallend, war es dennoch im Herzen der Nation. Vor und nach den revolutionären Bewegungen, die von auſſen Italien bewegten, gewann das Volk mehr Raum, als die unterrichteten Stände. Es wird be-

wieſen durch die populären Zuckungen, die von Zeit zu Zeit ſich offenbarten und die von Erfolg gekrönt wurden, wie die von 1764 in Genua und wie die von 1799 in Neapel, die man bisher ſo wenig begriffen hat.

„Die große allgemeine Thatſache, daß das italiſche Volk ſich ſtufenweiſe über alle einzelnen Elemente erhoben, daß es fortan alle Angelegenheiten dominirt und ſich als die nothwendige und alleinige Baſis jedes thatſächlichen Unternehmens darbietet, iſt allen Schriftſtellern, deren Meinungen zu widerlegen ich mich bemüht, vollkommen entgangen. Sie haben in dem Buche der Nation nichts erblickt, als den todten Buchſtaben: der Geſchichtſchreiber Botta, wie die Verſchwörer Santaroſa und Menotti, Sismondi wie die proviſoriſche Regierung von 1831. Romagnoſi allein hat ihren Sinn geahnt, doch ohne ihn verfolgen zu können. Von allen thatkräftigen Menſchen war Napoleon der einzige, der den wahren Zuſtand der Dinge begriffen und der ihm nicht gehorchen wollte. Frankreich — vielleicht weil er mehr Gewißheit hatte, es beherrſchen zu können — wurde ſein alleiniges Thätigkeits-Werkzeug. Er wollte, daß er keinen Nebenbuhler habe. Erſt auf St. Helena, wo er nichts mehr zu verbergen hatte, rief er:

„„Italien iſt nur eine Nation. Seine Einheit der Sitten, der Sprache und der Literatur muß früher oder ſpäter alle ſeine Bewohner unter einer und derſelben Regierung vereinigen.“

„Durch dieſen Hauptumſtand hat in Italien jetzt Alles eine andere Geſtalt gewonnen. Die verſchlingende Macht des italiſchen Elements, die ſo groß iſt, daß ſo verſchiedene Raſſen, wie die Gothen und Longo-

barden ihm nicht ein oder zwei Jahrhunderte haben widerſtehen können, hat alles untergraben und gleichgemacht. Es gibt in Italien jetzt keine verſchiedenen Gattungen mehr. Von einem Ende zum andern ſeines Bereichs iſt jeder Italiener.... Das Mittelalter iſt tod, und mit ihm die Welfen und Gibellinen, und wer ſich einbildet, daß ſie noch lebendig ſind, oder wieder aufleben und den Krieg zwiſchen den einzelnen Provinzen anfachen könnten, ſchreiben Roman und nicht Geſchichte... Die Rivalitäten erlöſchen mit den Kriegen. Es gibt keine Genueſen, keine Toskaner, keine Bolonier, keine Römer mehr. Es gibt in Italien, wie überall, ſtädtiſche und nicht Provinzial-Elemente, mit einem Worte, die wirklichen Grundſätze jeder Nationalität....

„Man beſchuldige mich nicht, Thatſachen zu vernachläßigen und mich zu begnügen, förmliche Widerlegungen den Ergebniſſen eines ruhigen Studiums der Wirklichkeit und den Lehren der Erfahrung entgegen zu ſtellen. Denn ich würde in Verſuchung gerathen, mit einiger Bitterkeit das kalte und ſtrenge Studien-Syſtem zu verwerfen, das die Grenzen einer gewiſſen Epoche nicht überſchreitet, und auf eine angebliche Erfahrung ſich ſtützt, welche die Uebertragung verletzt, ſtatt ſie zu kombiniren, und die Gegenwart um einer übel verſtandenen Vergangenheit willen verleugnet... Man muß alſo die Hinderniſſe der Emanzipation Italiens nicht in der angeblichen innern Zwietracht, ſondern anderwärts ſuchen.

„Finden wir ſie in der Geiſtlichkeit, in der Macht des päpſtlichen Katholizismus? Thatſachen ſprechen hier noch klarer. Ohne uns dabei aufzuhalten, mit

Armandi geſchichtliche Vorfälle zu erörtern, die er viel zu leichthin aufgeſtellt; ohne des breitern Sismondis ſchwankende Beſorgniſſe zu bekämpfen, deſſen Drohung, „daß Rom noch einmal ſeine Meute (levrière) loslaſſen könnte, genugſam als abgeſchmackt erwieſen worden durch einen Mann, der gewohnt iſt, die Dinge aus einem höhern Geſichtspunkte zu betrachten und deſſen Meinung jedenfalls der des genannten Geſchichtſchreibers gleichgeſtellt zu werden verdient*); ohne uns zu bemühen, in dem hohlen Ton der Enzykliken das Selbſtgeſtändniß der päpſtlichen Schwäche zu erforſchen, mag es genügend ſein, die Aufmerkſamkeit hinzuleiten auf die Bewegungen von 1821 und 1831 und auf den durch ſich ſelbſt ſeine Beweisführung bietenden Umſtand der öſtreichiſchen Vermittelung.

„Wo war, bei dem erſten dieſer Aufſtände, der Prieſter, der es in Wort oder That gewagt hätte, ſich der Inſurrektion abgeneigt zu zeigen? Wo wurde, bei der zweiten unmittelbar gegen den Papſt gerichteten Bewegung, irgend ein Schrei zu ſeinen Gunſten laut? Gab es einen Einzigen, der, als in einer Verſammlung von Laien ſogar die Entthronung des Kirchenſtaats-Regenten beſtimmt wurde, es gewagt hätte ſich zu erheben und vor dem Volke gegen eine ſolche Maß-

*) Die Revolution, ſagte Napoleon zum vollſtreckenden Direktorium am 19. Oktober 1796, hat in Italien nicht denſelben Karakter, wie bei uns, weil ſie dort nicht dieſelben Hinderniſſe zu überſteigen hat. In Frankreich hat Erfahrung die Einwohner ſchon belehrt. Wir ſind ſicherer, daß der Fanatismus uns nicht viel mehr ſchaden kann. Rom kann erklären, daß der Krieg ein Religionskrieg ſei. Aber das Ergebniß wird ſeinen Erwartungen n i c h t entſprechen.

regel zu proteſtiren? In der ganzen Ausdehnung der inſurgirten Provinzen legte nicht ein einziges Individuum die Hand ans Schwert, um den päpſtlichen Legaten, den Kardinal Benvenuti, zu vertheidigen, als die Regierung ihn verhaften lies, nach Entdeckung der Verſchwörung, die er anzuzetteln ſich bemühte. In Peruggia griff Alt und Jung zu den Waffen, um den vom Kardinal Bernetti geſchickten „Befehl“ abzuwehren, die Sturmglocke zu läuten und ſich zum Bürgerkriege vorzubereiten, den der Genannte, durch ſein Edikt vom 12. Februar 1831 an die Biſchöfe und Statthalter der Orte Umbriens geſchickt, die bis dahin noch ruhig geblieben waren. Erſt nach dem Einſchreiten der Oeſtreicher, und nachdem man die Truppen in den Gefängniſſen, auf den Galeeren und unter den Straßenräubern rekrutirt, vermochte Rom ſeine Centurien zu organiſiren, die ſich nur durch ihre Mordthaten zu Ceseena und Forli auszeichneten.

„Hinſichtlich der Politik kann die italieniſche Geiſtlichkeit wohl in vielem beförderlich ſein; aber ſie iſt unmächtig, um zu ſchaden. Obſchon das katholiſche Prinzip dem inſurrektionellen Prinzip abgeneigt iſt — wie das der niederſchlagende Zuſtand Irlands und Italiens beweiſet — könnte dennoch die Geiſtlichkeit an der Spitze des nationalen Kreuzzuges und denſelben heiligend, in ihrer Eigenſchaft als Vertreter des religiöſen Gefühls, der Sache Gottes und des Volkes nicht geringe Dienſte erweiſen. Ihre Theilnahme würde auf eine feierliche Weiſe die Harmonie zwiſchen zwei gleichermaßen unzerſtörbaren Bedürfniſſen des Menſchen wieder herſtellen, und die Befriedigung des einen iſt, meines Erachtens, unzertrennlich von jener des

andern. Ihre Gegenwart würde die peinlichen Kriſen*) beſchwichtigen, welche die Regeneration Italiens begleiten müßten. Allein ſelbſt wenn die Geiſtlichkeit im Range der Feinde bliebe und fortwährend Knechtſchaft predigte, würde niemand auf ihre Stimme hören. Ihr Segen kann noch heilig ſein, ihr Fluch iſt es nicht mehr.

„Auſſerdem beſteht noch eine weſentliche Verſchiedenheit (obgleich man ſie beinah nie in Rechnung ſtellt) zwiſchen den Prieſtern und dem durch die hohe Geiſtlichkeit vertretenen päpſtlichen Katholizismus. Wie jede Ariſtokratie, iſt der hohe Klerus im Allgemeinen gegen die italiſche Sache feindlich geſinnt. Aber unter den privilegirten Klaſſen der Hierarchie, die ſich vor dem Gleichheits-Prinzip fürchten, das beſtimmt iſt, die Kirche neu zu organiſiren, eben ſo wohl als die Geſellſchaft, entnimmt der arme Landpfarrer, der durch ſeine ſtädtiſchen Gewohnheiten theil nimmt an den Fortſchritten der Vernunft, ſeiner Stellung und der Bevölkerung, in deren Mitte er lebt, andere Ideen, andere Tendenzen, einen andern moraliſchen Inſtinkt. Er duldet und ſchweigt, weil er, wie der Bürger, in einer Atmosfähre des Verdachts und des Mißtrauens lebt, ohne Thatkraft, um ſeine Freiheit zu vertheidigen, der Hilfe, oder des Unterrichts, oder der Kraft beraubt, welche das Gefühl der Pflicht gewähren muß. Die Wiſſenſchaft iſt für ihn eine verbotene Frucht; die geiſtliche Erziehung iſt abgeſchmackt, und beſtändig hin- und hergeworfen zwiſchen dem welt-

*) Ohne Zweifel das öffentliche Schreckensſyſtem der Konvention, oder die geheime Vehme des italiſchen Karbonarismus.

lichen Skeptizismus und der Heuchelei der geiſtlichen Ariſtokratie, iſt ſein Glaube lau, ungewiß, ohne Kraft. Aus dem Buche, das ihm die Frömmigkeit und den heiligen Unwillen La Mennais gegen die Urheber des Volkselendes einflößen ſollte, entnimmt er leider nichts als Lehren übelverſtandener Unterwerfung und Verzichtleiſtung. Er begreift ſeinen Beruf nicht. Er vergißt, „daß wir unſer himmliſches Vaterland nur durch Werke in unſerm irdiſchen Vaterlande und für daſſelbe verdienen können....“ Seine Lehraufgabe vernachläßigend, wendet er ſich ab vom Geſchick der Religion und der Kirche, die er dem Laufe der Zeit und der Ereigniſſe überläßt. Dennoch iſt er im Grunde ſeines Herzens weder ſo entartet, noch ſo unduldſam, als man gewöhnlich glaubt.

„Ich möchte indeß nicht zu ſehr verallgemeinen. Darum ſpreche ich hier nicht vom großen Haufen der Prieſter und Mönche als Körper. Ich will nur die Verwünſchungen zurückweiſen, welche gegen die letzten überhaupt ausgeſtoßen worden. Denn ich behaupte, daß ein wenn gleich langſamer doch unbeſtreitbarer Fortſchritt bei ihnen ſtattfindet und daß es unter ihnen mehre gibt, die ihr Vaterland aufrichtig lieben, ſein Unglück betrauern und wiſſen, daß das Ebenbild Gottes nicht geſchaffen worden, um furchtſam wie unwiſſend zu den Füßen der brutalen Macht ſich zu krümmen, ſondern daß des Menſchen Gebet nie wirkſamer ſich zum Himmel erhebt und daß es ſeinem Schöpfer nie angenehmer iſt, als wenn es frei und rein, wie der Gedanke in der unſterblichen Seele, ſich von einem freien Boden und aus dem Herzen einer Brüder-Nation erhebt. Die Sympathien dieſer guten Prieſter,

wie die Unmacht der ſchlechten, offenbarten ſich gleichzeitig während der ſo kurzen Bewegung von 1831.

„„Einige ausgezeichnete Prieſter,“ ſagt Orioli, der gewöhnlich ſo betrübend und entmuthigend iſt und deſſen Worte ich mit Vergnügen hier nachſchreibe, „nehmen theil an der proviſoriſchen Regierung mehrer Städte. Später befanden ſich noch etliche unter den Deputirten, die ſich zu Bologna verſammelten, um über die öffentlichen Angelegenheiten ſich zu berathen. Verſchiedene Pfarrer ſprachen in ihren Landkirchen zum Vortheil unſrer Sache. Einer ſtellte ſich ſogar an die Spitze ſeiner Pfarrgenoſſen, als Nationalgarde-Hauptmann. Es gab Prieſter und Mönche unter den Freiwilligen, die ſich zu dem kleinen Heere unter Sercognanis Oberbefehl verfügten. In dem Augenblicke, wo der Papſt uns mit ſeinem Bannfluche bedrohte, erboten ſich mehre durch ihr Wiſſen hochgeachtete Theologen aus ſpeziellen Büchern zu beweiſen, daß dem erſten Prieſter der Chriſtenheit in rein politiſchen Angelegenheiten ein ſolches Recht nicht zuſtehe. Die Geiſtlichkeit von Bologna erbot ſich ſogar in den Kirchen für uns ein Tedeum zu ſingen.“

„Das Kreisſchreiben vom 25. Februar des Monſignore Cadolino, Biſchofes von Cervia, das des Biſchofs von Cerena und des Monſignore Zollio, Biſchofs von Rimini, wie das Schreiben des Monſignore Loschi, an die revolutionäre Behörde von Parma, und andere Aktenſtücke, die man im „Precurſore“ und im „Monitore“ von Bologna, während den erſten Monaten des Jahres 1831 leſen kann, ſind alles Beweiſe zur Unterſtützung meiner Meinung gegen die Sismondis. Man muß alſo die Hinderniſſe, welche

ſich der Emanzipation Italiens entgegenſtellen, nicht in der Oppoſition der Geiſtlichkeit oder Roms ſuchen.

„Demungeachtet ſind dieſe Hinderniſſe wirklich vorhanden. Sie ſind ſchwer, weil man ſie bis jetzt, aller wiederholten Bemühungen ungeachtet, nicht hat überſteigen können. Dreimal hat das „Volk“ ſich erhoben und auf zehn verſchiedenen Oertlichkeiten iſt es, während den letzten 40 Jahren, dreimal beſiegt worden. Dieſen ganzen Zeitraum hindurch ſind Verbündungen auf Verbündungen, Kämpfe auf Kämpfe gefolgt. Das Werk hat nie aufgehört; die Verſchwörung hat immer fortgedauert. Zwanzigmal hat man einen Ausbruch zu beſorgen gehabt, und immer iſt, im Augenblicke ſeines Beginnes, etwas dazwiſchengekommen, was ihn wieder erſtickt hat. Jetzt muß man ihn beinah als unmöglich betrachten. Am Tage nach jeder Verſchwörung entführten einige verſchloſſene und wohl bewachte Kutſchen nach irgend einer entlegenen Feſtung die am Abend zuvor Beſiegten, oder einige junge Köpfe rollten im Staube, wonach Alles wieder ſchweigend wurde, indeß das verborgene Werk von neuem begann, um denſelben verhängnißvollen Kreis zu durchlaufen.

„Ein ſo oft wiederholtes trauriges Drama, das bisher immer dieſelbe Entwickelung gehabt, erklärt hinlänglich die traurige Entmuthigung, das Mißtrauen und die Verzweiflung, die mit Menſchenhaß beginnen und zur Selbſtſucht führen. Daher rühren denn auch jene ſonderbaren Folgerungen, die man nur erſonnen, um den Knoten zu durchhauen, weil man ihn nicht zu löſen vermag, jene Feigheits-Beſchuldigungen, die man einem ganzen Volke zum Vorwurf macht, wie wenn es ein feiges Volk geben könnte; daher auch die Ermah-

nungen zu individueller Regeneration, die wir in dem Werke, betitelt: „England im Jahr 1835," von Raumer, finden, wie wenn eine Regeneration möglich wäre für Individuen die eine Nation bilden, da, wo es weder Vaterland, noch Freiheit, noch Erziehung, noch Mittel und Zweck gibt; daher endlich auch jene unbedachten, jedes Nationalitäts-Prinzip verletzenden Entſcheidungen, die einem andern Volke ausſchließend die Sorgfalt und die Macht übertragen, Italien eines Tages zu befreien, und die Antworten, welche man denen ertheilt, die gegen eine ſolche als Grundſatz aufgeſtellte Vormundſchaft proteſtiren: „„Vermögen wir, durch die alleinige Kraft unſrer Wünſche eine revolutionäre Macht da zu erzeugen, wo ſie nicht exiſtirt?... Können wir Thatſachen ableugnen und die Lehren, welche die mißlungenen Inſurrektionen von Piemont, Neapel, Modena und Bologna uns gegeben?......"

„Die einzige Art und Weiſe beſtimmt die italieniſche Frage aufzuſtellen, die einzige, welche eine Löſung herbeiführen kann, ſcheint nachſtehende zu ſein: Sind es die Emanzipations-Elemente, woran es Italien gebricht, oder iſt es ein ſeinen Bewegungen zu verleihender ſchicklicher Schwung? Muß man bei den Anführern oder bei den Maſſen die Urſachen ſuchen, aus denen bisher alle revolutionären Bewegungen geſcheitert ſind?

„Von den Antworten auf dieſe Fragen hängt das Schickſal Italiens ab. Muß man dem Volke die begangenen Fehler zur Laſt legen, ſo fügen wir uns in unſer Schickſal, ſprechen wir von Italien nicht mehr, ſondern erwarten wir geduldig ſeine Verbeſſerung von den allgemeinen Fortſchritten Europas, oder als das

langſame Werk vieler Jahre, vielleicht gar mehrer Jahrhunderte. Hat man dagegen die begangenen Fehler den Volkshäuptlingen zuzuſchreiben, ſo muß man es kühn erklären, die italiſche Nation rechtfertigen, ſie in ihrer eigenen Achtung erheben, Vertrauen zu ihr faſſen und ſie ermahnen, des Kampfes nicht müde zu werden, weil der Sieg doch endlich gewiß iſt. Für mich iſt die Frage ſchon ſeit Langem beantwortet, weil ich ſonſt nie von Italien ſprechen würde....."

In einem zweiten Briefe beſchäftigt ſich Mazzini mit dem Karbonarismus von 1820. Wir werden für das nächſte unſrer Hefte auch daraus das weſentlichſte und beachtungswertheſte zu entnehmen uns bemühen.

Die Elemente der erhaltenden und der reformirenden Parteien in England, nebſt einem raſchen Ueberblick ihrer gegenſeitigen Unternehmungen.

Die radikal-reformirende Partei in England iſt bisher in politiſcher Beziehung nur wie eine Menge ohne Plane, ohne Anführer, ohne gemeinſame Ordnung zu Werke geſchritten. Sie iſt nicht im Stande geweſen ihre wirkliche Macht geltend zu machen, weil ſie nicht auf einen unmittelbaren Zweck hingeſtrebt, den ſie doch aus allen Kräften zu erreichen ſich hätte bemühen müſſen. Es iſt deshalb von nicht geringer Wichtigkeit, zu ſehen, „welche Meinung die britiſchen Radikalen von ſich ſelbſt haben,“ und welche Zukunft ſie ſich vorausbedingen. In ſolcher Hinſicht gibt uns ein Aufſatz in ihrem öffentlichen Organ, dem London and Westminster Review, ziemlich befriedigenden Aufſchluß, weshalb wir ihm das Weſentlichſte entnehmen wollen.

„Wenn wir die Partei, deren Bildung wir betreiben, die radikale nennen,“ heißt es darin, „ſo nehmen wir dies Wort in ſeinem ausgedehnteſten und verwickeltſten Sinne. Es kann verſchiedene Klicken geben in einem Lande, doch immer nur zwei Parteien. Der erhaltenden Maſſe muß man einen großen politiſchen Körper entgegenſtellen, der keinen Vernünftigen und Gemäßigten von ſich ausſchließt, niemand, der fähig iſt, vernunftgemäßer und erlaubter Mittel ſich

zu bedienen, einen politiſchen Körper, der von den radikalen Whigs, bis zu den Ultra-Radikalen und den arbeitenden Ständen ſich erſtreckt.

„Eine ſolche Partei hat wirklich ſchon beſtanden. Von ihr unterſtützt hat das Miniſterium Grey ſich gebildet und die Wahlreform durchgeſetzt. Wir möchten ſie nun wieder neu bilden. Man entgegnet uns, das ſei unmöglich. Es würde in der That unmöglich ſein, wenn man derſelben Mittel, wie früher, ſich bedienen wollte. Denn die Geſchichte wiederholt ſich nicht. Jedenfalls würde die Neubildung dieſer Partei auf eine andere Weiſe, und z. B. mit Hilfe eines populären Oberhauptes möglich ſein, das mit feſtem Willen, großer Rechtſchaffenheit und gewöhnlicher Verſtandeskraft begabt, überdem auch noch von dem Meinungs-Zuſtand in Großbritannien und Irland gut unterrichtet ſein müßte....

„Der Radikalismus hat ſich nur zu lange mit Theorien beſchäftigt; es iſt endlich Zeit, daß er ſich auch der Praxis zuwende. Jetzt, wo er das Ziel ſieht, das er zu erreichen wünſcht, muß er ſich um die Mittel bemühen, die ihn dahin führen können. Das erſte iſt die Bildung einer großen reformirenden Partei, und dieſe Bildung würde von den verſchiedenen Meinungen bei weitem weniger Zugeſtehungen erfordern, als man gewöhnlich glaubt. Die ihnen aufzuerlegende Pflicht würde mehr darin beſtehen, die Ideen und Leidenſchaften ihrer Bundesgenoſſen kennen zu lernen, als die ihrigen zu kromprομittiren.

Unterſuchen wir, welches die wirkliche Kraft der reformirenden Partei iſt, in welchem Verhältniß dieſe Kraft mit jener ihrer Gegner ſteht, aus welchen Ele-

menten ſie zuſammengeſetzt iſt, welche Einigungs- oder Auflöſungs-Prinzipe ſie enthält, endlich welche Hinderniſſe zu überſteigen ſind, um ihr eine ſyſtematiſche Einrichtung zu verleihen und nach einem vorausbeſtimmten Plane ſie zu leiten.

Um zu einer genauen Schätzung der beiden Parteien in England, der erhaltenden und der reformirenden, zu gelangen, muß man den beſtändigen Einfluß ergründen, der auf alle Klaſſen der Bevölkerung wirkt, und ſie von der einen zur andern Seite drängt. Dieſer Einfluß ergibt ſich, die Menſchen in Maſſe genommen, aus den Intereſſen oder den Vorurtheilen der Kaſte, wozu jeder gehört. Wir glauben eben ſo wohl als alle Filoſofen und Publiziſten an die Gewalt der Vernunft und der Tugend auf den Geiſt der Menſchen, jedoch nur in dem Falle, wo Vernunft und Tugend von ihrer Partei kommen. Von einer Partei zur andern darf man nur wenig Bekehrungen von der Einwirkung der Tugend und Vernunft erwarten. Die Verſtandeskraft und das Herz eines Menſchen haben nicht geringen Antheil an der Wahl, welche er von einer Schattirung ſeiner Partei trifft. Mit einigen wenigen Ausnahmen veranlaßt ihn dagegen ſein Intereſſe faſt immer, entweder der erhaltenden oder der reformirenden Partei ſich zuzuneigen.

Um die eigentliche Scheidungslinie zwiſchen den beiden Parteien zu finden, muß man alſo ſuchen, welches die zu den privilegirten Klaſſen gehörigen und welches die ſind, welche die Laſt der Privilegien zu tragen haben. Die erſten ſind die natürlichen Erhalter; die andern ſind die natürlichen Radikalen.

Die Bevorrechtigten ſind die, welche fühlen, daß

die Anſtalten des Landes vortrefflich in ihrem Intereſſe funktioniren, weshalb ſie einen ſo großen Einfluß ausüben, daß ſie keinen höhern in einer andern Ordnung der Dinge hoffen könnten; die in der Geſellſchaft eine gleichermaßen für ihre Eitelkeit und für ihren Ehrgeiz ſchmeichelhafte Achtung genießen und die Geſetzgebung immer bereit finden ihre Klagen zu hören, wenn irgend ein Mißbeſtand dieſelben verletzt. Mit einem Worte alle, welche wiſſen, daß man ihre Intereſſen nicht denen der andern aufopfern, oder vielmehr, daß man die Intereſſen der andern den ihrigen aufopfern wird, gehören zur Erhaltungspartei.

Die dagegen, welche ſich von den Landes-Inſtitutionen bedrückt fühlen, die mehr Abgaben zu zahlen haben, als die andern, und zwar zum Vortheil dieſer letzten, die ſehen oder zu ſehen glauben, daß die Geſetze ungerechterweiſe den Raum beengt haben, worin ſie ihr Vermögen geltend machen und ihre geiſtigen Fähigkeiten entwickeln können, denen die Geſellſchaft Macht und Einfluß in den öffentlichen Angelegenheiten verweigert, während andere ihn genießen, ohne dabei auf irgend eine moraliſche oder geiſtige Ueberlegenheit ſich berufen zu können, alle die ſind die natürlichen Radikalen. Mit ihnen vereinigen ſich alle, die, beſonderer Umſtände wegen, bei einer Veränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren haben.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Inventar beider Parteien und beginnen wir mit der erhaltenden. An der Spitze der privilegirten Stände in England befinden ſich die Grundeigenthümer. Sie haben die beſtmöglichſten Gründe, um mit der Regierung zufrieden zu ſein, weil ſie ſelbſt die Regierung ſind.

Ohne Uebertreibung hat man es vor der Parlaments-Reform geſagt, wie man es ohne Uebertreibung jetzt noch ſagen kann: die britiſche Regierung befindet ſich in den Händen einer Eigenthümer-Oligarchie. Ausſchließend aus ihr beſteht das Oberhaus. Im Unterhauſe gehören ihr die Vertretungen der Grafſchaften, wie die der meiſten kleinen Städte. In allen Angelegenheiten, worin ſie als Eigenthümer intereſſirt ſind, und worin ohne Unterſchied Whigs und Tories übereinſtimmen, haben ſie im Unterhauſe eine überwiegende Mehrheit, und die Beibehaltung der Korngeſetze beweiſet zur Genüge, daß ſie in ihrem Privat-Intereſſe die ihnen zu Gebote ſtehende Macht auszubeuten wiſſen. Dieſe Thatſache beurkundete ſich nie augenſcheinlicher als während der letzten Sitzung, am Vorabend der drückendſten Hungersnoth, wovon das Land ſeit 20 Jahren heimgeſucht worden, eine Mehrheit, nicht zufrieden fremdes Getreide von den britiſchen Märkten zurückzuweiſen, ſogar die Bewilligung verweigerte, es in den engliſchen Hafen mahlen zu laſſen, um es wieder auszuführen. Eine ſolche Erlaubniß würde die Wirkung des Monopols, kraft deſſen die Grundeigenthümer ſich das Recht anmaßen, ihren Landsleuten das Brot immer zu ſehr hohen Preiſen bezahlen zu laſſen, in nichts vermindert haben. Aber ſchon glaubten ſie die Möglichkeit vorauszuſehen, daß in Zukunft einmal die Erlaubniß, fremdes Getreide in England mahlen zu laſſen, ihr gehäſſiges Privilegium beeinträchtigen könne, weshalb das dringendſte Bedürfniß der Bevölkerung hinter ihrer eingebildeten Beſorgniß zurückſtehen mußte.

Bedarf man noch anderer Beiſpiele, ſo befindet

man ſich wirklich nur in Wahlverlegenheit, ſo ſehr iſt das ganze geſetzgebende Syſtem auf ihren alleinigen Nutzen berechnet. Nicht zufrieden theuer zu verkaufen, wollen ſie auch zu geringen Zinſen Anleihen abſchließen, und die Geſetze gegen den Wucher, die in Bezug auf den Handelsſtand abgeſchafft worden, bewahren noch ihre volle Kraft zum Schutze der Eigenthümer. Sie entrichten weder Einſchreibungs-Gebühren noch Erbſchafts-Steuern bei Uebertragung ihrer Ländereien und eine Hypothek vermag nur ſehr unvollkommen die Rechte ihrer Gläubiger zu ſichern. Wenn ſie ſelbſt Gläubiger werden, haben ſie ein Vorrecht, das nur hinter dem des Steuer-Einnehmers zurückſteht, und während andere genöthigt ſind, zuerſt ihre Zuflucht zu den Gerichten zu nehmen, bemächtigen ſie ſich ohne weiteres des Pachtertrages.

Die Vergabungen der engliſchen Kirche gehören ihnen in Wirklichkeit, weil ſie durch ihre Patronatsrechte über die Pfründen verfügen. Dadurch, daß ſie aus dem geiſtlichen Stand ein Eigenthum gemacht, haben ſie daſſelbe für ihre jüngern Söhne ſich vorbehalten, die zu verſchwenderiſch, zu träg, zu dumm oder zu laſterhaft ſind, um zu arbeiten, und die ſich vorausbeſtimmt glauben, ein nichtsnutziges Leben zu führen.

In den Händen der Eigenthümer befindet ſich auch als Friedensrichter die Regierung der Landbezirke. In ihren vierteljährlichen Sitzungen beſtimmen ſie die örtlichen Abgaben, kontrolliren ſie die Ausgaben, und entſcheiden ohne mögliche Appellation in den meiſten Zivil- und Kriminal-Prozeſſen der Gegend. Als vereinzelte Magiſtrats-Perſonen und in kleiner Sitzung,

üben ſie eine direkte Kontrolle aus auf alle Verwaltungsmaßregeln und kein Polizei-Beamter kann den geringſten Schritt thun, ohne mit einem von ihnen ausgeſtellten und unterzeichneten „Warrant“ verſehen zu ſein.

Der Eigenthümer iſt in England daſſelbe, was der Ritterguts-Beſitzer in Oeſtreich, was der Kanzleiherrſcher (bureau crate) in Frankreich iſt. Eigenthümer und Mann von Wichtigkeit ſind in England gleichbedeutende Worte. Eigenthümer zu werden, iſt ein Gegenſtand des Ehrgeizes; Eigenthümer geworden zu ſein, iſt ein Beweis von Erfolg. Man kann von Großbritannien wohl mit Recht ſagen, daß es das Paradies der Landeigenthümer iſt. Umgeben von einem Luxus und einer Gemächlichkeit, wie in keiner andern Gegend, erfreuen ſie ſich einer Achtung, die anderwärts nur noch der Adel genießt, und von Zeit zu Zeit werden die reichſten von ihnen berufen, der hohen Ariſtokratie ihres eigenen Vaterlandes ſich beizugeſellen.

Es iſt ganz einfach, daß Leute, die ſo große Vortheile vom gegenwärtigen Zuſtand der Staatsanſtalten gewinnen, Erhalter ſeien. Darum auch ſind beiweitem die meiſten Eigenthümer Tories. Die andern, beſonders die, welche ſich Whigs-Erhalter nennen, unterſcheiden ſich von den erſten nur durch den Namen. Die Reformatoren dürfen alſo weder unter den Reformatoren, noch unter den von ihnen Abhängigen, eine Verſtärkung ihrer Kräfte ſuchen. Dieſe Klaſſe bildet vielmehr und wird immer die furchtbarſte Oppoſition bilden, welche die Reform zu überſteigen haben dürfte.

Man muß dazu noch alle die geſellen, welche ſich im Beſitze großer Reichthümer befinden. Die großen Kapitaliſten werden nicht immer, wie die großen Eigenthümer, vom Geſetz unterſtützt. Sie genießen weder derſelben Achtung, noch können ſie den gleichen politiſchen Einfluß geltend machen. Aber ſie können Ländereien kaufen und wirklich ſtreben ſie auf nichts anders hin, als auf die Begründung einer Eigenthümer-Familie. Sie vertheidigen alſo die Vorrechte des Grundeigenthums, wie die der Pairswürde, weil ſie hoffen, daß dieſe Privilegien ihnen oder ihren Kindern eines Tages zu Gute kommen werden.

Dieſelbe Bemerkung findet auch ihre Anwendung auf die mit der Ariſtokratie in Verbindung ſtehenden, auf die Offiziere der Land- und Seetruppen, wie auf die Advokaten. Die erſten ſind durchgehend ſelbſt Söhne oder Brüder der Eigenthümer. Alle haben der Reform direkt oder undirekt widerſtrebende Intereſſen. Die Offiziere beſorgen, daß alle Bürger, ohne Unterſchied der Geburt, zu allen Graden der Armee befähigt werden. Die Rechtsgelehrten fürchten über alles die Reform der Geſetzgebung, wodurch ihr mühſam erworbenes Wiſſen überflüſſig gemacht und ihr Einkommen ſehr vermindert werden würde.

Endlich muß man die Geiſtlichen der Staatskirche nicht vergeſſen, die ſehr fette Pfründen beſitzen. Jeder von ihnen weiß, daß die Einrichtung der Kirche aufs innigſte mit der Organiſation der Geſellſchaft verſchwiſtert iſt, und daß deshalb eine politiſche Reform auch ſie erreichen muß. Darum auch hat keine Klaſſe entſchiedenere toryſtiſche Meinungen, als grade dieſe.

Wir glauben kein bedeutendes Element der Wider-

ſtandsmacht der Tories überſehen zu haben. Jedenfalls müſſen wir noch die von den Grenzzollgeſetzen bevortheilten Kaufleute bezeichnen, weil ſie zu denen gehören, die mit den Eigenthümern das Vorrecht theilen, eine Abgabe von den Verbrauchern zu erheben. In dieſe Klaſſe gehören auch noch die Schiffsausrüſter, die Bauholzhändler und die weſtindiſche Geſellſchaft. Dieſe drei Kategorien von Handelsleuten ſind bisher die recht eigentlichen Säulen des Torysmus geweſen. Wie die engliſche Kirche, werden ſie ſeit langem von der öffentlichen Meinung mit ſo großem Nachdruck angegriffen, daß ſie wohl begriffen haben, wie die Stunde der Abſchaffung ihrer ausſchließenden Privilegien endlich geſchlagen hat, und es um ihre Rechte geſchehen iſt.

Machen wir jetzt die Stände namhaft, die nicht ohne Urſach über ihren gegenwärtigen Zuſtand unzufrieden ſind, und unter denen ſich die natürlichen Radikalen befinden. Dazu gehören vor Allem die kleinen Eigenthümer, die kein anderes gemeinſames Intereſſe mit den großen Eigenthümern haben, als den Wunſch, das Korngeſetz aufrecht erhalten zu ſehen. Sie ſind nicht reich und erfreuen ſich keines der mit dem Reichthum verbundenen Vortheile. Demungeachtet ſind ſie ſo unabhängig, als arme Leute es ſein können in einem Lande, wo Geld das Prinzip aller Macht iſt. Freilich ſind ſie nicht beſonders zahlreich und ſie vermindern ſich von Tag zu Tag. Aber überall, wo ſie die Mehrheit bilden, ſchicken ſie freiſinnige Deputirte ins Parlament. Sie haben in Kumberland Sir Jakob Graham gelehrt, was in politiſcher Beziehung ein folgerichtiges Benehmen iſt. Von ihnen

iſt in Yorkſhire Cayley, und in Weſt-Kent, dem mächtigen Einfluſſe der Tories zum Trotz, Hodges zum Mitglied des Unterhauſes ernannt worden. Man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß es des geringſten Grundeigenthums bedürfe, um die Menſchen der Erhaltungs-Partei zuzuwenden. In Frankreich werden die meiſten freiſinnigen Deputirten von den Landbezirken gewählt, während die Armee der Erhalter ſich in den großen Handels- und Fabrikſtädten rekrutirt. In allen Ländern, wo der Boden ſehr zertheilt iſt, gehören die Grundeigenthümer zur demokratiſchen Partei, was die ſehr wohl wiſſen, welche die Majorate und das Erſtgeburtsrecht vertheidigen.

Mit den kleinen Eigenthümern ſtehen auf gleicher Linie in den Reihen der Freunde der Reform die reichen Pächter, die lange Pachtverträge abgeſchloſſen haben. Dieſe Klaſſe, die im ſüdlichen England ſelten iſt, wo die meiſten Pächter vom Eigenthümer willkürlich entfernt werden können, iſt viel zahlreicher im Norden, vorzüglich in Schottland. Die ſchottiſchen Pächter ſind beinah eben ſo wenig abhängig von ihren Eigenthümern, als dieſe von ihnen. Darum auch gehören die meiſten Deputirten, welche Schottland neuerdings ins Parlament geſchickt, der wenig aufreizenden Umſtände ungeachtet, unter denen die Wahlen gemacht worden, zur reformirenden Partei. Ueberall, wo Wähler wie die vorangedeuteten unverhohlen ihre Meinung ausſprechen können, iſt dieſe letzte reformirend. Mit Ausnahme von Edinburg, ſind in ganz Schottland Pächter und Radikaler zwei gleichbedeutende Wörter.

Wir haben auch noch andere Bundesgenoſſen unter

den Landeigenthümern, nämlich die, deren Beſitzungen ſich nahe bei Städten, Bergwerken und Fabrik-Bezirken befinden. Obgleich die Reformbill die Zahl der zu dieſer Klaſſe gehörenden Wähler vermindert hat, folgen ihre Fortſchritte dennoch denen der Städte und der Gewerbthätigkeit. Sie ſind ſehr raſch. Es gibt in den kleinen Fabrikſtädten ſehr viele Wahlmänner, die zu dieſer Klaſſe gehören. Die Bergwerks-Bezirke, oder die welche große Töpfereien haben, bieten deren noch mehr. Man muß dazu auch noch alle in Nähe der Städte wohnenden Gärten geſellen. Von ſolchen Wählern ſind drei freiſinnige Deputirte in der Grafſchaft Kornwallis und vier in der Grafſchaft Durham ernannt worden. Von der gleichen Klaſſe werden auch unter kritiſchen Umſtänden die freiſinnigen Deputirten in den Grafſchaften Middleſex, Surrey, Lancaſter, Glamorgan, Warwick und Sommerſet ernannt.

Zur reformirenden Partei neigen ſich auch noch diejenigen Privilegirten, die erachten, daß unſere Sache die beſſere iſt, und daß man in der Reform das beſte Mittel zu erblicken habe, den gänzlichen Verfall der Klaſſe zu vermeiden, wozu ſie gehören. Es war ganz daſſelbe mit der Minderheit des franzöſiſchen Adels bei den Generalſtaaten von 1789. Es befinden ſich unter den Reformatoren mehre Männer dieſes Schlages, wovon einige genug Vermögen und perſönliche Verdienſte haben, um bei den Wahlen manche zweifelhafte Stimme zu gewinnen. Wir brauchen davon nur Lord Durham, Lord Fitz-William und Lord Radnor namhaft zu machen. Auch wird das gegenwärtige Miniſterium von mehren einflußreichen Männern unterſtützt, deren Neigung für die Reform all-

bekannt iſt, wie Lord Spencer, Lord Normanby und Lord Howick.

Die Hauptſtärke der reformirenden Partei beruhet jedoch in der Mittelklaſſe; die überwiegende Mehrheit der Fabrikanten und der Handelsleute gehört dazu. Sie begreifen ſehr wohl, daß die gegenwärtigen Anſtalten ſie nicht hinlänglich ſchützen, daß die weſentlichſten Intereſſen den Launen der großen Eigenthümer aufgeopfert werden, die, um den Pachtpreis ihrer Ländereien zu ſteigern, die möglichen Vortheile der Gewerbthätigkeit vermindern. Sie ſehen ein, daß die Völker, deren Erzeugniſſe im alleinigen Intereſſe der Ariſtokratie von England zurückgeſtoßen werden, dagegen die unſern nicht kaufen können, woraus Verbietungen gegen Verbietungen, neben einer Unzahl fremder Fabriken entſtehen, die für die britiſchen gewiß bald ſehr nachtheilig werden dürften. Es ſteht zu befürchten, daß man uns allmählig von allen Märkten der Erde vertreiben wird. Unſre kleinen Kapitaliſten wandern immer ſtärker aus, weil ſie von ihrem Einkommen nicht mehr leben können in einem Lande, wo die Korngeſetze immer mehr die Sfäre verengen, in der ſie ihr Geld mit Nutzen verwenden könnten.

Die Erörterung hat ihr Werk vollbracht, jedoch ohne das Hinderniß zu beſeitigen. Die großen Eigenthümer ſind die Gebieter der Geſetzgebung. Sie kennen ihre Stärke, ſie beherrſchen die Fabrikanten und wollen ihre Herrſchaft bewahren. Sie triumfiren durch das Geſetz alle Vortheile einer immerwährenden Hungersnoth ſich zugeſichert zu haben. Ihre Hand laſtet auf dem Tiſche eines jeden britiſchen Bürgers. Sie

halten das Brot und man muß ihnen den von ihnen vorgeſchriebenen Tribut bezahlen, um es genießen zu können. Darum muß man die Korngeſetze abſchaffen, was jedoch, ohne ein aus andern Elementen als bisher zuſammengeſetztes Parlament nicht möglich ſein würde. Die Fabrikanten haben zu ſolchem Zwecke nicht gegen die Getreidegeſetze ſich zu erheben, ſondern wie die arbeitenden Stände gegen die mangelhafte Bildung des Parlaments, welche die wahre Urſach aller Mißbräuche iſt.

Die ärmere Klaſſe in den Städten gehört noch allgemeiner zu den Reformiſten. Die Wähler, deren Einkommen nicht zehn Pfund Sterling (120 fl.) überſteigt, haben durchgehend mit der Schwierigkeit zu kämpfen, ſich zu erhalten und ihre Kinder zu erziehen. Sie haben kein Intereſſe, kein Gefühl, das mit dem der Ariſtokratie übereinſtimmte. Für ſie iſt jede Hoffnung verſchloſſen, die Vorrechte der Grundeigenthümer zu theilen. Sie ſind gewohnt, in ihrem Streben ſich zu verbünden, Zünfte zu bilden und in Meetings (öffentliche Verſammlungen) ſich zu vereinigen. Die neuen Munizipalitäten ſind für ſie vortreffliche politiſche Unterrichtungsherde. Sie ſind die Normalſchulen, worin ſich für die reformirende Partei geſchickte Häuptlinge bilden müſſen.

Die wohlhabendſten dieſer Leute gehören noch durch ein anderes Band zur Reform-Partei: ſie ſind Diſſidenten, und als ſolche in offenem Kampfe mit derjenigen unſerer ariſtokratiſchen Anſtalten, die am innigſten verbunden iſt mit dem ganzen übrigen Syſtem und die jedem Reform-Verſuche widerſtehen wird, der nicht das ganze Syſtem angreift. Es gibt keine ergebenere

Radikalen als grade dieſe, weil eben ſowohl ihr Intereſſe als ihr Gewiſſen ſie zur Reform anzieht.

Beinahe alle Profeſſionen, wobei Erziehung und Talent nothwendig ſind, und die keinen Rang gewähren, werden von Diſſidenten ausgeübt. Sie ſind alle Radikale. Es läßt ſich nicht ſagen, wie viele Diſſidenten es unter den Jotendanten und Prokuratoren der großen toryſtiſchen Eigenthümer gibt. Ueberhaupt ſind alle thätigen und unternehmenden Menſchen, gleichviel zu welcher Klaſſe ſie gehören mögen, ausgenommen in der höchſten, mehr oder weniger radikal geſinnt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Hauptzweck des Radikalismus darin beſteht, die Prominenz zufälliger und konventioneller Vortheile durch die des perſönlichen Verdienſtes zu erſetzen.

Auſſer den Diſſidenten gibt es auch noch eine andere Menſchenklaſſe, die ihre religiöſen Geſinnungen zum natürlichen Bundesgenoſſen der reformirenden Partei machen. Es ſind die, welche eine Veränderung in der Staatskirche verlangen. Sie ſind ſehr zahlreich, nicht allein unter den Laien, ſondern auch im Schooſe der anglikaniſchen Geiſtlichkeit ſelbſt. Man kann ſie als die lauterſten und uneigennützigſten von allen Reformiſten bezeichnen. Sie ſind nicht, wie die Diſſidenten, genöthigt einen Kultus zu dotiren, der nicht der ihrige iſt. Aber ſie ſehen die Kirche, wozu ſie gehören, verdorben durch ihre weltlichen Intereſſen und ihre Diener, und das einzig und allein, weil dieſe Diener der Ariſtokratie angehören, die durch die Geſetzgebung und das Recht der Vorſtellung Vertheiler und Eigenthümer der geiſtlichen Würden ſind.

Den eben angeführten Elementen der radikalen

631454 A

Partei muß auch noch beinahe ganz Schottland und ganz Irland beigezählt werden. Seit die von Johann Knox geſtiftete Kirche das Beiſpiel ihrer reichen Schweſter befolgt hat, ſeit die Kirche des ſchottiſchen Volkes die Kirche der Lairds geworden, hat ſich die Hälfte des Landes denen zugewendet, welche religiöſe Freiheit verlangen.

Andere wollen die Kirche reformiren und beſtreiten den Mißbrauch des Schutzrechts. Die Hälfte von den Deputirten der ſchottiſchen Grafſchaften und alle Deputirten von den Flecken, ein einziger ausgenommen, ſind Reformiſten; die meiſten ſind ſogar Radikale, und unter kritiſchen Umſtänden würden die Wähler, welche jetzt Whigs ernannt haben, nur Radikale ins Unterhaus ſenden.

Von den Irländern brauchen wir nicht erſt zu ſprechen. Es würde auffallend ſein, wenn ein Volk, das ſeit ſo langer Zeit auf die unleidlichſte Weiſe unterdrückt worden, das Jahrhunderte hindurch und noch jetzt auf die tiranniſchſte Weiſe regiert wird, nicht eine Reform verlangte und nicht geneigt wäre, mit einer politiſchen Partei, dem Feinde ſeiner Feinde ſich zu vereinigen. Irland weiß ſehr wohl, daß um alle Beeinträchtigungen auszugleichen, um alle Mißbräuche zu beſeitigen, ihm kein anderes Mittel als im Triumfe des Radikalismus bleibt.

Endlich — und das iſt nicht das geringſte Element der Kräfte der Reform-Partei — muß man für ſie noch den politiſchen Einfluß aller arbeitenden Klaſſen in Rechnung ſtellen. Das Mißvergnügen dieſer Klaſſen iſt ſo tief und ihr Unwille vermehrt ſich ſo ſehr von Tag zu Tag, daß ihre Klagen nicht mehr länger un-

beachtet bleiben können. Schon ſind alle ihre Bewegungen einer regelmäßigen Organiſation unterzogen, wie es bisher keine ähnliche gegeben, und keine andere Reformiſten-Klaſſe begreift ſo gut wie dieſe die Nothwendigkeiten der Taktik, welche uns die Pflicht auferlegt, alle unſre beſondern Entwürfe dem großen Projekt der politiſchen Reform unterzuordnen.

Solches ſind die unterdrückten Stände, die auſſer ihrem Theil allgemeinen Intereſſes noch ein eigenes Intereſſe dabei haben, die beſtehenden Anſtalten zu verändern, die dagegen ſpezielle Einwürfe geltend machen können, oder auf welche die allgemeinen Verſtöße auf eine ſpezielle Weiſe laſten . . . .

Indeß dürfen wir uns nicht verbergen, daß es nicht ſo leicht iſt, eine reformirende als eine erhaltende Partei zu bilden. Die Erhalter können nur über die Mittel uneins ſein, ihr Zweck iſt immer der gleiche. Alle wollen ſie die großen Inſtitutionen des Landes in dem Zuſtande erhalten, worin ſie ſich befinden. Die Reformiſten dagegen können eben ſowohl über den Zweck als über die Mittel verſchiedener Meinung ſein. Es gibt nur eine Art und Weiſe Erhalter zu ſein; aber es gibt deren tauſend um Reformiſt zu ſein.

Es gibt unter uns Leute, die ſich vor der allgemeinen Stimmfähigkeit entſetzen, und andere, die denken, daß jede auf eine andere Baſis, als die allgemeine Stimmfähigkeit begründete Reform, ein Unglück und eine Hintergehung ſein würde. Wir haben Reformiſten, die für eine Staatsreligion ſind, und andere, welche die Beibehaltung einer Staatsreligion nicht allein als tiranniſch, ſondern ſogar als verbrecheriſch betrachten. Wir haben in unſern Reihen die verſchie-

denſten Meinungen über religiöſe Sachen, die kitzlichſten von allen. Wir haben überdem noch tiefgreifende Oppoſitions-Intereſſen, wie die zwiſchen den Kapitaliſten und den Arbeitern obwaltenden.

Alle dieſe Zerſplitterungen ſind es, die unſern Gegnern ein ſo großes Vertrauen in ihre Kraft verleihen. Sie ſchmeicheln ſich, daß die Mittelſtände und die Arbeiter-Klaſſen, daß die Diſſidenten, die anglikaniſchen Freiwilligen und die Katholiken nie hinlänglich ſich werden verſtändigen können, um übereinſtimmend zu Werke zu ſchreiten. Sie hoffen, daß viele natürliche Radikale ſich ihnen beigeſellen werden, weil ſie vor O'Connell und den Anhängern der religiöſen Freiheit, vor Stephens, Fergus O'Connor und den chartiſtiſchen Arbeitern, welche der Stimme dieſer plebejiſchen Häuptlinge gehorchen, ſich fürchten.

Dergleichen Hoffnungen ſind nicht ganz ungegründet; jedenfalls müſſen wir unſern Gegnern ins Gedächtniß rufen, daß ſie dieſelbe Rechnung auch am Tage vor Annahme des die Wahlreform betreffenden Geſetz-Entwurfes machten. Damals glaubten ſie auch, daß die Reformiſten ſich nie verſtändigen würden, um dieſelbe Sache zu fordern. Vier Wochen vor Bildung des Miniſteriums Grey ſagte Sir Robert Peel im Unterhauſe, daß, obgleich die Reformiſten im Ganzen genommen die Mehrheit hätten, dennoch bei der Abſtimmung mehr Stimmen zu Gunſten der beſtehenden Ordnung der Dinge, als gegen dieſelbe entſcheiden würden. Das Ereigniß bewieß jedoch, wie ſehr er in ſeinen Vorausberechnungen ſich geirrt. Er hatte es überſehen, daß die Menſchen wohl über ein Syſtem getheilt, und dennoch über eine Maßregel übereinver-

ſtanden ſein können, mit dem Vorbehalt, ſpäter ſich wieder zu trennen. Was damals ſich ereignet hat, kann jetzt auch wieder geſchehen. Es iſt nur darum zu thun, die Maßregel zu beſtimmen, über die man ſich zu verſtändigen hat.

Ein großer Theil der Schwierigkeiten, welche die Vereinigung aller Reformiſten verhindern, entſtehen aus der abgeſchmackten Idee, daß, um einig zu ſein, die Reformiſten alle kleinen zwiſchen ihnen obwaltenden Zertheilungen zuerſt beſeitigen müſſen. Man gibt nicht acht, daß der Ausdruck dieſer Zertheilungen ſelbſt zum Gelingen gemeinſamer Entwürfe oft ſehr erſprießlich werden kann ....

Der Mangel eines einflußreichen Leiters iſt ein noch größeres Hinderniß geweſen bei Vereinigung eines in eine große Menge Bruchſtücke zerſplitterten Körpers. Es bedarf eines umſichtsvollen Anführers, zur Beſtimmung der Maßregel, worüber alle Reformiſten einverſtanden ſein müſſen, um den Zweck zu bezeichnen, gegen den ſich das gemeinſame Streben aller zu richten hat. Dazu iſt ein Mann erforderlich, der eine hohe Stellung bekleidet, ein Miniſter, oder ein ſolcher, der Miniſter werden kann, und der aus der von der reformirenden Partei in Vorſchlag gebrachten Maßregel eine Bedingung ſeiner Machterhebung mache. Es bedarf eines Anführers, der fähig iſt die Initiative zu ergreifen, wie Lord Durham in Kanada, und da Lord Durham beinah der einzige Radikale iſt im höchſten geſellſchaftlichen Range, der bewieſen, daß er eine ſo hohe Verantwortlichkeit mit Ehre übernehmen könnte und würde, glauben wir, daß er am geeignetſten wäre, das Haupt der radikalen Partei zu

werden. Wir wollen indeß damit nicht ſagen, daß er der alleinige ſei, der fähig wäre, als ſolcher ſich Anerkennung zu verſchaffen.

Erklären wir uns näher: es iſt nicht blos um eine vereinzelte Maßregel, ſondern um ein ganzes Syſtem zu thun, das der Anführer proklamiren muß. Er hat die geheime Abſtimmung und die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Familienhäupter zu fordern. Dieſe beiden Maßregeln ſind indeß noch nicht hinlänglich, um die ganze reformirende Partei in Bewegung zu ſetzen. In den Augen der Arbeiter würde jede Maßregel, die ihnen nicht Stimmrecht verleihet, unvollkommen ſein, und nur dazu dienen, eine neue Oligarchie auf einer breitern Baſis zu begründen. Die Arbeiter werden nie Zutrauen gewinnen zu einer Partei, deren alleiniger Zweck darin beſtände, die Vorrechte der Ariſtokratie auf die Krämerklaſſe zu übertragen. Wollte man dagegen das allgemeine Stimmrecht in Vorſchlag bringen, würde man anderſeit auf die Unterſtützung der Mittelklaſſe verzichten müſſen, die ſich zwiſchen den Whigs oder den gemäßigten Tories und den Chartiſten befindet, und die keinen Anſtand nehmen würde, für die erſten ſich zu erklären....

Auf keinen Fall würden bloß einige Parlamentsſitze die arbeitenden Stände befriedigen. Was alſo kann ihnen ein freiſinniger Staatsmann bieten? Die wichtigſte Reform, d. h. die, welche der allgemeinen Stimmfähigkeit vorangehen muß, wenn die letzte je ohne Bürgerkrieg eingeführt werden kann. Der Staatsmann muß ſich bemühen, Alles zu beſeitigen, worüber die arbeitenden Klaſſen mit Recht ſich beſchweren. Die Arbeiter ſind jetzt die Parias der Geſellſchaft.

Ihrer wird im Parlament nie gedacht, ausgenommen wenn es darum zu thun iſt, Maßregeln in Vorſchlag zu bringen, wodurch man ihre Freiheit noch mehr beſchränken und ihren Vergnügungen Hinderniſſe entgegenſtellen will. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge muß aufhören. Die radikale Politik ſollte nur den Zweck haben, die bürgerliche Regierung zum Beſten der arbeitenden Klaſſe zu wenden. Mit einem Worte, man muß, bis die Einführung der allgemeinen Stimmfähigkeit möglich wird, ſo regieren, wie wenn ſie bereits eingeführt, und von einem unterrichteten, verſtändigen Volke ausgeübt würde.

Wie wäre es aber möglich, daß in einem Lande, wo allgemeine Stimmfähigkeit feſtgeſtellt und von einem verſtändigen Volke ausgeübt würde, der Brotpreis ſo hoch geſtellt wäre, daß die arbeitenden Stände über Hungersnoth klagen müßten, und zwar allein deshalb, weil die Landeigenthümer, ihrem eigenen Geſtändniß zufolge, ihr Einkommen dadurch vermehren wollen? Wie wäre es möglich, daß Verbietungen beſtehen könnten gegen die Einfuhr faſt aller Lebensmittel und daß die zwei Drittel vom Landeseinkommen von Abgaben auf Dinge herrührten, die der Arme durchaus nicht entbehren kann? Wie wäre es möglich, daß alle Artikel von untergeordneter Qualität, die der Arme allein verbraucht, drei oder viermal mehr Steuern zu tragen haben, als die beſſern für die höhern Stände beſtimmten Gegenſtände?

Würde man mit der allgemeinen Stimmfähigkeit, ausgeübt von einem verſtändigen Volke, auch ferner ſehen, was ſich jetzt ereignet, wenn ein ſchön gekleideter Mann und ein anderer, deſſen Anzug Dürftig-

keit verkündet, vor einem unſrer kleinen Gerichte erſcheinen? Würde man bei den Polizei-Gerichten, wenn der Sohn eines Lords ein anderes Individuum beinah zu tod geprügelt, oder aus ſeiner Kutſche geſchoſſen, oder ein Frauenzimmer in der Straße gröblich beleidigt hat, würde man da noch den Richter ſich entſchuldigen hören, wenn er den Verklagten zu fünf Pfund (60 fl.) Strafe verurtheilt, während einem armen Teufel, des geringſten Vergehens wegen, aufs ſchärfſte ins Gewiſſen geredet wird, man ihn, weil er unfähig geweſen eine Kaution zu ſtellen, monatelang im Gefängniß ſchmachten und ſeine Familie Hunger leiden, oder ihrem Pfarrſprengel zur Laſt fallen läßt? Würden die Strafgelder noch ſo feſtgeſtellt ſein, daß die geringſte für den einen dem mehrwöchentlichen Lohn eines Arbeiters gleichkommt und die ſtärkſte für den andern ſich noch nicht ſo hoch beläuft, als die Hälfte der täglichen Ausgabe des Reichen? Würden immerfort mehr Perſonen eingekerkert ſein, weil ſie gegen die Jagdgeſetze ſich vergangen, als weil ſie eigentlicher Vergehen und Verbrechen ſich ſchuldig gemacht? Würden Waldhüter dutzendweis Kämpfe auf Leben und Tod beginnen, um das unerlaubte Ende eines Faſans zu rächen?....

Wir ſind in dem Allem noch nicht bis zur **Hauptſache** gelangt. Der eigenen Meinung der Arbeiter nach, hat die Beſeitigung der vorangeführten Mißbräuche und mehrer andern ähnlichen, nur eine untergeordnete Wichtigkeit. Sogar die Abſchaffung des Korngeſetzes intereſſirt ſie nicht in hohem Grade. Sie ſinnen nur darauf, wie ſich die jetzt zwiſchen dem Herrn und dem Arbeiter beſtehenden Verhältniſſe ver-

ändern laſſen könnten, und nur um zu dieſem Ergebniß zu gelangen, fordern ſie allgemeine Stimmfähigkeit .....

Man täuſcht ſich im Allgemeinen ſehr über den Karakter der Arbeiter, die thätigen Antheil an der politiſchen Bewegung nehmen. Gewöhnlich ſetzt man voraus, daß ſie die Hefe ihrer Klaſſe ſind, was mit der Wahrheit im direkten Widerſpruch ſteht. Es gibt unter ihnen vielleicht nicht einen Trunkenbold, nicht einen ausſchweifenden Menſchen. Trunkenbolde können ſich wohl ſchlagen; aber ſie treten nicht in politiſche Vereine. Die Mitglieder dieſer letzten ſind vielmehr die achtungswertheſten und geachtetſten Arbeiter, der eigentliche auserwählte Kern ihrer Klaſſe.....

Sie glauben, daß ſie von den Kapitaliſten unterdrückt werden und zwar aus dem alleinigen Grunde, weil die Kapitaliſten ſie länger entbehren können, als ſie dieſe. Sie ſchreiben die Geringfügigkeit ihres Arbeitslohns nicht der Uebertreibung der Konkurrenz zu, ſondern der Konkurrenz ſelbſt, und haben die Ueberzeugung, daß ihr unglücklicher Zuſtand ſo lange dauern wird, als es noch Kapitaliſten gibt.

Ideen dieſer Art ſind nichts anders als Owenismus, und Owens Syſtem, wie jeder ſehr wohl weiß, der die Bewegungen der öffentlichen Meinung verfolgt, iſt jetzt der allgemeine Glaube der arbeitenden Klaſſen. Dieſe Lehre wiegelt jedoch keineswegs zum Kriege auf gegen das Eigenthum. Sie ſtrebt nur auf eine Milderung hin in der jetzigen Vertheilung der Arbeit und des Kapitals. Die Arbeiter wollen ſelbſt Kapitaliſten werden, weshalb ſie eine nicht geringe Summe zuſammengebracht, die ſie ſelbſt zu verwenden

und zu befruchten wünſchen, um den Ertrag davon ſodann unter ſich zu vertheilen.....

Die Tories mögen immerfort ſchreien, immerfort an alle Geſinnungen ſich wenden, von denen die beſtehende Kirche unterſtützt wird, ſie mögen immer ſagen, daß der Radikalismus nichts iſt, als ein Verein von Diſſidenten, Katholiken und Atheiſten gegen die Kirche; es wird ihnen nie gelingen, den großen Haufen davon zu überreden. Daß ſie die politiſche Reform, worauf wir hinſtreben, als ein Mittel darſtellen, die Kirche über den Haufen zu werfen, begreift ſich leicht. Dennoch wird ihr Geſchrei die von ihnen ſo ſehr gefürchtete Vereinigung nicht verhindern.....

Es beſteht eine große Verſchiedenheit zwiſchen der Staatskirche in England und der Staatskirche in Irland. Die letzte muß beſeitigt werden, die erſte kann man ſich begnügen zu reformiren. Jedenfalls muß eine ſolche Reform ſich nicht bloß auf die hohe Geiſtlichkeit beſchränken, ſie muß ſich auch auf die Pfarrgeiſtlichkeit erſtrecken. Es iſt der Nation mehr daran gelegen gute Prieſter zu haben, als gute Biſchöfe. Das Patronatsrecht würde einige Schwierigkeiten aufregen, weil es abgeſchafft werden muß, als die Quelle aller Mißbräuche, und es vielleicht nicht billig gehandelt ſein würde, es abzuſchaffen, ohne denen, die es beſitzen, eine Entſchädigung zuzuerkennen. Auſſerdem müßten auch noch die Gehalte der Pfarrgeiſtlichen beinah gleichgeſtellt werden.

Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, bieten ſich zwei Wege. Man müßte mehre kleine Pfarrſprengel zu

einem einzigen vereinigen, dergeſtalt z. B. daß die Grafſchaft Norfolk allein deren nicht mehr enthielte, als ganz Schottland, wie es jetzt der Fall iſt. Anderſeit müßte man die zu beträchtlichen Pfarreien theilen und jeden Inhaber einer reichen dieſer Art verpflichten, einen Hilfsprieſter da anzuſtellen, wo es erforderlich wäre.

Eine Partei, die, mit der Macht in Händen oder nicht, ſolche Grundſätze vorausſtellte, die Alles aufböte, um ihnen Eingang zu verſchaffen, die den jetzt unbeſchäftigten zahlreichen und gelehrten Geiſtlichen Anſtellung verſchaffte, eine ſolche Partei würde von allen aufgeklärten Männern in der Weltgeiſtlichkeit und faſt von allen Pfarrern unterſtützt werden. Sie dürfte überdem noch auf den Beſtand der Diſſidenten von ganz Schottland und der irländiſchen Katholiken ſich Rechnung machen. Bildet ſich eine radikale Partei, ſo müſſen die Häuptlinge der irländiſchen Katholiken dazu gehören. O'Connell weiß das ſehr wohl, der Mißverſtändniſſe ungeachtet, die ſich zwiſchen ihm und uns erhoben haben, und der Inſtinkt deſſen, was ſeinem Lande nützlich ſein kann, dies Gefühl, das ſich bei ihm nie verleugnet, würde ihn bald vermögen, ſeine Beiſtimmung einer Partei zuzugeſtehen, die ſich mit den von uns in Vorſchlag gebrachten Reform-Entwürfen darſtellte.

Wir glauben vollkommen berechtigt zu ſein, die Bildung der reformirenden Partei, in der Art und Weiſe wie wir ſie geſchildert, erwarten zu dürfen. Alles iſt reif dafür. Der Boden iſt frei. Der zu dieſer Stelle geeignete Mann, der es wagen wird,

ſich an die Spitze der Partei zu ſtellen, wird Alles vorbereitet finden und darf ſicher ſein, Alles zu erhalten, was die Unterſtützung der Radikalen gewähren kann, bis zur Stelle eines erſten Miniſters einſchließlich.

Die Politik, deren Grundſätze wir aufgeſtellt, iſt jedoch die einzige, welche an einem Wahltage die Mehrheit ſich zuſichern kann. Wenn bei den nächſten Wahlen, den Tories und Sir Robert Peel gegenüber, nur Lord Melbourne und das jetzige Miniſterium auftreten, dürfen ſie ſich nicht mit einem guten Erfolg ſchmeicheln, und wir glauben nicht, daß ſelbſt die Whigs hoffen, die Oberhand über ihre Gegner zu bewahren. Wenn dagegen der Kampf ſtatt findet zwiſchen Sir Peel und dem Parteichef, deſſen Kräfte wir angedeutet haben, wenn ſtatt zwei Meinungs-Schattirungen, zwiſchen denen nur der Schatten eines Schattens von Verſchiedenheit obwaltet, zwei wirklich ſich widerſprechende Grundſätze ſich einander gegenüber befinden, würde das Ergebniß ganz anders ausfallen und der Sieg würde ſich zuverläßig auf die Seite der Freunde der Reform neigen.

Das materielle und geiſtige Leben in Neapel.

Reiſende, die Geographen ſind, beſchreiben ſorgfältig die Ausdehnung und Fruchtbarkeit der Ebenen, die Höhe und den Anblick der Berge, die Breite und den Lauf der Ströme. Sind ſie Künſtler, ſo bereichern ſie ihr Taſchenbuch mit Zeichnungen und Skizzen der maleriſchſten Gegenden, der Tempel und Statüen. Modemenſchen, Magiſtratsperſonen, Oekonomiſten, Diplomaten ſprechen in der Schilderung ihrer Reiſen entweder von der Stärke der Staaten und ihrer Regierungsform, von dem Reichthum des Bodens und den Erzeugniſſen der Induſtrie, oder von Geſetzen und Gerichtshöfen, von dem Benehmen und dem Geſchwätz der Männer und Frauen in der Mode, von der Etikette und dem Zeremoniel der Höfe. Nur wenige Reiſende halten es der Mühe werth, die Sitten und Gebräuche des Volks zu beobachten.

Die Menſchen von gutem Ton und in der höhern Klaße der Geſellſchaft ſind faſt in allen Theilen Europas, ſo zu ſagen, über denſelben Leiſten geſchlagen und auf eine und dieſelbe Manier zugeſchnitten. Man ſieht nichts Originelles, nichts eigenthümlich Volkseigenthümliches in ihnen. Es gibt durchaus keine auffallende und bezeichnende Verſchiedenheit, zwiſchen dem Ton, dem Anſehen und dem Benehmen eines deutſchen Barons, eines franzöſiſchen Marquis, eines engliſchen

Lords, eines italiäniſchen Fürſten, eines polniſchen Grafen, eines ruſſiſchen Knäs, und wie die Titel alle des hohen Adels in den verſchiedenen Ländern heißen mögen.

Die ſchönen Frauen und die zierlichen Männer ſind überall, wie die Soldaten eines und deſſelben Regiments, nach demſelben Modeſchnitt gekleidet, dem die Scheeren der Pariſer Schneider Geſetzkraft verliehen. Sie haben überall dieſelben Manieren, denſelben Jargon, dieſelbe Feinheit und Höflichkeit, dieſelbe Ironie, denſelben Glanz, dieſelben Verbeugungen und Katzenbuckel. Zu Rom und zu London, zu Madrid und zu Berlin, zu Petersburg und Paris findet man um zehn Uhr Abends in den vergoldeten Sälen, in Kleidern, Reden und Neigungen faſt nicht den mindeſten Unterſchied.

Anders verhält es ſich mit den Mittelklaſſen. Wenige Reiſende beſuchen die beſcheidenen Wohnungen des Bürgers und laſſen ſich an ſeinem Tiſch nieder. Die dunkeln, oft ſchmutzigen Wohnungen des Bürgers und die Armuth werden noch weniger der Betrachtung werth gehalten. Allein nur auf dieſe Weiſe kann man die eigenthümlichen Gebräuche eines Volks und ſeinen Nationalkarakter beobachten. Studium und Zeit allein enthüllen ſie, während ſie den Blicken desjenigen verborgen bleiben, dem Geſchäfte oder Ungeduld nicht vergönnen, längere Zeit in den Städten zu verweilen, oder mit langſamen Schritten Dörfer und Weiler zu durchwandern. Darum haben wir bis jetzt noch keine genügende Kenntniß von dem häuslichen Leben des neapolitaniſchen Volks, obgleich ſchon viele Werke über dies Land geſchrieben worden ſind. Wir theilen unſern

Leſern einige Einzelnheiten mit, die wir aus ſicherer Quelle erhalten haben, und als genau und wahr verbürgen können.

Es ſtrömt in den Adern dieſes halb europäiſchen, halb afrikaniſchen Volks, ein Gemiſch franzöſiſchen, ſpaniſchen, lombardiſchen, römiſchen, ſarazeniſchen und griechiſchen Bluts. Der Verſtand wird durch ein Chaos abergläubiger Vorurtheile verfinſtert, deren Urſprung ſich nicht leicht erkennen läßt.

Das neapolitaniſche Volk vereinigt gute Eigenſchaften und Mängel in ſich, die ſonſt gewöhnlich im offenſten Widerſpruche mit einander ſtehen. Es iſt zugleich betrügeriſch und abergläubig, ſpöttiſch und blindvertrauend, tollkühn und feig. Auſſerordentliche Furchtſamkeit, unbeſchreibliche Unwiſſenheit erklären dieſe Gegenſätze. Was es fürchtet, was es hofft: es nimmt alles ohne Prüfung an. Alles ſcheint ihm wunderbar und geheimnißvoll. Sein Verſtand ſchläft. Er erleuchtet es über nichts. Er findet nichts abgeſchmackt.

So iſt es z. B. ein allgemeiner Glaubensſatz bei den Neapolitanern, daß jedes Haus unter der Obergewalt einer beſchützenden Fee ſich befindet, die ſie M'briane nennen. Leute, welche die M'briane in ihrem Hauſe nicht ausſtehen mag, haben nichts Beſſeres zu thun, als ſich eine andere Wohnung zu ſuchen. Wagen ſie es, ihr zum Trotz, zu bleiben, ſo haben ſie alles mögliche Unglück an ihrem Leibe und Vermögen zu erwarten. Sie müſſen ſogar ausziehen, ohne ſich zu beklagen, denn die M'brianen bilden eine Zunft und halten zuſammen, wie die Keſſelflicker. Man darf ihnen nicht einen von den Spottnamen beilegen, womit man den heil. Januar regalirt, ohne ſich der Ver-

folgung aller dieſer Sybillen auszuſetzen. Dagegen widerfährt den Bewohnern eines Hauſes auch nichts Angenehmes, das nicht ſogleich der M'briane zugeſchrieben wird. Es gibt Eigenthümer, welche dieſen Aberglauben benutzen, um die Miethe ihres Hauſes, deſſen Fee als beſonders günſtig und freundſchaftlich bekannt iſt, zu verdoppeln und zu verdreifachen, und das Volk reißt ſich danach. Die böſen M'brianen haben im Gegentheil ſchon manchen rechtſchaffenen Mann zu Grunde gerichtet. Die geringſte Begebenheit wird ihnen zugeſchrieben. Fällt Jemand auf der Treppe und verſtaucht oder bricht ſich ein Bein, ſo iſt das die Schuld der übelwollenden M'briane. Für den alſo Verletzten iſt kein Glück mehr im Hauſe. Er muß es ſobald als möglich verlaſſen, wenn er nicht noch größeres Unheil über ſich ziehen will. Aber oft begnügen ſich die böſen Feen mit ſolchen indirekten Andeutungen nicht, und wer die Freiheit hat, in ihren vier Pfählen bleiben zu wollen, dem gerben ſie in der Dunkelheit das Leder und verſetzen ihm ſo lange Fußtritte, bis er Reißaus nimmt für immer.

Die Wiege eines Kindes iſt ebenfalls ein Mittelpunkt des ſeltſamſten Aberglaubens. Wenn das Kind, gleich nach ſeiner Geburt auf dem Kiſſen, wo es gewaſchen werden ſoll, die Beine kreuzt, muß das ihm Nachgeborne unvermeidlich von demſelben Geſchlechte ſein. Iſt es gewaſchen, gepudert, feſt eingeſchnürt, daß es kaum Athem holen kann, mit einer zehn bis zwölf Fuß langen Leinwandbinde umwunden, mit einem großen Blumenſtrauß und einem kleinen ſilbernen oder elfenbeinernen Horn geſchmückt und mit Reliquien umhangen, ſo zeigt man es. So beginnt für den Neu-

gebornen dies ſonderbare Gemiſch chriſtlichen und heidniſchen Aberglaubens. Die Hörner ſpielen überhaupt eine große Rolle bei den Neapolitanern. Sie werden über dem Haupteingang des Hauſes angebracht, damit der Neid ſich die Augen daran zerſtoße. Eben ſo erblickt man ſie über jeder Zimmerthür, am Halſe der Kinder, der Mädchen und Frauen und an den Uhrketten der Männer. Es iſt eine große Seltenheit, einen ungehörnten Neapolitaner zu ſehen.

Wenn Jemand zu einem Neapolitaner ſagt: „Es freut mich, Sie wohl und munter zu ſehen,“ ſteckt er ſchnell die rechte Hand unter ſeinen Rock, ſchließt die drei Mittelfinger, läßt Daumen und Kleinfinger gerade, um auf ſolche Weiſe ein paar Hörner zu bilden, drückt die Fauſt auf ſeine Bruſt, in der Gegend des Herzens, und reibt ſich mit der Spitze der beiden ausgeſtreckten Finger, um ſich gegen alle Bezauberung zu bewahren. Ohne dieſe Vorſicht, und falls der Anredende ihm nicht wohl will, würde er bald mager werden, wie ein Beſenſtiel, und an der Auszehrung ſterben.

Man muß dieſe Vorſicht beſonders gegen i cattivi occhi (die böſen Augen) nehmen. Zu Neapel beſteht die größte und verhängnißvollſte Mißſtaltung des Körpers darin, weitvorſtehende Augenlieder zu haben. Jedermann flieht den Unglücklichen, den die Natur auf ſolche Weiſe bezeichnet hat. Jeder ſeiner Blicke iſt der Geſundheit ſeines Nächſten nachtheilig, und ſelbſt wenn er ein Haus anſieht, widerfährt den darin Wohnenden ſicher ein Unglück. Mißlingt irgend ein Entwurf, ſo hat ein Schwanzauge (wie man es nennt) vor einiger Zeit uns angeſehen.

Die Ruhe der Kinder iſt auch die der Mütter. In allen Ländern ſuchen ſie den Schlaf zu verlängern, um dadurch neue Kräfte zu gewinnen. Zu Neapel legt jede Mutter ihr Kind, von dem Tage der Geburt bis zu Ende des erſten Jahres, mit dem Bauche auf den Boden, und zwar eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Sie legt ihm ſodann ihre Hände auf die Schultern und fährt damit mehrmals bis zu den Ferſen hinab, indem ſie dazu ſagt: „Wachſe, wachſe mein Kind! wie der Fiſch wächſ't im Meere.“ Vernachläſſigte ſie dieſe Vorſicht, ſo könnte das Kind nicht ſchlafen; wenigſtens glaubt ſie das.

Weint das Kind, ſo beſteht das Geheimniß, es zu beruhigen, darin, einen ſeiner nächſten Verwandten, ſo lange zu nennen, bis es ſchweigt; wie z. B. „ſchlaf, Wonne deines Vaters, Wonne deiner Mutter, oder Wonne deiner Schweſter!“ Aber wie unfehlbar auch dies Mittel ſei, welche Wirkſamkeit man ſich auch von der Nonna, einem Geſange, deſſen Inhalt ſchmeichelnd und bilderreich, aber deſſen Melodie ſo ſchleppend und eintönig iſt, daß man einen Gichtbrüchigen damit einſchläfern könnte, verſprechen darf, ungeachtet alles Talents der geſchickteſten Wärterinnen, wollen die Kinder nicht ſo lange und grade dann ſchlafen, wenn man es, der abergläubigen Vorausſetzung zufolge, für nöthig erachtet.

Um ſie nun dazu zu nöthigen, nehmen die neapolitaniſchen Mütter ihre Zuflucht zu einem fürchterlichen Hilfsmittel, dem Opium. Sie kaufen bei dem Apotheker den Schlaf (il sonno). Das iſt eine Miſchung zu Pulver geſtoßenen Biscuits mit Mohnkörnern, die mit Honig und Waſſer zum Teig gekneten

wird. Ein Apotheker in der Nähe des Hafens, wo die meiſten Seeleute wohnen, erwirbt ſich durch dieſen einzigen Artikel jährlich einen reichen Gewinn von ungefähr 3000 Dukaten (13,000 Fr.). Daraus kann man auf die Menge Schlaf ſchlieſſen, die er zu einem Kreuzer die Doſis verkauft. Es gibt Mütter, die, um ihren Kindern dieſen gefährlichen Schlaf zu verſchaffen, ihnen an einem Abend drei oder vier Doſen eingeben. Mehr als ein Gatte wird dadurch in tiefen Schlaf verſenkt, während ſeine treue Hälfte in aller Sicherheit wachen kann.

Der beſtändige Gebrauch dieſes Gifts erſchüttert die Nerven der Kinder, und erhält ſie in einem faſt immerwährenden Zuſtande der Trunkenheit. Alle Züge der untern Volksklaſſen tragen davon den unverwiſchlichen Stempel. Es würde ſich ſchon der Mühe lohnen, nachzuforſchen, bis zu welchem Punkt dieſer Gebrauch nachtheiligen Einfluß auf die Geiſteskräfte und das Temperament der Bewohner von Neapel ausübt. Auch zu Rom und in andern italieniſchen Städten ſchläfert man die Kinder auf dieſelbe Weiſe ein.

Wenn man die ganz kleinen Kinder aus einem Gemache in ein anderes trägt, ſchreitet die Mutter, oder eine der nächſten Verwandtinnen voran, um die böſen Geiſter zu vertreiben. Sie bewegen die Arme und machen mit dem Munde ein Geräuſch, das beinahe wie „ſchiſcht“ klingt, oder wie wenn man Hühner wegſcheuchen will. Fürchtet man daß die cattivi occhi hartnäckig ſind, und ſich auf dieſe Weiſe nicht wollen vertreiben laſſen, ſo zündet man mitten im Zimmer einige Holzkohlen an, und da ſie beim Brennen auf-

ſprühen, bildet man ſich ein, daß jedes Kniſtern den Tod eines dieſer böſen Geiſter anzeigt.

Die Neapolitaner haben einen großen Theil ihres Aberglaubens von den Römern geerbt. Sie ſehen eine üble Vorbedeutung in Allem, was an den Tod erinnert. Wenn, während ein Kind ſchläft, ein Leichenzug vor dem Hauſe vorbeigeht, muß man es auf der Stelle wecken und aus der Wiege heben. Ohne dieſe Vorſicht wäre ſein Leben in Gefahr.

Unter dieſem großen Aberglauben und dieſen barbariſchen Gebräuchen erſcheinen jedoch auch hin und wieder einige lächerliche Ideen. Bevor die Mutter dem Neugebornen zum erſtenmale die Bruſt reicht, legt ſie ihre Hände an den Hals, ſtreicht damit bis zur Bruſt hinab, und ruft die Milch an, ihr nie zu mangeln, damit ſie eine gute Amme ſein könne. Weint das Kind im Schlaf, ſo ſagt ihm der Engel, daß ſeine Mutter ſterben wird. Lächelt es, ſo ſpielt es mit den Engeln.

Man legt den Kindern ein Goldſtück in die Hand, wenn man ihnen zum erſtenmal die Nägel abſchneidet, damit ſie reich werden mögen. Das fürchterliche Elend, in dem ſich der größte Theil der Bevölkerung Neapels befindet, ſollte dieſer endlich beweiſen, daß ſolcher Talisman keine Macht hat; aber ſie iſt dem Menſchen ähnlich, der Augen hat und doch nicht ſieht.

Man ſieht ſehr ſelten in Neapel einen friſchen Mund, noch ſeltener friſche Zähne. Demungeachtet wird es für unfehlbar gehalten, daß, wenn man ein Kind vor ſeiner Taufe küßt, oder wenn man eine Eidechſe ſo lange zwiſchen dem Daumen und dem kleinen Finger hält, bis ſie ſtirbt, man nie Zahnſchmerz haben

werde. Es gibt nicht einen Neapolitaner, der in ſeinem Leben nicht wenigſtens zwanzig Kinder geküßt hat, bevor ſie mit dem heiligen Waſſer benetzt werden; demungeachtet ſind ſchon vor dem dreißigſten Jahre beinahe alle ihre Zähne verfault, und ihr Mund haucht einen wahren Peſtgeruch aus.

Gibt man ſeinem Freunde oder ſeiner Freundin eine Nadel, ſo ſucht man Zwiſt, und ſtack die Nadel gar in der Nähe des Herzens, ſo bedeutet das nahen Bruch. Die ungleiche Zahl am Tiſche iſt das Zeichen der Uneinigkeit. Ein zerbrochener Spiegel oder verſchüttetes Oel, bedeuten Unglück. Man ſieht ſelbſt unterrichtete und vernünftige Menſchen erblaſſen, und beim Anblick dieſer Zufälle faſt ohnmächtig werden. Vergoſſener Wein dagegen bedeutet Freude und Vergnügen. Alle Anweſende klatſchen entzückt in die Hände, und rufen, wie mit einer Stimme: „Allegria! allegria!“

Wenn zwei Mägde das Bett ihrer Herrſchaft machen, muß eine dritte Perſon ſich wohl hüten, es zu berühren. Die armen Leute würden ſonſt bald nachher ſterben. Ein Neapolitaner duldet nicht, daß man ihn anders, als bei ſeinem wahren Namen nenne. Die Prieſter allein haben das Recht der Namenertheilung. Wer es anderweitig ſich anmaßt, thut es in der Abſicht, zu ſchaden. Aber um böſe Wirkung zu vermeiden, braucht man nur den Namen des Tages zu nennen, an welchem ein ſolches Unglück ſtattgefunden. Wenn die Perſon, die ſich bei der Anrede verſprochen, nichts Böſes im Sinne hat, muß ſie ſogleich ſagen: „Signor N. N., ich will Euch kein Uebel.“

Deutſche, Franzoſen, Spanier und mehrere andere

Nationen haben einen unglücklichen Tag in der Woche, den Freitag. Den Neapolitanern iſt das nicht hinreichend. Sie haben den Dienſtag noch hinzugefügt. Tritt man am Freitag eine Reiſe an, ſo kann man ſich auf ein Unglück gefaßt machen. Verheirathet man ſich am Dienſtag, ſo kann man gewiß ſein, daß der Eheſtand zum Weheſtand werden wird. Daher das Sprüchwort:

Ne di Venere, ne di Marte,
Non si sposa e non si parte.

Will man ſeinen Verwandten oder ſeinen Freunden, die ſich bereits in der andern Welt befinden, einen Gruß zukommen laſſen, ſo braucht man nur einem Kinde unter drei Jahren, das in den letzten Zügen liegt, den Auftrag in's Ohr zu raunen, und man kann gewiß ſein, daß er pünktlich ausgerichtet werde.

Die Vampire bewohnen noch das Königreich Neapel unter dem Namen Fattochiari. Sie ſaugen während der Nacht das Blut aller Kinder, die an der Auszehrung leiden, und deren Zahl nicht gering iſt. — „Die Henne ſoll nicht ſingen vor dem Hahn,“ hat ſchon Molière geſagt. Zu Neapel wird dies Vergehen mit dem Tode beſtraft. Man dreht der vorſchnellen Sängerin ohne Barmherzigkeit den Hals um.

Man hat zu Neapel keine ſo große Ehrfurcht vor den Kuttenträgern, als man vermuthen ſollte. Wem bei ſeinem erſten Ausgange am Morgen ein Mönch begegnet, dem widerfährt an demſelben Tage gewiß ein Unglück.. Es gab ehemals auf einem der öffentlichen Plätze ein Pferd von Bronze, ein ſehr geſchätztes Werk des Alterthums von vortrefflicher Arbeit. Um nun die

kranken Thiere zu heilen, war es genügend, ſie dreimal herum zu führen. Der Kardinal Filomarino ſkandaliſirte ſich nicht wenig über dieſen heidniſchen Gebrauch. Er erhielt die Erlaubniß, dieſe herrliche Bronze zu ſchmelzen, von der nur der Kopf gerettet wurde, der ſich noch jetzt in der Mauer des Palaſtes Colombrano befindet. Der in eine Glocke verwandelte Pferdskörper dröhnt nun im Thurm der heiligen Antoniuskirche. Aber der Kardinal hatte nicht die Abſicht, jenen alten Gebrauch abzuſchaffen, er wollte ihn nur heiligen. Er verordnete dem zufolge, daß jährlich, während dem Feſte des Heiligen, und einen Monat nachher, alle Pferde, Ochſen, Schöpſe, Schweine, Hunde, Katzen und Eſel, mit einem Worte, alles Hausvieh, mit Bändern und Halsketten geſchmückt, die man Tarulli nennt, dreimal um die Kirche, wie ehemals dreimal um das Pferd, geführt werden ſollten. Dieſe weiſe und chriſtliche Umgeſtaltung warf dem Hrn. Erzbiſchof eine jährliche kleine Accidenz von circa 20,000 Dukaten ab; denn Groß- und Kleinvieh war jegliches nach ſeinem Werthe taxirt, und man war nicht mehr frei, es zur Prozeſſion zu leiten oder nicht, man mußte ſich damit einfinden.

Von allen Goldminen hat der Aberglaube die längſten und reichſten Verzweigungen für — die Ausbeuter.

Gegenwärtiger Zuſtand der Kriegs- marine in Rußland, Nordamerika, Frankreich und Großbritannien.

Erſter Artikel.

Ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, Châteaubriand, hat geſagt: „Frankreich iſt ein Soldat,“ und wir ſagen: „England iſt ein Matros.“ — So äuſſert ſich eine toryſtiſche Zeitſchrift, das United Service Journal in einem offenbar gegen das Miniſterium Melbourne gerichteten Aufſatze, worin der britiſche Stolz, zur Beförderung eines eigenſüchtigen Partei-Intereſſes, die Streitkräfte Englands und die anderer Staaten abwechſelnd übertreibt und wieder herabſtellt, worin er, ſeinem eigenthümlichen Syſtem gehorchend, vom Entſetzen zur Großſprecherei übergeht, dem Whigminiſterium die Schwäche des britiſchen Seeweſens zum Vorwurf macht und gleich nachher wieder ſeine Ueberlegenheit prahleriſch hervorhebt. Dieſer Aufſatz, der im übrigen reich an ſprechenden Thatſachen und Zahlen-Beweiſen iſt, ſcheint uns, grade unter den gegenwärtigen Zuſtänden im Orient, von nicht geringer Bedeutſamkeit, weshalb wir ihm die wichtigſten Angaben zu entnehmen gedenken.

„Möge das Feſtland,“ heißt es ferner darin, „die Menge ſeiner Streitkohorten in die eine Wagſchale werfen, wir legen in die andere das Gewicht unſrer

Geſchwader. Unſer Vaterland iſt eine Flotte, deren Admiralſchiff ſich zu London befindet und deren andere Schiffe überall ſind. Unſre Mauern ſind hölzern, wie die der Stadt Athen, zu den Zeiten des Perſer-Einfalls. Unſer Vermögen, unſre Macht, unſer Boden iſt das Meer..... Gleich den inmitten des weiten Ozeans ſchwimmenden Sternkorallen, ſtreckt Großbritannien nach allen Seiten, bis ins Unendliche, ſeine Schiffe aus, wie Fühlhörner, um ihre ſtarke oder ſchwache, ihre entfernte oder nahe Beute zu jeder Zeit und an allen Orten zu ergreifen.

„Auf jedem großen Meere iſt es uns gelungen, Arten von Seewachthäuſer zu errichten, wodurch die fremden Seefahrten unter britiſch-polizeiliche Aufſicht geſtellt werden. Mit Jerſey und Guerneſey können wir bis in die Gewäſſer Frankreichs ſeinen normänniſchen und bretagniſchen Fahrzeugen Trotz bieten. Durch Gibraltar halten wir die Schlüſſel des mitelländiſchen Meeres. Malta iſt für uns ein Blockhaus auf der See, von wo wir uns plötzlich über Aſien und Afrika ſtürzen können. In der Moritz-Inſel haben wir einen Vorpoſten, der unabläßig den Weg nach Indien bewacht, und durch die Lage von Zeylon beherrſchen wir gleichzeitig den Meerbuſen von Bengalen und die holländiſchen Beſitzungen. Mit einem Worte, unſre Marine umſchlingt, wie ein ſchwimmender Gürtel, die ganze Welt.

„Bei ſo großen Vortheilen, die wir bisher durch unſre Ueberlegenheit zur See erworben und uns erhalten haben, wie groß muß nicht unſre Sorgfalt und unſre Wachſamkeit ſein, um dieſe Ueberlegenheit vor jeder Rivalität zu bewahren. Schlüge man England

in ſeinem Seeweſen, würde man ihm das Herz durchbohren und es nöthigen, ſpäter eine todte Kolonie irgend einer Kontinentalmacht zu werden. So erklären ſich zu einer Zeit, wo unſer Seeweſen ſich noch in der Wiege befand, die Invaſionen der Sachſen und Dänen, wie die der habgierigen Normänner, Völker von gemeinſamem Urſprung, die der Reihe nach mit ihren den unſern in Stärke und Geſchicklichkeit überlegenen Flotten uns zermalmten. So erklärt ſich im Gegenſatze auch, wie es in neuerer Zeit ſelbſt einem Napoleon nicht gelingen wollte, England, das zur See allmächtig geworden, an ſeinem eigenen Herde anzugreifen.

„Wir ſtehen alſo nicht an die große Wahrheit laut zu verkünden: „„der Zepter der Welt gehört England und wird ihm ſo lange eigenthümlich bleiben, als ſeine Seemacht unbeſtritten iſt.““ Durch ſeine Topografie, ſeine Inſularlage, ſeinen Handel und die Menge ſeiner Kolonien kann es ſich auf der Erdoberfläche nur auf dem „Seefuße“ erhalten.

„Alle es umſchließenden Völker wiſſen das ſehr wohl und verſäumen nichts, um ihm das Meer ſtreitig zu machen. Warum denn ſcheint es ſelbſt dieſen Umſtand zu vergeſſen? Seit mehren Jahren hat ſich der öffentliche Geiſt bei uns ſo ſehr den bürgerlichen Zerwürfniſſen überlaſſen, daß die nationalen Intereſſen darüber vollkommen vernachläßigt werden. Wie jene Hauseigenthümer, die ſich mit kleinen Verbeſſerungen im Innern beſchäftigen und die Unterhaltung der großen Mauern verſäumen, exaltiren wir uns für die untergeordnetſten Angelegenheiten und verlieren darüber die eigentlichen Lebensfragen, welche die Erhaltung des

ganzen Staatskörpers betreffen, aus dem Geſichte. Die Abſpannung in dieſer Beziehung hat ſich aller Stände bemächtigt. Die Lords und das Volk, die Verwalteten wie die Verwaltenden kümmern ſich bei weitem mehr um die ihre Pfarrſprengel betreffende Geſetzgebung, um Einſchreibungs-Gebühren und Stadträthe, als um die England bedrohende Todesgefahr. Gewahrt man die Gleichgiltigkeit der Einen und das blinde Vertrauen der Andern, ſo möchte man glauben, die ganze Nation ſei zum Selbſtmord entſchloſſen.

„Bis jetzt haben alle neuern Miniſterien mehr oder weniger die Sicherheit Großbritanniens, d. h. das königliche Seeweſen, vernachläßigt. Aber es war einem radikalen Whigkabinet vorbehalten, ihm dadurch den letzten Streich zu verſetzen, daß es darin das Begünſtigungs-Syſtem einführte, dem die Mitglieder, welche ſeine höchſte Behörde bilden, ihre Stellen verdanken; daß es die Zahl unſrer Zeughäuſer verminderte, die Seebauſchule abſchaffte, nebſt dem Seekollegium und ſechs See-Artillerie-Kompagnien auf acht auflöſete, wodurch die recht eigentliche Vernichtung eines durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Mannszucht einzigen Korps auf der ganzen Erde bewerkſtelligt wurde.

„Von armſeliger Sparſamkeit geleitet und die Rathſchläge von Menſchen befolgend, die jeder Vorausſicht unfähig ſind, hat die Verwaltung keinen Anſtand genommen, dieſe nicht bloß für die Gegenwart, ſondern auch noch in einem höhern Grade für die Zukunft ſo wichtige Anſtalt abzuſchaffen. Ein ungeſchicktes und ſchwaches Kabinet ermangelt nie, durch gefährliche Halbmaßregeln ſich zu erheben. Ohne feſtes Syſtem,

von den verſchiedenartigſten Einwirkungen hin- und hergeworfen, erweckt es durch die ſich gegenſeitig widerſprechendſten Maßregeln ein allgemeines Unheil. So wurde, während man die britiſche Marine bis zur Vernichtung verminderte, während man bis zu gänzlicher Entblößung die Zeughäuſer reformirte, worin früher über 7000 Arbeiter beſchäftigt waren, und zwar angeblich zu dem alleinigen Zwecke einer Abgaben-Verminderung, — ſo wurde die Frucht ſo verhängnißvoller Erſparungen und noch andere Summen ohne Unterſcheidung noch Vortheil für den Staat (wie die in Weſtindien verſchleuderten 22 Millionen, die in Kanada verlornen 5 Millionen und die für eine Nichtvermittelung in Spanien ausgegebenen 2 Millionen) dem Auslande zugeworfen. Von ſolcher Beſchaffenheit ſind die Erſparungen, die dem Patrioten Joſef *Hume*, dieſem angeblichen Seegott, der nach Croker nichts als eine Auſter iſt, ſo ſehr gefallen.

„Wir hoffen jedoch, daß in dieſer Frage über Leben und Tod die zur königlichen Marine gehörigen Parlaments-Mitglieder endlich die unverzeihliche Nachläſſigkeit erkennen werden, die ihnen als Militär-Perſonen alle Achtung geraubt und ſie vermocht hat, in ihrer Spezialität durch unwiſſende oder treuloſe Menſchen ſich leiten zu laſſen.

„Wäre es auch nicht um das Daſein Englands zu thun, würde es dennoch ſein Wohlergehen erfordern, daß es ſich ſeine Schiffe erhalte. Denn ſelbſt wenn man ſie nur mit Bezug auf ihren innern Werth betrachtet, vertreten ſie immer noch ein Kapital von hundert Millionen Pfund Sterling (1200 Millionen fl. rhein.)

„Der Herzog von Wellington, der ein zu aufrichtiger Vaterlandsfreund iſt, um unſere Lage zur See aus Parteigeiſt herabzuwürdigen, hat letzthin dem Oberhauſe den Beweis mitgetheilt, daß unſere Flotten, verhältnißmäßig zu denen der andern Nationen, ungenügend ſeien. Demungeachtet hat Lord Minto der Wahrheit zum Hohne ſich nicht geſcheuet zu entgegnen, daß die engliſche Marine noch ziemlich blühend ſei. Uebereinſtimmend mit dem Herzog von Wellington hat Kapitän Napier den Miniſtern die Unmacht unſers Seeweſens auseinandergeſetzt, und der Anführer eines Geſchwaders hat einen Brief an den Herzog gerichtet, worin er die das Land bedrohenden Gefahren, des Verfalls unſrer Marine wegen, ſchildert. Iſt es jetzt den gemäßigſten Politikern noch möglich, bei ſolchen Geſtändniſſen gleichgültig zu bleiben?

„Eine Menge glaubwürdiger Aktenſtücke beweiſen, daß Rußland auf eine wirklich erſchreckliche Weiſe immer mehr ſeine Seemacht verſtärkt; daß Frankreich die ſeinige mit einer beiſpielloſen Energie entwickelt; daß mehre andere Staaten, ſelbſt Aegypten auf derſelben Bahn bedeutende Fortſchritte machen; daß die vereinigten Staaten Nordamerikas alle ihre Kräfte aufbieten, um ſich zu Gebietern des Ozeans zu machen und alle Erdtheile auszubeuten — während unſre Flotten ſtationär bleiben, oder Rückſchritte machen und ohne alle Mannszucht ſind, indem Erfahrung und Praxis überall durch Theorieen erſetzt worden. Darum verſichern Napier und der oben angedeutete Geſchwader-Anführer, daß unſre Hafen ſich jetzt in einem ſolchen Zuſtande der Schwäche befinden, daß man ſie unge-

ſtraft angreifen könnte. Machen wir uns alſo auf eine Invaſion gefaßt.

„Wie ſehr man auch Alles übertreiben mag, iſt es nichts deſto weniger wahr, daß ein kluges und vorſichtiges Volk weniger blindes Vertrauen hat in ſeine Macht. Wenn wir auch jetzt eigentlich nichts zu befürchten haben, ergibt ſich daraus nicht, daß es immer ſo ſein werde. Englands Ufer ſind nicht befeſtigt. Wären ſie nicht mehr von unſern Schiffen bewacht, würden ſie dem erſten beſten Angriffe ausgeſetzt ſein und eine davor landende feindliche Flotte würde ein ſo großes Entſetzen verbreiten, daß „die Gänſe noch einmal das Kapitol retten müßten.“

„Eine vernunftgemäße Politik, weit entfernt die fortwährende Verſtärkung unſers Seeweſens zu vernachläſſigen, müßte im Gegentheil ausſchließend damit ſich beſchäftigen. Denn in der That bedrohet das Entſtehen neuer Seeſtaaten, indem es die Menge der fremden Schiffe vermehrt, die ſich gegen die Seemacht Englands vereinigen könnten, in der Zukunft unſre Sicherheit, und müßte uns allein ſchon vermögen, unſre Streitkräfte im Verhältniß zu jenen zu vermehren . . . .

„Der unmittelbare Gegenſtand unſrer gegenwärtigen Beſorgniſſe iſt Rußland. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die Flotten dieſer Macht in der Oſtſee und im ſchwarzen Meere, um ſich zu überzeugen, daß eine ſolche Streitkraft-Aufſtellung nicht ganz friedfertige Abſichten im Hintergrund haben könne. Kapitän Napier hat zuerſt darauf hingedeutet, und ſeine Bemerkungen ſind um ſo gegründeter, weil Rußland, ohne Handel und Kolonien, keinen erheblichen

Beweggrund hat, um ſolchergeſtalt ſeinen Einfluß auf dem Meere auszudehnen. Der unmaßgeblichen Meinung des eben Genannten und anderer kompetenten Richter zufolge, würde eine Bewaffnung rathſam ſein, um früher oder ſpäter zu einer klaren und vollſtändigen Erklärung mit dem Selbſtherrſcher zu gelangen.*)

„Vergebens behaupten die miniſteriellen Blätter, daß dergleichen Beſorgniſſe übertrieben ſeien. Ohne ſich ſelbſt hintergehen zu wollen, iſt es nicht möglich, die Bemerkungen eines andern ausgezeichneten Seemannes, des Kapitän Crawford, zu verwerfen, der vor zwei Jahren ſagte:

„„Ich fühlte mich von einer ſonderbaren Empfindung ergriffen, ſowohl als Engländer, wie als Offizier der britiſchen Marine, als ich mich inmitten von 26 ruſſiſchen Linienſchiffen erblickte, die bei 30,000 Mann an Bord hatten, nebſt einem viermonatlichen Proviant-Vorrath, während wir, zur Schirmung unſrer Küſten, unſrer Hafen und unſers Handels im baltiſchen Meere, in der Nordſee und im Kanal nur ſieben Linienſchiffe hatten, deren Bemannung bei weitem nicht vollſtändig war. Ich muß geſtehen, daß all meines Vertrauens in die überwiegende Geſchicklichkeit meiner Landsleute ungeachtet, ich für die Erhaltung unſrer alten Oberherrſchaft auf dieſen Meeren zitterte.“

„Kapitän Crawford konnte die ruſſiſche Flotte bei Gelegenheit einer merkwürdigen Zeremonie beſuchen,

*) Das ſoll ohne Zweifel heißen: „Um die Flotten Rußlands in der Oſtſee und im ſchwarzen Meere zu vernichten.

die darin beſteht, daß man zwiſchen den Schiffen das Boot Peters des Großen, der „Flotte-Großvater“ genannt, ſich bewegen läßt. Er überzeugte ſich, daß dieſe Flotte aus 3 ungeheuern Schiffen, jedes von 110 Kanonen, aus 6 Schiffen, jedes von 84, und aus 17 Schiffen, jedes von 74 Kanonen, beſtand. Dazu geſellten ſich noch 19 große Fregatten, 3 Korvetten und eine große Menge kleiner Fahrzeuge, das Ganze unter dem Oberbefehl eines engliſchen Veteranen, des Admiral Crown, ſtehend, der die Flotte unter den Augen des Kaiſers manövriren ließ. Jedes der großen Schiffe hatte vier ungeheure Feuerſchlünde auf der erſten Batterie, um wagerecht zu ſchießen, und eine dieſer Kanonen wirft eine Bombe von 120 Pfund Schwere in je ſechs Minuten, unter einem betäubenden Gekrach.

„Welche Fortſchritte ſeit Peter dem Großen! Wir hätten uns wohl begnügen ſollen, Rußland bei den Lektionen des Lehrlings von Saardam zu laſſen, ohne ihm unſre Offiziere zu leihen, und ihm unſre eigenen Schiffe als Muſter zu bieten, wie das bei der Schlacht von Navarin der Fall war. Der Ruhm, den wir ſeiner Flagge bei dieſer Gelegenheit zugewendet, hat es ſo ſtolz gemacht, daß es ſich nicht ſcheuet, die unſre auf dem ſchwarzen Meere, durch Wegnahme des „Vixen“ zu beſchimpfen.

„Es iſt freilich in dem Umſtand mehr Keckheit als eigentliche Macht. Denn dies Reich hat nur ſehr wenige Kauffahrtheiſchiffe, die, wie man weiß, die wahre Schule guter Seeleute ſind. Ueberdem iſt ſein ganzes Seeſyſtem noch ſehr unvollkommen und wenig furchtbar, der Menge ſeiner Schiffe ungeachtet, die

es vergebens mit großen Koſten unterhält. Wer denkt daran, es in der Oſtſee zu beunruhigen, und wozu nützt es ihm, daß es ſo große Schätze auf dies Schlammmeer verwendet, als um vollkommen ausgerüſtete Schiffe zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit produzieren zu können? Jedenfalls ſind die Ruſſen weder aufgeklärt noch frei genug, um ſo bald zur Ueberlegenheit auf dem Meere gelangen zu können. Die Verzweigung der Schifffahrt ſteht immer im Verhältniß mit dem Grade der Freiheit, deſſen ſie genießt. Wie dem auch ſei, verlangt Kapitän Napier vor allem, daß man damit beginne, die Becken und die Schiffe zu Petersburg zu verbrennen, während eine britiſche Flotte die ruſſiſchen Geſchwader und Zeughäuſer des ſchwarzen Meeres vernichten müßte, mit dem Vorbehalt, nach Vollbringung dieſer Maßregel darüber ſich zu erklären.*)

„Ein noch weit furchtbarerer Mitbewerber als Rußland, iſt, dem allgemeinen Zeugniß zufolge, Nordamerika. Der vollkommene Bau der Kriegsſchiffe der vereinigten Staaten und ihre allbefriedigende Ausrüſtung, die große Menge ihrer Kauffahrteiſchiffe, von denen die mit Sternen überſäete Flagge nach allen Theilen der Erde verſetzt wird, die Geſchicklichkeit der meiſten ihrer Matroſen, müſſen ganz beſonders die Aufmerkſamkeit der britiſchen Regierung in Anſpruch nehmen. Wir wollen damit nicht etwa ſagen, daß ſich die Vereinſtaaten ausſchließend mit dem Seeweſen be-

*) Solch Verfahren würde ächt britiſch, und nur eine Wiederholung deſſen gegen Koppenhagen in Anwendung gebrachten ſein.

ſchäftigten und beſtimmt ſeien, eines Tages die Beherrſcher des Weltmeers zu werden. Ihre Bevölkerung und ihre Schiffahrts-Induſtrie ſind nur untergeordnete Gegenſtände in ihrem politiſchen Daſein. Sie werden beitragen zu ihrer Größe, aber ſie nicht konſtituiren. In einem Seekriege werden ſie als Bundesgenoſſen keine üble Rolle ſpielen und die Streitkräfte einer europäiſchen Macht nicht wenig vermehren. Sie können ſogar Schlachten gewinnen, ohne deswegen den Zepter der Meere zu erwerben, weil ihr Intereſſe und ihre örtliche Lage dazu ſie nicht nöthigen.

„Auf einem unermeßlichen Raume erſt geſtern entſtanden, wird die Bevölkerung der Vereinſtaaten ſo bald nicht über zu große Dichtigkeit ſich zu beſchweren haben. An eigenen Matroſen werden ſie nicht leicht Ueberfluß haben. Die ihnen jetzt zu Gebote ſtehenden ſind nicht hinreichend zur Bemannung ihrer Flotte, und einige amerikaniſche Politiker beklagen ſich jetzt ſchon über die vielen auf den Schiffen der vereinigten Staaten dienenden Fremden. Homans, der Herausgeber der „Kronik der amerikaniſchen Armee und Marine“, beſchuldigt unverhohlen dieſe Fremden unruhig und entartet zu ſein, und Stellen einzunehmen, welche ſeine Mitbürger auf der Küſte eben ſo gut bekleiden könnten .... Der Mißbeſtand, worüber er ſich beſchwert, wird jedoch nicht ſo bald zu beſeitigen ſein. Die Jänkis ſind brav, unternehmend, gewerbſam, erfinderiſch. Aber wollen ſie einer vernunftgemäßen Politik getreu bleiben, werden ſie ihr Streben einem andern Ziele zuwenden, als dem Seeweſen.*)

*) Ein guter, von der ſchmutzigſten Selbſtſucht eingegebener Rath, wofür die Nordamerikaner ſich bedanken werden.

„Und dennoch iſt es nicht zu bezweifeln, daß Bruder Jonathan (das Volk der vereinigten Staaten) ein lebhaftes Verlangen habe, auch zur See groß und mächtig zu werden, ein Wunſch, der durch die Verſtöße unſrer Admiralität im letzten Kriege nur noch geſteigert worden, und dem man die jetzt in unſern kanadiſchen Beſitzungen herrſchende Gährung, wie die Worte des Präſidenten der Union, über die ſo aufreizende Angelegenheit der Grenzlinie, zuſchreiben muß.

„Allein wenn dies Streben in Amerika noch allgemeiner wäre, als es wirklich iſt, wenn die Küſtenländer auf ein beſſeres Vertheidigungs-Syſtem ihrer Hafen drängen, würde eine Intereſſen-Reibung mit den andern Staaten ſich unaufhörlich ihren Forderungen entgegenſtellen. Je weiter man von den Küſten ſich entfernt, um ſo auffallender wird dieſe Intereſſe-Verſchiedenheit, weil die Bevölkerung im Innern die Bedürfniſſe deren auf der Küſte nicht mehr zu begreifen vermag. Der Mangel an Einheit wird alſo immer ein weſentliches Hinderniß bei Vermehrung der amerikaniſchen Marine ſein, obſchon die vereinigten Staaten gern ihre Herrſchaft vom Vorgebirg Horn bis zur Melville-Inſel ausdehnen möchten. Der Herausgeber des „neuen Sterns von Neuyork“ hat uns letzthin nicht wenig beluſtigt durch die naive Weiſe, in welcher er von den Rechten ſpricht, die er den Vereinſtaaten aus Vorzug vor den „eiferſüchtigen Briten“, zuſchreibt. Dieſe Rechte würden ſich, ihm zufolge, ſelbſt bis zu den entfernten Regionen Kaliforniens erſtrecken, des Zuſammenhanges dieſer Gegend mit dem Gebiet der Union bis zum Kolumbia-

ſtrom wegen. Auf eben ſo triftige Belege geſtützt, ſchreiben ſich die Amerikaner ebenfalls die rechtmäßigſten Anſprüche zu auf die Antillen, auf Neuſchottland, Neufundland und Kanada. Obſchon unſre letzten Maßregeln darauf hinzielen, alle dieſe Kolonien ihnen zu überliefern, ſehen wir dennoch nicht ein, wie unſre Präponderanz zur See jetzt ſchon in die Hände der Jänkis übergehen könnte. Die Lage dieſes Volkes iſt von der Art, daß es viel beſſer ſich ſelbſt ſchützen, als andere angreifen kann.

„Während dem Kriege wurde die öffentliche Meinung nicht wenig erſchreckt durch die Niederlage von 2 oder 3 unſrer Fregatten durch Schiffe, welche der Patriot James ſo erfinderiſch „vermummte Vierundſiebziger“ nannte, ohne zu bedenken, daß einzelne Kämpfe von Schiff zu Schiff gleicher Größe von geringer Bedeutung ſind. Hinſicht der vermummten Vierundſiebziger kann man ſagen, daß alle amerikaniſchen Schiffe auf eine ſo betrügliche Weiſe bezeichnet ſind. So befinden ſich z. B. auf den Fahrzeugen, welche die Amerikaner ihre Vierundſiebziger nennen, 90 bis 140 Kanonen von ſchwerem Kaliber nebſt einer Bemannung von tauſend Mann. Ihre Fregatten von 44 Kanonen haben wenigſtens 60 große Feuerſchlünde und ihre Korvetten zu 18 haben zwei Dutzend Vierundzwanzigpfünder an Bord.

„Unſer ſcharfſichtiger Freund, der Kapitän Roß, einer von denen, welche am beſten geſchrieben über den gegenwärtigen und künftigen Zuſtand des amerikaniſchen Seeweſens, erklärt uns dies hinterliſtige Verfahren bei Bezeichnung der Kriegsſchiffe. Den-

noch bleiben die Zänkis nichts deſto weniger nach wie vor Ruhmdiebe.

„„Man hat in Europa geglaubt,“ ſagt er, „daß die Amerikaner ihre Streitkräfte zu verbergen beabſichtigten, indem ſie unter der Benennung Vierundſiebziger Schiffe, wie unter andern den „Pennſylvanier“ bezeichneten, der auf den erſten Blick eine ſolche Klaſſifikation Lügen ſtraft. Das erklärt ſich jedoch durch die eigenthümliche Verfaſſung der Kongreßakte, welche die Ausgaben für eine allmählige Vermehrung der amerikaniſchen Marine beſtimmt. Es werden durch dieſelbe Verfügung die größten Schiffe als Vierundſiebziger bezeichnet, doch duldet man ſtillſchweigend, daß die Marine-Kommiſſäre ſie in einem viel größern Maßſtabe erbauen. Jedenfalls dürfen ſie offiziel nur als Vierundſiebziger eingeſchrieben werden, den amerikaniſchen Freiſinnigen zum Trotz, die ſie nach ihrer wirklichen Stärke eingeſchrieben wiſſen wollen.“

„Wir müſſen geſtehen, daß wir von dieſer Freiſinnigkeit im letzten Kriege nichts bemerkt haben, und wenn einer dieſer angeblichen Vierundſiebziger auf eines unſrer Schiffe von dieſer Stärke, die ohne ihre Hauptbatterie und ohne den erforderlichen Bemannungs-Zuſatz unter Segel gegangen war, ſtieß und es nahm, ermangelte die demokratiſche Preſſe nicht, ein gewaltiges Geſchrei zu erheben, daß ein britiſches Fahrzeug von einem amerikaniſchen, dem Anſchein nach ihm untergeordneten, in Wirklichkeit ihm aber weit überlegenen, beſiegt worden.

„So iſt das ägyptiſche Schiff „Sultan Mahmud“ 210 Fuß lang, 60½ Fuß breit, 25½ Fuß tief, trägt 3250 Tonnenlaſt und hat 130 Kanonen.

„Das franzöſiſche Schiff „Handel von Marſeille“ iſt 208 Fuß lang, 55 Fuß breit, 25 Fuß tief, trägt 2747 Tonnenlaſt und 120 Kanonen.

„Das britiſche Schiff „Kaledonia“ iſt 205 Fuß lang, 53 ½ Fuß breit, 23 Fuß tief, trägt 2602 Tonnenlaſt und hat 120 Kanonen.

„Das ſpaniſche Schiff „S. Joſef“ iſt 194 Fuß lang, 54 Fuß breit, 24 Fuß tief, trägt 2457 Tonnenlaſt und 112 Kanonen.

„Das amerikaniſche Schiff „Penſilvanien“ iſt 206 ½ Fuß lang, 58 Fuß breit, 23 Fuß tief, trägt 3018 Tonnenlaſt und angeblich 74 Kanonen.

„Das engliſche Schiff „Albion“ iſt 175 Fuß lang, 47 ½ Fuß breit, 20 Fuß tief, trägt 1730 Tonnenlaſt und wirklich 74 Kanonen.

„Es ergibt ſich aus vorſtehender Ueberſicht, daß das amerikaniſche Schiff „Penſilvanien“ größer, breiter und in jeder Beziehung ſtärker iſt, als das britiſche Schiff „Kaledonia“ von 120 Kanonen, obgleich es nur als ein Schiff von 74 Kanonen bezeichnet wird.

„Wie bedeutend jetzt auch ſchon die Ausgaben der amerikaniſchen Regierung für die Unterhaltung ihrer Marine ſeien, verhältnißmäßig mit ihren Erſparungs-Grundſätzen, müßte ſie dieſelben dennoch bedeutend ſteigern, wenn ſie es unternehmen wollte, die Präponderanz zur See ſich zuzuſichern. Die Zahl ihrer Schiffe belief ſich zu Anfang dieſes Jahres, mit Einſchluß der im Dienſt und im Bau begriffenen, wie der abgetakelten, auf eilf Linienſchiffe, ſogenannten Vierundſiebzigern, 14 Fregatten erſter Klaſſe, 3 zweiter Klaſſe, 13 Korvetten und 10 kleinern Fahrzeugen. Von dem Allem waren jedoch nur in Thätigkeit: 1

Zweidecker, 3 Fregatten, 9 Korvetten und 6 Schooner. Aus nachſtehender Zuſammenſtellung ergibt ſich auch noch, wie untergeordnet um dieſelbe Zeit die Zahl der zur amerikaniſchen Marine gehörigen Offiziere im Vergleich mit jener der britiſchen Marine war.

Grade.	Amerik.	Engländer.
Geſchwader-Anführer	0	212
Kapitäne	36	689
Korvetten-Kapitäne	40	1084*)
Lieutenants	262	2913
Schiffs- oder Bootsmeiſter . .	28	439
Wundärzte	43	643
Wundarztgehilfen	17	387
Proviantmeiſter (pursers) . .	42	570
Almoſenpfleger	7	72 **)
Equipagenmeiſter	184	622
Aſpiranten	263	439,

wovon 175 Freiwillige.“

In einem zweiten Artikel werden wir, nach demſelben britiſchen Organe, die Marine Frankreichs und der übrigen Staaten, in Vergleich mit der Englands, in nähere Erörterung ſtellen.

*) Wovon 275 auſſer Dienſt. **) Wovon 34 auſſer Dienſt.

Ueber K. H. Scheidlers „Lebensfrage der europäiſchen Ziviliſation."

Vierte Erörterung.

Fortſetzung der geſchichtlichen Notizen zum mitgetheilten Text.

In einer der erſten Sitzungen des neuen Erziehungs-Departements der Republik Bern ward darauf angetragen, dem Herrn Pfarrer Appenzeller in Biel über ſein Amtseinkommen hinaus eine Gratifikation von 400 Franken zu ertheilen, weil die Erziehung ſeiner Kinder ihm beträchtliche Koſten verurſachte. Fellenberg, der damals Mitglied des Departements war, bemerkte darauf, daß, ſo lange zahlloſe Landeskinder an erziehender Pflege leer ausgingen, er unmöglich ſolchen Gratifikationen, die leicht in bleibende Penſionen ausarteten, beiſtimmen könnte. Dies gab den erſten Grundſtein des Gegenſatzgebäudes ab, welches das Erziehungs-Departement und Fellenberg von einander geſchieden hat.*) Die ihm in dem Depar-

*) Es hieß da nachwärts, der Präſident des Erziehungs-Departements, Herr Neuhaus, (jetzt Schultheiß) ſei ein Verwandter des Pfarrers Appenzeller, u. ſ. w. Es fügte ſich ſodann, daß, trotz der vielen Geſchäfte Fellenbergs in Hofwyl, und ungeachtet ſeines hohen Alters, er zu Departements-Sitzungen nach Bern berufen ward, die er bei ſeiner Ankunft ausgeſetzt fand. Endlich kam der Pfarrer Langhans, nachdem er die Hofwyler aufs Ungebührlichſte geſchmähet und ſich als ein frecher Lügner hingeſtellt hatte, in ſeiner Qualität als Semi-

tement entgegen tretenden Widerſacher glaubten gar bald zur Entkräftung Fellenbergs einen durch Frivolität und Frechheit ausgezeichneten Menſchen in Anſpruch nehmen zu ſollen. Sie leiteten dazu eine Departements-Sitzung ein, in der ſich nur drei von ſieben Mitgliedern zuſammen fanden, um, ohne Fellenbergs Beiſein, den Pfarrer Langhans von Gutannen an die Spitze des neu kreirten Schullehrerſeminars zu ſetzen, damit durch ihn der Einfluß Fellenbergs auf dieſe Anſtalt, deren Beaufſichtigung Letzterm übergeben ward, untergraben und deſſelben, auf vieljährige wohlthätige Wirkſamkeit gegründete Popularität überhaupt, gebrochen werde. Der vorausgeſehene Ausbruch der grellſten Gegenſätze erfolgte ſehr bald, wie der offizielle Bericht über den „Bildungskurs“, welcher 100 Schullehrern im Jahre 1832 in Hofwyl gegeben worden iſt, dies kund thut. Sogleich nach Beendigung des Kurſes wurde ſodann der Seminar-Direktor Langhans beauftragt, den deutſchen Theil und die großen Geſangvereine des Kantons Bern weit und breit zu bereiſen, angeblich um den Zuſtand der Schulen zu erkennen, aber hauptſächlich, um die ſchmählichſten Lügen und Verläumdungen gegen Fellenberg und ſeine Unternehmungen zu verbreiten. Langhans reiſete von Pfarrhof zu Pfarrhof im Lande herum,

nar-Direktor in die Departements-Sitzungen, ſo daß Fellenberg ſich nicht mehr der Gefahr ausſetzen mochte, mit demſelben dort zuſammen zu treffen. — Letzterer blieb in Folge davon auf immer abgeſchieden, von dem Erziehungs-Departement der Republik Bern, das ſich mit dem Stifter von Hofwyl keineswegs verſtändigen konnte.

damit vor allem die Landgeiſtlichen gegen Fellenberg in Harniſch gebracht würden.*)

Es hatte ſich im Jahr 1810 unter andern Abgeſandten des Herzogs von Naſſau, welche Fellenbergs Bewirthſchaftungsart genau kennen lernen ſollten und dazu einjährigen Aufenthalt in Hofwyl zu machen be-

*) Um den Hrn. Langhans beim Volk und beim gebildetern Publikum zu akkreditiren, ward ihm auch aufgetragen, beträchtliche Geldprämien an die Geſangsvereine zu überbringen. In der ſogenannten großen berneriſchen Schulkommiſſion, die aus Abgeſandten des ganzen Kantons Bern zuſammengeſetzt ward, wurde ferner Hr. Langhans bei einer ihr gegebenen Mahlzeit, als Mittler, zwiſchen dem geiſtlichen und Schullehrer-Stand, deren Eintracht durch die Hofwyler geſtört ſein ſollte, ausgerufen. Bei dieſer Gelegenheit ſtifteten Fellenbergs Gegner zugleich einen Verein für chriſtliche Volksbildung, durch den die Beſtrebungen von Hofwyl überflügelt und in Vergeſſenheit begraben werden ſollten. Hr. Langhans ward an die Spitze dieſes Vereins geſetzt. Eine von ihm angezettelte Intrige, durch die er von einer Winkelverſammlung des Dorfes Buchſee, mit Ausſchluß der Fellenberg von Hofwyl, als Abgeordneter des geſammten Fraubrunner-Amtsbezirks dargeſtellt worden iſt, ſollte dieſe letztern als um alles Zutrauen gebracht und ihrer Popularität beraubt, ja ſogar in der ihnen eigenen Herzensangelegenheit, dahin gefallen erweiſen. Dies Kunſtſtück iſt jedoch wie alle andern nur zu Langhanſens Verderben ausgefallen. Die Amtsbezirks-Verſammlung in Fraubrunnen erwählte mit Beiſeitſetzung des Hrn. Langhans, den Hrn. Fellenberg zu ihrem Abgeordneten. Der Hr. Langhans mußte, ſeines thörichten Weſens wegen, die Leitung des Vereins für chriſtliche Volksbildung abgeben; — er mußte auch von derjenigen des Schullehrerſeminars zurücktreten. Er ward aber, zur Entſchädigung für alles das, nun in das Pfarramt zu Buchſee, zu deſſen Kirchſpiel Hofwyl gehört, eingeſetzt, und alſo, durch alle Skandale, die ſeinen geſammten Lebenslauf auszeichnen, als eine unüberſteigliche Scheidewand hingeſtellt, zwiſchen die Familie Fellenberg zu Hofwyl und Diemerswyl und den chriſtlichen Altar, von dem ſie bis dahin das heilige Abendmahl genoſſen haben.

auftragt waren, ein gewiſſer Acceſſiſt Heß in dem landwirthſchaftlichen Inſtitut zu Hofwyl eingefunden. Dieſer Menſch erwies ſich aber dort eben ſo unfleißig und liederlich, als ſich ſeine Kollegen, Herr Becker und Herr Hasloch, im Gegentheil als ſehr ſolide und achtbare Männer zeigten. Fellenberg entſchloß ſich endlich, den erwähnten Heß aus ſeinen Anſtalten, die er keineswegs durch Liederlichkeit gefährden laſſen wollte, zu relegiren und den Herzog von Naſſau von dieſer Maßregel ſogleich zu benachrichtigen. Der armſelige Heß aber ging nun auf Rache aus, und indem er Mittel zu dieſem Zwecke zu entdecken ſuchte, gelang es ihm, einer Geiſtererſcheinung, die in Hofwyl ſtattgefunden haben ſollte, auf die Spur zu kommen. Mit dieſer Erſcheinung hatte es folgendes Bewandtniß.

Es war im Jahre 1805 darum zu thun, einige Zöglinge von ihrer Geſpenſterfurcht zu befreien. Zu dem Ende wurden phantasmagoriſche Vorſtellungen, die in einem Wirthſchaftsgebäude angeordnet worden ſind, in Anſpruch genommen. Dabei fiel es dem Wäſſerknecht von Hofwyl ein, den Müller von Buchſee, der den Hofwylerwieſen das zu ihrer Bewäſſerung von Rechteswegen gebührende Waſſer ſehr oft widerrechtlich entzog, und alſo den erwähnten, für das Gedeihen ſeiner Wieſen eifrigen Wäſſerknecht unwillig gemacht hatte, als er gerade zu jener Zeit betrunken durch Hofwyl ging, zu einer jener Vorſtellungen herbeizuziehen, und ihm gegen ſeine Widerrechtlichkeit bei der Erſcheinung ſtark zuzuſprechen, wozu er ſich um ſo mehr bewogen fand, weil man ſich in Hofwyl auch in Abſicht auf des Müllers Mehllieferungen, die

den ihm gemachten Kornlieferungen niemals angemeſſen waren, gar ſehr zu beklagen hatte. Der Müller ging nun voll Aerger nach Hauſe, dort zu erzählen, was ihm begegnet ſei. Am folgenden Tage ſandte er überdies ſogenannte Anſchicksmänner an die Hofwyler Knechte mit der Aufforderung, ihm zu ſagen, was ſie mit ihm gewollt haben. Sie antworteten, das habe er bereits von ihnen vernommen. Somit fiel das Ereigniß dahin.

Nun ſetzte aber der Acceſſiſt Heß aus dieſen Elementen eine ſkandalöſe, durchaus lügenhafte Mähre zuſammen, welcher zufolge Fellenberg den Müller von Buchſee um ein Stück Land ſo ſehr beneidet hatte, daß er ihn habe nöthigen wollen, es ihm zu verkaufen, und da ihm dies nicht auf andere Weiſe gelungen ſei, ſo habe er zu Geiſterbeſchwörungen ſeine Zuflucht genommen ꝛc. ꝛc. Es gelang dem Heß, dieſe Mähre in die damalige Polizeifama von Hartleben einzurücken. Der Taugenichts ward dafür von ſeinem Landesfürſten als des Staatsdienſtes unwürdig und davon ausgeſchloſſen erklärt.

Der damalige Oberamtmann zu Fraubrunnen, von Kirchberger, Baron von Rolle, der, von oligarchiſcher Leidenſchaftlichkeit gegen Fellenberg ergriffen, alles irgend Mögliche aufbot, um ihn und ſeine Anſtalten zu verderben, benutzte alſobald die heſſiſche Aushecknng. Er ließ genaue Nachforſchungen über das angeblich gegen den Müller in Buchſee eingetretene Vergehen anſtellen. Sein Unterſtatthalter Bernhard von Dießbach, der im Kirchſpiel Buchſee wohnte, ward mit den zu den gewünſchten Entdeckungen nöthigen Verhören beauftragt, und er gab ſich viele Mühe darum,

irgend etwas Verdächtiges, womit man eine Klage hätte begründen können, heraus zu finden. — Dieſe Herren mußten aber bald erkennen, daß ſie durch ihr ferneres Inquiriren über dieſen Gegenſtand, und durch die Wichtigkeit, welche ſie der Sache beizulegen ſuchten, nur ſich ſelbſt kompromittiren könnten, da der Müller gar kein Stück Land hatte, um das ihn Fellenberg anſprechen konnte und die alberne Mähre überhaupt gegen alle mögliche Wahrheits- und Rechtlichkeitskonvenienz im höchſten Grade verſtieß.*) Die ganze Sache fiel daher als ungeſchehen dahin, bis 27 Jahre ſpäter der Herr Pfarrer Langhans den heſſiſchen Unrath wieder aus der Gruft, in die er vergraben war, hervorgezogen hat, um denſelben in Verbindung mit allen ſeinen andern Lügen und Verläumdungen gegen Fellenberg, wie geſagt, von Pfarrhaus zu Pfarrhaus unter dem Siegel vollkommener Diskretion im ganzen Lande herumzutragen, und wie nun die Sache zur öffentlichen Sprache kam und Langhans als der, welcher er iſt, an den Pranger geſtellt ward, ſo hat er die Söhne des Müllers von Buchſee, die im Jahre 1806 noch kleine Kinder waren, ſo weit zu bethören gewußt, daß ſie ſich zu Zeugen für die Geſchichte hergaben, wie ſie dem ſchwachköpfigen, durch Trunkenheit heruntergebrachten Vater, Müller

*) Der erwähnte Herr von Kirchberger hat einige Zeit nach ſeiner Fraubrunnen-Präfektur, kurz vor ſeinem Hinſcheiden, dem Vater Fellenberg in Hofwyl teſtamentsweiſe ſeinen einzigen Sohn angelegentlich empfohlen, auf daß er in Hofwyl erzogen würde. Fellenberg freuete ſich in dieſem Falle um ſo mehr Böſes mit Gutem erwiedern zu können, je mehr Unannehmlichkeiten und eigentliche Gefährdungen er von der Partei-Leidenſchaftlichkeit des Hrn. Kirchberger hat überwinden müſſen.

Hegg, früher von Heß und ſpäter wieder von Langhans eingeblaſen worden iſt. Langhans wußte wohl, daß Fellenberg um ſolcher Erbärmlichkeiten willen den Wohlſtand des Heggs nicht durch einen Injurienprozeß gefährden würde, wodurch ſie dahin gebracht worden wären, nebſt andern Hilfsbedürftigen, die Fellenberg mit zu unterhalten hat, mit ſeinen Armenſteuern ſich behelfen zu müſſen.

Jetzt leſen wir, ſieben Jahre ſpäter, von einem andern Pfarrherrn, dem Hrn. Bizius zu Lützelflüeh, in ſeinem grotesken, Leiden und Freuden eines Schulmeiſters betitelten Buche (pag. 381, zweiter Theil) in dem Artikel, der darin über Fellenbergs Kampf mit dem Erziehungs-Departement enthalten iſt, folgende auf jene angebliche Geiſtererſcheinung bezügliche Stelle:

„Fellenberg ſchimpfte auf eine ſo gemeine und „pöbelhafte Weiſe und brauchte ſo alles Erdenkbare, „um ihm im Wege ſtehende Perſönlichkeiten moraliſch „todt zu ſchlagen, daß rechtlichen Leuten vor ihm zu „grauen anfing. Ja er trieb ſeine Geſittung ſo nahe „an die Beſtialität, daß er Todte aus dem Grabe kratzte, „um ſeinen Muth an ihnen zu kühlen.“ ꝛc. ꝛc.

Herr Bizius hatte vorhin geſagt: „In dieſem „Streit war Fellenberg durchaus nicht Schweizer, „nur gar nicht der würdige Bildner des Menſchen„geſchlechts, der ſich deſſen Entſumpfung, deſſen Ver„ſittlichung zum Vorwurf gemacht. Man glaubte eine „fulminente Schauſpielerin zu hören, der eine andere „ins Licht ſtehen wollte, oder den Vorſteher einer „Menagerie, dem vorgeworfen worden, er hätte nicht „das rechte Fütterungsſyſtem, oder er wiſſe ſeine wil„den Beſtien nicht zu behandeln.“ ꝛc. ꝛc.

Solcherweiſe ſollte den leichtgläubigen Bauern und Schullehrern nun durch das dickleibige Buch über die Leiden und Freuden der letztern wiederholt unter dem Siegel vollkommener Diskretion (?) beigebracht werden, Alles, was ſie von Fellenbergs menſchenfreundlicher Theilnahme und patriotiſchen Beſtrebungen Gutes empfangen haben, ſei eigentlich aus wahrhaft ſataniſcher Quelle gefloſſen und müßte daher nur der heißeſten Hölle zur Vergeltung anheim fallen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß ſich gerade geiſtliche Herren, ja Pfarrherren und nur ſolche, zur Verbreitung des unglaublichſten Unfugs haben gebrauchen laſſen.

So mannigfaltigen und ſo lange andauernden Mißhandlungen konnte Fellenberg nur durch eine geſteigerte Anſtrengung zur Erfüllung ſeiner innigen Wünſche für das Wohlergehen des geſammten Berner Volkes und insbeſondere ſeiner Kinderwelt begegnen. Er hatte ſchon ſeit vielen Jahren den Landſchullehrern und den Bibliotheken ihrer Geſellſchaften diejenigen Bücher ausgetheilt, von welchen er dachte, daß ſie ſeine Zwecke fördern helfen könnten und nicht gekauft werden würden, wenn er ſie ihnen nicht ſchenke. So hatte er 130 Exemplare von Peſtalozzi's Lienhardt und Gertrud nach dem Schullehrerbildungskurs des Jahres 1832 an die Theilnehmer deſſelben und an mehrere Schullehrer, die den Kurs des Jahres 1834 beſuchten, verſchenkt. Dies ward ihm von dem Erziehungs-Departement ſehr übel gedeutet, weil daſſelbe durch Fellenberg bewogen worden iſt, jenen Schullehrern zu gleicher Zeit Willbergs Schullehrer Lebrecht vorzugsweiſe vor Peſtalozzi's Lienhardt und

Gertrud, den es ihnen zu geben beabſichtigte, zu ſchenken. Die Herren des Departements ſtellten ſich nämlich nun vor, Fellenberg habe dies gethan, damit ihr Geſchenk mit dem weit koſtbareren Fellenbergs verglichen, gering geachtet würde. Fellenberg brachte aber das Opfer von 130 Thalern in aller Redlichkeit und Treue einzig und allein deßwegen, damit die vortreffliche Berufsinſtruction, welche Willbergs Schullehrer Lebrecht enthält, in den Augen der Schullehrer durch die Sanction der hohen Staatsbehörde ein höheres Anſehen gewinnen und wirkſam in ihr Schulleben eingreife.

Er verbreitete auch eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren der Lebensbeſchreibung, die der Profeſſor Orelli von Victorin de Feltré, dem Träger der idealen Pädagogik des fünfzehnten Jahrhunderts, herausgegeben hat. Bei dieſer Verſchenkung hoffte er die Auffaſſung der Möglichkeit eines idealen Lebens im Intereſſe der hülfsbedürftigen Menſchheit bei dem Berner Volke einzuleiten und den Glauben an die Wirklichkeit eines ſolchen Lebens, wie es in Hofwyl ſtattfindet, heranzubilden. Fellenberg hat ferner eine beträchtliche Anzahl der Bridgewater Bücher, die den Titel führen: Die Natur, ihre Wunder und Geheimniſſe, als Zeugniſſe für die Herrlichkeit des Schöpfers, im Kanton Bern verbreitet, weil er den innigen Wunſch hegt, die Augen und die Gemüther des Volkes für die Offenbarungen zu öffnen, welche die unendliche Weisheit und Güte des Schöpfers den Völkern durch ſeine Werke in der Natur kund thun.

Ebenſo hat er die Erkenntniß der Schweiz, ſeines Vaterlandes, und der Mutterſprache deſſelben durch

Austheilung zweckmäßiger Hülfsmittel zu befördern getrachtet. Von den 40,000 Exemplaren des durch bibliſche Sprüche erklärten Gebetes unſeres Heilandes und den andern 40,000 Exemplaren der Lebensregeln, die wir dem Weltweiſen Benjamin Franklin zu verdanken haben, iſt bereits Erwähnung geſchehen; ebenſo von der Austheilung 3000 Exemplare Wehrliſcher Unterhaltungen, die den Schullehrern und guten Eltern Anleitung geben, wie ſie mit ihren Kindern im Intereſſe ihrer Gemüths- und Verſtandesbildung aufs Zweckmäßigſte zu verkehren haben. Es würde uns zu weit führen, hier alle literariſchen Hilfsmittel anzugeben, die Fellenberg über verſchiedene Theile des Canton Bern durch Schenkungen verbreitet hat, in der Hoffnung, daß wenn ſchon dieſe Hilfsmittel nicht ſogleich Leſer, die geeignet wären, ſie zu benutzen, finden könnten, dies doch mit der Zeit hier oder dort gelingen dürfe, und daß ſodann, wenigſtens für die folgenden Geſchlechter, gute Früchte von den durch ihn gebrachten Opfern zu erwarten wären.

Deßgleichen ſind ſeine Erziehungsbeſtrebungen, im Intereſſe des Berner- und geſammten Schweizervolkes nach Maßgabe der Zunahme der Mißhandlungen, die ihm zu Theil geworden, in immerfort geſteigerten Fortſchritten begriffen. Es iſt ſchon wiederholt ausgeſprochen worden, daß Fellenberg in dem Verlaufe der letzten dreißig Jahre in ſeiner landwirthſchaftlichen Armenſchule 457 hilfsbedürftige Kinder erzogen hat, worunter nur 26 ſich befinden, zu deren Erziehung von andern Wohlthätern beigeſteuert worden iſt. Seit der letzten Staatsreform hat Fellenberg für die Kinder der angeſehenſten Landleute, für deren Bildung es

dringender geworden, zweckmäßig zu ſorgen, ſeine Realſchule eröffnet. Ein ausführlicher, vor uns liegender, Rechnungsauszug aus der aufs genaueſte geführten Buchhaltung dieſer Schule, für die in der letzten Zeit 24 Lehrer zugleich in Anſpruch genommen worden ſind, ſtellt für das Halbjahr vom 1ten Juli bis zum 31ſten December 1838 folgendes Reſultat heraus:

Summe des Einnehmens,	Livres	10,250	Bz. 9
Summe der Koſten . .	»	11,817	» 6
Bleibt Deficit	Livres	1,566	Bz. 7

NB. Es iſt aber noch nichts berechnet:
für die Direction, Haushälterin ꝛc.
für Benutzung der Bibliotheken ꝛc.
» » der Muſikinſtrumente;
» » des phyſikaliſchen Kabinets ꝛc.
» » der Gewehre ꝛc.
» » der Schlitten ꝛc.
für Riſiko überhaupt und in den Verluſten durch nicht erfolgte Zahlungen.

woraus erſichtlich iſt, welche Opfer Fellenberg aus ſeinem Privat-Vermögen auch für die Klaſſe ſeiner Landsleute bringt, die keineswegs in Armuth verſunken iſt. Dem Vorwurfe, welchen wir dem Gründer von Hofwyl für die da ſtattfindenden Mißverhältniſſe machen zu ſollen glaubten, begegnete er folgender Weiſe, indem er ſagte: Die Berneriſchen Landleute, ſelbſt ſolche, die in die Hunderttauſend beſitzen, haben bis dahin geglaubt, für die Erziehung und Bildung ihrer Kinder genug zu thun, wenn ſie dieſelben tauſchweiſe gegen die Kinder der franzöſiſch ſprechenden Schweiz etwa auf 1 oder 2 Jahre dahin ſendeten.

Jetzt ſind ſie noch gar ferne davon, aufzufaſſen, was ſeit unſerer Staatsreform unſere neue Verfaſſung für die Bildung ihrer Kinder von den Eltern derſelben verlangt. Solche Uebelſtände zu heben, müſſen wir eine Brücke über den Abgrund ſchlagen, der jetzt noch zwiſchen der Vergangenheit und der Zukunft liegt; dazu ſähe er keine andere Auskunft, als ſich mit dem Vermögen, das ihm der höchſte Lenker unſerer Schickſale gewährt habe, als Mittler herzugeben. Hoffentlich werden die Leiſtungen ſeiner Realſchule die Begriffe unſeres Volkes über das, was unſere Staatsanſtalten gewähren ſollten, erweitern und befriedigend entwickeln helfen, wie dies wenigſtens zum Theil aus dem Hofwyler Normal-Curſe für die Kantonal-Curſe hervorgegangen ſei, und mit Gottes Hilfe durch die im Werden begriffenen landwirthſchaftlichen Erziehungs-Anſtalten auf der Rütti für die unvermögendſten Klaſſen unſeres Volkes erzielt werden ſollte. Damit hat es eine eigene Bewandtniß. Fellenberg hoffte nämlich ſchon zur Zeit, als er die Landammanns-Stelle der Republik Bern übernahm, unter dem Zutrauen der erſten Staatsbehörde, die Genehmigung der Anträge zu erhalten, die er ſchon in ſeinem I. Sendſchreiben an den Großen Rath demſelben gemacht, und vier Jahre ſpäter, wie ſeine Groß-Raths-Mahnung vom 6. Mai 1837 und die No. 13 des Mittheilungs-Blattes für Freunde der Schulverbeſſerung im Kanton Bern jene Anträge ausführlich zu erkennen geben. Sie gingen dahin, dem Staate unentgeldlich die zur Förderung der Volksbildung errichteten, in der Brand-Aſſekuranz-Anſtalt (auf Hofwyl allein) für 160,000 Schweizer-Franken (oder

10,000 Louisd'or) geſchätzten Gebäude in Hofwyl und auf der Rütti ſammt 10,000 Franken in Gold zu ſchenken, wenn die Staatsbehörden ſich dazu vermögen laſſen wollten, auf die zweckmäßigſte Combination aller Volksbildungs-Anſtalten der Republik Bern mit den Hofwyler Anſtalten einzugehen und zu gewähren, daß in dieſen letztern vier bis ſechs Hundert der fähigſten Jünglinge dazu erzogen würden, ſich mit der Zeit als wahrhafte und recht wirkſame Wohlthäter der Republik erweiſen zu können, und in der That erweiſen zu wollen. Seitdem es ſich aber erwieſen hat, daß die Berneriſchen Gewalthaber Fellenbergs Anträge nur zur Erſtrebung ihrer, von dem Plane des Gründers von Hofwyl gar ſehr abweichenden Abſichten zu benutzen gedachten, und den Anträger mit reichen Gegengaben abzufertigen gedachten, ſo hat ſich Letzterer entſchloſſen, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte ſelbſt auszuführen, was die Berneriſchen Staatsbehörden weder zu erfaſſen, noch zu bewirken geeignet zu ſein ſcheinen. Fellenberg hat daher um den ihm und ſeinen Söhnen zukommenden Theil eines Familienfonds, der ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Unterſtützung beiſtandsbedürftiger junger Fellenbergs angelegt ward, und von ihm ſeit 45 Jahren mit glücklichem Geſchick adminiſtrirt worden iſt, der Errichtung von großartigen Bildungsanſtalten für die hilfloſen, erziehungsbedürftigen Kinder des Kanton Bern, gewidmet, woraus die Erfüllung der eben erwähnten Hoffnungen erwachſen ſoll.

Im Schooße eines nur einigermaßen gebildeten Volkes würde es Niemand wagen, ſich auf ſolche Weiſe an ſeinem, als durchaus uneigennützig erprob-

ten Stellvertreter zu vergehen, an einem, ſein ganzes Leben hindurch, nur auf das allgemeine Volkswohlergehen bedachten, und aus allen Kräften nur dieſen Zweck zu erſtreben trachtenden Vaterlandsfreunde! In dem Mangel an Bildung und in der daraus hervorgehenden Apathie, die das Bernervolk auszeichnen, ſind in allen Rückſichten die größten Hinderniſſe zu finden, welche im Kanton Bern der Ausführung der Idee, die den Anſtalten von Hofwyl zu Grunde ligt, in ſo vielen Hinſichten widerſtehen. In ſeinem gegenwärtigen ſelbſtſüchtigen Zuſtande iſt nämlich das Bernervolk eben ſo wenig der Auffaſſung der Fellenbergiſchen Idee gewachſen, als einer richtigen Beurtheilung ihrer, troz aller angeführten Hinderniſſe ſchon ſo weit geförderten Ausführung. Die Art und Weiſe, wie Fellenbergs Anträge an die Stellvertreter des Bernervolks im Großen Rathe ſeiner Republik behandelt worden ſind, hat klar herausgeſtellt, daß ſelbſt ſolche Auserkorene des Volkes nicht im Stande ſind, an eine Hingebung von der Art der Fellenbergiſchen, zum Zwecke der Gewinnung eines genugthuenden Vaterlandes zu glauben, dem zufolge, was in dieſen Menſchen ſelbſt vorgeht und in ihrem Erfahrungskreiſe ligt, ſind ſie viel geneigter, ſich vorzuſtellen, es lige hinter den Opfern, durch die Fellenberg die Erfüllung ſeiner feurigen Wünſche für ſich, für die Seinigen und für alle ſeine Mitbürger zu erkaufen ſuchte, eine Schlinge, vermittelſt der, Selbſtſucht und Eigennuz ihre Beute einzufangen trachten möchten. Die Macht des Volkes erweiſt ſich dabei und bei allem Unrecht, welches der Unternehmung von Hofwyl und ihrem Stifter zugefügt ward, als in die größte Apathie

verſunken, ſogar dem himmelſchreiendſten Skandal gegenüber, unerregbar und vollkommen gleichgültig in Abſicht auf alle Wahrheits- und Rechtsverletzungen, die im Vaterlande gegen deſſelben Wohlthäter ſtattgefunden haben. Dieſer ließe ſich aber ſelbſt durch die abſtoßendſten Erfahrungen in ſeinem Vorhaben keineswegs ſtören; er erklärte ſtets: je übler ſich der ſittliche und die äuſſern Zuſtände des Volkes zu erkennen geben, deſto mehr werde dadurch ſeine Hilfsbedürftigkeit erwieſen, und ſelbſt die empörendſten Thatſachen ſeien zu der Wiedererhebung des Volkes wohl zu benutzen, indem ſie im volleſten Maße die Uebelſtände zu erkennen geben, an welchen wir darnieder liegen, und durch beſſere Selbſterkenntniß dazu beitragen werden, dem Volke endlich die erwünſchte Einleitung in eine erfreuliche Zukunft zu gewähren.

Wie ſehr dies Noth thut, ward auch dadurch erwieſen, daß, als Fellenberg immer und immer wieder auf Unterſuchung der Uebelſtände drang, deren Abweiſung er zu erringen ſuchte, in ſehr wichtigen Fällen zu dreien Malen wiederholt ſogar von der höchſten Staatsbehörde der Republik, von dem Erziehungsdepartement und von dem Vollziehungsrathe, wahrheitswidrig behauptet wurde, die verlangte Unterſuchung habe bereits genügend ſtattgefunden und es ſei daher keineswegs thunlich, die Fellenbergiſchen Unterſuchungs-Forderungen zu beachten.*) Als Fel-

*) Dies geſchah erſtens in Beziehung auf Fellenbergs amtlichen Bericht über den Schullehrerbildungs-Kurs des Jahres 1832, der vermittelſt einer völlig unbegründeten und wahrheitswidrigen Erklärung des Erziehungs-Departements und des Regierungsraths, durch deſſen Austheilung zu unzähligen

lenberg ſich für überzeugt halten mußte, daß die Staatsbehörden ſich von dem mit dem Schullehrer-Seminar eingeſchlagenen verderblichen Gange, durch mündliche und ſchriftliche Vorſtellungen, nicht abwendig laſſen machen würden, ſondern daß nur überwältigende Thatſachen zu ſeinen Zwecken führen könnten, ſo entſchloß er ſich noch während des Bildungs-Kurſes des Jahres 1832 ein neues Gebäude in Hofwyl aufzuführen, in dem 100 Schullehrer einquartirt werden könnten. Im Jahre 1833 befand ſich dies Gebäude, das ihm 6000 Schweizer Franken koſtete, mit 100 Betten, die einen Aufwand von 2400 Franken erheiſchten, bereit, die Schullehrer zu den Kurſen aufzunehmen, die ſodann in den Jahren 1833, 1834 und 1835 unausgeſetzt fortgeführt worden ſind, bis daß ſich die Gewalthaber endlich durch die Vergleichungen, die zwiſchen den Hofwyler Kurſen und dem Langhanſiſchen Treiben eintraten, genöthigt ſahen, dieſem letztern ein Ende zu

---

Exemplaren die Berneriſche Republik überſchwemmt ward, unbeachtet beſeitigt worden iſt; zweitens zur Zeit, da ein falſcher Bericht über die Leiſtungen der Bildungs-Anſtalten von Hofwyl verbreitet wurde, wie dies aus der darüber erſchienenen Schrift: „Beleuchtung der Verhältniſſe des Staats zu den Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten der Privaten, zur Begründung eines gerechten öffentlichen Urtheils über den Gang des Erziehungs-Departements der Republik Bern und über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der Erziehungs-Anſtalten in Hofwyl“ erſichtlich iſt, und drittens durch den Bericht, den das Erziehungs-Departement über die Anträge des Landammann Fellenberg zu Handen der Republik Bern an ihre Staatsbehörden hat gelangen laſſen, um ſeine Anſtalten dem Staate zu ſchenken, was ohne gebührende Unterſuchung von der Hand gewieſen worden iſt, und worauf man dem Antragſteller nicht einmal eine offizielle Antwort ertheilt hat.

machen, und den würdigen Seminar-Direktor Rickli an des unwürdigen Langhans Stelle zu berufen. Im Jahre 1835 ward den Beſtrebungen Fellenbergs noch der Verſuch entgegengeſetzt, das Gelingen ſeiner Anſtrengungen dadurch zu ſtören, daß man einen Mitarbeiter, den man für den Fortgang der Hofwyler Unternehmungen als unentbehrlich betrachtete, wenige Tage vor Eröffnung des erneuerten Kurſes, davon abzog. Fellenberg mußte nun vermittelſt beträchtlicher Geldopfer in aller Eile dem Ausfalle dadurch begegnen, daß er aus weiter Ferne einen der Aufgabe zweckmäßiger Leitung des zu eröffnenden Schullehrerbildungs-Kurſus gewachſenen Mann bewog, ſogleich nach Hofwyl zu kommen, wodurch auch der Kurs des Jahres 1835, trotz dem unverſehens eingetretenen Hinderniß, vollkommen gelungen iſt. Die Berner Behörden wollten bei allem dem nicht den Namen haben, den Aufwand, den die in Hofwyl mit koſtenfreiem Unterhalt und unentgeldlich gegebenen Schullehrerbildungs-Kurſe verurſachten, allein einem Privatmann, dem Hausvater einer zahlreichen Familie, dem Pflegevater ſo vieler hundert hilfsbedürftiger, unentgeldlich von ihm erzogenen Landeskinder zur Laſt fallen zu laſſen. Der Präſident des Erziehungsdepartements ſcheuete ſich deswegen nicht, in den Berneriſchen Großen Rathsſitzungen wiederholt, durchaus wahrheitswidrig auszuſprechen, die Unkoſten dieſer Kurſe ſeien dem Herrn Fellenberg von der Regierung erſetzt worden. Dieſe trügeriſche Verſicherung ward jedesmal unter Umſtänden gegeben, unter welchen ſich der Altlandammann Fellenberg durch das Groß-Raths-Reglement verhindert befand, das Wort zu ergreifen,

um die Unwahrheit der demſelben ertheilten Erklärungen aufzudecken.*) Die Herſtellung der Wahrheit

*) Das Erziehungsdepartement und der Regierungsrath haben zwar an Herrn Fellenberg zur Vergütung der Unkoſten des Kurſes vom Jahr 1833 3958 Franken gelangen laſſen; wir leſen aber pag. 89. in dem Nachtrage zu Nr. 8. der Mittheilungsblätter für Freunde der Schulverbeſſerung im Kanton Bern, wie folgt:
„Zur Deckung der Aufwandes, den der diesjährige Schullehrerbildungskurs veranlaßt hat, darf die Beiſteuer, die uns der Regierungsrath gewährt, nicht verwendet werden:
1) Weil Vater Fellenberg ſich erklärt hat, dieſen und die folgenden Kurſe der Art, zum Schutze gegen alle ſchon vorhandenen und erſt noch zu beſorgenden Beeinträchtigungen eines zweckmäßigen Volksbildungsganges, um des wünſchenswertheſten Erfolges wegen unentgeldlich geben zu wollen, bis daß der Entwickelungs- und Verbeſſerungsgang unſers Kantonalſchulweſens zuverläſſig auf gute Wege gebracht ſein wird.
2) Weil wir in dem Kampfe, den wir, um ganz andere, als um Geldintereſſen, ja um viel höher ſtehende, ſittliche, religiöſe Intereſſen zu beſtehen haben, nicht nur um die innere Realität, ſondern auch um alle Aeuſſerlichkeiten der vollkommenſten ſittlichen Selbſtſtändigkeit in der Entwickelung ſolcher Intereſſen und um ihre Unabhängigkeit von allem fremdartigen Einfluß beſorgt ſein müſſen; wir würden von ſolcher höchſt wünſchenswerthen Unabhängigkeit etwas einzubüßen glauben, wenn wir die von der Regierung für die Hofwyler Beſtrebungen ertheilte Beiſteuer gerade auf den Zweig unſrer Anſtalt verwendeten, indem wir den Regierungsanſtalten in Münchenbuchſee gegenüber, die auffallendſten Kontraſte darſtellen mußten. — Der Beiſtand, den uns die Regierung nun gewährt, darf uns übrigens nicht abhalten, hier im republikaniſchen Intereſſe auch noch zu bemerken, daß Wohldieſelbe ſich in einem konſequenten Gange, mit ihren Mitteln, nicht zugleich für und gegen ein gewiſſes gegebenes Intereſſe, am allerwenigſten zugleich für das Licht und die Finſterniß, noch zugleich für ein praktiſch befriedigendes Volksbildungsſyſtem und für eine durchaus unzuläßliche Volksverbildung verwenden darf; dies hieße, mit we-

mußte daher, auch in den Fällen, wovon hier die Rede iſt, auf beſſere Zeiten verſchoben werden.

Alle bis dahin geſchilderten, den Hofwyler Beſtrebungen entgegengetretenen Widerwärtigkeiten, reichten jedoch nicht hin, um die Gemüther der Gewalthaber, die durch Fellenbergs pflichtgetreue, republikaniſche Freimüthigkeit im Großen Rathe der Republik Bern und auch in öffentlichen Blättern zum Haß und zu andern raſenden Leidenſchaften erregt worden waren, zufrieden zu ſtellen. Sie benutzten jede Gelegenheit, ihren Leidenſchaften genug zu thun, ſogar eine aus mittelaltlicher Zwingherrſchaft herſtammende und bereits unter der Bevorrechtigungsregierung aufgegriffene, kam ihnen willkommen vor, um den Eigenthümer von Hofwyl viele Jahre hindurch mit ſehr merkwürdigen Plackereien zu verfolgen. Auch die darauf bezüglichen merkwürdigen Aktenſtücke werden zur Zeit, zur Beleuchtung unſrer Zeitgeſchichte, ans helleſte Tageslicht gefördert werden.

Nicht weniger ſtörend als dieſe, ſo weit aus der Vorzeit hergeholten Drangſale wurden die Dorfgemeins-Verhältniſſe benutzt, um den Gang der Unternehmungen von Hofwyl zu erſchweren.

Die Marken des Beſitzthums von Hofwyl umfaßten in der Vorzeit ein ganzes, mit der gehörigen Vorſteher-

nigen Worten es zu ſagen, gleichzeitig wieder niederreiſſen, was man erbauen zu wollen ſich den Schein geben möchte; doch dies würden ſich unſere Staatsbehörden gewißlich nicht beimeſſen laſſen wollen, alſo daß die uns gewährte Steuer, unter der Vorausſetzung, daß ſie eine wahrhaft landesväterliche, mit klarem Bewußtſein ertheilte, ſei, unzweifelhaft, als ein entſcheidender Ausſchlag gegen den hinlänglich karakteriſirten Langhanſiſchen Gang, zu betrachten iſt.“

ſchaft für ſich beſtehendes, Bauerndorf, gleich denjenigen, die jetzt noch in dem Kirchſpiel von Münchenbuchſee, zu Diemerswyl, Deiswyl, Wickeswyl und Moosſeedorf beſtehen. Sie ſtellten dem althergebrachten Feudalſyſtem zufolge 29 Lehngüter dar, die ohne Ausnahme gewiſſe Berechtigungen in Wald, Wuhr und Weide beſaßen. Die in den Dorfmarken zu Wyl befindlichen, abſonderlichen Privatbeſitzungen wurden aber allmählig durch eine Menge von Kaufkontrakten in eine Alles umfaſſende Beſitzung vereinigt. Von den oben beregten Berechtigungen fielen alſo der Geſammtbeſitzung von Hofwyl für zwei Güter $\frac{2}{29}$ der dem geſammten Kirchſpiel zuſtehenden Lehngutsberechtigungen anheim. Bei allem dem befanden ſich nun in dieſer Hofwyler Beſitzung allzuwenig Kinder, um für dieſe allein eine Schule zu errichten. Die Dorfſchaften von Diemerswyl, Deiswyl und Wickeswyl waren in dem gleichen Falle, und ſie blieben alle an die Kirchſpielſchule zu Münchenbuchſee angeſchloſſen, bis daß die letzterwähnten Dorfſchaften nach hinlänglicher Zunahme ihrer Kinderzahl eigene Schulen errichtet hatten, und in Folge davon, ungeachtet des anhaltenden Widerſtrebens der Dorfgemeinde von Buchſee durch einen obrigkeitlichen Spruch von der Buchſeer Dorfſchule losgeſagt wurden. Wie nun in Hofwyl ein ganzes Dorf von Schulhäuſern erbauet da ſtand und von da aus auch für die kirchliche Unterweiſung, (welche Diemerswyl, Deiswyl, Wickeswyl und Moosſeedorf immer noch in Buchſee genießen) nicht mehr der Buchſeer Pfarrer in Anſpruch genommen ward, ſo fand der gegenwärtige Eigenthümer von Hofwyl, dieſes letztere ſolle nun, unter gleichen Berechtigungen, wie die andern

erwähnten Dorfſchaften ſtehend, und vielmehr für das Erziehungs- und Unterrichtsweſen leiſtend, als alle zuſammen, für die beſondern Schulanſtalten in Buchſee, deren miſerabeln Zuſtand er im höchſten Grade mißbilligen mußte und mit großem Aufwand vergeblich zu verbeſſern trachtete, nicht mehr willkührlich in Anſpruch genommen werden, wie das bis dahin auf eine eigentlich unverantwortliche Weiſe geſchehen iſt, ſo daß die reiche Bauerſchaft von Buchſee dadurch verleitet ward, ohne das innere Schulleben zu verbeſſern, für das Aeuſſere blos einen ungereimten Aufwand zu machen, weil von dem Eigenthümer von Hofwyl der ſechſte Theil bezahlt werden mußte.*)

*) Fellenberg hatte vier Jahre lang ausſchließlich auf ſeine Koſten einen Schullehrer zur Verbeſſerung der Buchſeeer-Dorfſchule in Hofwyl gebildet; er hatte auch mehre Kinder aus der Dorfgemeinde Buchſee, zum Theil ganz unentgeldlich und zum Theil nur mit einem jährlichen Beitrage von 1 Louis-d'or für jedes, in ſeine Armenſchule aufgenommen; er hatte ferner lange hin drei Kindern der angeſehenen Bauerſchaft ganz unentgeldlich die Theilnahme an dem Unterrichte ſeiner Realſchule gewährt; er hat zudem ſeit 30 Jahren alljährlich eine große Menge armer Kinder mit den ihnen zum Schulbeſuch mangelnden Kleidungsſtücken verſehen laſſen. (Es wurden alljährlich bei 50 bis 80 Kinder aus der Umgegend von Hofwyl auf dieſe Weiſe in den Stand geſetzt, die Schulen zu beſuchen, welche ſie ohne ſolche Hilfe hätten meiden müſſen.) Es wurden auch von Hofwyl aus für Buchſee wie für Moosſeedorf Arbeitsſchulen für die Mädchen ſowohl der reichen, als armen Bauern, ausſchließlich aus dem Vermögen ihrer Wohlthäter errichtet und mit nicht unbeträchtlichem Aufwand für das Arbeits-Material und für Beſoldung der Lehrerinnen fortgeführt. In der letztern Zeit wollte das Erziehungsdepartement den Hofwylern ſolches Verdienſt nicht mehr laſſen und daher müſſen ſich jetzt dieſe damit begnügen, das Gedeihen dieſer Arbeitsſchulen durch theilnehmende Beſuche

Wir bitten die Leſer die Ausführlichkeit dieſer Darſtellung dadurch zu entſchuldigen, da ohne ſie kein vollſtändiger Begriff von den Schwierigkeiten, die wohlmeinende Beſtrebungen im Kanton Bern zu überwinden haben, gewonnen werden könnte.

und durch ein jährliches, in Hofwyl gefeiertes Schulfeſt, bei dem zweckmäßige Prämien ausgetheilt werden, zu fördern.

Als aber der zu Hofwyl für Buchſee gebildete Schullehrer ungeachtet ſeiner vortrefflichen Leiſtungen, die jezt in dem benachbarten Dorfe Hindelbank vollkommen anerkannt ſind, durch allerlei von ihm unverſchuldete Unannehmlichkeiten durch Fellenbergs Gegner von Buchſee vertrieben ward, ſo fuhr Fellenberg gleichwohl fort, der Schule in Buchſee und ihrem neu beſtellten, keineswegs genügenden Lehrer, auf jegliche Weiſe zu ihrer Verbeſſerung beizuſtehen, indem er ſogar ſeinen frühern Pflegſohn und Führer der Hofwyler Armenſchule, Wehrli, den jezigen Seminardirektor zu Kreuzlingen, dahin ſandte und ſie mit Büchern beſchenkte. Aber alle dieſe Bemühungen und Opfer verfehlten nicht nur ganz Fellenbergs Zwecke, ſondern es ſchien die durch ihren Pfarrer influenzirte Buchſeer Magnaten nur noch mehr gegen Hofwyl und ſeinen Stifter aufzureizen, ſo daß dieſe ſelbſt mit Hintenanſezung ihrer handgreiflichſten finanziellen Intereſſen den Anſtalten in Hofwyl die Gewährung verſagten, ſich mit den benöthigten Torfvorräthen aus den Buchſeer Torfhütten zu verſehen, und ſich nicht ſcheueten, Hofwyl auf jegliche irgend mögliche Weiſe zur Befriedigung ihrer Launen in Kontribution zu ſezen. So haben ſie unter andern eine zu ihrer Kirche ganz unverhältnißmäßig große Orgel mit ungereimtem Aufwande machen laſſen, die, hätte nicht dem Eigenthümer von Hofwyl ein Sechstel des Aufwands aufgebürdet werden können, kaum gemacht worden wäre.

Fellenberg ſtellte dagegen vor, wie ſehr die Geſangsbildung darunter leiden müßte und wie gerne er zur Herſtellung eines ſchönen vierſtimmigen Kirchengeſanges viel mehr, als die Orgel ihm koſte, beitragen würde; aber die Redefertigkeit des Herrn Pfarrer Langhans ſtand ihm gegenüber; er mußte daher, wie in allem dem, was er für das Beſte ſeiner Umgebung im Kirchſpiel Buchſee bezweckt, und was

An die ſo eben beſchriebene Brandſchatzung ſchließt ſich ſehr füglich in der Reihe der gegen Hofwyl geübten Quälereien die widerrechtliche Ausſchließung, welche ſich die Gewalthaber in Bern gegen die Lehengüter zu Hofwyl bei der Entſchädigung erlaubten, die ſie allen andern Beſtandtheilen des großen Lehenguts-Verbandes des ehemaligen Kloſters und jetzigen Kirchſpiels Buchſee, wovon Hofwyl $^{2}/_{29}$ darſtellt, für die aufgehobenen Holz- und Weidrechte in den Staatswaldungen gewähren, ohne irgend einen andern Vorwand, als die Erdichtung einer ganz grundloſen Verzichtleiſtung, zu ſolch' ſchreiendem Gewaltsmißbrauch gegen Hofwyl vorgeben zu können. Sie ſtützen ſich dabei auf den Umſtand, daß der Beſitzer von Hofwyl die Nutznießung jener Rechte, *ohne ſich gegen mögliche Folgerungen zu verwahren*, ſeinen Nachbarn in Buchſee überlaſſen habe.

Auch dieſe Uebelthat muß nun durch einen Zivilprozeß bekämpft werden, da eine andere, viel paſſendere Prozeßweiſe gegen die Gewalthaber nicht anwendbar iſt.

---

er für ſeine und ſeiner Familie Erbauung in dem Kirchenverbande zu Buchſee anzuſprechen berechtigt wäre, unterligen.

So mußte Fellenberg auch in dem Adminiſtrativprozeſſe unterligen, zu dem er ſich genöthigt ſah, um Hofwyl gleich den andern Dorfſchaften des Kirchſpiels von der unzweckmäßigen Beſteurung der Dorfſchule in Buchſee zu befreien, da doch die Hofwyler Kinder, auch wenn ſie die Schule in Buchſee irgend beſuchen wollten, keinen Raum darin fanden. Es iſt ſolcherweiſe Fellenbergs Gegnern neulich wieder die Befriedigung geworden, ihm, zum Triumfe der reichen Bauern von Buchſee, einen Koſtenaufwand von beiläufig 1000 Franken an Prozeßkoſten und auſſerordentlichen Beiträgen zu der Buchſeer Dorfſchule abzunöthigen.

Dies iſt die dritte ſeit vielen Jahren, von den alten, wie von den neuern Machthabern auf eine empörende Weiſe mißbrauchte Gelegenheit, den Gründer von Hofwyl zu entmuthigen und zu ruiniren, wobei kein Unterſchied zwiſchen dem Benehmen der oligarchiſchen und demagogiſchen Gewalthaber vorkommt, ausgenommen, daß dieſe letztern ſich viel weniger vor ihrem eigenen Gewiſſen und vor dem öffentlichen Urtheil zu ſcheuen ſcheinen.

Es ſind nun noch einige, in der neueſten Zeit gegen Hofwyl erſtandene Gewaltsſtreiche anzuführen, um das Gemälde des, der dortigen Unternehmung im Vaterlande zu Theil gewordenen Looſes, zu vervollſtändigen.

Im Jahr 1836 kamen Fellenbergs Bediente aus ſeinen Waldungen, von eigentlichem Entſetzen ergriffen, ihrem Herrn kund zu thun, daß dort durch den ſchönſten Fichtenaufwuchs, den er ſorgfältig hatte anpflanzen laſſen, durch Fellenbergs eigene Taglöhner, ein Gang durchgeſchnitten und die in einer gewiſſen Höhe abgehauenen Tannen auf beide Seiten hingeworfen würden. Auf genaue Nachfrage fand es ſich, daß der von dem Berner Baudepartement angeſtellte Ingenieur Lelevel, ein Pole, dieſen Unfug, wozu wohl nicht abſichtslos Fellenbergs Taglöhner, als käme es von höherm Befehle her, in Anſpruch genommen worden ſind, veranſtaltet hatte. Dieſer Letztere (Lelevel) hielt ſich in Buchſee eine Zeitlang bei dem Großrath Häberli, einem Helfershelfer der Berner Gewalthaber, die Fellenberg widerſtehen, auf; er ſtand unter der beſondern Protektion des Berner Schultheiß Tſcharner, machthabender Präſident des Baudepartements, deſſen Leidenſchaftlichkeit Fellenberg einige Male im

großen Rathe entgegen treten mußte, ſo daß ihn Tſcharner ſeither in Haß ergriffen hatte.

Als ſich der Eigenthümer von Hofwyl über den ihm ſo unverſehens zugefügten Schaden beſchwerte, ſo behalfen ſich die Betreffenden mit allerlei unhaltbaren Ausflüchten; es hieß da, man habe ſich dort eine Viſirlinie verſchaffen müſſen, die jedoch eben ſo wohl von einem ganz nahe in der gleichen Richtung fortlaufenden Wege hätte gewonnen werden können, und als die Entſchädigung zur Sprache kam, ſo ſtellte ein untergeordneter Sekretär des Baudepartements an Fellenberg Fragen, aus welchen er wohl erſehen konnte, daß er viel beſſer thue, auf jede Entſchädigung zu verzichten, als ſich aufs neue, wie in manch andern Fällen, in unendliche Verwicklungen hineinziehen zu laſſen. — Der gleiche Lelevel brachte verſchiedene Straßenzüge über Fellenbergs Ländereien, die zu ſeinen Rütigütern gehören, in Vorſchlag und nahm dort durch ſeine ſchönſten Wieſen Vermeſſungen vor, von welchen leicht wahrzunehmen war, daß ſie vielmehr auf Neckereien ausgingen, als daß ſie ein im Ernſte auszuführendes Vorhaben bezwecken konnten. Fellenberg wurde da von einem Mitglied des Baudepartements angefragt, welche Entſchädigung er für das verlange, welches zu dem Straßenbau auf ſeinen Gütern in Anſpruch genommen werden würde. Er antwortete in ſeiner *republikaniſchen* Pflichttreue, 400 Kronen für die Juchart zu 40,000 □', obſchon er wohl wußte, daß das Baudepartement anderswo für viel geringeres, ja ungemein ſchlechtes Land eine Entſchädigung von 900 Kronen bezahlt hat, und daß unweit Hofwyl ſogar

1200 Kronen für die Juchart von dergleichen Behörde gewährt worden ſind.

Die Gewalthaber in Bern ſcheinen dadurch nur ermuthigt worden zu ſein, den Eigenthümer von Hofwyl auch auf dieſem Gute mit völlig überflüſſigem Straßenbau zu behelligen. Sie mutheten ihm zu, eine Staatsſtraße mitten durch ſeine dortigen Beſitzungen anlegen zu laſſen und veranſtalteten im März 1838 zum Uebergang über einen kleinen Bach, auf einer Grenze zwiſchen Hofwyl und Buchſee die Herbeiführung von Sandſteinen aus einem entfernten Steinbruche an, zu der die Gemeindsbehörde von Buchſee auch das Geſpann von Hofwyl in Anſpruch genommen hat. Fellenberg, dem darüber nicht die geringſte Auskunft ertheilt worden war, ließ, ohne irgend eine Einwendung dagegen zu machen, durch ſeine Wagen Steine anfahren. Als er glaubte, es ſeien nun deren genug herbeigeſchafft, ſo wurde eine Verdoppelung der Fuhrungen verlangt und nach dieſer noch eine ſtärkere Anfahrung von Steinen. Alles das ließ ſich Fellenberg, jedoch nicht ohne Erſtaunen, gefallen, in der Erwartung der Dinge, die endlich daraus hervorgehen würden. Es entſtand nun im April 1838 eine für die dortigen Verhältniſſe ungeheure Brücke, die den dortigen Durchpaß jedenfalls auf lange hin unbrauchbar machen mußte, weil die unverzügliche Herbeiſchaffung des nöthigen Ausfüllungs-Materials völlig unthunlich war. Fellenberg erkundigte ſich nun auch nach der Bedeutung ſolcher beinahe unerklärlichen Erſcheinung und wendete ſich daher auch an den Regierungsſtatthalter von Fraubrunnen. Dieſer hat jedoch ſein Schreiben keiner Antwort werth gehalten, ſondern ihm bloß

durch den Unterſtatthalter von Buchſee, in Hofwyl ein Schreiben von einem Ingenieur des Baudepartements vorweiſen laſſen, dem zufolge Hofwyl und Buchſee die Beſorgung der zu beiden Seiten der erwähnten Brücke zu vollbringende Ausfüllung übernehmen ſollten, wofür 200 Fr. Entſchädigung angewieſen ſeien.

Ueber dieſen ſonderbaren Ereigniſſen ging der Sommer des Jahrs 1838 dahin, ohne daß die durch den Brückenbau unterbrochene Straße von Hofwyl nach Buchſee oder vice versa benutzt werden konnte. Auf die dagegen gemachten Vorſtellungen ward keineswegs geachtet; nur eine Drohung ward laut, nach der die Brücke auf Befehl der Staatsbehörde wieder abgebrochen und zu einem andern Straßenbau abgeführt werden ſollte. Auf die Anfrage, wo denn das Material für die verlangte Ausfüllung herzunehmen wäre, ward eine Kiesgrube angewieſen, aus der die Zufuhr, wegen ihrer Entfernung, um Vieles hätte vertheuert werden müſſen.

Zur Verringerung des durch ſo befremdliche Begegniſſe erregten Skandals, entſchloß ſich Fellenberg endlich im Laufe des Winters von 1838 — 1839, die weſentlichen, bereits in vorigen Jahren angefangenen und nun zu vollendenden Verbeſſerungsarbeiten, auf verſchiedenen Theilen ſeiner Ländereien einzuſtellen, um die zu ſeinem Gebote ſtehende Hand- und Geſpanns-Arbeitskräfte zu dem von ihm verlangten Straßenbau zu verwenden, obſchon ihm nicht entging, daß durch Ausſetzung der erwähnten Arbeiten ſeiner Wirthſchaft bedeutenden Nachtheil zugefügt werden mußte und daß dadurch auch die bis dahin ſehr leichte Von- und Zufuhr zu einem anſehnlichen ihm gehörenden Stück Lan-

des abgeſchnitten werden und er genöthigt ſein würde, noch ein beſonderes nicht unbeträchtliches Werk zu übernehmen, um auch dieſen Uebelſtand zu heben. Es ward ſodann von Hofwyl aus den ganzen Winter hindurch mit zahlreicher Mannſchaft und mit ſo viel Fuhrwerk als Platz fand, an dieſem Straßenbau gewerket.

Es gelang Fellenberg dadurch, daß er die angewieſene entfernte Kiesgrube unberührt ließ und das Ausfüllungsmaterial aus ſeinen benachbarten Feldern zu nehmen befahl, die Koſten des nunmehr vollbrachten Werkes auf beiläufig 900 Fr. zu reduziren, wofür es jetzt noch zweifelhaft iſt, ob er für dieſe Auslagen und für die ihm gebührende Landentſchädigung eine Schadloshaltung von hundert Franken aus der Staatskaſſe empfangen wird.

Er tröſtet ſich damit, daß auch dieſe Erfahrung des in der Republik Bern ſtatt findenden Gewaltsmißbrauchs mit der Zeit zur Wiederauferſtehung des Vaterlandes das ihrige beitragen wird.

Sitten und Gebräuche der britiſchen Koloniſten in Neu-Süd-Wales.

Der britiſche Bauernſtolz, dies Produkt der albernſten Ungefälligkeit, welches man als den Ausſatz der engliſchen Zivilisation betrachten kann, ſucht ſich überall geltend zu machen. Er bekleidet nicht allein die in Europa gewiſſermaßen zur Schau und Warnung herumreiſenden Briten, mit der Harlekinsjacke der Seltſamkeit, er überſtreicht ſie nicht allein auf ihrer heimiſchen Inſel mit dem Firniß der Narrheit, des Egoismus und der Selbſtgenüglichkeit, er läßt ſie dieß geſellſchaftliche Laſter auch bis zu den entfernten Regionen der Südſee tragen, wo man vermuthen ſollte, daß Menſchen, die von ihrem Vaterlande durch eine Strecke von mehreren tauſend Stunden geſchieden, die dort ganz vereinzelt, ganz auf ſich ſelbſt beſchränkt ſind, ſich inniger an einander ſchließen, und das ſteife unbehülfliche Zeremoniel des geſellſchaftlichen Tons in England vergeſſen würden. Aber dem iſt nicht alſo. Der im ariſtokratiſchen, unterſcheidungsſüchtigen Albion mit der Muttermilch eingeſogene Wahnſinn, pflanzt ſich auf den, neben den wilden Eingebornen und den verbannten Verbrechern nur von einigen hundert geſitteten und rechtſchaffenen Menſchen bewohnten Boden von Botany-Bai fort. Es ſcheint ſogar, daß er nur um ſo üppiger emporwuchert, je weniger Nahrung er dort findet. Laſſen wir einen Briten ſelbſt den Zuſtand der Geſellſchaft in dieſem Lande ſchildern:

Unſere Geſellſchaft iſt hier, wie in England, in mehrere Zirkel geſchieden. Aber ihre beſondere Bildung hat dieſe Abtheilungen noch in Klaſſen geſondert, die nach und nach die Kolonialtaufe erhalten haben. Zuerſt haben wir unſere Sterling, d. h. die Reichen (von Pfund Sterling abgeleitet) und unſere Currency (gewöhnliche Scheidemünze) oder Mittelklaſſe. Dieſe Namen wurden von einem ſpaßhaften Zahlmeiſter, des zu Sidney in Garniſon befindlichen Regiments, erfunden, und ſind jetzt allgemein im Gebrauch. Zur erſten Klaſſe gehören vorzüglich alle in England gebornen Perſonen, zur zweiten, die in der Kolonie erzeugten. Dieſe letzten werden auch Corn-Stalks (türkiſch Korn) genannt, weil ſie ſchnell aufwachſen und ſich überhaupt ſehr ſchnell vermehren.

„Das iſt die Hauptabtheilung. Sodann haben wir unſere Legitimaten, die ſich aus legalen Gründen in der Kolonie befinden, und die Illegitimaten, welche dieſen Vorzug nicht haben. Die reinen Merinos ſind eine Verſchiedenheit dieſer letzten Gattung. Sie rühmen ſich das reinſte Blut in ihren Adern zu haben. Sodann haben wir unſere Titled-characters, die noch außen ihre Blushing honours (Ehre um derentwillen man erröthen muß) tragen, oder die ſehr ausgezeichnet mit dem Buchſtaben P. B. oder E. B. geſchmückt ſind. Endlich nennt man noch die Untitled, die, wie ich, durch keinen, dem äußern Menſchen angehängten Karakter bekleidet ſind."

„Die Titled (die Titulirten wie in der Schweiz) ſind alle Beamte der Regierung, deren nützliche Verrichtungen darin beſtehen, die Straßen reinlich zu halten und die Vervollkommnung der Backſteine zu

erzielen, oder andere anſtändige, Gott und Menſchen wohlgefällige Dienſte zu verrichten. Die Buchſtaben, mit denen ſie bezeichnet ſind, deuten eben nicht an, daß ſie zu irgend einer erlauchten Korporation, oder zum Bathorden gehören, ſondern allein, daß ſie die Ställe der Fuhrleute und die Hütten der Gefangenen als ihre eigenthümliche Wohnungen reklamiren können."

„Die neuimportirten Convicts (Verbannten), werden noch unter dem Namen Canaries (Kanarienvögel) bezeichnet. Sie erhalten dieſen lieblichen Namen des gelben Gefieders wegen, mit welchen man ſie bei ihrer Landung bedeckt. Aber wenn ſie anſtändig untergebracht worden, ſpricht man ehrfurchtsvoller von ihnen, und legt ihnen den wohlklingenden Titel, Männer E. Regierung, bei. Das übellautende Wort Convict iſt alſo, durch eine ſchweigende Uebereinkunft aus dem botanibaiſchen Wörterbuche geſtrichen, ſintemalen es zu kitzlich für dieſen gefühlvollen Breitegrad iſt."

Vor einigen Jahren erhielt ein Individuum, das wegen Seeräuberei nach Van Diemensland transportirt worden, aber durch ſein gutes Betragen ſeine Emanzipation verdiente, durch eine Entſcheidung des Gerichts, eine Entſchädigung von 50 Pfund Sterling, von einem Libelliſten, der ihn Damn'd Convict (verdammter Verbannter) genannt hatte. Und dieſe Sentenz war eben ſo gerecht als löblich; denn wenn man eine ſolche Sprache in der Kolonie dulden wollte, würde man unaufhörlich Zwiſtigkeiten und vielleicht noch traurigere Scenen zu ſchlichten haben."

„Die vorzüglichſte zwiſchen den freien Klaſſen der Kolonie beſtehende Unterſcheidung iſt, mit Beſeitigung

der techniſchen Benennungen, diejenige, welche ſich unwandelbar zwiſchen den aus eigenem Antriebe Eingewanderten und den Emanzipirten, welche in Folge einer Verurtheilung hierher gekommen ſind, oder ihre Zeit ausgedient haben, erhält. Zwiſchen einigen Theilen dieſer beiden Klaſſen finden dann oft die lebhafteſten und häufigſten Debatten ſtatt."

„Eine Unterabtheilung der erſten, wird die Excluſioniſt-Partei genannt, weil ſie mit der äußerſten Sorgfalt alle Emanzipirte von ihrer Geſellſchaft ausſchließt, während es unter den letzten eine Confuſioniſt-Partei gibt, die man beſchuldigt, Alles vermiſchen und verſchmelzen zu wollen. Darum hat es lange Zeit in unſern Zirkeln, wie in allen wenig zahlreichen Vereinen, vielen Privathaß, viele Zänkereien, vielen Skandal gegeben. Doch hat in den letzten Zeiten, in dieſer Hinſicht, eine merkliche moraliſche Verbeſſerung ſtattgefunden."

„Die Etikette wird, in unſern Faſhionable-Zirkeln, noch viel ſtrenger als zu London ſelbſt, beobachtet. Wenn eine Frau einen Beſuch macht, muß ſie ſich ſehr in Acht nehmen, mit der Perſon, bei welcher ſie geweſen, ein Wort zu wechſeln, bevor dieſe nicht den Beſuch erwiedert hat, falls ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, von ſich ſagen zu hören: „ſie verſtehe keine Lebensart." Die Morgenbeſuche müſſen erſt am Abend und zur Stunde gemacht werden, wo man vernünftigerweiſe ſchlafen geht. Karten werden zeremoniös vertheilt und die Rechte des Vorſitzes werden von unſern ſpitzfindigen Ultras ſehr ſtrenge beobachtet."

„Die ganze Kolonie befand ſich vor einigen Jahren

in Gefahr, und der Rumor war groß, weil man bei einem großen Feſte den Ball vor der Ankunft einer der vorzüglichſten Frauen, die damals den Ton angab, eröffnet hatte. Glücklicherweiſe wurde der heftig ausbrechende Sturm durch einen gewandten Zeremonienmeiſter (die man überall findet) beſchworen. Es gelang ihm nämlich, die ſtolze Dame dadurch zu beſänftigen, daß er ihr ernſthaft verſicherte, „man habe keineswegs den Ball eröffnet, ſondern allein nur die Elaſticität des neuen Fußbodens verſucht.“

„Die froſchartige Aufgeblaſenheit unſerer Ultra-Ariſtokratie, verdunkelt ſelbſt noch die des engliſchen Adels. Einer meiner Freunde, ein Schiffskapitän, begegnete in der Straße einem Advokaten von Sidney, dem er einige Tage früher vorgeſtellt worden, ohne ihn ſeitdem jedoch beſucht zu haben, weil ſeine Geſchäfte ihn daran verhinderten. Er näherte ſich ihm, und wünſchte ihm einen guten Tag. Der Geſetzmann trat ſchnell zurück, wie wenn eine giftige Schlange ihn angeziſcht hätte, und rief: „Bei meiner Seele! ich kenne Euch nicht!“

„Etwas Aehnliches war mir, kurz nach meiner Ankunft in der Kolonie, begegnet. Ich ſpazierte mit einer andern Perſon außerhalb der Stadt. Unterwegs trafen wir mit zwei Bewohnern derſelben zuſammen. Mein Begleiter kannte den Einen, faßte ihn vertraulich beim Arm und führte ihn ſeitwärts, um ſich ungeſtört mit ihm unterhalten zu können. Ich befand mich auf dieſe Weiſe dem Andern gegenüber, und unterſtand mich, ihn über den Weg nach einer Gegend, wohin ich mich verfügen wollte, zu befragen. Aber kaum hatte ich den Mund geöffnet,

ſo ſchallte auch ſchon das empörende: „Bei meiner Seele! ich kenne Euch nicht,“ über ſeine Lippen, und es blieb mir nichts übrig, als ihm kalt verachtend den Rücken zu wenden. Indeſſen war ich doch neugierig, zu wiſſen, mit wem ich es eigentlich zu thun gehabt, denn ich bildete mir ein, daß eine ſo hochmüthige Perſon wenigſtens ein Herzog von Sierras oder ein Marquis d'Aquaro ſein müſſe; aber zu meinem Erſtaunen erfuhr ich, daß der Menſch, der mich ſo von ſeiner Höhe herab behandelt hatte, nichts mehr und nichts weniger ſei, als ein verabſchiedeter Unteroffizier, Eigenthümer eines winzigen Bauernguts in der Nähe der Stadt.“

„Man hat die Meinung geltend zu machen geſucht, daß die Engländer, ſelbſt die freien Einwanderer, in dieſer Kolonie wie durch Anſteckung die am wenigſten achtungswürdigen Neigungen annehmen. Ich bin nie in dem Fall geweſen, die Wirkung dieſer Einimpfung an mir ſelbſt zu bemerken. Freilich bewieſen mehre Koloniſten, mit denen ich es zu thun gehabt, eben nicht die ſtrengſte Rechtſchaffenheit in ihrem Betragen; aber das kann eben ſowohl den erſten Gewohnheiten in ihrem Geburtslande, als einer ſpätern Verderbung zugeſchrieben werden, obgleich das nicht die Meinung Samshu, eines jungen Knaben, iſt, der ſich im Dienſte eines Kaufmanns aus Oſtindien befand, und von dieſem ertappt wurde, als er einen Beutel mit Geld ſtehlen wollte.“

„Wie iſt es möglich, Samshu,“ ſagte ſein Herr zu ihm, „daß du ein ſolcher Schurke geworden? Ich habe dich bis jetzt immer als einen ehrlichen Knaben gekannt.“ „Ach, Maſſe! entgegnete er, indem er ſich

die Schultern rieb, als Samshu hieher kam, war Samshu wohl ein ehrlicher Knabe. Jetzt iſt Samshu ein verdammter Schurke, weil alle Welt hier zum Schurken wird. Maſſa ſelbſt wird endlich keine Ausnahme davon machen."

„Dieſe Naivetät erinnert an das wieneriſche: „Halten's zu Gnaden, Ihro Gnaden! Alle Welt iſt hier zu Lande Ihr Gnaden."

„Die neue, in der Kolonie erzeugte Generation, die man Currency nennt, iſt ein ſchöner intereſſanter Menſchenſchlag, der dem Lande, in welchem er geboren worden, zur Ehre gereicht. Um ſo lächerlicher iſt es zu ſehen, wie einige verſchrumpfte Matronen, die das Licht der Welt auf der entfernten neblichten Nordinſel erblickt haben, ſich für viel ſchöner halten, als die junge hier aufgewachſene Brut. Die gewöhnliche Phraſe, mit welcher ſie die armen Curency-Mädchen anfahren, iſt dieſe: „Wie könnt Ihr es wagen, Euern Kamm vor mir zu erheben, vor mir, die eine Sterling, eine freiwillig Eingewanderte bin. (You saucey baggage, how dareyon set up your currency crest at me? Jam sterling, and that i'll let you know!)"

„Das junge Volk zeichnet ſich überhaupt durch einen offenen, freimüthigen Karakter aus, und man kann zu ſeinem Ruhme ſagen, daß es nicht an den Laſtern ſeiner Erzeuger laborirt. Die Trunkenheit iſt ihm beinahe gänzlich unbekannt, und ſeine Redlichkeit iſt zum Sprichworte geworden. Die höchſt geringe Zahl die es mit der Gerechtigkeit zu thun gehabt, iſt durch die Verdorbenheit der Eltern hingeriſſen worden."

„Die Jugend wächſt ſchnell auf. Sie iſt, wie die in Amerika, von hohem, ſchmächtigem Wuchs. Ihr blondes Haar, und ihre blauen Augen, erinnern an ihren gothiſchen Urſprung. Ihre Geſichtsfarbe iſt blaßroth, und man unterſcheidet ſie auf den erſten Blick, von den in England Gebornen. Lebhaft rothe Wangen gehören nicht dieſem brennenden Klima an, und ſo wie in Amerika veranlaßt ein blühendes Geſicht ſogleich die übliche Phraſe: „Sie ſind, wie ich ſehe, aus der alten Welt.“

„Die jungen Frauen verlieren ihre Zähne ſehr bald, und ſie haben dieß Unglück mit den amerikaniſchen Kreolinnen gemein. Wie bei dieſen zeigt ſich dieß Uebel mit dem mannhaften Alter. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die europäiſche Race an das Klima der auſtraliſchen Gegend noch nicht gewöhnt iſt, und daß ſie, wie alle Thiere und ſelbſt die Pflanzen, mehr oder weniger durch die Verſetzung unter eine andere Zone leiden. Erſt nach zwei oder drei auf einander gefolgten Generationen wird dieſes Uebel verſchwunden ſein.“

„Die jungen Männer in den unterſten Klaſſen, widmen ſich lieber dem Handelsſtande oder der Schifffahrt, als dem Ackerbau. Ihre Abneigung gegen den letzten rührt ohne Zweifel von dem Stolze und ſelbſt der Beſorgniß her, mit den Verbannten verwechſelt zu werden, die größtentheils das Feld bebauen müſſen. Dieſe Beſchäftigung wird alſo gewiſſermaßen als entehrend betrachtet, um ſo mehr, da die Weißen jede Arbeit verabſcheuen, die in den britiſchen Kolonien den Schwarzen übertragen iſt. Vielleicht aus derſelben Abneigung, die ihnen ſchon frühzeitig von

ihren Eltern eingeflößt worden, kann man ſie nicht bewegen, den Konſtablerdienſt zu verrichten, und als Soldaten ſich einkleiden zu laſſen."

„Die jungen Mädchen ſind im Allgemeinen ſehr ſanft, liebenswürdig und beſcheiden. Sie ſind außerordentlich einfach, und, wie alle Naturkinder, höchſt leichtgläubig und leicht zu verführen. Die in den untern Klaſſen ſuchen bei guter Zeit in irgend einem anſtändigen Hauſe in Dienſt zu treten, um eine gewiſſe Unabhängigkeit zu gewinnen, und der Vormundſchaft ihrer verdorbenen Verwandten zu entgehen. Wie die braven, ſchottiſchen Mädchen, entwickeln ſie gern ihr blondes, in große Locken geſchlagenes Haar, das ſie mit Kämmen von Schildkrötſchale befeſtigen. Demungeachtet hüpfen ſie luſtig mit nackten Füßen umher. Sie werden größtentheils vortreffliche Dienſtboten. Ihr Lohn beträgt 10 bis 15 Pfund Sterling jährlich."

„Geſtehen muß man jedoch, daß die Keuſchheit von ihnen eben nicht als die höchſte Tugend betrachtet wird, was ohne Zweifel daher rührt, daß ihre Eltern ihnen weder gute Lehren, noch ein gutes Beiſpiel geben. Ueberdem haben ſie beinahe die Gewißheit, immer einen Mann zu finden, ſelbſt wenn ihre Tugend hin und wieder einige Breſchen erhalten haben ſollte."

„Die große Ungleichheit, welche in den auſtraliſchen Kolonien zwiſchen den beiden Geſchlechtern beſteht, iſt ein reelles Uebel, das die Zeit allein heilen kann. Es gibt hier höchſtens ein Frauenzimmer auf zehn Männer, und es werden nur ſehr wenige aus dem Mutterlande deportirt, weil man ſie lieber in den

Beſſerungshäuſern unterbringt, als ſie die lange Reiſe nach Neuholland machen läßt. Ohne Zweifel würde es erſprießlicher für Großbritannien und die auſtraliſchen Kolonien ſein, wenn man alle dieſe Weiber deportirte, ſtatt ſie nach einiger Zeit wieder in die Geſellſchaft zurückzuſchleudern, wo ſie immer wieder ihre frühern laſterhaften Gewohnheiten annehmen."

Scheerereien eines Jagdeigenthümers.

Bruchſtück aus ſeinem Tagebuche.

Sonntag.

Ich habe eine vortreffliche Rede des Doktor Roſypbiz, über die chriſtliche Liebe, und über die Unmöglichkeit alles das zu thun, was ſie uns in den wichtigen Lebensangelegenheiten gebietet, wenn wir nicht unſere Pflichten in den gewöhnlichen Umſtänden erfüllen, angehört. Ich habe in mein Herz geſchauet, und betrachtet, welches mein Betragen, hinſichtlich meiner Nachbarn, geweſen, und ob ich immer mit gleicher Geduld ihre Beſchimpfungen und ihre kleinen Angriffe ertragen. Ich habe eine gewiſſe Beklemmung, in dem Gedanken an Hodges, verſpürt; aber ich habe bald wieder meinen Gleichmuth gewonnen. In der That, er mochte immerhin mein Pächter ſeit 20 Jahren geweſen ſein; aber ich hatte ihm ſchon dreimal vorher verziehen, ehe ich ihn fortgejagt. Er hat ſich gehängt, und ſeine Frau iſt vor Kummer geſtorben; aber warum hat er mein Heu verbrannt? Dieſe Kataſtrophe kann nur ſeiner Rachſucht, und

nicht der legitimen Vertheidigung meines Eigenthumsrechts, zugeſchrieben werden. Was ſeine Kinder anbelangt, ſo leiden ſie im Arbeitshauſe, wo ſie ſich befinden, und zu deſſen Erhaltung ich, durch die Armentaxe, viel beitrage, keinen Mangel.

Es iſt eine Pflicht für jeden rechtſchaffenen Mann, die geheiligten Rechte ſeines Eigenthums zu vertheidigen. Die Geſellſchaft macht ihm daraus ein Geſetz, und ich bin feſt entſchloſſen, mein Wild gegen Bauer und Edelmann zu vertheidigen, und ich glaube deshalb in nichts gegen die chriſtliche Liebe zu verſtoßen. Der Doktor Roſyphiz iſt zu allgemein und zu unbeſtimmt geweſen. Er hätte unmaßgeblicherweiſe Ausnahmen machen ſollen, und er kann ſich Rechnung darauf machen, morgen nicht den Korb voll Wild zu erhalten, den ich ihm jährlich zuſchicke. Meine Abſicht iſt, mich menſchlich und chriſtlich gegen Meinesgleichen im Allgemeinen zu bezeugen; aber es iſt augenſcheinlich, daß ich es nicht auf dieſelbe Weiſe mit Nachbarn ſein kann, deren Güter die meinigen berühren, und die große Jagdliebhaber ſind.

Montag, 1. September.

Es hat mir geträumt, daß ich auf dem Lande ſei, und einem Wilddieb begegnete, der mir nicht ſeinen Erlaubnißſchein vorzeigen, und eben ſo wenig ſeinen Namen nennen wollte. Ich packte ihn an der Gurgel, und wir balgten uns herum. Plötzlich wurde ich durch das Jammergeſchrei meiner Frau erweckt, die ich, in meinem eingebildeten Kampfe, mit der linken Hand beinahe erwürgt hatte, während ich mit der Rechten ihre hübſchen weißen Schultern zerſchlug.

Alle meine Gäſte, Hausgenoſſen und Bedienten eilten herbei, und in Kurzem war das ganze Zimmer voll. Meine gute Sophie, die vor Entſetzen ganz auſſer ſich war, und die dieſe unangenehme Szene um ſo weniger begreifen konnte, je zärtlicher ich ſie bis dahin geliebt, ſtieß, ungeachtet aller meiner Bitten, Proteſtationen und Beſchwörungen, ein herzzerreiſſendes Gewimmer aus, und rief mir von Zeit zu Zeit mit gerungenen Händen zu, doch wenigſtens ihr junges Leben zu ſchonen. Alle im Zimmer Anweſenden glaubten, es ſei dies das Reſultat ehelichen Zwiſtes, und die Bedienten ziſchelten ſich lachend allerlei Spöttereien in die Ohren. Ich verſprach mir — ihnen, zur Strafe, künftighin nur Halbbier verabfolgen zu laſſen.

Morgens um vier Uhr bin ich mit dem Major und meinen andern Gäſten ausgegangen. Ich begab mich in grader Richtung an das Ende meines Reviers, wo ich Tags vorher mehrere hübſche Brutparthien geſehen; aber wir fanden, aller unſrer Nachforſchungen ungeachtet, auch nicht ein Stück Wildpret mehr. Meine Jagdwärter waren wie vom Blitz getroffen, ich ſelbſt wußte nicht, was anzufangen, und meine Gäſte ſchienen, ungeachtet ihrer Höflichkeit, doch eben kein ſonderliches Behagen an dieſem Beginn unſrer Jagd zu finden. Ich kehrte in ſehr übler Laune zum Frühſtück zurück. Beim Eſſen verbrannte ich mir den Schlund, ſchnitt mich in einen Finger und zerbrach eine Schüſſel mit Brühe. Nach dem Frühſtück ſetzten wir uns abermals in Marſch, und kaum waren wir in einiger Entfernung vom Hauſe, ſo hörten wir einen Flintenſchuß zur Rechten. Wir wendeten uns nach der Seite; aber bald darauf vernahmen wir

mehre andere zur Linken, und eilten nun nach dieſer Seite, während dem noch einige Schüſſe zur Rechten fielen, ſo daß wir vermuthen konnten, daß man uns necken wolle. Endlich begegneten wir drei Offizieren auf halbem Sold, einem Kapellan, einem Marinelieutenant und einem Infanteriehauptmann. Sie wollten mir weder ihren Erlaubnißſchein zeigen, noch ſich nennen. In meiner Wuth erſchoß ich den einzigen Hund, den ſie hatten; aber ſie vergolten mir Gleiches mit Gleichem, und ſelbſt noch darüber, denn ſie ſtreckten mir drei meiner beſten Hunde nieder. Der Lieutenant und der Kapitän überhäuften mich auſſerdem noch mit allen möglichen Schimpfworten der Land- und Seearmee, und der Kapellan forderte mich auf Piſtolen heraus. Ich wurde dadurch wieder einigermaßen beruhigt, hörte ihre Beſchimpfungen geduldig und ſchweigend an, und ſuchte mir die Züge der drei Wilddiebe tief ins Gedächtniß zu prägen. Sodann war ich genöthigt, wieder nach Hauſe zurückzukehren, weil ich keine Hunde mehr hatte. Ich ſchrieb ſogleich eine Anzeige für die Zeitung der Grafſchaft, in der ich Jedem, der mir die drei Banditen nenne, die ich in meinem Eigenthum angetroffen, eine ſtarke Belohnung verſprach. Ich fügte zugleich ihr Signalement bei.

Dienſtag.

Ich wurde plötzlich durch ein großes Geſchrei aufgeweckt, und erfuhr zu meinem Schrecken, daß ein Reſſortgewehr, welches ich geſtern ausgeſtellt, ohne Jemandem etwas davon zu ſagen, losgegangen ſei und einen meiner Wächter im Bein verwundet habe, ſo daß man es ihm unumgänglich abſchneiden müſſe.

Leider bin ich nun genöthigt, ihn den ganzen Ueberreſt ſeines Lebens zu ernähren: er hat zehn Kinder. Ich begreife nicht, wie ſich ſolche Leute unterſtehen können, ſo viele Kinder zu haben.

Ich ging bei guter Zeit aus, und ſchoß einen Vogel, der auf ein Grundſtück meines Nachbars T. fiel. Eben als ich ihn aufheben wollte, lief dieſer herbei, und ſtellte mich zur Rede, daß ich ſein Eigenthumsrecht verletze. Ich vergaß, daß er ein Amt hat, und hängte ihm einige Spitznamen an. Er verlangte, daß ich ihm die Strafe bezahlen ſollte; aber ich lachte ihm unter die Naſe. Auf dem Rückwege begegnete ich meinem Schneider, mit einer Doppelflinte auf dem Rücken. In Wahrheit, wenn das ſo fort geht, kann man unmöglich vorausbeſtimmen, was aus der Welt noch werden wird. Er ſchien ſich in meinen Wald ſchleichen zu wollen. Es that mir ſehr leid, ihn auf ſeine Abſicht verzichten zu ſehen; denn hätte ich ihn auf der That ertappt, ich würde ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit beide Ohren abgeſchnitten haben.

Die neuen Hunde, die ich geſtern, auf das Ehrenwort des Verkäufers, und ohne zuvor einen Verſuch mit ihnen anzuſtellen, erſtanden, ſind unter aller Kritik; weshalb ich genöthigt geweſen bin, bei Zeiten nach Hauſe zu gehen, was mich nicht wenig verdroſſen. Das Erſte, was mir in meinen vier Pfählen aufſtieß, war ein Konſtabler, der, auf Befehl meines Nachbars, einige Geräthe fortſchaffte, um ſie zu verkaufen und damit die Strafe zu bezahlen. Ich wurde wüthend, prügelte ihn derb durch, und warf ihn zur Thür hinaus. Eine Viertelſtunde nachher erhielt ich eine Vorladung, die Strafe zu bezahlen, und der Konſtabler

ließ mir wiſſen, daß er mich, der erhaltenen Hiebe wegen, gerichtlich verfolgen werde. Meine Gäſte wurden ſo ſehr von allen dieſen Zänkereien ermüdet, daß ſie mich noch an demſelben Abend verließen, obgleich ſie verſprochen hatten, wenigſtens bis ans Ende der Woche zu bleiben.

Mittwoch.

Heute Morgen habe ich die Worte: „Blutgieriger Tirann!“ an meine Thür geſchrieben geſehen. Ich vermuthe, es iſt wegen meiner ausgeſtellten Gewehre, und der Geſchichte meines Wächters. Ich habe auch erfahren, daß die drei Offiziere auf halbem Sold mich verklagt haben, weil meine Anzeige in der Zeitung ein ſchimpfliches Libell ſein ſoll. Geſtern habe ich mehre Individuen von derſelben Brüderſchaft geſehen, die meinen Wald umſchwärmten. Die Offiziere auf halbem Sold ſind eine wahre Landplage für mich. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Menſchen, die eine Profeſſion haben, deren Lebensprinzip die Ehre ſein ſollte, und die in Allem ſich das Anſehen von Edelleuten geben, ſo wenig ſkrupulös und zartfühlend ſind, daß ſie mit den Eigenthumsrechten ein wahres Spiel treiben. Was den ewigen Gemeinplatz anbelangt, daß die Thiere, die man auf der Jagd tödtet, feræ naturæ ſind, und kein wirkliches Eigenthum ſtatuiren können, ſo verdient er keine ernſthafte Widerlegung, und man ſollte ſich ſchämen, in einem ſo aufgeklärten Jahrhunderte, als es das unſrige iſt, ihn noch aufzuſtellen. Jedes Stück Wildpret auf meiner Domäne koſtet mich eine halbe Guinee. Wer alſo, ohne meine Erlaubniß, eins davon tödtet und ſich zueignet, begeht denſelben

Diebſtahl, als wenn er mir meine Hühner nähme, die viel weniger zu unterhalten koſten. Jeder Bauer, der mir alſo ein Stück davon wegſchießt, iſt ein Dieb, und die Offiziere auf halbem Sold vertilgen dadurch das Andenken der Dienſte, die ſie im letzten Kriege geleiſtet haben. Es iſt erlaubt, den nicht als einen Vaterlandsvertheidiger zu betrachten, der die Rechte des Eigenthums ſeiner Mitbürger verletzt.

Donnerſtag.

Heute Morgen habe ich mich in die Diligenz geſetzt, um mich nach B. zu begeben, und meinen Prokurator zu fragen, ob man mich, meiner Anzeige wegen, wirklich als Libelliſt verfolgen könne. Ich erfuhr, daß meine Gegner in ihrem vollen Rechte ſeien, und mein Buchhändler ſagte mir, mit einem Geſichte, das ich in meinem Leben ihm nicht vergeſſen werde: ſie hätten eine Flugſchrift gegen mich herausgegeben, in der ſie ihren mit mir gehabten Streit ſchilderten, und daß ſich dieſe Schrift reiſſend verkaufe. Ein anderes Mal will ich meine Bücher bei einem Andern kaufen.

Ich begegnete dem Hauptmann B. Er hatte die Unverſchämtheit mich einzuladen, bei einem Wildprethändler Einiges zu kaufen, obgleich er wiſſen konnte, daß ich ſelbſt Jagdeigenthümer ſei. Indeſſen hielt ich mich zurück, und begleitete ihn in ſein Sanctum sanctorum der Wilddiebe. Der Hauptmann wollte ganz friſches Wild haben, und der Händler ging in ein Nebenzimmer, um welches zu holen, das man ihm eben brachte. Ich ſah ihm von ungefähr nach, und erblickte meinen eigenen Jagdwärter, der einen Korb

mit Wild ausleerte. Er hatte mich am Morgen um die Erlaubniß gebeten, in die Stadt gehen zu dürfen, um ſeine todtkranken Eltern zu beſuchen. Als ich ihn anfuhr, lachte er laut auf, und ſagte, daß das ſo gebräuchlich ſei, und daß die übrigen Wärter nicht mehr und nicht weniger thäten, als er. Ich wollte ihn feſthalten, aber er riß ſich los, und lief davon. Ich hatte bis dahin das größte Vertrauen in ihn gehabt, und kehrte in einem wahren Zuſtande der Miſanthropie nach Hauſe zurück. Einer meiner Wächter gab ſich dazu her, die andern anzuklagen, und ich ließ ſie ſamt und ſonders ins Gefängniß ſtecken.

Freitag.

Ich habe dieſen Morgen einen tüchtigen Ruck aushalten müſſen. Die Weiber der Jagdwärter, mit allen ihren Kindern auf dem Arme, haben ſich vor mir niedergeworfen. Ihre Thränen, ihre Bitten, durch die meiner eigenen Frau verſtärkt, hätten mich beinahe gerührt; aber das Bewußtſein meiner Pflichten gegen die Geſellſchaft, und die Nothwendigkeit, in dieſen Verletzern der heiligen Rechte des Eigenthums ein Beiſpiel zu ſtatuiren, haben endlich die Oberhand behalten. — Ich bin, mit meiner Flinte auf dem Rücken, ſpazieren gegangen, und bemerkte an einer der ſchönſten Stellen meines Parks ein kleines Ungeheuer, das kaum ſieben Jahr alt ſein mochte, und das mit einer Armbruſt nach einem Haſen ſchoß. Welche frühzeitige Neigung zum Verbrechen! Ich ergriff den kleinen Böſewicht, und ſchleppte ihn, alles Sträubens ungeachtet, zum Doktor Roſyphiz. Meine Forderung war ſehr gemäßigt. Ich wollte nur, daß

man den kleinen Taugenichts auf einen Monat ins öffentliche Arbeitshaus ſchicke, und daß ſeine Eltern mir in Zukunft für ſein gutes Betragen Kaution ſtellen ſollten. Der Doktor wunderte ſich über die Maßen, daß ich ein ſo junges Kind, das, ſeinem Ausdrucke nach, noch nicht wiſſe was es thue, auf eine ſolche Weiſe verfolgen wolle. Ich weiß nicht, wo ihm der Kopf ſteht. Vielleicht nimmt er es auf den Ton, weil ich ihm diesmal noch kein Wild geſchickt? Er kann ſicher darauf rechnen, daß wir uns zum letzten Male die Hand gedrückt.

Ich habe mit dem größten Unwillen erfahren, daß die Bauern in den benachbarten Dörfern die Abweſenheit der Wächter benutzt, und meinen ganzen Park verheert haben; und was mehr noch iſt, ſo haben ſie einen Brief zurückgelaſſen, in dem ſie mir drohen, mich mit Weib und Kind zu verbrennen, wenn ich nicht ſogleich jene Schurken in Freiheit ſetze. Ich bin frühzeitig ins Bett gegangen, weil mich ein Fieberſchauer überfallen. Um Mitternacht will ich aufſtehen, um ſelbſt mein Wild zu bewachen.

Sonnabend.

Um ein Uhr Morgens hat man mich jählings aufgeweckt, um mir zu melden, daß in einer Scheuer Feuer ausgebrochen ſei. Die Brandbriefſchreiber haben nicht lange angeſtanden, ihre Drohung in Ausführung zu bringen. Auſſer der Scheuer ſind auch noch mehre Heuhaufen in Flammen aufgegangen, und mein ganzes Gehöft wäre niedergebrannt, wenn nicht der Wind eben in der entgegengeſetzten Richtung geblaſen hätte. Ein Theil meines Wohnhauſes hat ebenfalls ſehr gelitten.

Digitized by Google

Ein Paar hundert Pfund Sterling ſind in Rauch verwandelt. Aber am entſetzlichſten war der Zuſtand meiner Frau und meiner Kinder, die ſich einbildeten, daß man ſie bei lebendiger Haut verbrennen wolle, und daß wir nun in jeder Nacht einen ſolchen Spuck haben würden.

Während wir mit dem Löſchen beſchäftigt waren, hörte ich mehre Flintenſchüſſe in meinem Walde. Ich ſendete Jakob und Thomas gut bewaffnet zum Rekognoszizen aus. Nach einiger Zeit kam Jakob allein, mit Blut überdeckt und ganz zerſchlagen zurück, und ſagte mir, daß er ein Gefecht mit den Wilddieben gehabt, und daß Thomas ſo übel zugerichtet worden, daß er nicht mehr von der Stelle kommen könne. Dies war mehr, als der geduldigſte Menſch ausſtehen konnte. Ich holte meine zweiröhrige Flinte, feſt entſchloſſen, mich an dieſen Schurken zu rächen, es koſte nun, was es wolle. Aber kaum hatte ich einige Schritte gethan, ſo trat ich auf ein Reſſortgewehr, das ſie mir in den Weg gelegt, und ich erhielt eine Menge gehacktes Blei in Hintern, wobei ich noch froh ſein mußte, ſo leichten Kaufs davon gekommen zu ſein.

Die Unbeweglichkeit, in der ich, meiner Wunden wegen, bleiben mußte, gab mir die Gelegenheit, ſehr ernſtliche Betrachtungen anzuſtellen. Ich ließ alle Begebenheiten der ganzen Woche die Revüe paſſiren, ſo wie alle die geiſtigen und körperlichen Leiden, die ich erduldet. Ich mußte mir am Ende ſelbſt geſtehen, daß meine Jagdliebe nicht nur lächerlich, ſondern ſelbſt unmoraliſch ſei, weil ich dadurch die Gefühle des Zorns, der Rache und Grauſamkeit in meinem Herzen

nähre, und meinen Nachbarn eine beſtändige Veranlaſſung zur Verſuchung gebe.

Ich habe deshalb den Entſchluß gefaßt, die erſten Augenblicke meiner Geneſung zur Vertilgung alles Wildprets auf meiner Domäne zu verwenden, und meine Wächter in Freiheit ſetzen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe wird kein Vogel oder vierfüßiges Thier feræ naturæ weder mich, noch meine Nachbarn in Zukunft veranlaſſen, die Munizipalgeſetze, oder die noch ehrwürdigern der Moral, zu übertreten.

Die Jeſuiten im neunzehnten Jahrhundert.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die beſte Waffe gegen die Söhne Loyola's Verachtung geweſen wäre. Um dieſe neuen Eroſtraten, die ſo gierig auf jede Art von Ruhm ſind, zu entmuthigen, hätte man ſcheinbar ſelbſt von ihrem Daſein ununterrichtet bleiben ſollen; nicht aber, als ſie noch in der Wiege lagen, ſie als Rieſen betrachten und ihnen die Löwenhaut zuwerfen, deren ſie ſich ſeitdem ſo geſchickt zu bedienen gewußt haben. Einige junge Prieſter, welche in etwa hundert Seminarien in der lateiniſchen Sprache Unterricht ertheilten, wurden plötzlich an das Steuerruder des Staats und in die Kabinete der Miniſter verſetzt. Man nannte ſie ſchlechtweg Jeſuiten. Dieſer Name hallte in Polen wieder, wo ſich der General Thaddäus Borzozowsky befand, der ſich bis dahin immer geweigert hatte, in den Glaubensvätern

(Pères de la foi) wirkliche Schüler zu erkennen, weil ſie, nach ihm, die Regeln des heil. Ignaz zu ſtreng auslegten. Seine Skrupel darüber ſind nun gehoben. Er erklärt ſich für das Oberhaupt des neuen Bundes, ernennt die Vorſteher, bildet die Noviziate, und verwirklicht alle Fantome unſrer Einbildungskraft. Die zu zahlreiche Klaſſe dieſer Menſchen, die, ſobald es darum zu thun iſt, ſich zu verkaufen, eben nicht lange über den Preis feilſcht, hat längſt durch die Zeitungen vernommen, daß man mit Hilfe der Jeſuiten Alles erlangen könne, weshalb ſie ſich beeilt, ihre Kinder unter eine ſo mächtige Aegide zu ſtellen.

Um es in ſeinem wahren Lichte zu ſehen, dürfen wir nur ſeine eigenen Lebensregeln, oder wenn man will, ſeine Konſtitution beachten.

Erſter Artikel.

Reſtauration der Jeſuiten in Frankreich. Plan und Geiſt der Geſellſchaft.

Jedermann weiß, daß die Jeſuiten, durch das Edikt von 1764 verbannt, ſich größtentheils in die Staaten Katharina's II. flüchteten, wo ſie ihre Brüder aus Spanien und Portugal fanden, die ebenfalls aus dieſen beiden Königreichen vertrieben worden waren. Beim Beginn des franzöſiſchen Kaiſerreichs bildete ein alter Schüler Loyola's den Entwurf, ſeinen Orden in Frankreich wieder herzuſtellen, weshalb er ſich mit mehrern nach Deutſchland emigrirten Prieſtern verband. Die Mitglieder dieſer Verbrüderung legten ſich den Namen der Glaubensväter bei, und ſchlichen ſich unmerklich in verſchiedenen Provinzen ein. Ein gewiſſer von Sionai, der ſich Seimpſon nennen ließ,

kam aus England, wo er als Profeſſor der Beredſamkeit angeſtellt war, zu ihnen herüber. Clouvière, der acht Bände Erläuterungen über die Apokalypſe geſchrieben, war ihr erſter Provinzial in Frankreich. Von Varen, Coulon und Roſaven unterſtützt, ſtiftete er einige kleine Seminarien zu Montdidier, Roanne und Argentière.

Die Intriguen Seimpſons unterrichteten die Regierung bald, daß die ſogenannten Glaubensväter nichts mehr und nichts weniger als Nachkommen Escobars ſeien. Der Befehl wurde ihnen ertheilt, ihre Erziehungswinkelſchulen zu verſchließen und das Land zu verlaſſen. Dieſem Befehl ungeachtet fanden ſie die Mittel, ſich in Frankreich zu verbergen, und ſelbſt die Veteranen von 1764 zu ſich zu berufen, die in Polen und Rußland nach ihrer Rückkehr ins gelobte Land ſeufzten. Unter Bewilligung des Biſchofs von Amiens, von Bombelle, bildeten die Trümmer von Montdidier eine neue Niederlaſſung zu St. Acheul.

Zu der Zeit der erſten Reſtauration erhoben ſie ihre Fahnen und begaben ſich als Sieger nach Bordeaux, Sainte-Anna, Forealquier und Montmorion. Die Konſtitution Pius VII, die ſie nicht erwartet hatten, um ihren Willen zu vollſtrecken, erfüllte 1814 alle ihre Wünſche und vernichtete die Bulle Ganganellis.

Indeſſen hatte 1816 der Kaiſer Alexander, durch das unruhige Weſen der Jeſuiten bewogen, welche die gaſtfreundliche Aufnahme, die ihnen in Rußland geworden, durch heimliche Aufwiegelung und offenen Proſelytismus vergolten, dieſelben aus ſeinen Staaten verbannt. Die ganze Horde ſtrömte nun nach Frankreich, und diente dazu, die entſtehende Geſellſchaft nicht un-

würdig zu verſtärken. Ein neues Kollegium wurde 1823 zu Dole, und ein zweites Noviziat 1824 zu Avignon gegründet. Die Jeſuiten haben auſſerdem zwei Profeßhäuſer, das eine zu Paris, das andere zu Vitry, nebſt einem Miſſionshauſe zu Laval, im Departement der Ille und Vilaine.

Die Geſellſchaft hat ſich von ihrem Urſprunge an ſo gezeigt, wie ſie jetzt noch iſt, nämlich überall gehaßt, überall verfolgt, und demungeachtet überall Wurzel ſchlagend, überall, den Stürmen zum Trotz, ſich ſchnell erhebend, manchmal unter dem Ungewitter ſich beugend; aber immer ſtolz, bei dem geringſten Anſcheine von Ruhe wieder aufſtrebend.

Man hat den heiligen Ignatius oft belobt, daß er ſeinen Orden auf alle geiſtliche Würden Verzicht leiſten laſſen; aber man hat nicht bemerkt, daß eben dadurch jener Geiſt hervorgerufen worden iſt, der die ganze Stärke der Geſellſchaft bildet. Dadurch, daß jedes Mitglied der Hoffnung entſagen muß, eine perſönliche Belohnung ſeiner Arbeiten zu erhalten, wird der Ehrgeiz auf das große Ganze gerichtet, deſſen Schimpf oder Ruhm auf jeden Einzelnen zurückſchimmert. Die Jeſuiten haſſen ſich faſt alle im Innern ihrer Mönchfamilie; aber im Auſſenleben iſt ihre Vereinigung die innigſte und folglich die ſtärkſte, die man ſich denken kann. Man greife den Letzten unter ihnen an, eben denjenigen, der im Geheimniß des Kloſters der Gegenſtand ihres Spottes und ihrer Verachtung iſt, und man hat es mit der ganzen Geſellſchaft zu ſchaffen. Wie ſoll man dieſen anſcheinenden Widerſpruch ſich erklären? Nichts leichter als das. Bei

ihnen werden die Verdienſte unterſchieden; aber vor den Augen der Profanen bilden ſie nur ein Ganzes.

Um zu ihren Zwecken zu gelangen, genügte es Ignaz und ſeinen Mitarbeitern nicht, eine feſte und ungeheure Maſchine erbaut zu haben, man mußte noch die verſchiedenen Glieder derſelben ſo genau berechnen, daß ſie mit Leichtigkeit in einander fugten, den allgemeinen Druck auf die jedem einzelnen Theile eigene Elaſtizität vermehrten, und die ganze Maſchine durch die geringſte Berührung in Bewegung geſetzt werden konnte.

Wer die Jeſuiten nur durch den Einfluß, den ſie ausüben, kennt, ſchreibt ihnen gewöhnlich eine Ueberlegenheit des Genies und des Unterrichts zu, die ihr Eigenthum geweſen iſt. Die erſten Väter des ſechszehnten, ſo wie die des neunzehnten Jahrhunderts, waren in den Wiſſenſchaften und in der Literatur nur ſehr mittelmäßig bewandert. Zur Zeit ihres größten Flors hat die Geſellſchaft nur ſehr wenige Männer von wahrem Verdienſt erzeugt, und weit entfernt, ſie an die Spitze ihrer Regierung zu ſtellen, hat ſie ſie nur dazu benutzt, Diſtichen zu ſkandiren und lateiniſche Hymnen zu dichten.

Um eine genaue Idee von der Macht der Jeſuiten zu erhalten, muß man die Elemente kennen, die zur Bildung der Geſellſchaft das Ihrige beitragen. Wenn Jemand aufgenommen zu werden wünſcht, und ſeiner Zulaſſung ſich nichts entgegen ſtellt, ſo muß er ſich einem zweijährigen Noviziat unterwerfen. St. Ignatius ſchreibt vor: „daß die Aufzunehmenden von ſchönem Körperbau, gutem Geiſte, feſter Geſundheit, ſittſamem Aeuſſern ſeien, und man auſſerdem noch auf den Adel

Beiſitzer von Oeſterreich, von Italien, von Frankreich, von Spanien, von Portugal. In den Händen dieſer Beiſitzer befindet ſich die eigentliche Gewalt. Der General, wie mehrere andere Monarchen, hat nur den Titel und die Ehre. Die Beiſitzer müſſen ſein Benehmen beobachten, und wenn es ihnen verwerflich ſcheint, ihm darüber Vorſtellungen machen. Sie haben ſelbſt das Recht, ihn abzuſetzen, nachdem ſie vorher durch Briefe die Stimmen der Provinzialen eingeſammelt. Sie beſtimmen die beſondern Audienzen, und manchmal ohne den General davon zu unterrichten, oder ſelbſt gegen ſeinen Willen, können ſie eine allgemeine Kongregation zuſammen berufen.

Die Provinzialen ſind jenen Römern ähnlich, die unter dem Namen der Prokonſuln deſpotiſch ganze Reiche beherrſchten. Sie beſuchen häufig die verſchiedenen Anſtalten der Geſellſchaft; aber ihr gewöhnlicher Aufenthalt iſt in der Nähe der Höfe *). Aber eben ſo ſehr, als die Vorſteher der Anſtalten der Jeſuiten dem Provinzial unterworfen ſind, eben ſo ſehr iſt er ſelbſt vom römiſchen Miniſterium abhängig.

Rektoren ſind diejenigen, die ſich an der Spitze eines Kollegiums oder eines Noviziats befinden. Wie der General, hat jeder Rektor ſeinen beſondern Rath, der aus den Profeſſen beſteht, die ihn bewachen und nach Gutdünken abſetzen können. Der einzige Unterſchied, der hierin zwiſchen dem General und dem Rektor ſtatt findet, beſteht darin, daß der letztere ſeinen Rath nicht kennt, deſſen Mitglieder oft in den unterſten Klaſſen der Geſellſchaft verborgen ſind. Der Rek-

*) So hat der gegenwärtige Provinzial von Frankreich, Godinet, ſein Büreau zu Paris, Rue de Sevres, No. 35.

tor wird in ſeinen Amtsverrichtungen durch einen Miniſter, einen Prokurator und einen geiſtlichen Pater unterſtützt. Der Pater Miniſter hat die Oberaufſicht der Küche und alles Materiellen; der Pater Prokurator ſteht dem Zahlamte vor; der geiſtliche Pater verwaltet die Konfeſſionen. Die Rektoren müſſen regelmäßig jede Woche an den Provinzial, und wenigſtens jeden Monat einmal an den General ſchreiben.

Die Jeſuiten haben keine eigentlich beſtimmte Tracht. St. Ignazins erlaubte ihnen das Gewand anzulegen, welches dem Intereſſe der Geſellſchaft am entſprechendſten ſein dürfte. Sie können ſelbſt nach Ablegung ihres Gelübdes und nach ihrer Aufnahme in die Geſellſchaft ihre Titel, Würden und Güter beibehalten, wenn ſie nur im Geheimen aufs Genaueſte die Vorſchriften des Ordens befolgen, und in Allem unbedingt den Befehlen gehorchen, die ſie ſchriftlich von ihren Vorgeſetzten erhalten. So ließ Ignaz einſt Franz Borgia heimlich die drei großen Gelübde ablegen und befahl ihm, ſein Herzogthum zu behalten.

Die Jeſuiten, von allen übrigen Menſchen durch ihren Stand getrennt, ohne Vaterland, weil ſie darauf Verzicht leiſten müſſen, unabhängig von allen Fürſten und Königen, weil ſie nur die alleinige Obergewalt ihres Generals anerkennen, betrachten ſich als vollkommen frei von allen Pflichten des Bürgers und Unterthans.

Die in Deutſchland, in der Schweiz, in Frankreich und Italien reiſenden Briten.*)

I. John Bull als Aeſthetiker.

Wollte man die Völker nur inner ihren eigenen vier Pfählen ſtudieren und nicht auch in ihren Berührungen, ihren individuellen Reibungen mit andern Nationen, wollte man jenes karakteriſtiſche Durcheinander, jene immer mehr ſich entwickelnden Abweichungen vom Urtypus unbeachtet laſſen, welche langdauernde Reiſen durch fremde Länder in das innere Weſen jeder Nationalität übertragen, würde man einen der merkwürdigſten und weſentlichſten Zweige der neuern Ethnografie vernachläßigen.

Die Naturforſcher beſchränken ſich nicht in ihren Abhandlungen bloß auf eine innere oder örtliche Erläuterung der Gewohnheiten und des Karakters der verſchiedenen Thierklaſſen. So beſchreibt unter andern der Ornitholog nicht allein das ruhige Daſein jedes Vogels und ſeiner Gewohnheiten, die Einrichtung ſeines Neſts ꝛc., er folgt ihm auch auf ſeinen Reiſen, ſeinen raſchen Flügen durch die verſchiedenen Luftregionen, wobei er beobachtet, welchen Einfluß die lebhafte und fortdauernde Thätigkeit dieſes Elements auf ihn ausübt.

*) Vergl. mit den frühern Aufſätzen unter der Ueberſchrift: „Die in Deutſchland und in der Schweiz reiſenden Briten“, in den verſchiedenen Theilen des Jahrgangs 1837 der Bibl. d. n. Weltk.

Die gleiche Erörterung auf eine gewiſſe Abtheilung der britiſchen Bevölkerung anwendbar zu machen, ſcheint jetzt um ſo entſprechender, weil der Reiſe-Inſtinkt in England täglich eine größere Entwickelung gewinnt, weil die politiſchen Umſtände, die immer mehr zunehmende Spannung der innern Verhältniſſe, die ſteigende Theuerung und mehre andere Zuſammenwirkungen ihn gewiſſermaßen nothwendig machen. Man braucht nur die Statiſtik beinah aller durch irgend eine Annehmlichkeit, oder durch andere örtliche Vortheile ausgezeichneten Städte in Frankreich, Deutſchland, der Schweiz und Italien zu Rath zu ziehen, um ſich zu überzeugen, welch eine ungeheure Menge Engländer kürzere oder längere Zeit, oft ſogar jahrelang, darin ſich aufhält. So zählt man in Boulogne allein, auf eine Bevölkerung von 32,000 Seelen über 12,000 Briten, in Dieppe 5000, in Calais 4000, in Paris über 20,000, in Tours, Dijon, Saumür, Orleans, Marſeille, Genf, Lauſanne und hundert andern Städten ebenfalls mehr oder weniger Angehörige der drei vereinten Königreiche.

Man weiß übrigens, daß das Bedürfniß, „ſein Glück zu Land und über Meer zu ſuchen“, wie Lukrez ſagt, nicht von der Zeit ſich herſchreibt, worin wir leben, ſondern daß es namentlich in England einem jetzt unzubeſeitigenden Vorurtheil entſproſſen iſt, weil es bereits tiefe Wurzeln gefaßt hat im britiſchen Erziehungs-Syſtem. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung der Königin Anna, hatte man den Gebrauch, die Söhne von guten Familien für mehre Jahre nach dem Feſtlande zu ſchicken, um ſich von ihren rohen Gewohnheiten etwas abzu-

ſchleifen. Ein Mitarbeiter Addiſons, Sir Richard Steel, einer der älteſten ethnografiſchen Kritiker, beſchwert ſich bitterlich, daß man ſo ungebildete Jungen dem Gelächter der geſittetſten Völker Europas preisgebe.

„Wenn das Schwanken eines Schiffes und die Stöße eines Packetboots zur Befeſtigung der Geſundheit beförderlich ſein können," ſagt er, „ſo können ſie dagegen jungen leeren Gehirnen auch einen ſo ſtarken Schwindel zuziehen, daß man ſein ganzes Leben hindurch davon die Nachwehen bewahrt."

Man findet in einem Wochenblatte, betitelt: „der Schwätzer", die Geſchichte einer achtungswerthen Dame, die in der Abſicht ihr vier- bis fünfjähriges Söhnchen mit Menſchen und Dingen bekannt und vertraut zu machen, ihn eine Reiſe durch Frankreich und Italien unternehmen läßt.

Zum Begleiter und Mentor wenn auch nicht eines ſolchen, doch eines oft kaum 16 bis 18 Jahr alten Familien-Söhnchens erkor man damals einen armen Studenten, dem man monatlich 30 Schilling (33 fl.) bezahlte, und der mit Leib und Seele für den Verſtand und die Geſundheit des jungen Touriſten gutſtehen mußte, den man ſeiner Fürſorge anvertraute, beinah auf dieſelbe Weiſe, wie der Erzieher Brinon für die Sittlichkeit des Ritters von Grammont verantwortlich war.

Richard Steel macht ſehr richtig bemerkbar, daß Reiſen nur zur Vervollkommnung der Erziehung der Jugend dienen ſollen, in ſo fern man ſie nicht als ein Hilfsmittel betrachten muß, wovon die volle Reife allein Nutzen zu gewinnen vermag. Er fügt hinzu, daß der Zweck der Reiſen darin beſtehe, die

Sitten und Gewohnheiten der übrigen Völker zu prüfen und zu vergleichen, das Gute davon ſich zuzueignen und das Schlechte zu verwerfen. Wer jedoch auf ſolche Vortheile einen noch ungebildeten Geiſt hinleiten wollte, bei dem ſelbſt die erſten Elemente der Höflichkeit und nationalen Anſtandes noch nicht einmal feſtgeſtellt ſind, würde ſich herausnehmen, ein Gebäude ohne Grund aufzuführen, oder eine reiche und mannigfache Stickerei auf ein Spinnegewebe zu verſetzen.

Bald begnügte man ſich jedoch in England nicht mehr, reiche Familienſöhne dergleichen Reiſen durch Frankreich, Italien und Deutſchland als eine Nothwendigkeit der erſten Erziehung zu unterwerfen, man ſah auch ganze Familien nach dem Feſtlande wandern, vom Neugebornen bis zum Urgroßvater, jener Flucht des Aeneas, nach der Plünderung Trojas, ähnlich. Man weiß, wie begierig im letzten Jahrhundert die Engländer franzöſiſche Gebräuche und Moden nachahmten, eine Sucht, die jetzt, mit Bezug auf britiſche Sitten, auf die Franzoſen übergegangen zu ſein ſcheint, und die man bei den letzten unter dem Namen Anglomanie bezeichnet.

Es iſt intereſſant genug, in den Heften des freilich etwas veralteten „Adventurer“, oder des „Mirror“, eine getreue Schilderung der Trübſale wiederzufinden, welche die engliſchen Reiſenden in einer Zeit zu erdulden hatten, wo die Reiſekunſt noch nicht bis zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen war, wodurch ſie jetzt ſich auszeichnet. Ein Gutsbeſitzer aus einer Grafſchaft im nördlichen England theilte 1753 dem Herausgeber des Adventurer die einzelnen Umſtände ſeiner Reiſe durch Frankreich mit,

die er mit ſeiner Gattin und zwei Kindern unternommen. Mit Ausnahme der Sitten und der Trachten, die ſich ſeitdem ſehr verändert haben, entdeckt man in dieſer Darſtellung dieſelben Gedanken, dieſelben Neigungen, die gleichen Bedürfniſſe, wodurch die meiſten der neueſten britiſchen Peregrinationen veranlaßt werden.

Die Hausfrau ergreift die Initiative und ſetzt ihrem Gemahl die Nothwendigkeit der Reiſe ſonnenklar auseinander. Iſt es nicht vor Allem zu thun, Paris zu ſehen, die dortigen ſchönen Manieren und die Airs vom guten Ton ſich zuzueignen? Ueberdem iſt die Entfernung ſo gering und man verſichert allgemein, daß man in Frankreich um die Hälfte billiger leben kann, als in England. Die Reiſe ſoll gleichzeitig eine Studien- und Erziehungs-Vollendung für die Kinder, ein Beförderungsmittel für den Knaben, vielleicht ſelbſt eine Unterbringungs-Gelegenheit für die Tochter und nächſtdem noch eine recht eigentliche Luſtparthie für die Eltern werden.

Kaum hat die Dame ihre Standrede geendet — denn anders kann man die Worte einer ächten Britin nicht bezeichnen, die ihren Gatten zu ihren perſönlichen Anſichten zu bekehren ſich bemüht — ſo nimmt die Tochter das Wort und beweiſet ihrerſeits dem Vater die unzuberechnenden Vortheile einer ſolchen Auswanderung, welche ſie in den Stand ſetzen kann, die pariſer Moden an Ort und Stelle zu Rath zu ziehen, wie ihre junge Baſe Miß Betty Townly ſich bereits in dem Fall geſehen, vorzüglich aber, um Tanzunterricht bei dem berühmten Marcel zu nehmen.

Der Vater gibt endlich aus reiner Herzensgüte

nach, und um den wiederholten Vorſtellungen von Mutter und Tochter ein Ende zu machen. Man trifft die Vorbereitungen zur Reiſe und ſchifft ſich ein. Aber kaum iſt man eine Stunde von Dovre entfernt, ſo entſteht ein wüthender Sturm, der auf eine ſehr bedeutungsvolle und durchaus epiſche Weiſe die Reihe kläglicher Abenteuer und peinlicher Tragödien eröffnet, welche die armen Reiſenden auf ihrer Pilgerfahrt erdulden müſſen.

Unfälle folgen auf Unfälle, bis zum Tage ihrer Ankunft in Paris und zwar mit einer Beharrlichkeit, die nur durch das neue Mißgeſchick ausgeglichen wird, das ſie während ihrem Aufenthalt in dieſer Stadt erwartet. Ohne ein anderes Empfehlungsſchreiben, als das für den Wechſelherrn, bei dem ſie eine Summe zu erheben haben, die ſelbſt mit ſechs multiplizirt noch nicht hinlänglich ſein würde, die Hälfte ihrer Ausgaben zu decken.

Bald ſehen ſie ſich von einer Menge Handwerksleute jeder Art umringt, die es übernehmen, Mutter und Tochter in Précieuses nach der neueſten Mode zu verwandeln. Jeder Tag wird durch glänzende und koſtſpielige Abgeſchmacktheiten bezeichnet. Die franzöſiſchen Köche, Lakaien, Lieferanten, Haarkräusler, Tanzmeiſter ꝛc. beſchießen unbarmherzig den unglücklichen Gutsbeſitzer, wie man in Frankreich zu ſagen pflegt, mit glühenden Kugeln (à boulets rouges).

Der Schreiber des Briefes, der zugleich die Hauptperſon und der erſte Märtirer der verhängnißvollen Expedition iſt, ſchließt die Mittheilung ſeiner Unglücksfälle mit der ächtbritiſchen Verſicherung, „daß es von allen franzöſiſchen Ragouts kein einziges gibt,

das für einen Engländer widerlicher wäre, als ein britiſches Frauenzimmer, das ihm à la française bedient wird." Gleich darauf bemühet er ſich, dieſen unzarten Ausfall wieder dadurch gut zu machen, daß er das Weſen der britiſchen Frauen mit der Beſchaffenheit jener feinen Weine vergleicht, die man nicht verſchicken darf, und die, um ihren eigenthümlichen Geſchmack zu bewahren, auf dem Boden ſelbſt, wo ſie gewachſen ſind, genoſſen werden müſſen.

Die reiſende Gattung ſondert ſich gegenwärtig in England in zwei von einander ſehr verſchiedene Klaſſen: die nomadiſche und die längere Zeit im Auslande ſich aufhaltende. Die letzte beſteht aus Familien, die theils aus Nothwendigkeit ihr Vaterland verlaſſen, theils um die Vortheile ſich zuzuwenden, welche der alleinige Umſtand der Koloniſirung jeder britiſchen Exiſtenz zuſichert; ſodann aus eigentlichen Touriſten, unſtät umherirrenden Sybariten, die, gleich den alten Skythen, auf ihren Wagen leben, Europa für eine öffentliche Promenade halten und dem Lehrſpruche: Ubi bene, ibi patria, gemäß, kein anderes Adoptiv-Vaterland haben, als den Ort, wo ſie ein Heilmittel zu finden hoffen gegen die Krankheit, welche endlich die entſchiedenſten Läufer ermüdet, gegen Müßiggang und Ueberdruß.

Es iſt erwieſen, daß der Aufenthalt in den größern Städten Englands, beſonders in London, von Tag zu Tag immer koſtſpieliger, daß dies letzte immer unbewohnbarer wird für eine Menge Familien, die ſich vergebens bemühen, das Gleichgewicht zu erhalten zwiſchen ihrem Einkommen und den Ausgaben, die ihr Rang ihnen zur Nothwendigkeit macht. Die Mehr-

zahl der Dienſtboten, die Preiſe der Lebensmittel, die Koſten und der Luxus der Pferde und Equipagen, die Anmaßlichkeit der höhern Stände, eine für die Mittelklaſſe nicht ſelten bedrückende Ariſtokratie, die langſame, um nicht zu ſagen unmerkliche, Verbreitung agrariſcher und radikaler Grundſätze, alle dieſe verſchiedenen Urſachen, im Verein mit vielen andern, die es zu weitläufig ſein würde, umſtändlicher anzuführen, erhalten und dehnen das Mißverhältniß zwiſchen dem Einkommen und der geſellſchaftlichen Stellung immer weiter aus.

Auf eine traurige Weiſe in England zu vegetiren, oder wo nicht im Ueberfluß, doch mit Anſtand, in Paris, Neapel oder Florenz zu leben, das iſt die Alternative, in die ſo viele Bewohner von London oder Edinburg ſich verſetzt ſehen. Die Wahl kann nicht ſchwer ſein für einen Familien-Vorſtand, der vor allen patriotiſchen Neigungen der Nothwendigkeit zu gehorchen hat, zahlreiche Angehörige zu ernähren.

Vorzugsweiſe an ſolchen unfreiwilligen Auswanderern haben ſich bisher Federn und Griffel der franzöſiſchen Zerrbildner geübt. Sie haben eine unerſchöpfliche Ader von Sittenſkizzen und Litografien entdeckt in dieſer Exportation ſo vieler engliſchen Familien, die von 1815 bis 1820 in ſo ſonderbaren Trachten in Frankreich landeten. Seitdem hat ſich die Einſeitigkeit der Reiſenden dieſer Kategorie bedeutend gemildert, obgleich ſie immer noch auffallend genug iſt. Daher kommt es denn auch, daß man nur zu häufig die Geſammtheit der britiſchen Bevölkerung nach jenen herumirrenden Muſtern beurtheilt, die freilich nicht geeignet ſind, einen vortheilhaften Begriff von den

Gebräuchen und von der Lebensweiſe in England zu geben. Seit einigen Jahren, wo die Beziehungen zwiſchen England und Frankreich inniger geworden, wo wirklich gebildete Perſonen beider Länder miteinander Umgang gepflogen, haben ſich viele Vorurtheile beſeitigt, ſind viele von gegenſeitiger Eitelkeit genährten Feindſeligkeiten verſchwunden, die früher zur Tagesordnung gehörten.

Man kann leider noch nicht daſſelbe von den Engländern ſagen, die Italien bereiſen. Hier, wo der mildernde Einfluß der Geſittung weniger direkt iſt, als in jedem andern Lande, iſt es gar nichts ſeltenes, britiſche Reiſende zu ſehen, die das Vorrecht eines nomadiſchen Lebens mißbrauchend, alles Höflichkeits-Gefühl hintanſetzen, und ſich ganz auf ſich ſelbſt beſchränken, theils um in langen Zügen den berauſchenden Zaubertrank des reinſten Egoismus in ſich hineinzuſchlürfen, theils um ſich eben ſo koſtſpieligen als lächerlichen Zerſtreuungen zu überlaſſen.

Das geduldige Italien, das eben ſo wohl aus Temperament, wie aus politiſcher Nothwendigkeit die Folgen der zeitweiſen Gaſtfreundſchaft zu tragen hat, welche es ſich genöthigt ſieht, den unabläßig in ſeinen Lokanden und übrigen Beherbergungs-Anſtalten kaſernirenden Briten angedeihen zu laſſen. Im letzten Jahrhundert nahmen die von ihren Familien nach Florenz oder Rom geſchickten jungen Söhne Albions die ſonderbarſten Freiheiten ſich heraus. Es gelang ihnen ſogar, die lärmenden und lockern Gewohnheiten der engliſchen Hochſchulen in Italien einzuführen.

Eine Anekdote, die wir der vorerwähnten Sammlung entnehmen wollen, gibt einen ziemlich genauen

Begriff von der damaligen Lebensweiſe der unübertrefflichen Modemänner. Der Squire Lavender, der im Grunde nichts iſt, als eine jener Uebereinkunfts-Perſonen, womit die alten Reviewers ihre Darſtellungen ſchmückten, erzählt folgendermaßen die Abenteuer ſeines Sohnes auf einer von dieſem unternommenen Reiſe durch Italien:

„Während ſeinem Aufenthalt in Paris hatte mein lieber Sohn mit niemand Umgang, als mit Trinkern und Spielern, der eigentlichen Hefe aller reiſenden Engländer. Dadurch gerieth er ganz natürlich in zwei oder drei ſchlimme Händel, denen er nur mit Hilfe des britiſchen Geſandten ſich zu entziehen vermochte. Seine Geliebte war eine ehemalige irländiſche Schauſpielerin, mit der er lebte und ſich der tollſten Verſchwendung überließ. Er lernte nicht ein Wort franzöſiſch, und ſprach nie mit einem Franzoſen oder einer Franzöſin, ausgenommen wenn ſich die Gelegenheit darbot, ſie in ſeiner Mutterſprache auf die gemeinſte und beſchimpfendſte Weiſe zu apoſtrofiren. Ich hatte ihn der Sorgfalt eines genfer Erziehers anvertraut, der ein Mann von geſundem Menſchenverſtande und von den von ihm übernommenen Pflichten ganz durchdrungen war. Er unterrichtete mich von meines Sohnes Lebensweiſe in Paris und rieth mir, ihn nach Italien zu ſchicken, indem er von der Klimaveränderung auch eine Beſſerung ſeiner Sittlichkeit erwartete. Das Betragen des jungen Burſchen wird den Leſern in ſeinem wahren Lichte erſcheinen, wenn ſie ſich die Mühe geben wollen, den Brief zu leſen, den er einige Zeit nach ſeiner Ankunft in Rom an mich richtete.

„„Mein lieber Herr.

„„Ich habe noch nicht eine Minute finden können, um an Sie zu ſchreiben, während den ſechs Wochen, die ich in Florenz zugebracht und den acht Tagen, die ich in Genua geblieben. Die Merkwürdigkeiten des Landes, mehre Ausflüge und Spazierritte haben meine ganze Zeit in Anſpruch genommen. Das Auffallendſte, was ich bis jetzt geſehen habe, iſt der Thurm von Piſa. Er ſteht ganz ſchief, und Sie würden ſchwören, er ſei ein Betrunkener, der neben einem Graben dahin ſchwankt, und vergebens ſich bemüht, ſein Gleichgewicht wieder zu gewinnen.

„„Ich habe in Italien verſchiedene meiner Landsleute gefunden, und wir bringen mit einander die Zeit auf eine recht angenehme Weiſe zu. Auch in Rom ſind einige recht liebenswürdige engliſche Edelleute. Wir ſind unſer acht oder zehn gute Teufel, alle ziemlich lockere Zeiſige, die ihre eigene Geſellſchaft bilden. Gewöhnlich kommen wir jeden Morgen zuſammen, um zu frühſtücken. Dann laſſen wir uns in der Korſoſtraße eine oder zwei Stunden lang in von elenden Gäulen gezogenen Kutſchen herumſchleifen, oder wir geben uns Stelldichein im engliſchen Kaffehauſe, wo man immer vortreffliche Geſellſchaft findet, nebſt einem fehlerfreien Billard, gutem Rauchtabak und Spielen jeder Art. Dann ſpeiſen wir gewöhnlich die einen bei den andern. Nach der Mahlzeit leeren wir ein paar Dutzend Bouteillen franzöſiſchen und ſpaniſchen Weins, den wir uns hier im Geheimen zu verſchaffen gewußt, wonach wir zu Nacht eſſen und gewöhnlich bis zum Morgen ſpielen, der hier im Winter viel früher anbricht, als bei uns.

„„Was die Römer anbelangt, ſo glaube ich nicht, daß ſie in irgend etwas den ehemaligen Römern ähnlich ſind. Sie haben mir alle das Anſehen einer Kuppel biſſiger, räudiger und kriechender Hunde. Ich bin überzeugt, daß unſere kleine Bande deren fünfzig zuſammenhauen könnte. Sie begreifen leicht, daß wir nicht den geringſten Umgang haben mit dieſem Geſchmeiß. Es ſteht zu tief unter uns. Ueberdem iſt kein Einziger dieſer Dummköpfe im Stande engliſch zu ſprechen, wodurch jede Berührung zwiſchen ihnen und uns vollends unmöglich gemacht wird. Letzthin haben wir den Papſt und die Kardinäle in einer Prozeſſion geſehen. Bei dieſer Veranlaſſung haben wir, zur Aufrechthaltung der Ehre von Altengland, die Hüte **nicht** abgenommen, während die italieniſchen Lumpenhunde rings um uns auf den Knien lagen.

„„Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß die Küche hier ganz abſcheulich iſt. Sollten Sie es glauben, daß als wir letzten Sonntag einen Pudding zubereiten wollten, wir nirgends Rhum erſter Qualität auftreiben konnten? Außerdem mußten wir auch noch eine Menge anderer Zuthaten entbehren. Ich benutze zugleich dieſe Gelegenheit, um Ihnen zu ſagen, mein lieber Herr, daß ich gern des Erzieherchens mich entledigt ſehen möchte, den Sie mir beigeſellt haben. Er iſt ein in jeder Hinſicht kläglicher Geſellſchafter. Dieſer Schurke quält mich unaufhörlich, eine Menge fremder Leute zu ſehen, die er, ich weiß nicht wo zuſammenrafft, wie wenn meine guten britiſchen Bekannten nicht ſchon genügend für mich wären.

„„Ich ſchließe mit der Nachricht, daß es jetzt vollkommen an Geld gebricht. Ich muß ſo bald als

möglich meine Spielſchulden bezahlen. Aber bekomm ich wieder Glück, ſo wird mit Leichtigkeit alles ausgeglichen ſein. Schicken Sie mir alſo recht ſchnell ſo viel Geld, als Sie nur immer auftreiben können, und glauben Sie, daß ich ſtets ſein werde:

Ihr gehorſamer Sohn,

G. L.“

Squire Lavender theilt auch noch einen Brief mit von ſeines Sohnes Erzieher, worin dieſer, indem er ihm getreulichen Bericht abſtattet über die Ausſchweifungen und den Ungehorſam ſeines Zöglings, den Vater dringend einladet, den jungen Menſchen nach England zurückzurufen, weil es unmöglich ſei, daß er in dem letzten ungebildetere und verdorbenere Briten finden könne, als die, mit denen er in Italien zuſammengetroffen iſt.

Lavender entſchließt ſich bald, wie man ſich leicht denken kann, ſeinem Erben und Stammhalter den Befehl zukommen zu laſſen, unverweilt ſich bei ihm wieder einzuſtellen. Der Brief endet mit einigen allgemeinen Betrachtungen über die Erziehung der Kinder, wie über die Mühe, welche die Eltern ſich geben, die Verſtandeskraft jener zu entwickeln und mit Kenntniſſen zu bereichern, ohne es ſich beikommen zu laſſen, in den erſten Regeln des Anſtandes und der Geſelligkeit ſie zu unterrichten.

Vergleicht man die Einzelnheiten und den Ton im Briefe des jungen Lavender mit der Exiſtenz und dem Benehmen der heutigen reiſenden Engländer, ſo iſt es unbeſtreitbar, daß aller Vortheil einer ſolchen Parallele auf Seite der letzten ſich neigt. Man muß indeß nicht überſehen, daß ein ganzes Jahrhundert

der Geſittung zwiſchen jener Zeit und der Gegenwart ſich befindet. Mildert man dagegen einzelne rohe Ausſchweifungen, verſchleiert man die äußern Anzeichen des Laſters, ſo bemerkt man bald, daß die Zivilisation andere, ohne Zweifel beſſer zugeſtutzte, heuchleriſchere Mißbräuche eingeführt hat, die gerade deßhalb um ſo gefährlicher ſind, weil ſie nicht mehr von gewiſſen vereinzelten Individuen angenommen werden, ſondern oft von ganzen Fraktionen der höhern Stände, und weil ſie bis in ſein geheimſtes Inneres den eigentlichen Nationalkarakter verderben.

Bei allen Völkern reiſet man. Aber es iſt erwieſen, daß der Brite allein ein geborner Reiſender iſt. Die Reiſewiſſenſchaft iſt für ihn eine wirkliche Kunſt geworden, in Axiome und perſönliche Vorſchriften eingekleidet, wovon vielleicht er allein die vollkommene Theorie und Praxis beſitzt. Er verdankt ſeine Ueberlegenheit zuvörderſt ſeiner Eigenſchaft als Inſelbewohner, die ihn vorſichtig und methodiſch macht, ſodann einer gewiſſen altſächſiſchen Unerſchrockenheit, die ihn, ohne ſie zu ſcheuen, alle vom Reiſeleben unzertrennlichen Zufälle und Unannehmlichkeiten ertragen laſſen.

Die Einförmigkeit in Tracht, Sprache und Benehmen, die man mit Recht dem britiſchen Reiſenden der gewöhnlichen Gattung zum Vorwurf machen kann, iſt nirgends auffallender, als in Italien, auf dieſem ſo fruchtbaren und abwechſelnden Boden, wo die immerwährende Anregung der ſchönen Künſte die Hintanſetzung aller Förmlichkeiten gewiſſermaßen rechtfertigt. In jedem geſitteten Menſchen ſpiegeln ſich mehr oder weniger die Schattirungen, das Farbenſpiel,

der allgemeine Ton des Horizonts ab, wovon er ſich umſchloſſen ſieht, wie des Klima's, in das ſein Wille oder Zufall ihn verſetzt. Der Engländer allein bleibt ſelbſt in Italien in ſeiner urſprünglichen Ungeſchmeidigkeit, ſcheinbar jedem äußern Eindrucke unzugänglich, und ohne merkliche Theilnahme für alles ihn umgebende in ſich ſelbſt verſchloſſen.

Dieſe Einſeitigkeit, die beinah immer unausſtehlich iſt für die ſüdländiſche Lebendigkeit, wirft durchgehend ein ſehr ungünſtiges Licht auf die Grundſätze und Gedanken, welche die Briten mit ſich auf den Boden Italiens übertragen. Schon oft hat man die Frage aufgeworfen, ob eine ſolche Reiſe für ſie eine Schicklichkeits- und Modeſache ſei, als die Befriedigung eines wirklichen Bedürfniſſes zu ſehen und ſich zu unterrichten? In Florenz, vorzüglich aber in Mailand kann man hundert Züge von Leichtſinn, Uebereilung und Inkonſequenz hören, die auf Rechnung der Franzoſen erzählt werden. Aber jede Anekdote, worin ſprichwörtliche Fühlloſigkeit oder Gemüthshärte, nicht ſelten ſogar vandaliſche Rohheit die Hauptrolle ſpielen, hat beinah unvermeidlich einen Engländer zum Haupthelden. Den Briten ſchreiben die Italiener die Aeuſſerung jenes Reiſenden zu, der, als er mitten in der Nacht von dem ihn fahrenden Poſtknecht erfuhr, daß ſie ſo eben Ferrara verließen, mit einem erleichternden Seufzer ausrief: „Noch eine Stadt geſehen!"

Alle Welt kennt auch die Geſchichte jenes Engländers, der, müde immer von der Peterskirche in Rom reden und die Pracht dieſes Gebäudes rühmen zu hören, ſich plötzlich in den Poſtwagen warf, ohne

irgend einen andern Gegenſtand zu beachten nach Rom eilte, in dieſer Stadt einige Minuten vor der berühmten Kirche ſtehen blieb, und mit dem Ausruf: „Nichts als das!“ wieder in ſeine Kutſche ſtieg und nach England zurückkehrte, ohne etwas anderes ſehen zu wollen.

Dergleichen Anekdoten können freilich jenen fabelhaften Anſchuldigungen beigeſellt werden, welche die Schalkheit der Völker ſich gegenſeitig leihet. Nichts deſto weniger iſt es beachtungswerth genug, daß die meiſten ſolcher karakteriſtiſchen Züge vorzugsweiſe den Briten zugeſchrieben worden. So viel iſt gewiß, daß in Italien, obſchon es ſehr beträchtliche Vortheile von den engliſchen Reiſenden gewinnt, ſich dennoch nie eine, wenn auch nur oberflächliche Gleichſtimmung, zwiſchen ſeinen Einwohnern und den längere Zeit in ihrer Mitte verweilenden Briten feſtgeſtellt.

Ne hanno (ſie haben Geld), das iſt der große Beweggrund, um deſſentwillen der Italiener ſo viel Ehrfurcht heuchelt für jeden Reiſenden, der ſeiner Kleidung und ſeiner Equipage nach ihm ein Engländer zu ſein ſcheint. Die Camerieri zeigen ſich nie unterwürfiger und zuvorkommender, als gegen einen ſolchen. Der Gaſtwirth ſelbſt eilt bis an den Kutſchenſchlag, um Herren und Damen beim Ausſteigen behilflich zu ſein, wenn er auf dem Hintertheil des Reiſewagens ein Kammermädchen, bekleidet mit einem ſchottiſch gewürfelten Mantel bemerkt. Er erkennt darin für ſich eine jener bonnes fortunes, deren finanzielle Wichtigkeit in Italien übertraglich geworden, und die ſich leider nicht ſo lange feſtbannen läßt, als man ſehnlich wünſcht.

Es begreift ſich indeß leicht, daß ein großer Unterſchied beſteht zwiſchen ſolchen eigennützigen Achtungsbezeugungen und der wirklichen Achtung, die man für jemand hegt, deſſen gute Eigenſchaften man kennen gelernt. Die Proeminenz des Reichthums, oder wie Ariſtoteles ſagt, „die Plutokratie,“ vor Allen die der Briten, ſollte mehr darauf bedacht ſein, durch Freundlichkeit und herablaſſendes Weſen, als durch Trotz und Nichtachtung ſich geltend zu machen. Sie ſchadet ſich nicht weniger durch ihre Prunkſucht, als durch ihren Ton und ihr Benehmen inmitten von Leuten, die im Durchſchnitt wenig bemittelt ſind, dagegen aber eine natürliche Höflichkeit und einen angebornen Anſtand beſitzen, die man vergebens bei ihren Gäſten ſuchen würde.

Wir haben uns mehr wie einmal in dem Fall befunden, den Engländer und den Italiener in Parallele zu ſtellen, um uns zu erklären, woher eigentlich die Kälte rühren mag, womit der erſte überall, wohin er kommt, behandelt wird. Der Italiener iſt von Natur zuvorkommend und geſprächig. In ſeinen Beziehungen zu den ſein Land bereiſenden Fremden beurkundet ſich eine Gefälligkeit, die nicht ſelten einen etwas knechtiſchen Anſtrich gewinnt, den man unter der Benennung „Ciceronismus“ bezeichnet, und die im Grunde nichts iſt, als der Wunſch, die Honneurs der Sehenswürdigkeiten und Meiſterwerke zu machen, als deren Bewahrer und Inhaber der Bewohner der apenniniſchen Halbinſel ſich betrachtet.

Man beobachte nur in Florenz oder Rom einen Briten, der ſich an einen Vorübergehenden wendet, um ſich bei ihm nach dem Wege zu erkundigen, den

er einzuſchlagen hat, um nach einem gewiſſen Gebäude zu gelangen. Er gibt ſich gewaltſam einen ſteifen Nacken, behält den Hut auf dem Kopfe, zieht die Augenbraunen zuſammen, drückt die Lippen aufeinander und ſpannt alle Muskeln ſeines Geſichts. Der Italiener ſeinerſeits antwortet ihm mit dem Hut in der Hand, mit lächelndem Munde und der wohlwollendſten Haltung. Beim Anblick einer ſolchen Gruppe, die man häufig genug im Korſo oder auf irgend einem großen Platze gewahrt, möchte man vorausſetzen, der Engländer ſei der Beſchützer und Zurechtweiſer und der Italiener ſei der von ihm Verpflichtete.

Nicht ſelten kehrt der letzte ſogar auf ſeinem Wege um, oder er verändert wenigſtens die Richtung des bisher von ihm verfolgten, ſeine Geſchäfte oder ſein Vergnügen hintanſetzend, um den irregegangenen Touriſten ſelbſt an Ort und Stelle zu begleiten, wonach dieſer, ſtatt alles Dankes, ihm ein trockenes „good day“ zumurmelt, oder ihn mit einer gnädigen Handbewegung entläßt. Solch Benehmnn erklärt denn auch das immer mehr um ſich greifende Uebelwollen und den nur mühſam verborgenen Haß der Einwohner Italiens gegen alle britiſchen Reiſenden.

Verweilen dieſe längere Zeit in einer Stadt, ſo ſieht man ſie bald in ihren mathematiſch zugeſchnittenen, oder vielmehr verſchnittenen, feſt Achſeln und Hüften umſpannenden, Kleidern erſcheinen, in ihren oft lächerlichen, immer ſonderbaren Moden, deren Ausfuhr wohlverſtandene Nationalklugheit verbieten ſollte.

Inmitten aller Karavanen junger Reiſender, die

in Italien ſich durchkreuzen, um das Land und ſeine Merkwürdigkeiten mit mehr oder weniger Nutzen, mehr oder weniger Sparſamkeit kennen zu lernen, zeichnet ſich immer und überall der Brite durch ſeine unüberwindliche Neigung zur Selbſtſucht aus, die ſich in ſeinem ganzen Benehmen offenbart. Er hat ſich im Voraus den zu verfolgenden Weg vorgeſchrieben und ſtrebt ſeinem Ziele mit der Beharrlichkeit der Magnetnadel in einem Kompas zu. Nichts auf der Welt vermag ihn von ſeinem urſprünglichen Plan abwendig zu machen, und eher reißt er ſich von der angenehmſten, belehrendſten Geſellſchaft los, als daß er, wenn auch nur einige tauſend Schritte von ſeinem Wege abweichen ſollte.

Er iſt nicht ermüdend, weil er gewöhnlich ernſt und ſchweigend bleibt, und nur den Mund öffnet, um zu fragen, oder um über irgend einen Gegenſtand die erforderliche Aufklärung ſich zu verſchaffen. Die ganze übrige Zeit verwendet er zum Selbſtgeſpräch, oder zu ſtummer Unterhaltung mit ſeinen Gedanken und mit ſeinem Gewiſſen. Nimmt man ihn zum Reiſebegleiter an, ſo muß man ſich im Voraus darauf gefaßt machen, nach einem vierzehntägigen vertraulichen Umgang, eines Morgens ſich plötzlich von ihm verlaſſen zu ſehen, ohne daß er es oft ſelbſt der Mühe werth erachtet, Abſchied zu nehmen...

Der engliſche Touriſt iſt berühmt durch ſeine übertriebene Unabhängigkeitsliebe, die ihn veranlaßt, ſich in demſelben Augenblicke abzuwenden und ſeinen Geſellſchafter zu verlaſſen, wo dieſer auf dem beſten Fuße mit ihm zu ſtehen glaubt. Sein alleiniger Reiſezweck iſt, zu ſehen, und vor Langweile ſich zu bewah-

ren, weßhalb er die Reiſenden, mit denen der Zufall ihn zuſammenführt, bald als Spielzeuge, oder Zurechtweiſer und Dollmetſcher gebraucht. Wenn er ſodann des Spielzeugs überdrüßig geworden, oder das Wörterbuch erſchöpft hat, ſcheint es ihm ganz einfach, davon mit eben ſo wenig Vorſicht und Förmlichkeit ſich abzuwenden, als wenn er eine Flugſchrift bei Seite wirft, und ein Muſeum oder ein Theater verläßt.

Die britiſchen Reiſenden in Italien ſuchen ſich nicht, und haben wenig Umgang mit einander, weil ſie wohl wiſſen, wie wenig wirkliche Vortheile ſie dadurch erzielen würden. Das Sprichwort ſagt: „Wölfe legen ſich gegenſeitig keine Fallen." Aus demſelben Grunde veranlaßt der Eigenſuchtsinſtinkt, den jeder Brite bei einem andern Briten erkennt, dem Umgang mit Fremden vor dem mit ſeinen Landsleuten den Vorzug zuzugeſtehen. Der ſcheinbare Vorwand iſt das Verlangen ſich zu unterrichten und über verſchiedene Gegenſtände ſich Aufſchluß zu verſchaffen; die eigentliche Urſache aber iſt der Vorſatz, den Einfluß auszubeuten, den der immer eintönige, unbewegliche Engländer auf Reiſende von andern Nationen geltend zu machen weiß. Er allein hat das Talent, ſich immer gleich zu bleiben, und den doppelten Vortheil ſeines Temperaments, wie ſeines Aeußern zu genießen. Der Franzos dagegen, der von Natur unbeſonnen iſt, wird auf einer mehrmonatlichen Reiſe ſich unzählige Mißgriffe und Irrthümer zu ſchulden kommen laſſen. Er wird von Kutſchern, Trägern, Gaſtwirthen, Aufwärtern, Lohnbedienten, lockern Frauenzimmern, Bettlern, Induſtrierittern und Land-

ſtreichern jeder Art, wovon es in allen bedeutenden Städten Italiens wimmelt, hintergangen werden. Merkt er das endlich zu ſeinem Schaden, ſo wird er ſchimpfen, fluchen, alle Provinzen, Städte, Dörfer, Wirthshäuſer, Kirchen, Muſeen ꝛc., ja die päpſtliche Heiligkeit ſelbſt zu allen Teufeln wünſchen. Aller Geſinnungsverſchiedenheit ungeachtet, wird jedoch immer zwiſchen dem Italiener und Franzoſen etwas Uebereinſtimmendes, Brüderliches, etwas Vertrauliches bleiben, das allein den Reiſenden in die eigentlichen Sitten und den wahren Karakter eines Volkes einzuweihen vermag.

Der Franzos allein findet in Rom, Neapel oder Mailand jene gutmüthigen, mütterlichen Wirthinnen, welche die Vorſicht des Künſtlers oder des unbemittelten Pilgers werden. Im Innern der Familien bieten ſich ihm die Erinnerungen vom Dache Evanders, die er durch ſeine Höflichkeit und durch ſeine muntere Laune herbeizuſchwören vermag. Dadurch erlangt er auch Zutritt zu den wenigen Familiengeſellſchaften in einigen Städten Italiens, wie zu den zierlichen und geheimnißvollen Ridotti der Theater la Scala und San Carlo. Bei ſeinem Abſchiede darf er verſichert ſein, Freunde zurück zu laſſen. Wie die Perſon bei Shakeſpeare kann er ſagen, daß er in der Fremde nicht allein Gegenſtände und Dinge, ſondern auch Herzen in Bewegung geſetzt.

Der Engländer dagegen kann ſich nur die für ſeine Eigenſchaft befriedigende Genugthuung gewähren, daß er in Italien ſo wenig als möglich ſich habe wo nicht prellen, doch im Großen nicht hintergehen laſſen. Durch ſeine Kälte und ſeine Unbeweglichkeit

hat er mit Vortheil immer der italieniſchen Liſt, die überdem viel von ihrer alten Berühmtheit verloren hat, die Spitze geboten. Dadurch, daß er theurer als alle übrigen Reiſenden gelebt, hat er allein das Vorrecht ariſtokratiſcher Wirthshausauszeichnung genoſſen, die ihm übrigens nicht den mindeſten wirklichen Vortheil gewährt. Er hat überall eigennützige Achtungsbezeugungen genoſſen und iſt jedermann fremd geblieben. Denn der Italiener lernt vom Briten ſelten oder nie etwas mehr kennen, als ſein Geſicht und ſeinen Geldbeutel. Er behandelt ihn als Herr, in der Unmöglichkeit ihn als Freund zu behandeln.

Der Engländer ſeinerſeit lernt in Italien kein anderes Vergnügen kennen, als das von ihm bezahlte, das grade nicht immer das angenehmſte iſt. Solcher Vereinzelung, dem unausbleiblichen Ergebniß ſeines im voraus genommenen Entſchluſſes, kalt, untheilnehmend und eigenſüchtig zu beharren, iſt es zuzuſchreiben, daß er nach einem fünf- bis ſechsmonatlichen Aufenthalt in Italien dies Land nicht beſſer kennt, als wenn er während fünf oder ſechs Tagen verſchiedene Beſchreibungen, Karten und Zeichnungen über daſſelbe durchblättert hätte.

Man weiß, daß Italien auſſerdem noch von gewiſſen Engländern als die willkommene Zufluchtsſtätte aller von London und andern beträchtlichen Städten Großbritanniens ausgewanderten Induſtrieritter, Bankerottirer oder Schriftverfälſcher betrachtet wird. Daher kommt es, daß die meiſten in der apenniniſchen Halbinſel reiſenden Briten ſich mit mißtrauiſchen Blicken hüten und gegenſeitig vermeiden, wie wenn ſie Ausſätzige wären.

Es gibt in mehren kleinen Städten Ober-Italiens, vorzüglich auf der Straße zwiſchen Mailand und Venedig, einige Uebergangs-Gaſthäuſer, wo man nur einen oder zwei Tage ſich aufzuhalten pflegt, um einen rückkehrenden Vetturino zu erwarten, oder eine Oertlichkeit zu ſehen, die eines verlängerten Aufenthalts nicht würdig iſt. Befindet man ſich nun einmal in einem ſolchen Falle, ſo flüchte man ſich lieber unter das elendeſte Obdach, als in eine ſolche Herberge, die hundertmal gefährlicher iſt, als die Höle des Kakus, wenn der Wirth dem Reiſenden von der Thürſchwelle die ungaſtlichen, mißtönenden Worte zuruft: „Wir haben eine engliſche Familie bei uns!“

Denn man darf ſich darauf verlaſſen, das ganze Haus mit Sturm genommen, überſchwemmt, geplündert, beunruhigt zu ſehen von jener Sippſchaft, die ſich unter dem beſcheidenen, ehrwürdigen Namen „Familie“ eingedrängt. Das Monopol, das ſie über alle Zimmer ſich angemaßt, beſchränkt den zuletzt Kommenden auf die Nothwendigkeit, in einer Bodenkammer zu ſchlafen, und zwar ohne Kopfkiſſen, ohne Bettdecke, oft ſogar ohne Licht. Fordert man von dem Cameriere eines jener nothwendigen Geräthe, die ſich nicht leicht entbehren laſſen, ſo muß man ſich auf die Antwort gefaßt machen: „Alles iſt von den Engländern bereits genommen worden.“ Stiefelknechte, Lichtputzen, Waſchbecken, Handtücher, Bürſten, Diener, vom Oberaufwärter bis zum letzten Piccolo, mit einem Worte, das ganze Haus, mit allen ſeinen Bewohnern und Zugehörungen gehört ausſchließend der britiſchen Familie, die durch ihren Reiſeaufwand an den des

bekannten Prinzen Johann von Paris, jedoch ohne deſſen Heiterkeit und verführeriſche Laune, erinnert.

Um jedoch in ihrer ganzen Ausdehnung und Entwickelung die vielberüchtigte Eigenſucht der berühmten Frau von Stael zu ermeſſen, muß man ſich mit einer engliſchen Familie bei Tiſche befunden haben, wo ſie unvermeidlich immer den oberſten Theil des Tiſches einnimmt und zwiſchen ſich und den übrigen Gäſten die Diſtanz von wenigſtens drei bis vier Gedecken läßt. Die Gerichte gelangen zu den letzten erſt, nachdem ſie von acht oder zehn Perſonen mit jener Eßluſt der britiſchen Reiſenden, die weder Maß noch Ziel kennt, unterſucht, berochen, dezimirt und auf nichts reduzirt worden. Es ergibt ſich daraus, daß der Fremde ſich oft genöthigt ſieht, ſeine ganze Mahlzeit auf einige Gemüſe oder auf etwas Stracchino zu beſchränken, weil alles übrige, was nur irgend einen beſſern Nahrungsſtoff zu bieten vermag, von jener Hyder verſchlungen worden, die man eine engliſche Familie nennt, und die in ihrem Zuſammenraffungs-Syſtem die übrigen Gäſte nur als Weſen untergeordneten Ranges betrachtet, die unwürdig ſind, mit ihr auf eine andere Weiſe zu Tiſche zu ſitzen, als um die von ihr übrig gelaſſenen Reſte und Broſamen zu verſchlingen.

Mehr als ein britiſcher Reiſender hat ſich von den Annehmlichkeiten des Klimas, dem zuvorkommenden Weſen der Einwohner und den Bequemlichkeiten des italiſchen Lebens bewegen laſſen, ſein unſtätes Zelt auf dieſem geſegneten Boden für längere Zeit aufzuſchlagen Florenz iſt von jeher die Stadt geweſen, wofür die

Engländer die meiſte Vorliebe gehegt, weshalb man auch wohl manchmal von ihm ſagt: es ſei mehr eine britiſche Kolonie, als eine italieniſche Stadt. So viel iſt jedenfalls gewiß, daß der Einfluß der engliſchen Sitten und Gebräuche in ihm bemerklicher iſt, als in irgend einer andern Oertlichkeit der Halbinſel. Dagegen findet man hier aber auch Angehörige der drei vereinigten Königreiche, die Muth genug gehabt, offen den italieniſchen Gewohnheiten ſich zuzuneigen, ohne ganz auf die ihres Vaterlandes zu verzichten.

Mancherlei Bemerkungen über England.

Beware of your pokets, Gentlemen, there are thieres in the crowd! Hütet eure Taſchen, ihr Herren! es ſind Diebe unter uns! Als dieſe Ausrufung eines Konſtablers am Eingang des Drurylanetheaters zuerſt unſere Ohren traf, beſtand unſere erſte unwillkührliche Bewegung darin, unſere Rockſchöße zu ergreifen, und ſie in Sicherheit zu bringen. Wir blickten ſodann um uns, um die Diebe zu entdecken, vor welchen die Stimme des Polizeidieners uns gewarnt. Wir ſahen nur vier Frauenzimmer und fünf oder ſechs junge Männer, die man ihren Mienen nach auf keinen Fall für unehrliche Leute halten konnte. Wir waren alſo die einzigen, die, als Fremde, dem öffentlichen Verdacht preisgegeben wurden. Dieſe Manier, vor den Dieben zu warnen, iſt einer von den tauſend alten Gebräuchen, auf die zu verzichten man ſich in England nicht ſo leicht gewöhnen kann.

Die beiden königlichen Theater Drurylane und Coventgarden ſind vorzüglich dem Trauerſpiel und dem Schauſpiel gewidmet; aber ſeit einiger Zeit werden ſie für die untergeordneten Zweige der dramatiſchen Literatur vernachläſſigt. Die beſten Schauſpieler von Coventgarden ſind Kemble, Yung und Macready. Drurylane hat dagegen nun Kean; Liston iſt ein vortrefflicher Komiker; Farren iſt unnachahmlich in den Karrikaturen, vorzüglich in den alten Soldaten. Knight ſteht mit ihm faſt auf gleicher Linie.

Die Engländer ſind durchaus von den Schottländern und Irländern verſchieden. Ohne die Energie und Lebhaftigkeit der Letztern, oder die Gewandtheit der Andern zu haben, erſetzen ſie den Mangel dieſer Eigenſchaften durch einen andern, die den Grundzug ihres Nationalkarakters ausmacht, und die von ihnen ſelbſt stiffness oder Steifheit genannt wird. Dieſer Fehler verdirbt den Karakter auf dieſelbe Weiſe wie die Stärke die Wäſche, er verändert ſeine Farbe und nimmt ihm alle Geſchmeidigkeit. Die Zuvorkommenheit iſt in England eine exotiſche Pflanze, die dem Volke unbekannt iſt, und nur von der raffinirteſten Eitelkeit kultivirt wird. Die mittlern Klaſſen treiben die stiffness bis zur Albernheit. Die Geſellſchaften ſind Verſammlungen ohne alle Heiterkeit und frohe Laune, und ſelbſt der Tanz findet mit einer ſolchen Feierlichkeit ſtatt, daß man darüber vor Langeweile ſterben möchte. Die Familienvergnügungen ſelbſt machen davon keine Ausnahme, und die nächſten Verwandten reden ſich nicht anders als durch Master oder Mistriss, Sir oder Milady an.

Man begreift ſehr leicht, daß in Folge eines ſo

unausſtehlichen Zwangs, jede Freiheit ſowohl aus der Unterhaltung als aus dem gegenſeitigen Benehmen verbannt iſt. Geiſt und Herz können ſich nie in das Geſpräch miſchen, und man iſt gezwungen geweſen, ſich eine durchaus eigene, gleichgültige Sprache zu ſchaffen, ſo daß der engliſche Geſellſchaftston einen wahren diplomatiſchen Karakter hat. In den Sälen zu London hat man einen eigenen Kodex über die Kunſt, vom Regen und ſchönen Wetter zu ſprechen.

Obgleich die Engländer körperlich nicht ſo ſtark ſind als die Irländer, ſo ſind ſie doch, vorzüglich in den nördlichen Grafſchaften, faſt eben ſo wohlgebildet. Ihre Züge ſind meiſtentheils regelmäßig ſchön, ſie haben einen gewiſſen Anſtand darinn, d. h. einen kalten, ernſten Ausdruck, eine gerade Naſe und ein langes Geſicht. Dieſe Länge iſt manchmal ſelbſt übertrieben, vorzüglich durch die große Ausdehnung der untern Kinnlade. Die Schönheit der britiſchen Phyſionomie iſt beim weiblichen Geſchlechte noch bemerklicher. Viele davon ſind im Frühlingsalter wirklich engliſch, ſowohl hinſichtlich der Schönheit der Züge, als wegen der Zartheit und des unausſprechlichen Ausdrucks der Unſchuld und Ruhe.

Nichts iſt ſonderbarer als der Kontraſt, der zwiſchen der Wirklichkeit gewiſſer Dinge exiſtirt, und der Idee, die man ſich, bevor man ſie geſehen, von ihnen macht. Wenn man an die Wichtigkeit der Debatten des engliſchen Parlaments denkt, wenn man ſich erinnert, daß nach den Berathungen dieſer Verſammlung, neue Königreiche geſchaffen, und alte Staaten vernichtet worden ſind, daß das Blut mehrer Millionen Menſchen zu Lande und auf der See

gefloſſen, und daß dadurch oft die Geſtalt des ganzen Erdballs verändert worden iſt, ſo bildet man ſich ein, daß in ihnen Alles mit einer Würde und Feierlichkeit betrieben wird, die der großen Gewalt angemeſſen ſind, welche ſie auszuüben im Stande iſt.

Um ſo größer iſt daher das Erſtaunen des Fremden, wenn er das Haus der Gemeinen betritt, und einen ſchmalen, ſchmutzigen, unbequemen Saal erblickt, der 700 Volksvertreter in ſich aufnehmen ſoll, in dem kaum 300 Platz finden. Wie ſehr verwundert er ſich, in der Kleidung der Mitglieder nicht das geringſte Zeichen ihrer Würde zu entdecken, ſondern vielmehr junge Leute zu erblicken, die eben ſo gekleidet ſind, wie ihre Bedienten, und die auf den Bänken ſchlafen, ſtatt Theil an den Verhandlungen zu nehmen, die das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes betreffen. Die meiſten Mitglieder des Unterhauſes finden ſich im Reitanzuge, geſtiefelt und geſpornt, mit der Reitpeitſche in der Hand, ein. Lord Liverpool und mehre andere Miniſter erſchienen in ſchwarzen Kamaſchen, weiten Beinkleidern, Ueberröcken und ſchwarzen Halsbinden. Alle haben die Hüte auf den Köpfen, wie die Juden in den Synagogen, und wenn ihn Jemand abnimmt, ſo iſt es nur, um das Wort zu begehren, und zu ſprechen. Der Präſident allein iſt im Magiſtratsgewande, und trägt eine große Perücke, die ſeine Schultern bedeckt. Auf dem Tiſche vor ihm liegt eine Keule, das Zeichen ſeiner Würde. Es gibt keinen Rednerſtuhl im Unterhauſe, ſondern jeder ſpricht auf ſeinem Platze, oder naht ſich dem Tiſche des Präſidenten.

Die Londoner Gerichtshöfe beſtrafen Jeden, der

ein Thier martert, und gegen die Herabwürdigung der intereſſanteſten Hälfte des menſchlichen Geſchlechts gibt es kein Geſetz. Ein Mann, der mit ſeiner Frau unzufrieden iſt, und ihre eheliche Treue bezweifelt, kann ſie auf öffentlichem Markt verkaufen, wo ſie, mit einem Strick um den Hals, auf dieſelbe Weiſe angebunden wird, wie das feilgebotene Vieh. Die Verſteigerung wird manchmal durch einen Häſcher, gewöhnlich aber durch den Mann ſelbſt vorgenommen. Iſt man über den Preis übereingekommen, der ſelten einige Schillinge überſteigt, ſo bindet der Käufer die Frau los, und führt ſie, den Strick um den Hals, über den Platz, wonach er ihr das Seil abnimmt, und ſich mit ihr in ſeine Wohnung begiebt. Dieſe manchmal ſehr häufigen Verkäufe werden vom Volke Hornmarket genannt. Das gekaufte Frauenzimmer wird die rechtmäßige Gattin des Käufers.

In allen Städten, Dörfern und Meiereien genießen Arme und Reiche, Fromme und Gottloſe ihre fünf Mahlzeiten täglich. Die erſte, Breakfast oder Frühſtück genannt, beſteht aus Thee und Milch, kaltem Fleiſch und Butterſchnitten. Die reichere Klaſſe fügt noch warme Beef steaks und weichgeſottene Eier hinzu. Man genießt dieß Mahl zwiſchen acht und zehn Uhr Morgens. Das zweite Frühſtück, oder Launcheon (in den britiſchen Kolonien Typhin genannt) beſteht aus Butterſchnitten, Gloſterkäſe und Sandwichs oder Fleiſchſchnitten, die zwiſchen zwei Stücke Brot gelegt werden. Während der Früchtezeit werden auch noch Früchte, am meiſten Orangen, gegeben. Man nimmt dieſen Imbiß zwiſchen zwei und drei Uhr Nachmittags. Um fünf, ſechs oder

ſieben Uhr wird zu Mittag geſpeiſet. Zwei Stunden darauf wird der Thee gegeben, mit dem noch allerlei Kuchen, Butterbrote und andere Eßwaaren erſcheinen. Das letzte Mahl endlich iſt das Abendeſſen, das man kurz vor dem Schlafengehen genießt. Bier iſt das Hauptgetränke der Briten. Man trinkt bei Tiſche gewöhnlich Porter und Ale, und von Zeit zu Zeit einige Gläſer Madera, Porto und Xeres, den man Scherry nennt.

Kleine Kronik neuer geſellſchaftlicher Ereigniſſe.

Folgen des Leichtſinns und der Völlerei.

Sir Wilhelm Jones Burdett, Neffe des berühmten Mitgliedes des britiſchen Parlaments, Sir Francis Burdett, hatte vor einiger Zeit mit mehren ſeiner Freunde die Nacht mit einem Trinkgelage zugebracht, wobei es ſehr laut und ſtürmiſch hergegangen war. Am Morgen, und bevor ſie ſich trennten, ließen ſie in der Taverne zur Krone und zur Diſtel, in der Nähe von Haymarket, ſich noch zwei Flaſchen Branntewein geben, um Punſch zu machen.

Sir Burdett forderte nun den Kabriolet-Kutſcher Johnſon, genannt Nobby, heraus, eine Flaſche Branntewein mit einem Zuge auszuleeren. Dieſer zeigte ſich dazu bereit, unter der Bedingung, daß man ihm dafür 5 Schilling (3 fl.) zahle. Er gewann die Wette, doch nur auf Koſten ſeines Lebens, indem er vom Schlag gerührt, augenblicklich zu Boden

ſtürzte. Vergebens bediente man ſich der Magenpumpe, um einen Theil des tödtlichen Getränkes zu beſeitigen. Alle Mühe war vergebens und Nobby mußte unter gräßlichen Schmerzen ſeinen Geiſt aufgeben.

Dies Ereigniß gab Veranlaſſung zu einer Doppelprozedur, wovon unmittelbar die eine auf die andere folgte. Zuerſt wurde Burdett nach dem Polizei-Büreau in der Marlboroug-Straße gebracht und daſelbſt als Trunkenbold, der Veranlaſſung zu öffentlichem Skandal gegeben, zu 5 Schilling Strafe verurtheilt. Dann führte man ihn nach dem Wirthshauſe zum Mann im Monde, wo er der gerichtlichen Unterſuchung in Gegenwart von Nobbys Leichnam beiwohnen mußte. Er war ſehr niedergeſchlagen und bezeugte ſein Bedauern über was ſich zugetragen, mit dem Hinzufügen, daß man die Schuld davon nicht ſeinem Herzen, ſondern ſeiner Betrunkenheit, die ihm alle Ueberlegungskraft geraubt, zuſchreiben möge. Einer der Geſchwornen erhob ſich mit vielem Nachdruck gegen die Exzeſſen, denen junge Männer von den erſten zur Ariſtokratie gehörigen Familien zu überlaſſen ſich nicht ſcheuen. Er verlangt, daß man ſie für den daraus ſich ergebenden Schaden verantwortlich machen möge.

Die Geſchwornen erklärten: „Nobby ſei vom Schlag gerührt worden, weil er, auf die ſehr tadelnswerthe Herausforderung Sir Wilhelm Burdetts und eines andern Gentlemans (der nicht namhaft gemacht worden), um eine Wette von fünf Schilling zu gewinnen, zu viel Branntewein getrunken habe. Der Coroner oder Unterſuchungsrichter fügte nun hinzu, daß wie verderblich Burdetts Begehen auch geweſen ſei, er ihn

dennoch deshalb nicht weiter belangen könne, weshalb er ihn, nach einer ſehr eindringlichen Einſchärfung, wieder in Freiheit ſetzte.

Doppelter Selbſtmord aus ehebrecheriſcher Liebe.

Drei Angeſtellte bei der Straßenpflaſterungs-Unternehmung in Paris, Namens Rigolet, Lamblin und Chaulin gingen letzthin Abends längs dem Kanal von Villette und vernahmen auf einmal, auf dem Quai Jemappes, vor der Poſtwagen-Werkſtatt Toulouſe durchdringendes Geſchrei, das von einer Perſon herzurühren ſchien, die man in den Kanal geſtürzt. Sie eilten nach der Stelle, von wo das Geſchrei herzukommen ſchien, und bemerkten beim ſchwankenden Lichte der Laterne eine auf dem Waſſer ſchwimmende Mütze, die von Zeit zu Zeit unter demſelben verſchwand, um bald nachher auf der Oberfläche wieder zu erſcheinen, wie wenn ſie der Bewegung eines ertrinkenden Körpers gehorchen müßte. Sie banden ſogleich einen Kahn los und ruderten gegen den räthſelhaften Gegenſtand. Bei demſelben angelangt überzeugten ſie ſich, daß es wirklich eine Mütze ſei, die von einem unter dem Waſſer befindlichen Menſchen in die Höhe gehalten wurde. Sie zogen dieſen heraus. Aber es war zu ſpät; er war bereits erſtickt.

Als ſie den lebloſen Körper ans Ufer gebracht, überzeugten ſie ſich, daß er der eines jungen, ſchönen Frauenzimmers war, das ihrer Kleidung nach zu den wohlhabenden Ständen zu gehören ſchien. Der Polizei-Kommiſſär des Stadtviertels beſcheinigte das Ab-

leben dieſer Perſon, bei der man keine Papiere, überhaupt nichts fand, was ihren Namen oder ihre Verhältniſſe hätte andeuten können, weshalb ihr Leichnam in der Morgue ausgeſtellt wurde.

Auffallend ſchien es gleich im erſten Augenblick, daß ſie eine Mannsmütze in ihrer erſtarrten Hand hielt, woraus ſich zu ergeben ſchien, daß ſie erſt in Folge eines Kampfes mit einem Individuum männlichen Geſchlechts in den Kanal geſtürzt worden. Indeß entdeckte man nicht die geringſte Spur irgend einer Gewaltthätigkeit an ihrem Körper, und mußte demnach vorausſetzen, daß es in dieſer Sache wahrſcheinlich um einen doppelten Selbſtmord ſich handle. Es wurden deßhalb weitere Nachforſchungen angeordnet, und wirklich zog man am andern Morgen, bei Tagesanbruch zwei männliche Leichen aus dem Waſſer, wovon die eine, bereits ſchwarz und entſtellt, dem Ausſpruch der Aerzte zufolge, bereits drei bis vier Wochen unterm Waſſer gelegen, die andere dagegen erſt ſeit wenigen Stunden darin ſich befunden zu haben ſchien.

Man fand nun auch den Schlüſſel zu dem bisher unerklärlichen Ereigniſſe. Das Frauenzimmer war die Gattin des Drechslers Bigot, wohnhaft in der Popincourt-Straße No. 44, die ſeit längerer Zeit mit dem Mechaniker Powels, der ebenfalls verheirathet war, vertrauten Umgang gepflogen. Gehindert in demſelben durch die Eiferſucht ihrer beiderſeitigen Gatten, faßten die Leichtſinnigen nun den Entſchluß, ſich gleichzeitig das Leben zu nehmen. Deßhalb hatte man die Frau Bigot mehrmals am Kanal hin- und hergehen ſehen. Powels hatte mit

Digitized by Google

Anbruch der Nacht ſeine Werkſtatt verlaſſen und ſich zu ihr begeben. Es ſcheint, daß beide ſich einander feſt umſchlungen und auf dieſe Weiſe ſich ins Waſſer geſtürzt. Powels verſank, während die Kleider der Bigot ſie noch einige Zeit auf der Oberfläche erhielten. Sie rief nun um Hilfe. Aber als die drei vorgenannten Männer ſie herauszogen, hatte auch ſie den letzten Kampf ſchon ausgekämpft. Sie hinterließ ein ganz kleines Kind, an dem ſie mit großer Liebe zu hängen ſchien. Powels ſeinerſeits raubte durch ſeine unbeſonnene Leidenſchaft ſeiner Frau, die von allen die ſie kennen, als ein Muſter von Tugend und Rechtſchaffenheit bezeichnet wird, und vier unmündigen Kindern, den einzigen Fürſorger und Ernährer.

Spiel des Zufalls.

Es hat ſich letzthin in einer Stadt ein Qui pro quo ereignet, das hinlänglichen Stoff zu einem recht hübſchen Luſtſpiel bieten, und als Gegenſtück zu der Komedie von Longpré, „die drei Hüte,“ dienen könnte. Die Szene ſpielt bei einem Speiſewirth, deſſen Säle immer ſehr beſucht ſind. Es fand ſich nun darin unter andern Gäſten auch ein Individuum ein, das einen großen Ueberrock über ſeine gewöhnlichen Kleider trug, den es auszog und an einen Reichel aufhing. Nach dieſer vorläufigen Verrichtung beſtellte es für ſich in einer Stunde eine Mahlzeit und entfernte ſich, ohne den Ueberrock mitzunehmen.

Gleich nachher erſchien ein dem Aeuſſern nach ſehr anſtändiger Mann, der ebenfalls ſeinen Ueberrock auszog und neben dem andern aufhing. Beide waren von gleicher Farbe und Größe. Als er abgeſpeiſet, nahm

er aus Verſehen den Ueberrock des andern, bekleidete ſich damit, ließ dagegen den ſeinigen zurück und ging ſeiner Wege.

Nach einigen Minuten kam ein Gewohnheitsbeſucher des Speiſehauſes, Hr. S**, der ſehr entrüſtet ſchien über einen Dieb, der ihm ſeinen Ueberrock entwendet, den er in einem nahen Kaffehauſe hinter ſich auf den Stuhl gelegt. Man wollte geſehen haben, daß der Dieb ſich zu dem Speiſewirth begeben und Hr. S. wünſchte zu wiſſen, was an der Sache ſei. Man ſagte ihm, daß wirklich vor einer halben Stunde ein Ueberrock aufgehängt worden von einem Unbekannten, der wahrſcheinlich bald wieder kommen werde, weil er ſein Eſſen beſtellt.

Hr. S. unterſuchte das ihm bezeichnete Kleidungsſtück; es war ſein Rock nicht. Niemand hatte die Verwechslung bemerkt, mithin war es unmöglich, über den eigentlichen Hergang der Sache ihm genügenden Aufſchluß zu geben. Er zog nun den erſten Aufwärter bei Seite und ſagte ihm im Vertrauen, daß er ſeine Geliebte, Fräulein L** eingeladen habe, mit ihm zu Abend zu ſpeiſen, weshalb er ein beſonderes Kabinet für ſich zu haben wünſche. Er entfernte ſich mit der wiederholten Aeuſſerung, daß er bald wieder kommen werde.

Der Mann, welcher ſtatt ſeines Ueberrockes den andern genommen, hatte ſich unterdeſſen nach Hauſe begeben und es ſich bequem gemacht. Er hatte den Rock über einen Stuhl geworfen und ſich in ſein Kabinet begeben. Seine Gattin, die eine gewiſſe Befangenheit an ihm bemerkt haben wollte, konnte ſich der Vermuthung nicht erwehren, daß ihr Gemahl auf

unrechtem Wege ſei, weshalb ſie ihm unruhig nachblickte und in banges Nachdenken verſank. Auf einmal fiel der Blick auf ein Blatt, das aus der Seitentaſche des Ueberrocks ihres Mannes gefallen war. Sie ergriff es ſchnell und las darauf nachſtehende Zeilen:

„Beſter Freund, ich kann Deinen Bitten nicht länger widerſtehen und werde mich heut Abend, Deinem Verlangen gemäß, zu dem Speiſewirth F. begeben. Nur ſorge ja dafür, daß mich niemand ſieht und ich nicht in übles Gerede komme.

Ewig Deine Julie.“

Man kann ſich denken, wie unangenehm ein ſolches Billet Madame D. überraſchte. Sie bewahrte bei alledem Kraft genug, ſich zu mäßigen und beſchloß ihren ungetreuen Gatten auf dem verabredeten Stelldichein mit ihrer Nebenbuhlerin zu überraſchen. Angelangt bei dem Speiſewirth, wurde ſie durch den Aufwärter in das für Fräulein L. beſtimmte Kabinet geführt, und Hr. S., der bald nach ihr kam, wollte ſich eben zu ihr begeben, als er einen eben Hereintretenden nach einem Ueberrock fragen hörte, den er zurückgelaſſen und wogegen er einen andern genommen haben wollte. Er näherte ſich ihm, nahm ihm das dargereichte Kleidungsſtück aus den Händen und erkannte es als das ihm gehörige. Hr. D. hatte nämlich ſeine Brieftaſche in ſeinem Rocke gelaſſen und ſie vergebens in dem in ſeiner Wohnung auf dem Stuhle ligenden geſucht, weshalb er ſich beeilt, dieſen zurückzubringen und dagegen den ſeinigen zu verlangen.

„Halte ich Dich endlich, Spitzbube,“ ſchrie ihm Hr. S. zu und ergriff ihn am Ohr.

Erſtaunt über ſolch Benehmen, wendete ſich Hr.

D. raſch um und rief mit drohender Stimme: Weſſen unterfangen ſie ſich?

Es kam zu einem immer heftiger werdenden Wortwechſel, der ſich leicht noch ernſter hätte geſtalten können, wäre nicht plötzlich Madame D. erſchienen. Die Stimme ihres Mannes war bis zu ihrem Ohr gelangt, ſie durchſchauete die eigentliche Verwickelung der Umſtände, öffnete die Thür des Kabinets und trat ganz unerwartet auf. Es war nun an ihrem Gatten, ſich zu wundern, wie ſie dahin gekommen. Glücklicherweiſe erklärte ſich der ganze Hergang der Sache zur Befriedigung aller. Die Ueberröcke wurden ausgetauſcht und man verließ ſich ohne Groll.

In demſelben Augenblicke wo Hr. und Madame D. Arm in Arm die Speiſewirthſchaft verließen und Hr. S. ſie bis zur Thür begleitete, kam Fräulein L. und hinter ihr der wirkliche Ueberrockdieb. Beide entfernten ſich ſo ſchnell wie möglich und Hr. S., dem man den letzten genau bezeichnet, befand ſich in peinlicher Verlegenheit, ob er eher dem Spitzbuben oder ſeiner Geliebten nacheilen ſolle. In der Unſchlüſſigkeit, worin er während einigen Minuten blieb, entrannen ihm beide. Es iſt jedoch zu erwarten, daß er die Schöne, deren Adreſſe er gekannt, bald wiedergefunden habe.

Erfindungen, Vervollkommnungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen.

Die Ruinen von Culculum.

Zu den merkwürdigſten Alterthümern, welche man in neueſter Zeit in der ehemaligen Regentſchaft Algier ausgegraben, gehören unſtreitig die von Dgemila. Sie beſtehen in einem prächtigen, vollkommen erhaltenen Triumfbogen, bedeckt mit den ſchönſten Bildhauereien, die der goldenen Zeit der Kunſt anzugehören ſcheinen. Die daran befindliche, noch ſehr lesbare Inſchrift bezeugt, daß dies Denkmal zu Ehren Karakalla's und ſeiner Mutter Julia Damna, im dritten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung errichtet worden.

In einiger Entfernung von dieſem Triumfbogen gewahrt man die Ueberreſte eines Tempels, nebſt vier Sockeln von Bildſäulen, ebenfalls von vortrefflicher Arbeit. Dahinter, am Abhang des Berges, iſt ein noch ziemlich gut erhaltener Zirkus, deſſen innere Einrichtung ſich noch leicht erkennen läßt. Die Sitze oder Staffeln waren zwei Fuß breit und beinah eben ſo hoch. Grabſteine, mit noch ſehr lesbaren Inſchriften, gibt es in großer Menge in dieſer Gegend. Alles läßt demnach vorausſetzen, daß Dgemila, das alte Culculum Colonia, unter den Römern eine bedeutende Stadt, eine Art Hauptort geweſen.

Eine wohlerhaltene Druidenſtätte in Frankreich.

In einer wilden Gebirgsgegend, zur Gemeinde Ardes, unfern Clermont, in Auvergne, gehörig, hat man neuerdings eine druidiſche Opferſtätte entdeckt, die ſich ehemals in Mitte eines großen Waldes befunden zu haben ſcheint, wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden iſt. Sie beſteht aus einem kleinen Spitzhügel von acht bis zehn Fuß Umfang, der mit Raſen bedeckt iſt, unter dem ſich eine drei bis vier Zoll hohe Schicht von Kohlen und zerſtoßenem Glas gezeigt. Dieſe Schicht umſchließt eine Urne, worin ſich eine zweite Vaſe von Glas und von viereckiger Form befindet, welche die Ueberreſte von Menſchenknochen enthält, die vom Feuer nicht ganz verzehrt worden. In gleicher Entfernung von der Urne gewahrt man drei Lampen. Rings um den Spitzhügel iſt ein Graben, zum Theil mit Bruchſtücken von verſchiedenartigen Vaſen und andern Scherben angefüllt, die wahrſcheinlich von den Gefäßen herrühren, worin man das Blut der Opfer aufzufangen pflegte.

Das Fänomen des Schwankens auf den Eiſenbahnen.

Jeder, der auf einer Eiſenbahn gefahren iſt, hat ein gewiſſes Schwanken der Wagen bemerkt, das abwechſelnd von der Rechten zur Linken geht und ſo ſtark iſt, daß es der ganzen fortrollenden Wagenreihe ein ſchlangenförmiges Anſehen gibt. Man ſchreibt dies Schwanken gewöhnlich dem heftigen Anſtoß der Räder gegen die Eiſenſchienen zu, worauf ſie rollen. Der franzöſiſche Ingenieur Thomas hat jedoch be-

merkt, daß es auf der Eiſenbahn zwiſchen Mancheſter und Liverpool nur dann ſich zeigte, wenn man mit einer Geſchwindigkeit von acht bis zehn Wegſtunden in einer Zeitſtunde fuhr, während es bei einer Schnelligkeit von fünfzehn Wegſtunden in einer Zeitſtunde beinah unmerklich wurde. Die größere Geſchwindigkeit würde alſo auch in dieſem Falle eher günſtig als ungünſtig ſein.

Religiöſe Splitter und Balken.

Man unterfange ſich, in England von „allgemeinen Grundſätzen“ zu reden, man ſage unter andern: daß das Geſetz ſich nicht in die öffentliche Meinung zu miſchen habe, und es iſt wahrſcheinlich, daß man dieſelbe Antwort erhalten dürfte, die Sir Jämes Mackintoſh Benjamin Conſtant ertheilte: „Dieſe Dinge ſind bei uns ſeit Langem im Gebrauch.“

Sie ſind es ſelbſt ſeit ſo langer Zeit, daß man einige davon vollkommen vergeſſen hat; die religiöſe Freiheit namentlich, ſcheint zu den letztern zu gehören. Alle Welt weiß das; aber es iſt eine todte Formel, deren Sinn man nicht mehr begreift, ein Gemeinplatz, deſſen Vortrefflichkeit man nicht beſtreitet, ohne deshalb aufzuhören, ihn auf alle mögliche Weiſe zu beeinträchtigen. Man könnte darüber tauſend Beweiſe für einen aufſtellen; wir wollen indeß nur anführen, was ſich vor einiger Zeit im Unterhauſe des Parlaments ereignet hat.

vergeſſe es vorzüglich nicht, ſi-h ſehr lang und breit über den Bilderkultus herauszulaſſen, und man beweiſe, daß die Anbetung der Jungfrau Maria nicht Götzendienſt ſei.

Um John Bull zu gewinnen, ſind dergleichen Argumente bei weitem entſprechender, als Philoſophie und gemeiner Nutzen zuſammen genommen.

Mannigfaltigkeiten.

Ueberſicht vom Einfluſſe des Chriſtenthums auf die geſellſchaftlichen Inſtitutionen.

Durch das Prinzip der brüderlichen und der Menſchenliebe.

Erſte Wirkung des Chriſtenthums auf der Erde. — Einheit Gottes. — Moraliſche und religiöſe Gleichheit: Gleichheit vor dem Geſetz. — Gemeinſchaftliche Pflicht, zum öffentlichen Wohl beizutragen. — Abſchaffung der Sklaverei. — Verbeſſerung des Schickſals der Kinder, Weiber, Unterthanen u. ſ. w. — Bande zwiſchen dem Starken und dem Schwachen, dem Reichen und dem Armen. — Liebe der ganzen Menſchheit. — Friede zwiſchen den Nationen. — Menſchen- und Völkerrecht. — Vaterlandsliebe. — Oeffentliche und häusliche Mildthätigkeit. — Spitäler, Gefängniſſe, Miſſionen u. ſ. w. — Väterliche Geſinnungen der Regierungen und Geſetzgeber. — Nachſicht und Duldſamkeit.

Durch die moraliſche und geiſtige Vervollkommnung.

Spiritualismus des Evangeliums. — Idee von Gott. — Künftiges Leben. — Unſterblichkeit der Seele. — Evangeliſche Tugenden: Frömmigkeit, Menſchlichkeit, Verzichtleiſtung, Selbſtbeherrſchung, Selbſtverläugnung, Beſeitigung der Ungewißheit und der Verzweiflung u. ſ. w. — Moraliſche Freiheit. — Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes. — Aufklärung. — Unterricht. — Oeffentliche Beredſamkeit. — Ziviliſation.

Durch Größe der Anſichten und Erhebung der Gefühle.

Einfluß des Großen und Erhabenen. — Karakter und Majeſtät der Monarchen. — Veredelte Politik. — Geiſt der Uebereinſtimmung und Einigkeit. — Oeffentliche Un-

glücksfälle. — Menſchenwürde. — Heroiſche Tugenden. — Muth u. ſ. w.

Durch die allgemeinen Wohlthaten der evangeliſchen Lehre.

Das Evangelium als Welterlöſer. — Traurige Folgen der Verfälſchung und Unterſchlagung deſſelben. — Reformen in den geſellſchaftlichen Sitten. — Abſchaffung der Gladiatorenkämpfe, der Menſchenopfer, der gerichtlichen Zufallproben. — Gottesgerichte. — Zweikämpfe. — Sklavenhandel u. ſ. w. — Das Evangelium, übereinſtimmend mit den Formen der Regierung. — Die allen Bedingungen vorgeſchriebenen Pflichten. — Familie. — Heirath. — Arbeit. — Handel und Induſtrie.

Durch die Sicherheiten, die es gewährt.

1. Den Regierten.

Pflichten der Fürſten, der Regierungen, der Großen. — Wohlthaten der Geiſtlichkeit in dieſer Hinſicht. — Chriſtliche Kanzel. — Gerechtigkeitspflege. — Angeklagte. — Magiſtratsperſonen. — Geſetzgebung. — Strafen. — Weiſe Freiheit. — Die Nation, mit der geſetzgebenden Gewalt verbunden. — Vertretende Regierungsform.

2. Der Regierenden.

Religion der Völker, Garantie für die öffentlichen Mächte. — Pflichten der Unterthanen. — Gehorſam. — Treue gegen die Dynaſtien und die legitimen Erben der Throne. — Unabhängigkeit der zeitlichen und der geiſtlichen Gewalt. — Zukünftige Wohlthaten des evangeliſchen Geſetzes.

Hauptkirchen in Frankreich. Die vorzüglichſten Kirchen in Frankreich nehmen folgenden Raum in Quadratfußen ein: Kathedralkirche zu Chartres 78,840, id. zu Amiens 72,850, id. zu Reims 67,500, Sainte-Croix zu Orleans 62,950, Metropolis zu Bourges 62,540, Notre-Dâme zu Paris 59,292, Kathedralkirche zu Metz 54,400, Saint-

Sulpice zu Paris 53,496, Saint-Geneviève ebendaſ. 49,350, Hauptkirche zu Saint-Quentin 46,100, Kathedralkirche zu Straßburg 48,052, Sainte Madelaine zu Paris 44,298, Invalidenkirche und Dom ebendaſ. 43,896, Kathedralkirche zu Saint-Omer 42,570, Hauptkirche zu Saint-Denis 41,400, Kathedralkirche zu Châlons-ſur-Marne 38,674, Saint-Euſtache zu Paris 37,440, Kathedralkirche zu Toul 34,500, id. zu Laon 33,400, Saint-Roch zu Paris 33,000, Saint-Remi zu Reims 33,000, Chor der Kathedralkirche zu Beauvais 32,910, Saint-Gervais zu Soiſſons 32,500, Sainte-Marie zu Evreux 29,430, Saint-Germain l'Auxerrois zu Paris 27,360, Kathedralkirche zu Noyon 27,100, Saint-Nicolas zu Saint-Nicolas-de-Port 26,416, Notre Dâme zu Châlons-ſur-Marne 26,320 Saint-Gervais und Saint-Protais zu Paris 24,524, Notre-Dâme zu Cléry 23,520, Saint-Germain-des-Prés zu Paris 21,600, Kathedralkirche zu Senlis 20,900, Notre-Dâme zu Louviers 20,164, Val-de-Grâce zu Paris 18,440, Saint-Severin ebendaſ. 17,270, Saint-Etienne-du-Mont ebendaſ. 16,380, Saint-Philippe-du-Roule ebendaſ. 15,714, Kirche der Sorbonne ebendaſ. 11,520.

Vandalismus in Paris. Letzthin hielt ein Frachtwagen am Zollhauſe der Sternbarrière zu Paris. Es befand ſich darauf eine ziemlich große Kiſte, worin ſich der Erklärung und dem Frachtbrief nach alte Gemälde befinden ſollten. Statt nun den Deckel der Kiſte zu öffnen und nachzuſehen, ob alles wie erklärt in Ordnung ſei, begnügten ſich die Zollbeamten ein Brett zu erbrechen und mit ihren langen eiſernen Sondirſtangen die koſtbaren Gemälde an 10 verſchiedenen Stellen zu durchbohren. Der Eigenthümer fordert nun 600,000 Fr. (280,000 fl.) Schadenerſatz.

Inhalt des ſiebenten Theils.

Seite

Geſchichte des Urſprungs, der Ausdehnung und des gegenwärtigen Zuſtandes der britiſchen Macht in Oſtindien. (Letzter Artikel.) 3

Entſtehen und Fortſchritte der Alchimie, von den älteſten Zeiten bis zur Entdeckung des Steins der Weiſen 25

Parallele zwiſchen den Anhängern des Veralteten und den Freunden der Gewiſſensfreiheit 57

Mazzini über den gegenwärtigen Zuſtand Italiens und ſeiner bevorſtehenden Zukunft. (Erſter Brief.) 68

Die Elemente der erhaltenden und der reformirenden Parteien in England, nebſt einem Ueberblick ihrer gegenſeitigen Unternehmungen 86

Das materielle und geiſtige Leben in Neapel 111

Gegenwärtiger Zuſtand der Kriegsmarine in Rußland, Nordamerika, Frankreich und Großbritannien. (Erſter Artikel.) 122

Ueber K. H. Scheidlers „Lebensfrage der europäiſchen Zivilisation.“ (Dritte Erörterung.) 138

Sitten und Gebräuche der britiſchen Koloniſten in Neu-Süd-Wales. 166

Scheerereien eines Jagdeigenthümers 175

Die Jeſuiten im neunzehnten Jahrhundert 185

Die in Deutſchland, in der Schweiz, in Frankreich und in Italien reiſenden Briten 194

Mancherlei Bemerkungen über England 218

Kleine Kronik neuer geſellſchaftlicher Ereigniſſe 223

Erfindungen, Vervollkommnungen, Entdeckungen naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen 231

Religiöſe Splitter und Balken 233

Mannigfaltigkeiten 237

Bibliothek

der

Neueſten Weltkunde.

Geſchichtliche Ueberſicht denkwürdiger Ereigniſſe der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politiſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen, literariſchen und ſittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Dritter Band, ſiebenter bis neunter Theil.

Achter Theil.

Aarau 1839.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart.*)

Erſte Mittheilung.

Der geiſtreiche Verfaſſer der intereſſanten Schrift: „Süddeutſche Rufe aus Nord-Deutſchland“, wie mehrer frühern beachtungswerthen Werke, ſagt in ſeiner politiſchen Standrede, dem Prolog zu den „Sternen und Meteoren in deutſcher Zukunft und Gegenwart“, die in mehr als einer Oertlichkeit, bei den verſchiedenen Parteien, Meinungen und Intereſſen ungewöhnliches Aufſehen zu erregen berufen ſein dürften, eben ſo richtig als ſchlagend:

„Von manchen innern Gährungen zerriſſen, von vielen Leidenſchaften zerfleiſcht und durch die verſchiedenartigſten, ſich polariſch abſtoßenden Intereſſen geiſtiger und materialer Natur in feindliche Licht- und Schattenpunkte geſpalten, zeigt ſich uns mit zerſtreutem, übernächtigem Antlitz das Bild der deutſchen Gegenwart. Die troſtloſe Empfindung, die den denkenden Patrioten beim Anſchauen dieſes Bildes durchgreift, wurzelt in dem Bewußtſein, daß jene Gährungen nicht aus einer Ueberfülle von Kraft, jene Leidenſchaften nicht aus dem mächtig ſprudelnden Quell von Geiſtesgröße und Bürgergeſinnung, und

*) Von Dr. Guſtav Bacherer, XXIV und 376 S. in 12. mit Umſchlag. Leipzig, 1839. Feſt'ſche Verlags-Buchhandlung.

jene Intereſſen keineswegs aus den gewaltigen Brechungen eines in den Individuen ſich feindlich zerklüftenden Bewußtſeins herzuleiten ſeien. Vielmehr begegnet unſerm Auge, wohin es ſich richten möge, die gelbliche Bläſſe eines hektiſchen Zeitgeiſtes, wo nirgend ſich große Leidenſchaften und Geſinnungen, weder im Guten noch im Böſen, ausprägen.

„Die Grundfarben dieſes Zeitgeiſtes ſind aus der geifernden Habſucht des Krämers und aus der Brunſt der raſtlos dahinjagenden Hyäne des Genuſſes zuſammengeſetzt. Durch den Maulwurfsgeiſt kleinlicher Begierden und Strebungen ſind alle moraliſchen Höhen des deutſchen Lebens unterhöhlt, und die Tiefen ſind in der Zwergsnatur der herrſchenden Generationen ſeicht geworden. Wo keine ſittliche Gipfelung der Tugend, da auch keine ſittliche Niederung des Laſters, darum iſt Alles ſo klein, ſo zwerghaft, nicht einmal das Laſter hat ſich einen Anſtrich von Größe erhalten. Die Geringfügigkeit ſetzte ſich auf die Baſis des Vorhandenen, die allgemeine Lüge ſchlug ihren Thron privat und öffentlich auf, an deſſen Seite ſtehen, als erſte Würdenträger, die karrikirten Afterbilder der Geiſtes- und Karakterkraft, in Geſellſchaft ihrer Schildträger, der Heuchelei und der Verleumdung.

„Die wenigen kräftigen Männer, an deren Wirken ſich die deutſchen Zukunftshoffnungen anknüpfen, grünen wie Oaſen in dieſer allgemeinen Wüſtenei. Bedroht von Denen, in deren Intereſſe es liegt, in der moraliſchen Sahara einen allgemeinen Tod der Geſinnung zu verbreiten, erquicken jene Oaſen die einzelen im Kampfe zwiſchen Licht und Finſterniß

ſchreitenden Wanderer, damit ſie nicht der letztern verfallen."

Weiterhin fährt er mit bitterer Ironie fort:

„Der deutſche Buckel iſt härter als Erdpech und die deutſche Langmuth länger, als der Gedanke eines Sterblichen reicht: deshalb wurden uns weder die Sehnen zerſchlagen, noch konnten wir um die Hoffnungen einer beſſern Zukunft betrogen werden. Aus dieſem Grunde ſtehen wir in der Reihe der Völker noch in ziemlich ſtarker Kraft, wenn auch ohne die alte Herrlichkeit da: nur Schade, daß unſer zäher Organismus ſo überaus elaſtiſch geworden. Freilich hatten wir uns in ſo Manches zu bequemen, unſre Knochen wurden alſo zurechtgerichtet, daß es faſt natürlich ſcheint, wenn unſre ernſte Natur ſich in die ſeiltänzeriſchen Sprünge unſrer Abrichter fügte."

„Deutſchlands Stämme und Völker hängen nur durch ein künſtliches Band zuſammen. Der Preuße weiß nichts vom Heſſen-, Allemannen- und Schwabenvolke; und dieſe, die Kernvölker Deutſchlands, wollen nichts vom Preußen wiſſen. Es iſt ein dünner, in jedem Sturme leicht zerbrechender Faden, der Nord und Süd von Deutſchland verknüpft.

„Im deutſchen Leben iſt jenes poſitive Element — wie ein edler Mann ſich irgendwo ausſpricht*) — unſer Volksthum, der Geiſt unſers germaniſchen Rechts, die Freiheit unſrer Ahnen: Alles das, was unſer frühres großartiges Volksleben erzeugt hat, was es auch jetzt wieder zu erzeugen vermag. Denn nur

*) M. ſ. „Braga." V. Heft. Möge dieſe treffliche Zeitſchrift im deutſchen Volke immer größern Eingang finden!

in einem wahren Volksleben iſt Heil und Rettung zu ſuchen: nur durch ein Volksleben, welches die edelſten, die ſchönſten, die gewaltigſten Kräfte der Nation zum Bewußtſein bringt, zur Thätigkeit kommen läßt, wird die Entſittlichung, die allgemeine Auflöſung, die Zerriſſenheit unſrer Verhältniſſe gehemmt werden: nur durch ein ſolches wird eine ſchöne Harmonie aller Richtungen, aller Beſtrebungen, wird eine großartige Vermittelung eintreten können.“ —

„Nicht in unſre Köpfe, ſondern in unſre Herzen ſoll die deutſche Freiheit kommen, an unſern heimiſchen Boden, an unſer Volksthum, an unſre hiſtoriſchen Erinnerungen müſſen wir uns anklammern.

„Vor Allem müſſen wir eine tüchtige Geſinnung haben, müſſen Männer ſein, dürfen nicht kriechen und hündeln! Aus unſern Herzen ſei die Selbſtſucht und die Gemeinheit verbannt: das Vaterland, das theure, und Recht und Wahrheit müſſen ihre Banner entfalten, wenn wir der Freiheit uns würdig erzeigen wollen.

„Freilich ein ſchweres Werk in dieſer Zeit der Gemeinheit, der ſittlichen Auflöſung, des rohen, krämerhaften Egoismus. Von oben wird die Tüchtigkeit angefeindet, von der Erbärmlichkeit wird ſie bekriegt, vom Philiſtrismus eines demüthigenden Stolzes angeklagt. So wirken drei mächtig negirende Faktoren unſerm rationalen Fortſchritte entgegen. Der Unſinn und die Erbärmlichkeit ſind in eine Allianz mit der Gewalt getreten. Deshalb führt nicht der grade Weg der Tüchtigkeit, der ächten Bürgergeſinnung zu Anerkennung und Ehren, vielmehr läuft ihr die Dummheit — mit ihren Büffelhörnern alle Hinderniſſe be-

ſiegend — den Rang ab, indeß es der intrikanten Erbärmlichkeit gelingt, alle Fäden öffentlicher Ehren und Vortheile in ihr Gewebe hereinzuziehen.

„Die politiſche Preſſe, dazu angewieſen, das Volksbewußtſein zu kräftigen, es auf die rechten Bahnen zu führen, iſt zumeiſt offiziös geworden. Dagegen iſt Verfolgung das Loos Derjenigen, welche die Energie ihrer Ueberzeugungen im Opferrauche der Freiheit entfalten.

„In den ſtändiſchen Kammern — den Hallen der Wahrheit und Männertugend — hat die Geſinnungsloſigkeit eine geheiligte Freiſtatt gefunden.

„Die Bühne, worauf das Leben zu Nutz und Frommen ſich wiederſpiegeln ſoll, ward eine Spaßmachersanſtalt in Hoflivree. Eine moraliſche Pfütze gehn von den Bretern, die die Welt bedeuten, keine wohlthätig kräftigen Anregungen mehr auf Geſinnung und Geiſt des Volkes über.

„Der Literatur bemächtigte ſich ein mephitiſcher Geiſt des Unraths und moraliſcher Verkrüppelung.

„Mit prätentiöſer Gedankenloſigkeit drängt ſich die Frechheit in den Vordergrund, hinkend folgt ihr die Unzulänglichkeit, mit plumpem Stolpern ſchließt die Gemeinheit den Reihen.

„Ein zahlloſes Heer unfähiger Köpfe iſt bemüht, in kraftloſen und ekelhaften Geſtaltungen einer überreizten und gleichwohl inſipiden Phantaſie die noch vorhandene Kraft des Volksſinns völlig abzuſtumpfen. Dieſe Menſchen-Cloake iſt zu einer ernſtlich gefahrdrohenden Innung geworden. Nicht mit Waffen könnt Ihr ſie bekämpfen. Nehmt ihr den Skandal und das Privilegium, mit dem Großen und Heiligen, mit allem

Wahren und Schönen freches, bübiſches Spiel zu treiben — dann erſt wird ſie zu Grunde gehen.

„Ein kahler, bornirter Philiſtrismus, mit altklugem, hektiſchem Geſichte und einem ausdrucksloſen Augenwerk, hat von den meiſten Beziehungen und innern Bedingungen des deutſchen Lebens Beſitz ergriffen.

„Unwürdige Karakterloſigkeit, mit ihrem ſchleichenden Sprachorgan, thront da, wo einſt ſtolze Mannheit geſeſſen hatte. Ein wilder Ekel durchſchüttelt bisweilen im Anſchaun ſolcher deutſchen Lebenszuſtände den heimiſchen Patrioten, der trotz den Anfeindungen der angeberiſchen Erbärmlichkeit und den geheimen und offenen Drohungen der Gewalt ſich nicht abſchrecken läßt, das vaterländiſche Volk zu erinnern, was es einſt geweſen iſt und zu ermahnen, was es wieder werden müſſe, wenn es nicht ſterben wolle den Tod innrer Schande oder der Knechtigung von Außen her.

„Nicht ſelten geſchieht es, daß die Philiſterei, wenn ſie einmal genöthigt wird, der Vernunft Conceſſion zu machen, uns mit ſcurriler Beklommenheit frägt: ob wir denn eigentlich ſelbſt wüßten, was wir bezweckten, und ob wir wirklich etwas Erkleckliches im Schilde führten?“

Mit derſelben eindringlichen Schärfe und Gewichtigkeit ſind auch die „parlamentariſchen Porträts“ gezeichnet, denen wir nur einige Hauptzüge entnehmen wollen. Die Oppoſition in der württembergiſchen Abgeordneten-Kammer bietet dem Verfaſſer Stoff zu mehr wie einem kräftig gezeichneten Bilde. Ueber Schott ſagt er:

„Unter den Männern, welche Deutſchland in neue-

rer Zeit als ſeine erſten Volksfürſprecher auf der parlamentariſchen Bühne verehrt, ſteht Schott in der vorderſten Reihe. Er hat nicht den gelehrten Ruf eines Rotteck, eines Welcker, eines Jordan, aber nach der innerſten Baſis iſt er gründlicher, als Jeder dieſer Drei, und in der Kunſt der öffentlichen Rede übertrifft er die Letztgenannten bei Weitem.

„Faſt ſein ganzes wirkſames Leben hindurch öffentlicher Sachwalter, ſonach ſtets in der unmittelbarſten Berührung mit dem Volke, kennt Keiner wie er die Bedürfniſſe, die Neigungen, die Ideen des Volkes ſo gut, oder wäre gleich ihm in die innerſte Natur des Volksorganismus und des Volkslebens eingedrungen. Er hat ſich mit jenem Organismus aſſimilirt, darum klingen ſeine Worte ſo ernſt und ſo kräftig, darum ſchwellt ihm ein ſo mächtiger Athem die Mannesbruſt. Schott iſt kein Sanguiniker, er hat nichts mit jenen haltloſen, immer phosphoreſcirenden Köpfen gemein, die heute in der Höhe ſchweben, doch morgen wieder tief zu Boden ſinken, die nur darum in dieſer Stunde überſchwänglich ſich zeigen, damit man in der andern ihre Armuth um ſo beſſer erprüfen könne. So klar wie ſein blaſſer römiſcher Kopf, der es auch nach ſeiner materiellen Geſtaltung iſt, behauptet ſich darin der Gedanke, die Idee, die auch nicht lange nach einem Gewande ſuchen darf, wenn ſie aus demſelben fertig, geworden, hervorſpringt. Deßhalb ſpricht er ſo klar, ſo dringend, deßhalb imponirt ſeine Rede ſo ſehr, denn ſo ruhig die Form ſeines Geſichtes ſich zeigt, um deſto heißer und lebensvoller entſtrömen ihm die Worte, ſind es die Blitze des bleichen, im Feuer erhärteten Stahls.

„Der Vortrag Schott's iſt ernſt und muskulös, er iſt klar wie Quellwaſſer, ſo daß er nie etwas im Ungewiſſen, im Dunkeln läßt. Derſelbe iſt philoſophiſch, obſchon ſeiner Natur nach nicht ſpekulativ, er bewegt ſich in der Weiſe des ächten hiſtoriſchen Vortrags. Ihn verſteht der Bauer ſo gut wie der Miniſter; für dieſen letztern allein ſind die lateiniſchen Motto's aufgeſpart, mit denen Herr Schott nicht ſelten ſeine Reden würzt. Dies ſind aſchenüberzogene Feuerfunken, an denen die moderne Welt ſich oftmals die Finger verſengt. Obſchon als der gewandteſte Advokat Würtembergs gerühmt, verſchmäht Schott im Allgemeinen die kniffigen Streitkünſte dieſes Standes. Stets die offene unverhüllte Waffe ſtreckt er dem Feinde entgegen. Er ficht weniger mit Worten als mit Gründen wider ihn, welche letztere in dem Köcher ſeiner parlamentariſchen Rednerrequiſite ſich ſtets in großem Vorrathe aufgeſpeichert finden. Will Schott ſeine Sache, ſeine Prinzipien ſiegen machen, ſo gehen ihm nie die Gründe aus. Es iſt, als ob ſie unendlich ihm unter der Zunge wüchſen. Deshalb hält auch Herr v. Schlayer, ſein ſchlimmſter und geiſtesmächtiger Gegner, während Schott's Reden nicht ſelten faſt unruhig ſein doch immer ſo feſtes und ſicheres Auge auf ihn gerichtet.“

„Die Erſcheinung Paul Pfizer's, ſo lange er nicht redet, macht auf Euch denſelben Eindruck, wie die eines andern Ehrenmannes, in deſſen Aeußerm Ihr das ſtille Walten eines ächten Bürgerſinnes zu erblicken glaubt. Doch wenn Pfizer den Mund zum Sprechen eröffnet, dann ergreift's den Zuhörer eigenthümlich und wunderbar, und man iſt längere Zeit

im Zweifel, ob dieſe kernhafte, nicht funkenſprühende, aber um glühende Lava gehüllte Sprache wirklich, wie es äußerlich ſcheint, aus einem ruhigen, unbewegten Elemente und nicht aus einem verborgenen Krater emporſteige. Erſt wenn man ihm eine Viertelſtunde zugehört, muß man ſich für die letztere Vermuthung entſchließen.

„Jedes ſeiner Worte, ſo kurz, ſo nackt und vernünftig, iſt zugleich ſo durchgreifend und eindringlich, ſo ſcharf, zuweilen ſo leiſe tödtlich, daß es nicht auf der Flur des Friedens, ſondern nur auf den Stoppelfeldern des Krieges, auf dem metallenen Grunde eines heißen Elementes den Urſprung empfangen haben kann. Je nach der Natur des Gegenſtandes, der zur Berathung gerade vorliegt, glaubt Ihr den ſchlanken Mann, mit dem ſchwarzſeidenen Mantel und den geiſtigen Schlagſchatten in dem bleichen länglichten Antlitz — um uns des allein paſſenden, aber etwas ſchauerlichen Bildes zu bedienen: — an einem offenen Grabe ſtehen zu ſehen, worin einige koſtbare Schätze, etwa, damit wir doch auch einen Namen für ſie haben, Wahrheit und Recht, begraben liegen; doch iſt's nicht eine Leichenrede, die er dieſen Pretioſen hält, es iſt eine Rede voll ſtillen, aber darum nur um ſo ſchauerlicher klingenden Stahls und Erzes, mit ihr will er die gebannten Geiſter wieder herauf zur Höhe des Lebens beſchwören. Doch auch bei minder wichtigen Fragen hört Ihr das ſummende Klingen ſolchen Getönes, wer aber nicht daran gewöhnt iſt, dem möchten darob die Ohren zerſpringen. Dieſer ſchwäbiſche Publiziſt und Parlamentsredner iſt nicht nur eine der reichſten Geiſtesnaturen, welche in neueſter Zeit Schwaben, ſon-

dern, man darf es kecklich behaupten, Deutſchland hervorgebracht hat. In dieſem Kopfe quillt und ſtrömt die tiefſte Spekulation, in dieſem Kopfe geht die geläutertſte Doktrine auf der Stütze des geſundeſten Menſchenverſtandes, darum klingt jedes Wort aus ſeinem Munde, obgleich phyſiſch beſcheiden, doch ſo groß-artig und kühn, und iſt den ungebildeten Geiſtern ſo gut wie den gebildeten verſtändlich. Aechte Wiſſenſchaft und eine geſunde Menſchennatur verfehlen ihre Wirkung nie; dies hat ſich in der neueſten Geſchichte bei keinem Manne ſo ſehr wie bei Pfizer'n bewieſen. Welche Wirkungen ſein erſtes gewaltiges Auftreten im geſammten Deutſchland hervorgerufen, berührt' ich ſchon an einem andern Orte, ich werde daher nicht in den Fehler der Wiederholung verfallen. Die deutſche Mannesjugend fühlte damals, daß ein „Briefwechſel zweier Deutſchen“ nur das Werk einer körnig verwandten Jugendkraft und das Produkt einer mehr als blos ſpießbürgerlichen deutſchen Geſinnung ſein könne; man fühlte ſich auf der einen Seite wohlthätig, auf mancher andern aber unangenehm und widerwärtig aus der phlegmatiſchen Ruhe aufgerüttelt, in der man ſo lange, theilweiſe mit dem bewußten wohlbeſtellten Bauche, der die Deutſchen ſo beneidenswerth fried-ſelig macht, ſich hatte einwiegen laſſen.

Pfizer's Reden ſind oratoriſche Kunſtwerke durch und durch; in ihnen iſt kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig, ſie füllen gerade das Maaß und die Natur des Gegenſtandes aus, worüber ſie gehalten ſind. Mit ſo wenig declamatoriſcher Action ſie Pfizer auch begleitet, ſo entgeht Euch doch die innere, die hinreißende Begeiſterung nicht, auf deren Fittig ſie zum

Theil emporſteigen, und auch den Athem des Feuers vernehmt Ihr, auf deſſen Heerde die Worte geboren ſind. Eigentliche Ausfälle macht Pfizer nie; ſein Witz hingegen, der aber immer in einem dunkeln Hintergrunde ſich hält, wie um die Scene ernſter und impoſanter zu machen, iſt ſcharf, verwundend, ein ſchneidendes Meſſer ſetzt er ſich dem Gegner gerade-zu auf die Bruſt, der zuweilen die erhaltene Wunde erſt bluten ſieht, wenn er Pfizers Rede zu Geſicht bekommt. Denn das ſtille, immer ruhende phyſiſche Element dieſes Mannes hält ſich ſtets wie eine Scheide um ihre Waffe, darum erkennen auch Manche die letztere erſt alsdann, wenn ſie bereits bis zum Blute ſie verwundet hat. In Pfizer iſt nicht eine Linie Spießbürgerthum, das misère philiſtröſer Geringfügigkeiten iſt ihm ein Gräuel, ſein Auge hebt ſich vielmehr von der Scholle der blos provinciellen, nicht ſelten ſo engherzigen Lebensintereſſen weiſe und mächtig hinweg, und auch ſein parlamentariſcher Standpunkt iſt immer derſelbe, auf den er ſich als Verfaſſer ſeines Briefwechſels geſetzt hat.

Pfizer iſt von ſeinem Haupte bis zu ſeinen Zehen ein deutſcher Karakter. Ihr mögt ihn ſtellen, wohin es Euch beliebt, Ihr werdet ſeinen Urſprung zwiſchen den ſchwäbiſchen Bergen nicht erkennen, Ihr werdet vor dem deutſchen Urgedanken ſtaunen, wie er in dieſer Natur zur Offenbarung kömmt. Pfizer iſt Mann und Herr ſeiner Geſinnung. Als im Jahre 1830 die würtembergiſche Regierung ihn wegen ſeines Briefwechſels glaubte väterlich zur Rede ſtellen zu müſſen, da legte er zu deren Füßen den juriſtiſchen Amtsrock beſcheiden nieder, um nicht etwa

noch zu einer officioſen Zerknirſchungszähre gerührt zu werden.

Pfizers Germanismus hat mit dem Welckerſchen nichts gemein. Zwiſchen beiden iſt eine ſo große Kluft wie zwiſchen dieſen beiden Naturen. In Pfizer herrſcht eine freie, mächtige Spekulation über der Spitze des philoſophiſchen Gedankens; in Welcker's ganzer Erſcheinung hingegen findet Ihr nicht Einen abgeſchloſſenen Gedanken auf; in dieſem Kopfe iſt Alles buntgefärbte, fieberhafte Phantaſie, und dieſe iſt auch die Wurzel ſeines Germanismus.

Ueber Uhland heißt es:

Die Politik hat in Uhland's Gemüth die poetiſche Einheit zerſtört. Drum harrt Ihr vergebens ſeit Jahrzehnten nach den neuen Klängen ſeiner einſtigen begeiſterungsvollen Lyra. Das politiſche Treiben, Drängen und Sehnen, die Enttäuſchungen, welche das letztere, weil eben allzu poetiſch, zurückließ, der politiſche Tummelplatz des Ständeſaales, das Markten und Feilſchen über geringfügige Fragen des Lebens und des Tages, über welche des Dichters Auge ſonſt achtlos vorüberſtreift: dies Alles hat Uhland's Gemüth in ſeiner tiefſten Natur verbittert. Deßhalb ſind es auch ſo ſelten Worte des Friedens, die aus ſeinem Munde ertönen, wenn eben wieder wildſtürmend oder in gemeſſenerm Takte die verſchiedenen Anſichten und Beſtrebungen ſich im Kampfe begegnen; ſondern er ſchürt immerdar, anſtatt als ein Genius des Friedens es zu dämpfen, das Feuer.

„Uhland's öffentliche Rede iſt kein Faden, an welchem Worte und Gedanken form- und ſachrecht ſich ruhig niederrollen, ſie iſt gezackte Leinwand, von

der er, wie ein launenhaftes Kind, die einzelnen Stücke auszerrt oder wegreißt. Ich will damit nicht ſagen, daß er ein ſchlechter Logiker ſei, ſondern nur, daß es ihm nicht gegeben iſt, ſeine Gedanken zuſammen zu halten. Er, ein wahrer Virtuos in der poetiſchen Sprache, weiß, wenn's um ſchlichte Proſa für den geſunden Menſchenverſtand ſich handelt, nur erſt mit ungeheurer Mühe den rechten Ausdruck zu finden, es iſt kaum möglich, von dieſem ſtrapaziöſen Suchen nach den Formen der Sprache ſich eine Vorſtellung zu machen, wenn man Uhland nicht ſelbſt ſchon einmal auf der politiſchen Rednerbühne geſehen hat. Er ſpricht nicht ſieben Worte im Zuſammenhang; er ſieht ſich ſtets in der Lage, ſchon nach dem dritten oder vierten Worte ſich ſelbſt zu korrigiren, um gleichwohl unmittelbar darauf daſſelbe zu ſagen, was er in ſeiner Rede ſchon einmal durchgeſtrichen hatte. Wenn er dann vollendet hat, ſo iſt jedem Zuhörer zu Muthe, er habe Holz gehackt.

„Uhland's Angeſicht, deſſen helles und freundliches Lächeln einſt die deutſchen Männer nicht minder als die deutſchen Frauen begeiſterte, iſt von der politiſchen Scheere in viele Falten geſägt: es iſt griesgrämig, feindlich und ſo bitter wie der Ton ſeiner Sprache, wenn ſie auch bei der kleinſten Phraſe oder dem geringfügigſten Gegenſtande verweilt. Die parlamentariſche Luft hat den harmloſen und menſchenfreundlichen Sänger zu einem Miſanthropen und Geſpenſterſeher umgewandelt. Denn in jedem von ſeiner politiſchen Geſinnung abnormen Akte des Gouvernements ſieht er den Vorboten einer kommenden Weltzerſtörung.

„In Uhland's Kopfe iſt die Freiheit eine fixe Idee geworden. Daher ſieht ſie, gleich ſeinem Geſichte, ſo ernſt und menſchenfeindlich aus, ſie verhält ſich zur franzöſiſchen, wie eine deutſche Pietiſtin zu einer überrheiniſchen Kammerzofe, welche zum Morgengebete die Marſeillaiſe ſingt. Ich habe Uhland in der Kammer niemals lächeln geſehen, und nie hab' ich gehört, daß er einen Witz gemacht. Selbſt die Metaphern, mit welchen engliſche und franzöſiſche Redner ſo oft ihre gerühmteſten Schlachten ſchlagen, ſind ſelten bei ihm, und in ihrer politiſchen Anwendung tragen ſie dann eine lächerliche Philiſterfarbe. Die Politik machte den herrlichen Dichter farblos."

„Seid Ihr jemals aus Wolfgang Menzel's Politik, wie er ſie in ſeinem Literaturblatt und ſeinen ſpaßhaften hiſtoriſchen Taſchenbüchern ausgelegt, klug geworden?" fragt der Verfaſſer das Publikum. „Einmal fliegt ihm der Turnermantel um Kopf und die Schultern, wild hängen ihm die ſchwarzen Haare darüber hinab, dicke ſchleſiſche Holzſchuhe klappern ihm an den Füßen, und Euch bedünkt, er wolle das bischen Philiſterthum, das Ihr von Euren Vätern geerbt, und woran Ihr ſo große Freude habt, mit dem ſchadenfrohen gellenden Hohngejauchze eines halleniſchen Burſchenſchaftlers Euch zu Füßen ſchmeißen, daß Ihr Fuß und Hände brechend darüber hinwegſtürztet. Aber bald darauf ſehet Ihr ihn mit ſeiner gigantiſchen Brille, die Euch Herr v. Cotta an Menzel's Portrait bei deſſen neuer Herausgabe ſeiner deutſchen Geſchichte vorenthielt, nun aber den Abonnenten um der Vollſtändigkeit willen in einem beſondern Stahlſtiche nachliefern wird — bald ſeht

Ihr ihn mit dieſer Brille und dem langen ſpießbürgerlichen Hemdkragen, mit dem deutſchen Knaſter im Munde behaglicher denn der alte Gottſched ſitzen, die unleſerlichen Hefte ſeiner Hausphiloſophie und ſeiner Hauspolitik in den Händen, um Euch daraus, mit dem Anſehen eines Patriarchen der Neuzeit, politiſche Weisheit, gute Rathſchläge für Schule und Haus einzutrichtern.

„Lieben Leute,“ ſagt er dann unter Anderm, „die Herrendiener, dies jämmerliche Volk, das ſo verachtungswürdig iſt, weil es ſich den Blasbalg im Fette der Großen ſtreicht, möchten Euch weiß machen, Eure Liberalen, d. h. Eure Freunde, hielten's mit den Franzoſen, ſie wollten Euch an dieſe Windbeutel verkaufen, während Jene damit nichts Anderes bezwecken, als in Eurer Franzoſenangſt Euch jenem langarmigen nördlichen Polypen anheimzuliefern, der ſich bald über Euch und über uns Alle ausbreiten wird, wenn Ihr Euch nicht der Führung Eurer Freunde anvertraut, die es mit Euch wahrhaft redlich meinen. Kommt, Ihr guten ehrlichen Deutſchen, Ihr ſeid keineswegs Holzböcke (wofür ich Euch irrthümlicherweiſe ſo lange gehalten habe), denn es ſteckt wirklich etwas urſprünglich Menſchliches, ſogar etwas Turnerhaftes in Euch, und wer weiß, was bei guter Erziehung und bei Folgſamkeit von Eurer Seite, noch aus Euch werden kann.“ — Und gewiß und in Wahrheit, der redliche Wolfgang iſt im Stande, aus Rührung (in Folge eines Anfalls von Gemüthlichkeit) und ob ſeiner Selbſtentzückung über ſeine Beredſamkeit bei dieſer Stelle eine Thräne, eine jener Menzel'ſchen Thränen zu weinen, die Ihr in denſelben

Schriftzügen wieder erkennen könnt, welche die unſchuldige Seele irgend eines armen Poeten verdammen.

„Der würtembergiſche Liberalismus, hauptſächlich von Schott geführt, bemächtigte ſich bei den Wahlen auf dem Landtag von 1833 der Perſönlichkeit Menzel's aus derſelben Maxime ſeiner Bundespolitik, aus welcher er damals auch den biedern Guſtav Schwab zum Abgeordneten wählen ließ: um ſich nämlich, auf daß er nach allen Richtungen hin gedeckt ſei und um den Glanz ſeiner Streitkräfte zu einem impoſanten Eindrucke zu erhöhen, mit Notabilitäten der Literatur zu allerlei Nebenzweck, und, wie natürlich, auch zur Unterſtützung des Hauptzweckes, zu rekrutiren. Der ehrliche Schwab, bei dem Gefühle ſeiner parlamentariſchen Untüchtigkeit nebenbei um ſeine poetiſche Glorie beſorgt, und dabei aller Welt gut, betheuerte ſeinem vaterländiſchen Volke, in dem ſich ſeine Poeſie ſchon lange verkörpert hatte, hoch und hehr ſeinen Dank für das in ihn geſetzte hohe Vertrauen, das ihn für immer zu dem glückſeligſten Manne machen werde, aber es möge doch ja nicht zürnen, wenn es ihm aus hundert Gründen nicht möglich ſei, dieſem Vertrauen durch Annahme ſeiner Deputirtenwürde zu entſprechen. Er kannte Wege, John Bull'n dieſe Gründe begreiflich zu machen, ohne daß es nöthig ward, die Preſſe hinter den Vorhang blicken zu laſſen, dieſe Gründe reichten hin, Guſtav Schwab wegen ſeines refus beim Volke zu rechtfertigen, das an die offene Stelle jetzt eine nur um ſo radikalere Triebkraft zu wählen beſchloß.

„Wolfgang Menzel aber hatte ſeine Repräſentantſchaft des Oberamts Balingen, deſſen Bürger ihn

wohl früher kaum dem Namen nach gekannt, mit einem großmüthigen Lächeln, mit dem Lächeln eines vornehmen Mannes, der die Gabe eines Armen, die er nicht verſchmähen will, entgegennimmt, und mit norddeutſcher Ruhe eingeſtrichen; er dankte lakoniſch und fügte mit ſehr ernſthaftem Geſichte hinzu, er werde nicht anſtehen, den „lieben Leuten“ mit Rath und That zu ihrem guten Rechte zu verhelfen.

„Menzel ſtand damals gerade im Zenith ſeines literariſchen Rufes, die Schwachheit zitterte vor ihm, die Mittelmäßigkeit küßte ihm den Staub von den Füßen und die Ebenbürtigen mochten es mit ihm, wegen ſeines literariſchen Einfluſſes, nicht verderben. Die Spekulationspointe des Liberalismus wurzelte darin: wenn ihnen Menzel auch nicht allzuſehr nützen mochte, ſo konnt' er ihnen doch, ſo lange ſie ihn den ihrigen nannten, nichts zuwider thun, und wenn auch als ſtumme Größe, ſo war's doch immer eine Größe, welche die Schaar der liberalen Notabilitäten vermehrte. Menzel liebt' es ſchon damals, die Liberalen hinſichtlich ſeiner tiefern politiſchen Denkweiſe ſtets etwas im Ungewiſſen zu laſſen; zwar hatt' er bereits, in Eiſen und Stahl gehüllt, in der Frank'ſchen „Stadtpoſt“ mit radikalen Streckverſen debutirt, allein nur ſein Benehmen im Jahre 1831, als ihm die Redaktion der Hofzeitung angeboten wurde, mußte ihn im eigentlichen Sinne beim Volk accreditiren.

„Für alle Fälle verſah man ſich daher zu Menzel'n aus deſſen parlamentariſcher Stellung bedeutende Leiſtungen, man hielt ſich verſichert, daß er die Zeit und die Umſtände benützen werde, um ſeinem literariſchen Lorbeer auch den eines mehr als blos freiſin-

nigen Parlamentsredners und Volksfürſprechers beizugeſellen, und man irrte aprioriſch in dieſer Annahme keineswegs, da Menzel wohl fühlte, wie kraftvoll der politiſche Strahlenwurf der in dieſen Tagen ſo beliebten Juliusſonne, ſeiner mit der Zeit erbleichenden übrigen Bedeutſamkeit zu Hilfe kommen würde.

„Doch erkannte Menzel, bei ſeiner kalten verneinenden Natur, bei ſeiner reichen Geſchichtskenntniß und bei ſeiner ſcharfen Einſicht in die menſchlichen Leidenſchaften auch mit anderer Hinſicht auf dieſen Standpunkt die Klippe nicht, an welcher er unter allen Umſtänden ſcheitern könne, ſein ganzes Weſen war in ſich und gegenüber den Verhältniſſen und Beſtrebungen der Gegenwart zu ſceptiſch, als daß er vermocht hätte, als Parteimann im Ernſte und mit vollem Herzen mitzuſchwärmen.

„Menzel imponirte daher auf den Landtagen des Jahres 1833 mehr durch ſein dämonenartiges Stillſchweigen, als durch ſeine Beredſamkeit, die intenſiv und extenſiv ſehr gering anzuſchlagen war, und man bedachte längere Zeit nicht, welche tiefere als blos politiſche Gründe Hr. Menzel für ſein Stillſchweigen haben dürfte.

„Menzel iſt nämlich keineswegs, um dieſen paſſenden Ausdruck zu gebrauchen, publiciſtiſch gebildet, von Staatsrecht, im engern Sinne, hat er einen nur unklaren Begriff, auf der Univerſität hatte er ſich den letztern nie definiren laſſen; er ſtudierte zu Jena und Halle Philoſophie und Philologie, dann trieb ihn ſein Turnerthum nach der Schweiz, wo er ſich als Proviſor der aarauer Kantonsſchule auf Kindererziehung verlegte. Die Pädagogik verhält ſich

zur Publiciſtik, wie ein ehrſamer Dorfmagiſter zu einem vielgewandten Staatsmanne, ſeine empiriſchen Studien in jenem Fache konnten daher Menzel'n auf der politiſchen Rednerbühne nur wenig nützen. Selbſt die literariſche Kritik, wofern ſie ſich mit dem Miſère eines Theils der belletriſtiſchen Productivität beſchäftigt, kann dem Publiziſten nur wenig unter die Arme greifen, vor den Fragen des öffentlichen Rechtes, vor der ernſten Stirne der öffentlichen Sitte, tritt die Geringfügigkeit, die jeweilige Jämmerlichkeit der productiven Einzelkräfte in den wohlverdienten Hintergrund. Menzel's Geſchichtſtudien alter und neuer Zeiten reichten anderſeits eben ſo wenig aus, das Weſen und die Bedingungen des Staats und der Staatsverhältniſſe nach deren juridiſchen Weſenheit zu ergründen, darum war Menzel immer genöthigt, ſeine Reden in diaboliſche Gemeinplätze zu ſceniren, bis er am Ende, nachdem dieſe ausgetreten waren, ſich genöthigt ſah zu *verſtummen*.

„Nur bei politiſchen *Univerſalfragen*, wo er etwa mit allem Rechte ſich konnte vernehmen laſſen, da war's ihm möglich, ſich in ſeiner poſitiven Weiſe zu zeigen, dann überſchwoll er in Ueberzeugung und Pflichtgefühl, dann war er leidenſchaftlich, dann gerieth ſelbſt Schott, dieſer verſtandeshelle Prokurator, in enthuſiaſtiſchen Feuermuth bei Menzel's broncefarbiger Redeluſt.

„Denn Menzel kann — wenn er gerade will und dem Gegenſtande gewachſen iſt — in der That brauchbare Perioden machen, dann iſt er, gleich *Dupin*, voller Nahrungsſtoff, drängend, musculös und von einer auffallenden Verſtändlichkeit. Doch ſag' ich

Euch: Ihr habt Menzel'n noch nicht beim hellen Lichte beſehen, denn Menzel hat von Natur aus nur wenig eigentliche Leidenſchaft; im Ständehauſe iſt ſie vollends berechnet, iſt ſie ein Calcul, in dem er ſchon um der Balinger Bauern willen ſich üben muß.

„Menzel machte im Jahre 1833 einige Witze, auf die er ſich anno 1838 noch Manches zu Gute thut, damals ſprach er gelegentlich ſeiner Nachdrucksmotion in forcirten Bildern, denn nur den Poeten gelingen willenlos die Metaphern, einer Menſchenart, zu welcher Menzel, trotz ſeines Rübezahls und des unglückſeligen Narciſſus, niemals durfte gerechnet werden. Die Emanzipation der Juden griff er als einen willkommenen Anlaß auf, ſeine ſtaubigen Kritiken im Kosmopolitismus der Neuzeit auszubürſten, aber wer jemals glauben konnte, daß es Menzel'n dabei von Herzen gegangen, der qualifizirt ſich, wegen ſeines Köhlerglaubens, zum würtembergiſchen Myſticismus."

„Ich zeichne in dieſem Mitgliede," ſo äuſſert ſich Dr. Bacherer über Römer, „nicht ein bloßes Individuum, eine perſönliche Spezialität; ich zeichne eine Korporation, ein Genus. Zwar iſt Herr Römer ein Original, ihm hat's auf dem deutſchen ſtändiſchen Brettergrunde noch Keiner vorgethan oder nachgemacht, aber er iſt und bleibt darum nicht minder ein Typus der eigentlichen Volksmänner par force. Ein Volksmann par force muß eine gute Kehle haben, um bei Gelegenheit ſeinen mouſſirenden Patriotismus zu zeigen, ein gutes Organ, das nicht ſchon bei der erſten Anſtrengung ermüdet, vor Allem einen durchdringenden, aber maſſenhaften Vortrag, der das Volk zu Paaren treibt und zum Enthuſiasmus nöthigt. Die Mehr-

zahl des Volkes iſt ſtumpfſinnig, Ihr könnt es, wenn's keinen Hunger hat, nur durch lebhafte Geſtikulationen, und vor Allem durch den Effekt Eurer Rede aus ſeinem lethargiſchen Schlummer rütteln.

„In Deutſchland hat man noch keinen eigentlichen Begriff von einem ächt volksredneriſchen Ingenium, die Franzoſen ſind's in massa ſelbſt, die ſich um den vorzugsweiſe begabten Einzelnen nur als um die Zentralkraft ankettet, deshalb bietet Irland allein in der neueſten Zeit den eigentlichen Schauplatz eines öffentlichen Redekünſtlers im angedeuteten Begriffe dar. Ich möchte doch wiſſen, wo irgend anders ein O'Connell hätte gedeihen mögen, und ob in den übrigen politiſchen Kratern von Europa noch ein Requiſit ſei, das jenem Advokaten zu einem vollkommenen Manne des Volkes gebräche? —

„In allen Gliedmaſſen O'Connells erhält die Demagogie ihre Perſonifizirung, er iſt das Ideal der Volksbearbeitung, er iſt Demagog im ſtrengſten Sinne, d. h. er macht ſeine perſönliche Einſicht und ſeinen perſönlichen Willen zur Einſicht und zum Willen der Geſammtheit, vermöge ſeiner Gabe der Ueberredung. Die Bezeichnung „Demagogie“ iſt daher ſehr übel gedeutet, wenn man ſie bloß im Sinne des Volkselementes als feindliches vis-à-vis der entgegengeſetzten Elemente auslegt. Denn ein Ariſtokrat zum Beiſpiele, der es ebenfalls durch ſeine Ueberredung zu jenem angeführten Erfolge brächte, entſpräche ja doch gewiß dem Begriffe eines Demagogen ſo ſehr als Daniel O'Connell.

„Nächſt ſeinem corpus juris ſchwur das ehrenwerthe würtembergiſche Kammermitglied, von dem jetzt hier

die Rede, vor und nach dem Antritte ſeiner Repräſentantſchaft — nicht etwa auf die Politik des deutſchen Bundestages, ſondern einzig auf das politiſche Ideenmagazin O'Connell's, der ihn in ſeiner Kriegskanzlei, in ſeinen Klubs und auf der ſtändiſchen Tribune anſtatt des lieben Herrgottes immerdar begeiſtert hat. Römer wollte in ſeiner eigenen Erſcheinung die iriſche des großen Agitators, in und auſſer der Kammer, vor dem Schwabenvolke dupliren, er glaubte, eine ſo gashaltige Natur wie die ſeine, mit den muskulöſen Fäuſten und der blutfarbenen Stirne, vor Allem mit dem radikalen Ariſtokratenhaſſe in der lavatreibenden Bruſt reiche nicht bloß zu einer ſolchen Kopie hin, ſondern ſei ſogar gekräftigt, das Urbild in einzelnen Freskozügen hinter ſich zurückzulaſſen.

„Auf der Verſammlung zu Boll fehlte Hr. Römer nicht, hier beſtand er ſeine O'Connelliſtiſche Feuerprobe, ſo daß er ſchon mit einer gewiſſen Rednerweihe zwölf Monate ſpäter in die ſtändiſchen Räume eintrat. Hr. Römer wollte nun ſeine Schwaben gleichfalls emanzipiren, er wollte ſie in den vollen Beſitz der geſammten politiſchen Rechte von Frankreichs und Englands Muſtervölkern einſetzen, ja er trug bereits das Konzept eines neuen contrat social bei ſich, der das engliſche Muſterbild noch überholen ſollte. Dieſes Behufs wollte er vor allen Dingen die geſtörte Ordnung der Landtagstermine, die ſeiner politiſchen Pulsader als beſonders gefährlich erſchien, zum Mindeſten wieder hergeſtellt, ſonach einen Zuſammentritt der Stände für alle zwei Jahre geſetzlich ſanktionirt wiſſen; dann verlangte er das Recht politiſcher Vereine und Volksverſammlungen, und wie ſolche gefähr-

liche Bagatellen noch weiter heißen mögen. Damit es ihm hierfür auch auf den Galerien nicht an Sympathien fehle, hauptſächlich aber, um die verhaßten Juſtemilianer und Konſervativen zu ſchrecken, dies, wie er ſie nennt, duckmäuſige und widerwärtige Volk, begleitete er ſeine langen Philippiken ſtets mit einem energiſchen Mienenſpiel und ſtreckte dabei die Fäuſte immer geballt aus dem weiten Kuttenhemde.

„Römer iſt in der That eine wilde Natur. Daneben fehlt's ihm an hervorſtechenden Eigenſchaften nicht. Er iſt ein gewandter Advokat und, was mancher Andere nur durch Studium und Fleiß ſich zu erringen vermag, das ward ihm von der Natur gegeben. Er iſt im Beſitz einer volksthümlichen Beredſamkeit, auch einer mehr als gewöhnlichen, einer wilden, faſt zügelloſen Energie, was ſeine Beſtrebungen betrifft.

„Seine Grundſätze, die in den nordamerikaniſchen Inſtitutionen nach engliſchem Zuſchnitte wurzeln, hält er für unfehlbar, und ſeinen Schwiegervater, den berühmten Schott, weiß er einen Ariſtokraten zu ſchelten, weil er im Stande iſt, mit einem Andersgeſinnten ein Wort in Frieden zu verkehren. Thatſache iſt's, daß Römer vor ſeinem Gegner ausſpuckt, doch macht er keine Witze auf ihn, denn darin differiren ſeine Eigenſchaften gar ſehr von ſeinem iriſchen Vorbilde, er hat zu wenig innere Ruhe für den Witz; ſein immer kochendes Blut bläst ihm jedes Bonmot von der Zunge hinweg, anſtatt es von derſelben in's Leben zu beſchwören. D'rum ſo mehr haftet Gift und Galle darauf feſt, die er in ſchmuckloſen Anzüglich-

keiten nicht tropfenweiſe, ſondern maſſenhaft auf den Gegner losſpritzt.

„Wie ſchlecht verſteht Römer die Kunſt, mit lächelndem Geſichte dem Feinde das Herz umzukehren; wie wenig parlamentariſche Routine und Eleganz ſind in ſeiner Gewalt! Römers Weſen iſt überhaupt, um ſo zu reden, nicht geſchliffen. Auf allen Seiten ſtößt man bei ihm auf Ecken und Unebenheiten. Deshalb verwundet er auch ſo ſelten, denn ſelbſt bei kurzem Geſichte bemerkt der Feind den Höcker an Römers politiſchem Lindwurm. Römer zählt ſeine Verehrer unter dem Tiersparti; das höhere Bürgerthum iſt ihm abgeneigt, denn dieſes athmet ſchon in einer espèce von ſocialem Luxus, es ſchmückt ſich bei feſtlichen Gelegenheiten mit Sammt und Cachemir und affektirt ein ariſtokratiſches Comfort.“

„Römers Hoffnungen ſtehen in der Zukunft und wer es unternimmt, ihn mit einem „Hunc tu, Romane, caveto!“ zu apoſtrophiren, dem ſchwöret er Rache ſein Lebenlang.“

„In Dr. Walz ſeht Ihr“, heißt es fernerhin, „ein ſchwäbiſches Idol der Bürgertugend, einen Repräſentanten des Philiſterthums. Er iſt ein unmittelbares Organ des Tiersparti in der würtembergiſchen Haupt- (und Philiſterſtadt), deſſelben, der mit dem eigenen Vaterlande nicht mehr ſo recht zufrieden iſt und der für die nordamerikaniſche Freiheit glüht. Herr Walz hat Smollis mit dem Proletarismus getrunken, der Bourgeoiſie ſtreicht er den Embonpoint, damit ſie nicht aus den Motiven des Unterleibs in die Klauen der böſen Sache fällt. Er trinkt auf des Winzers Geſundheit zu jeder Tagesſtunde, da Ihr's haben wollt,

er ſchnupft mit dem wohlhabenden Bürger aus derſelben Tabatiere, indeß er ihm von den Fortſchritten der nordamerikaniſchen Freiheit berichtet. Er iſt der eifrigſte Bearbeiter der Bürgerausſchüſſe und Bürgervereine, beſitzt den beſten Wollſack im „Bürgermuſeum“ und dies iſt der Ort, wo er mit dem Philiſterthume die Karten miſcht, wenn ſich's um die ſtädtiſchen Preisſpiele des Tages handelt.

„In der Kammer zitirt dieſer Erzphiliſter, dieſe Perſonifikation der engherzigſten Schwabenkrähwinkelei in der Stunde dreimal die Namen Waſhington und Lafayette, hier zieht er, daß ſeinen Kommittenten darob die Augen übergehen, Parallelen zwiſchen den Inſtitutionen Nordamerika's und der ſchwäbiſchen Freiheit. Er findet auf dem einheimiſchen Boden Alles jämmerlich, was nicht im Ideenkreiſe ſeiner Philiſterſchaft ſich bewegt, und damit er ſich ſtets als einen Vorkämpfer der letztern auszeichne, trägt er immerdar einen Hambacher Hut, denn er behauptet, das Hambacher Feſt ſei ein Sinnbild der Emanzipation des deutſchen Bürgerthums geweſen.

„So ſeht Ihr an der Erſcheinung dieſes würtembergiſchen Rechtskonſulenten neben der aſchgrauen detaillirteſten Provinzialfarbe die hochrothe Univerſalfarbe eines auf amerikaniſchen Prinzipien ruhenden Weltbürgerthums, in welchem ſein Philiſter keine Abgaben und keine Zölle bezahlt, und nicht minder Mitglied der Senatorenkammer wie des Kongreſſes iſt.

„Dieſes würtembergiſche Kammermitglied iſt die ſpaßhafteſte Erſcheinung, die Ihr Euch denken könnt, doch von vieler Bedeutung für die Oppoſition, in der es lebt und webt und für die es in allen Fragen das

Vollgewicht ſeines Philiſteranhangs in die Wagſchale legt. Walz votirt jederzeit wider die Rathſchläge und die Vorſchläge der Regierungsbank, in ſeinem Widerſpruche iſt ſelbſt Römer nicht ſyſtematiſcher, und die Weisheit des Philiſterklubs im Bürgermuſeum, in deſſen Rathe er die erſte Stelle hat, ſetzt er keck der Weisheit des Gouvernements entgegen.

„In der Kammer gewährt ihm ſein fieberndes Blut, das über dieſen Zuſtand ſich keine Rechenſchaft zu geben vermag, keine Minute Ruhe, und gleich Römer'n, der immerwährend auf ſeinen radikalen Füßen ſteht, pflanzt ſich Walz unabläſſig ſeinem ganzen Körper nach ſtehend unter den Kollegen auf. An ſeiner übrigen parlamentariſchen Perſönlichkeit iſt nichts Karakteriſtiſches, über hervorſtechende geiſtige Eigenſchaften gebietet er keineswegs, ein negativer Vorzug, der ihm übrigens bei ſeinen Philiſtern ſehr poſitiv zu Statten kommt. Der wohlhäbige Philiſter will die eigene Einſicht nie durch eine fremde überflügeln laſſen, er hält auf geiſtiges Renommé, und wer ſich an der Gravität ſeines altklugen Geſichts verſündigt, der hat ſeine Gunſt auf ewig eingebüßt.

„Hr. Walz iſt, um es zu wiederholen, für die Oppoſition darum bedeutſam, weil er ſich in den Sympathien des Tiersparti ſo gut wie in jenen der vornehmen Bourgeoiſie perſonifizirt und ſtets immer mit deren Geſammtheit ins Treffen rückt.

„Der Konſervatismus in dem würtembergiſchen Ständeſaale zählt aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Staatsverwaltung und des aufgeklärten Bürgerthums die ausgezeichnetſten Männer unter ſich. Namen wie Wächter (der berühmte Juriſt und Kanzler in

Tübingen), v. Rummel, Feuerlein, Gmelin, Wocher, Widemann u. a. beweiſen dies zur Genüge.

„Kanzler v. Wächter, als Profeſſor in ſeinem Fache berühmt, und als niedrer Dreißiger ſchon im Beſitz der höchſten akademiſchen Stelle der Landesuniverſität, der ſchon in ſeinem 21. Jahre als außerordentlicher Profeſſor fungirte, ein juridiſches und advokatiſches Genie, machte natürlich auch von ſeiner parlamentariſchen Miſſion die höchſten Erwartungen rege, die er bis jetzt nicht unerfüllt gelaſſen hat. Da iſt Wiſſenſchaft, rationelle Dialektik, verbunden mit einer überraſchenden Keckheit der äußern Erſcheinung und einer faſt übermäßigen Kampfesluſt. Seine Force beſteht indeſſen nicht im Kampfe um Hauptfragen der Politik und des öffentlichen Lebens im höhern Begriffe, er klammert ſich vielmehr mit beiden Händen an ſein konſervatives Kanzlerthum, um auf dem Felde der juridiſchen Diskuſſion ſich deſto rückſichtsloſer ſchlagen zu können. Der geringfügigſten Rechtsfrage weiß er eine intereſſante Bedeutung abzugewinnen, als Theoretiker ſchlägt er alle übrigen juridiſchen Intelligenzen nieder, dafür aber haben ihm die alten praktiſchen Juriſten, ſeine ehrenwerthen Mitglieder, ſchon manchen Schnack geſpielt, indem ſie ihm die Unhaltbarkeit gewiſſer theoretiſcher Themata's und Lieblingsſpekulationen in wenig galanter, d. h. in altwürtembergiſcher, Weiſe nachwieſen. Auf ſolche Art wurde er ſchon mehremal unangenehm zum Schweigen gebracht, ſo daß er ſich jetzt nach und nach ſelbſt an der Empirie feſthält, um nicht ſeinem Anhange zu ſchaden.

„Gmelin iſt einer der beſten Juriſten Würtem-

bergs, ein durchaus ſolider, gediegener Kopf, und auch äußerlich ein Bild des Konſervatismus, wie es der in karakteriſtiſchen Studien erfindungsreichſte Maler nicht treffender und ausdrucksvoller zu zeichnen vermöchte. Das iſt einer der herbeſten und rückſichtsloſeſten Gegner der Oppoſition, voller Energie in ſeinem Widerſtande, ausdauernd in ſeiner Dialektik, die zwar dürftig an hochtrabenden oratoriſchen Figuren, dafür aber um ſo reicher iſt an juridiſcher Beweiskraft, um ſo ſchlagender und durchdringender in den Argumentationen des Rechts, der Rechtsverhältniſſe, des Geſetzes und der Reſultate der juridiſchen Erfahrung.

„Im öffentlichen Rechte weiß er Priorität von Superiorität zu unterſcheiden, er argumentirt um keinen Preis das Höhere aus dem Niedern, als guter Chriſt ſetzt er nicht den Staat als die Grundlage des Rechts, ſondern das Recht als die Grundlage des Staats, und behauptet ſcharfſinnig, daß das erſtre die organiſche Baſis aller Geſetze ſein müſſe. Dem ungeübten Auge möchte die erſtre Paſſage anfänglich fanatiſch oder ſpitzfindig erſcheinen, um ſo klarer iſt die Maxime dem aufgeklärten Patrioten und dem publiziſtiſchen Federkünſtler. Gmelin ſpricht mit einer ſieghaften Ruhe des Ausdrucks, dagegen iſt der Inhalt ſeiner Argumentationen um ſo heftiger und muskulöſer.

„Mit dem geſunden Menſchenverſtande hat er's auf beſondre Spekulation abgeſehen, mit deſſen Renten verſteht er's, ſich in jeder Diskuſſion aufs Neue zu verproviantiren, ja in dieſem Punkte weiß er ſogar philoſophiſch-kabbaliſtiſch zu ſein. Mit Jakobi iſt er dann der Meinung, das ſich Entwickelnde oder das zu

Beweiſende müſſe ſich zu dem, woraus es ſich entwickele oder bewieſen werde, wie ein Theil zum Ganzen verhalten. Er ſetzt dadurch den geſammten geſunden Menſchenverſtand, den er für ſeine Behauptungen aufbietet, und den er hierbei ſtets in einer gewiſſen ironiſchen Farbe ſpielen läßt, als ungenügenden Ausfluß der angeſchlagenen Hauptidee, daß es erſcheinen möchte, er habe kaum die Hälfte deſſen, was er eigentlich ſagen könnte, ausgeſprochen, weil das bereits Geſagte gegenüber jedwedem kultivirten Verſtande, nämlich ſchon in dieſer fragmentariſchen Andeutung nothwendig als hinreichender Beweisgrund gelten müſſe.

„An ſeine Seite lehnt ſich Herr von Rummel an, gleichfalls ein hochſtehender Juriſt, und zwar nicht nur hinſichtlich ſeiner Qualitäten, ſondern auch nach ſeiner Stellung im Staatsdienſt.

„Dieſem folgen, doch jeder in ſelbſtſtändiger Weiſe, die andern Namen, die wir eben bezeichnet haben. Der würtembergiſche Konſervatismus iſt durchaus reich an theoretiſchen wie praktiſchen Fonds und ſeine Geſinnung bewährt ſich in allen Fällen als loyal, als ehrenhaft.

„Im Hintergrund des Kampfplatzes, den die Konſervativen inne haben, hält ſich das Juſtemilieu. Seine Augen übertriefen von Freundlichkeit, in ſeinen rothen, feiſten Wangen gefällt es ſich ausnehmend, dabei lächelt es männiglich herzlich und zuvorkommend an, doch beſteht daneben ſeine Geſinnung in ſeiner Beſchränktheit. Laßt mich an dieſer Stelle keine Namen nennen, auch erlaßt es mir, das Treiben der würtembergiſchen Kammer-Juſtemilianer ſpezieller zu ſchildern.

Auf der Prälatenbank zeichnet ſich vielleicht allein ein Mitglied des Domkapitels in Rotenburg, dem katholiſchen Bisthumsſitze Würtembergs, aus, nämlich der Domdekan Jaumann.

„Elaſtiſch in ſeinen Formen, lebenskeck, dabei rationell gebildet und begabt mit den Vorzügen einer angenehmen Rede, tritt er in allen, die Intereſſen ſeiner Kirche betreffenden Fragen mit Mäßigung und kluger Beachtung der Verhältniſſe auf. Allein, wenn gleich ſeine Miene modern, macht ſie auf Anerkennung Anſpruch und lächelt freundlich beim Lobe der Aufklärung. Er iſt gewiß ein guter Unterthan des heiligen Stuhles, doch zu ſehr Philoſoph, um Ultramontane zu ſein, und vom Hauche des herrſchenden Geſchichtsgeiſtes zu mächtig angeregt, um an den Sieg einer andern Sache, als den der religiöſen und politiſchen Humanität und einer univerſellen Aufklärung, zu glauben. Er ſteht unter der Zahl derer, welche für Aufhellung im Schooſe des Katholizismus fechten, ohne daß ſie dabei deſſen geheiligten Kultus irgend ein altes wohlerworbenes Recht vergällten.

„Von ſeinen Feinden läßt er ruhig Jeſuit ſich ſchelten, und gibt ſogar dieſe Bezeichnung zu für jeden Ehrenmann, der den Umſtänden Rechnung tragen muß, wenn dieſe Leiſtung auch nicht ins Kapitel ſeiner Maximen gehört. Er kompilirte ſinnreich mit einem verwandten Geiſte, einem katholiſchen Pädagogen von friſcher Färbung, ein katholiſches Gebetbuch für die Gemeinde ſeines Bisthums, in modernen Verſen, daß ſelbſt ein lebensfroher Chriſt die rechten Melodien dafür finden kann. Solche Melodien zwingen die Leute, religiös zu ſein, denn ſie heben wirklich aus

dieſem Jammerthale das Herz empor, und laſſen uns freudige Hoffnungen für ein Jenſeits fühlen."

Auf der Bank der Ritterſchaft bemerken wir vor Allem den bekannten Freiherrn von Hornſtein, einen der treueſten, unbedingt ergebenſten Knechte des heiligen Stuhls, den ſolideſten Hort des Ultramontanismus in Süddeutſchland.

„Es iſt die Eine Idee, ſagt der Verfaſſer, welche ſein Weſen ſo muskulös, ſeine Rede ſo begeiſtert, den Blick ſeines grauen Auges ſo glühend macht: die Idee der Verherrlichung der chriſtlich-katholiſchen Kirche, die Idee ihres Supremats über alle Verhältniſſe des Staats und des Lebens, ja des Lebens ſelbſt. Die Erſcheinung dieſes Mannes iſt eigenthümlich, frappant und bedeutungsvoll, alle übrigen Ideen läßt ſie um jene Eine gewaltige wie die Peripherie um das beherrſchende Zentrum herumgehen und in des Tages Frühe, beim Erwachen ins Leben, iſt ſie ſo rege, als wenn am ſpäten Abend die Ruhe einer höhern Reflexion in die Seele eingekehrt iſt.

„Auf dem Landtage des Jahres 1830 ſchon hatte Herr von Hornſtein in einer beſondern Motion an die Kammer den Antrag geſtellt, die Regierung zu bitten, eine Verordnung deſſelben Jahres, das Schutz- und Aufſichtsrecht des Staats über die katholiſche Kirche betreffend, mit ihren Verletzungen aufzuheben. Durch eine zweite Motion von 1833 ſtellt' er denſelben Antrag, nachdem der erſtere bis jetzt noch nicht zur Erledigung gekommen war, „um die Verfaſſung in ihrer Reinheit herzuſtellen." Herr von Hornſtein ging hierbei, ſo ſehr er auch dieſen Standpunkt durch Floskeln über Gewiſſensfreiheit und unter

Berufung auf vorhandene Verträge modifiziren mochte, von einer abſoluten Unabhängigkeit der Kirche vom Staate aus, unter dem ausgedehnteſten Geſichtspunkte aller Folgerungen und Konſequenzen dieſer unbedingten Unabhängigkeit. War das kleinere, dieſen beiden Motionen zu Grunde liegende Beſtreben erreicht, ſo ſchloß ſich das größere als Folge an, und man gedachte es ſodann, wenn auch vielleicht mit ſchwierigen Mitteln, gleich dem erſtern zu erreichen."

Die „Schattenriſſe aus der zweiten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung," beginnen mit dem Präſidenten derſelben, dem geheimen Rath Mittermaier.

„Dieſer Mann macht auf Jeden, der ihn zum erſten Male ſieht, einen gemiſchten aber bedeutenden Eindruck," ſagt der Verfaſſer. „Ich ſah in meinem Leben noch wenige ſolche Phyſiognomien *), die mit dem Karakter der Allgemeinheit doch ſolche frappante, überragende Eigenthümlichkeit verbanden. Sein Geſicht mit dem überaus langen Kinn und dem hervorſtehenden Unterkiefer, mit einem hellen durchdringenden Auge und einer hohen markirten Stirne wäre ein Vorwurf ſchöner Darſtellung und dürfte leichthin als Typus kräftiger Männerphyſiognomien gelobt werden. Es ſpielen alle Metamorphoſen einer äußern feinern Weltbildung darin, die über jedem Eindrucke energiſch macht, und allen Umſtänden und Karaktern ſich zu accommodiren weiß, ſo lange nicht die Selbſtſtändig-

*) Vergl. mit dem Aufſatz: „Ausflug nach Karlsruhe, zur Sitzung der zweiten badiſchen Kammer," im erſten und zweiten Theile für 1837 der Bibliothek der neuen Weltkunde.

keit des Mannes dabei Gefahr läuft. Kömmt aber vollends in einzelnen Fällen die Würde und das Anſehen des Präſidenten ins Spiel: dann tritt auf dieſes ſonſt immer ſo gefällige Antlitz der ganze entſchloſſene Ernſt mannhafter Geſinnung, und er weiß in ſeiner parlamentariſchen Sphäre zu donnern, wie der blitzeſchleudernde Zeus gegen ſein Götterkollegium.

„Als Herr Mittermaier im Jahre 1831 die erſten oratoriſchen Akte ſeiner Volksrepräſentantſchaft laut werden ließ, da vermeinten Manche, die ihn zum erſten Male hörten, dieſer Herr ſei keineswegs ein heidelberger Profeſſor der Jurisprudenz, ſondern ein feiner dramatiſcher Künſtler, der von Jugend auf ſich in der Kunſt des deklamatoriſchen Vortrags geübt. Denn auch im Aeußern ließ Herr Mittermaier ſein Profeſſorat in Frage geſtellt ſein. Da war kein Zollbreit jenes Pedantismus zu erkennen, der den Univerſitätsmagiſtern aus der frühern Periode bis über die Juliusbrücke der neuern Zeit nachgefolgt iſt. Herr Mittermaier übte, während er von ſeinem Sitze aus oder auf der Rednerbühne ſprach, alle Künſte der feinſten Mimik unter Begleitung der lebhafteſten und zugleich eleganteſten Geſtikulation, die ein ehrlicher Badner nur je zu Geſicht bekommen.

„Der Ausdruck ſeines Geſichts bezeichnete in ſolchen Momenten nicht ſelten — wenn er ſeiner Argumentation noch äußere Aſſiſtenz verſchaffen wollte — eine hinreißende Schmeichelei, während ſeine wirklich dramatiſche Stimme das eine Mal gleich dem Hammerſchlage eines voſſiſchen Hexameters, das andere Mal im klingenden Sonettentone einer matthiſſon'ſchen Empfindung ſich vernehmen ließ. Faſt immer aber

blieb der Ton ſeiner Mienen einſchmeichelnd, der Ausdruck ſeiner Worte fein und zart, wie die Wahl derſelben, ſo daß, wenn ſie auch die härteſten Begriffe und Anſchuldigungen bezeichneten, es doch für den Augenblick faſt unmöglich war, an ihnen Anſtoß zu nehmen. Wies er auf irgend eine dunkle Seite der Verwaltung hin, ſo war ſein Geſicht ſo freundlich, ſo bezaubernd möchte man ſagen, und ſein blaues, helles Auge ſo voll poetiſchen Glanzes, daß es in Wahrheit hätte ſcheinen mögen, er entwickle die Kataſtrophe einer ſocialen Galanterie, und es ſei keineswegs ſeinem Worteköcher ein tödtlicher Pfeil auf den Gegner entfahren.

„Tönte ſeine Rede aber irgend eine nationale Saite an, woran die meiſten Sympathien des Volks hingen; dann war ſeine Stimme höher, und in lauten vollen Wellenſchlägen humaner Geſinnung brauſte ſie fort, von einem kräftigen Tenor zuweilen zum tiefſten Baß hinabſteigend. Galt es, den Angriffen eines Gegners zu erwiedern, ſo that er's — wenn auch der Sieg durch die Sache ſelbſt ihm geſichert war — nicht mit dem Uebermuthe eines ſeiner Kraft ſich bewußten Kämpfers, ſondern in jener unvergleichlichen Art der Ueberredung, die ſich beim Gegner ſelbſt über jeden gegen ihn zeugenden Beweisgrund zu entſchuldigen ſcheint, daß man dieſen wirklich in Anwendung gebracht.

„So kam es öfter, daß, wenn Mittermaier ſeinen Feind geſchlagen, es ſich's dieſer noch zur Ehre anrechnete, auf eine Weiſe verloren zu haben, die es ſcheinbar ungewiß ließ, wer eigentlich der Sieger oder der Beſiegte ſei. Denn Mittermaier — deſſen

interpretirender Blick immer ſtarr nach der Zukunft ſah — hielt es für unangemeſſen, da den Triumfator zu machen, wo die ſtille, ſichtbare Anerkennung der Kammer und des Galeriepublikums ihm ſeinen Triumf, wenn auch ohne Eclat — welchen ſein Ehrgeiz wohl verſchmerzen konnte — verkündigte und ſo die „ſtillen Freuden“ ſeines geſchmeichelten Selbſtgefühls verſüßte.

„Es läßt ſich leicht denken, daß ein Mann, der in kunſtreicher Weiſe die Antipathien der Kammer beſchwor, und alle Parteien kirrte, auf dem Boden ſeines Juſtemilieu bald eine mehr als gewöhnliche Bedeutung gewinnen mußte. Denn Mittermaier's politiſche Intelligenz nnd ſeine ſichtbar nach einer gewiſſen Mediation der Parteien zielende Beſtrebung in einem Zeitpunkte, wo alle Leidenſchaften mitunter mächtig brausten und tobten, machten natürlicherweiſe ihn auch der Regierung mehr denn jedes andere Kammermitglied angenehm, obſchon er, da die politiſche Phyſiognomie der nächſten Zukunft noch ſo gar ungewiß vor jedes Auge trat und die Konſequenzen der franzöſiſchen Juliustage den bisherigen Juliusgewalten ein ungünſtiges Prognoſtikon ſtellten — aus ſolchem Grunde der radikalen Oppoſition keine der Konzeſſionen entzog, die er ohne Gefahr auf eine conträre Geſtaltung der Zukunft, als die Gefeierten des Tags ſie geweiſſagt, thun und machen konnte.

„Die Zeit ſetzte der bewundernswerthen Bioſophie Mittermaier's den Lorbeer aufs Haupt, ehe noch zwei volle Jahre hingefloſſen waren. Im Jahr 1833 nämlich, nach dem Wiederzuſammentritte des Landtags, war man in der zweiten Kammer nicht lange unent-

ſchieden, wer zum Präſidenten zu wählen ſei. Wer war dazu geſchickter als Mittermaier, der einzige, der es nicht mit der Regierung verdorben und zu dem ſich Conſervative wie Liberale doch des Beſten verſehen zu dürfen glaubten? Hatte Mittermaier nicht in ſeiner eleganten Manier im Jahre 1831 in der vorderſten Reihe der Liberalen gefochten? Und ſeine Perſönlichkeit — hatte ſie ſich nicht in allen Kriſen als eine dea mediationis erwieſen? —

„Mittermaier ward demnach einer der Kandidaten zur Präſidentenwürde, und da Rotteck und, wenn ich nicht irre, auch Duttlinger ſeine Nebenbuhler waren, ſo gerieth die Regierung in um ſo geringere Alternative in Betreff der Beſtätigung. Mittermaier ward Präſident, und die Hoffnungen, die man von ihm in ſolcher ehrenvollen Stellung von Seiten der Kammer, wie der Regierung hegte, blieben in keiner Weiſe unerfüllt. Der neue Präſident, von der Wichtigkeit ſeiner Stellung durchdrungen, und jetzt die Verhältniſſe mit einem freiern Ueberblick meſſend, machte in allen hoſtilen Kammerfragen jenes Prinzip der Mäßigung und der Vermittlung geltend, welches mehr denn einen ſtürmiſch aufbrauſenden Kampf, wenn auch nicht niederſchlug im erſten Beginnen, ſo doch ferne hielt von einer Kataſtrophe, die einen unzweifelhaften Bruch zwiſchen der Regierung und der zweiten Kammer zur Folge gehabt haben würde.

„Mittermaier ward im Jahre 1835 wieder Präſident, und mit welcher Energie und parlamentariſchen Virtuoſität er die Feuerprobe dieſer ſchwierigen Stellung beſtand, giebt ſeine 1837 und im laufenden Jahre

erfolgte abermalige Wahl zum Präſidenten genügend kund.

„Die politiſchen Grundſätze Mittermaier's, wie ſie während ſeiner parlamentariſchen Laufbahn ſich vor uns entwickelt haben, ſcheinen ſich dem doctrinären Syſteme in Frankreich zu nähern, und gleich Herrn Guizot hat man auch Mittermaier'n eine amphibienartige aber gewaltvolle Natur von mancher Seite her zum Vorwurfe gemacht.

„Unverkennbar an ſeinen Grundſätzen iſt, daß ſie ihre Wurzeln in die Humanität und den Philanthropismus des Jahrhunderts ſtrecken, und daß ſein Ziel in einem, auf der Baſis des natürlichen Rechts im Einklange mit den zu Recht beſtehenden Geſetzen ſich entwickelnden, ſocialen Zuſtande der Völker ſich finden läßt. —

„Vom Präſidentenſtuhle hinweg ſchreiten wir ſchnurgerade zur radikalen Linken über, um die Männer dieſer Seite, als der bedeutendſten im Saale, in's Auge zu faſſen.

„Da ſtellt ſich mir zuerſt Herr Karl von Rotteck dar, das Ideal des badiſchen Oberländervolkes ſchon einige Decennien lang, der als Führer der alten liberalen Partei, welche ihre Zweige durch das ganze Land vielfach erſtreckte und ſich mit den mächtigen Schößlingen der auswärtigen Freiheitslehre verſchlang, ſtets einen ungewöhnlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung Badens übte.

„Wie verſchieden iſt doch ſo die ganze Aeußerlichkeit dieſes Kammermitglieds von der des Präſidenten. Denken Sie ſich einen kleinen, wenig beleibten Mann mit einem ziemlich großen Kopfe, an deſſen linker

Wange eine kleine Geſchwulſt ſich bemerkbar macht, die nur zur Hälfte von der kleinen Halsbinde verdeckt wird, die ohne beſondere Zierde um ſeinen Hals ſich ſchlingt.

„Doch die Phyſiognomie dieſes Mannes zeigt ſich als körperlicher Reflex einer tiefbewegten, reichen Seele, aus welcher die Ideen in heißen aber lichten Farben emporſteigen.

„Rotteck darf ſich mehr als jeder andere ſeiner deutſchen Kampfgenoſſen der Herrſchaft ſeines Geiſtes rühmen, die ohne jegliche äußere Zuthat ſich ſtets in mächtiger Höhe gehalten hat.

„Wie Mittermaier's Perſönlichkeit impoſant und ſein Organ voll wohltönenden und durchdringenden Klangs, ſo entbehrt Rotteck aller dieſer Vorzüge und er kann nichts geben, als das Wort eines äußerlich ganz unſcheinbaren Mannes, das er mit halb heiſerer Stimme ſpricht. Aber dennoch — wenn er ſich nur erſt zum Sprechen erhoben — lauſcht Freund und Feind ſeiner Rede; auf den Galerien oben wird's ſtiller, und man hört einen Bauer zum andern faſt ehrfurchtsvoll ſagen: „Seht nur, Gevatter, das iſt der Rotteck!“ Die Köpfe des Publikums neigen ſich tiefer als gewöhnlich von der Tribune herab, es iſt, als wollten ſie die Deutlichkeit der Töne erzwingen, die aus dieſem Munde quellen.

„Rotteck ſpricht, die Worte fluthen ihm heraus, wie wenn nimmer der Redequell verſiegen könne, und jeder Hörer auf der Galerie iſt glücklich, wenn er nur die Hälfte davon verſtanden hat.

„Mit einem guten, kräftigen Organe würde Rotteck Wunder thun als öffentlicher Redner. Dieſen Reich-

thum treffender Bilder, dieſe Schärfe der Dialektik, in welcher Gedanke ſich an Gedanken drängt, um mit erdrückender Gewalt der Analyſe den erfaßten Gegenſtand zu umfangen, — finden Sie wohl nicht allzuhäufig in unſern ſtändiſchen Kammern.

„Man ſieht gleichſam mit dem geiſtigen Auge, wie in Rotteck's Munde ein Gedanke den andern erzeugt, wie er noch werdend ſich ſchon mit dem kommenden verſchlingt, um jede äußere Ueberzeugung im Strome mit ſich hinwegzuführen.

„Bis jetzt iſt man hinſichtlich der verſchiedenen Schattirungen des badiſchen potenzirten Liberalismus noch ziemlich im Unklaren. Sofern er auf den Landtagen ſeit 1831 zur Offenbarung gedieh, waren die Männer, die als deſſen Wortführer in vorderſter Reihe fochten, zwar einig über die Mittel zum Zwecke, aber dieſe Zwecke ſelbſt waren different. Wie Welcker's Ideal ein deutſches, mit republikaniſchen Einrichtungen verſehenes Kaiſerthum war, nach deſſen Verwirklichung all' ſein Sinnen ſtrebte, ſo wollte Rotteck — welch' andere Tendenzen man ihm auch unterſchob — eine Perfektion des deutſchen Verfaſſungsſyſtems, für welches er freilich immerdar ein amerikaniſches Muſter bei der Hand hatte.

„Der Amerikanismus erfüllte fortan Rotteck's am Philanthropismus großgeſäugte Bruſt, und alle Antipathien, die er gegen den europäiſchen Norden hegt, löſen ſich in den allmächtigen Sympathien auf, die in ſeinen Pulſen für die amerikaniſche Freiheit ſchlagen.

„Hätte Rotteck nicht dieſe feſtſtehende Idee, wornach Deutſchland nur durch Amerika ſeine einſtige Regeneration empfangen werde, ſo würde ſein poli-

tiſches Glaubensbekenntniß minder ungünſtig beurtheilt und minder verdächtigt worden ſein, als es bisher in Wirklichkeit geſchehen iſt.

„Aber ich wiederhole: wer das Ziel des Rotteck'ſchen Liberalismus mit dem Welcker'ſchen identificiren möchte, der iſt im Irrthum. Obgleich beide Namen faſt immer neben einander genannt werden, ſo giebt es doch wohl kaum zwei Geiſtesnaturen, die in ihrem innerſten Weſen ſo heterogen und ſich widerſtrebend ſind, wie dieſe beiden. Die innern gegenſeitigen Antipathien der beiden Männer ſprachen ſich auch lange Zeit in ihrem gemeinſamen Wirkungskreiſe zu Freiburg unverhohlen aus, bis tiefer greifende Zwecke und das Bedürfniß einer politiſchen Phalanxbildung, einer engeren Conzentrirung bei Beginn des Landtags 1831 ſie aneinander ſchloſſen. Nachdem ſie ſieben bis acht Jahre lang ſich in Freiburg befehdet, nannten ſie ſich zum erſten Male vor den Ohren des Volkes Freunde während der erſten Vorläufer zu der Wichtigkeit des gedachten Landtags. Immer aber verharrten ſie in der Hauptſache ihres politiſchen Strebens, in Bezug auf Zweck, auf dem getrennten Pfade, und gründeten ſo den ſchon angedeuteten unſichern Farbenwechſel des badiſchen Liberalismus.

„Rotteck's Ideale für den Zuſtand, in dem wir gegenwärtig proviſoriſch uns befinden, bis zur Verwirklichung ſeines Transatlantismus, objectivirten ſich bis jetzt in Preßfreiheit, Miniſterverantwortlichkeit und unbeſchränktem Wahlrechte des badiſchen Volks zur Beſetzung der Deputirtenſtellen des Landtags. Um dieſe drei Hauptpunkte, die allerdings lebenbedingend den ganzen Organismus des konſtitu-

tionellen Staatskörpers durchdringen müſſen, drehte ſich bis jetzt die geſammte parlamentariſche Thätigkeit Rotteck's, und welche Wege er zu dieſem Zwecke beſchritt, welche reichen und vielfältigen Mittel er dazu verwandte, zeigt uns ein Blick auf ſein Leben ſeit 1831.

„Dieſe Mittel aber waren nie die des Revolutionärs, der mit Hintanſetzung aller außer ihm liegenden Rechte und Verpflichtungen mit Gewalt fortſtürmt auf der unter ſeinen Schritten erwachſenden Zerſtörungsbahn, um nur — ſei's um jeden Preis und jedes Opfer — ſein verhängnißvolles Ziel zu erreichen; es waren die Mittel eines ehrlichen Mannes, der für ſeine auf vernünftiges Recht gegründeten Ueberzeugungen Alles zu opfern bereit iſt.

„Welcker's ganzes Sein iſt ein abſtraktes und doch möcht' ich auf jedes andern Menſchen Logik eher ſchwören als auf Welcker's. Er iſt nie koncret, er faßt nie einen Gedanken auf, der ſich feſt, unabhängig in ſelbſteigenem Leben hineinſtellen ließe in den babyloniſchen Wirrwar ſich bekämpfender Anſichten, Geſinnungen und Syſteme, um darin einen Halt, einen Kernpunkt zu ſchaffen, von dem ſich die Anſichten in abſtoßender Beſonderheit, mit klarem Bewußtſein des individuellen Willens abſchälten.

„Die Natur hatte Welcker'n nie zum Führer einer politiſchen Partei beſtimmt in einer Zeit wie die unſrige, in welcher nur ſtreng geprägte Karaktere mit durchgreifender Willenskraft und mit einem Alles in concreto erfaſſenden Geiſte eine Miſſion ſolcher Art erfüllen können; nicht einmal Rotteck, wenngleich er an der Spitze einer großen politiſchen Partei ſteht,

dürfte darum ihr Führer genannt werden, weil ihm dazu, wie Welcker'n, wenn auch nicht in ſo großem Maaße, alle einem Partheihaupte nöthigen Eigenſchaften abgehen.

„Welcker hat die Sanguinität ſeiner Zunge ſo wenig in der Gewalt als die Sprache, die er die ſeinige nennt. Welches mühſame Suchen nach dem Ausdrucke, wenn er irgend einer der unſtet in ſeinem Innern ſich durchkreuzenden Ideen eine Form geben will. Welcker's öffentliche Vorträge ſind keine Reden im künſtleriſchen Sinne, es ſind abrupte, willkürlich an einander gereihte Sätze, von denen gewöhnlich jeder etwas Bedeutſames, nicht ſelten aber auch etwas Ueberſpanntes, Unklares beſagen will. Aus dieſen äußern Manifeſtationen der Welcker'ſchen Geiſtesnatur darf auf eine geiſtige Leerheit nicht geſchloſſen werden; im Gegentheil iſt ſein innerer Stoff, auch nach deſſen unklaren Offenbarungen, durchaus reich und mannigfaltig, jedoch chaotiſch, in welcher letztern Beziehung Welcker's Unbrauchbarkeit für's Leben zu finden iſt.

„Selten iſt wohl einem deutſchen Parlamentsmitgliede ſo viel betäubender Weihrauch geſtreut worden, wie Welcker'n im Jahre 1831 nach dem Erfolge ſeiner Preßfreiheitsmotion; ſelten aber auch fiel Jemand aus der Höhe glühender Träume wieder ſo in den tiefen Sandgrund der Enttäuſchung hinab, wie Welcker. Eine unvertilgbare Wunde ſchlug ihm dieſes Schickſal in ſeinen Lebensnerv, und nimmer werden darum die peinlichen Zuckungen ſeines krankhaften Lebens aufhören.

„An die ſkizzirten beiden Koryphäen des badiſchen

Liberalismus ſchließt ſich in dem Herrn von Itzſtein der Notabilitäten dritte an, — in ſolcher Combination (ſeit dem Austritte des Buchhändlers Winter in Heidelberg aus der Ständeverſammlung) das Oppoſitionstriumvirat der zweiten Kammer bildend.

„Leſen Sie auf der hohen, reflektirenden Stirne und der dominirenden Naſe, die in Itzſteins bleichem aber höchſt ausdrucksvollem Geſichte ſitzt, welches Geiſtes Kind er iſt. Herr von Itzſtein iſt noch der bedeutendſte Hort und Halt der Oppoſition, unter deren Füßen man den Boden ſchon theilweiſe hinweggenommen hat. Er iſt der Logiker ſeiner Partei und ihr Rechenmeiſter. Ein guter Budget-Rechenmeiſter aber iſt von einer geordneten Oppoſition unzertrennlich, wenn ſie Achtung einflößen ſoll. Denn woran ſoll ſie nach unnützem, langem Kampfe ſtets ſchließlich ſich halten, wenn nicht am Budget? Iſt das nicht der Gottſeibeiuns des ganzen konſtitutionellen Syſtems?

„Mindeſtens unter der diaboliſch ſezirenden, arithmetiſchen Hand des Herrn von Itzſtein. Wenn, wie es während der letzten Landtage ſo häufig geſchehen iſt, die badiſche Oppoſition Niederlage auf Niederlage erlitt, ja nur ſelten ein ehrenhafter Rückzug gelingen wollte, hinter welchem jedoch immer noch das Hohngeſchrei der Gegner zu vernehmen war; ſo rang ſich doch ſtets in den letzten Tagen des Landtags, während der Berathung des Budgets, das Bewußtſein der Kraft, die ihr einſt entſtrömt, nochmals aus der Mitte der Linken empor, die Scharten auswetzend, die ſie kurz zuvor noch empfangen hatte.

„Herr von Itzſtein ſpricht kurz und klar, er ſagt kein Wort zu viel, aber jedes geſprochene Wort drückt

mindeſtens die Hälfte eines Gedankens, wenn nicht einen ganzen aus. Seine Richtung iſt eine praktiſche, und keinen größern Greuel gibts für ihn, als einen bloßen Streit mit Worten, der ins luftige Blaue hinein, ohne realen Grund und Boden, geht.

„Sein klares Auge erſchaut an der äuſſerſten Spitze eines jeden Kampfes, in den er ſelbſt ſich einläßt, ſtets einen praktiſchen Hort des Lebens, ohne welchen ſonſt die redneriſche Bataille kein Intereſſe für ihn böte. Von Itzſtein ſucht die Zuſtände des badiſchen Staates auf dem Wege radikaler Reformen zu perfektioniren, aber dieſes Behufs ſtellt er ſelten beſondere Motionen, ſondern erharrt ſehr häufig die Berathung des Budgets, deſſen gewöhnlicher Berichterſtatter er iſt, um ſeine Zwecke zu realiſiren. Aber auch nicht eine Blöße von der kleinſten Geringfügigkeit hat ſich dann der Propoſition des Budgets incorporirt, die nicht Itzſteins ſtechendes Auge entdeckte; ſo unbedeutend ſie auch ſein möge, ſo ſcheint ſie doch dem anatomiſirenden Berichterſtatter nicht zu gering, auf ihren Grund eine ſcharfe Rüge gegen die Regierung zu erheben und ſie zu beſſerm Haushalt anzumahnen.

„Bieten ſich vollends darin offenbare Mißgriffe oder Uebertreibungen, die auch von ferne nur ein konſtitutionelles Prinzip kompromittiren, ſo genügt es Hrn. von Itzſtein an einer bloßen Rüge nicht, ſondern, indem er deutlich gegen die Regierungsbank zu erkennen gibt, wie ſehr er jetzt im Rechte ſei, ſchwere Anklagen gegen ſie zu erheben, nimmt er dann doch, mehr und mehr einlenkend, die Miene der Großmuth an, und läßt errathen, wie er gemeint ſei, ein Auge halb zuzudrücken, wenn man gegenſeits dem „Volks-

willen" die nöthigen Zugeſtändniſſe nicht ferner vorenthalte. Damit nun aber die Regierungsbank keineswegs in Verlegenheit komme, was ſie gewähren müſſe und ſolle, ſo zählt er alle Gebrechen der Verwaltung — ohne dabei einen Miniſter in die Sache zu ziehen — an ſeinen Fingern ab, und gleich jenen engherzigen Menſchenkindern, die an ihre bedienſteten Subalternen nie eine Zahlung machen, ohne dabei ein gewiſſes, wenn auch nur in der Idee beſtehendes, erhöhtes Maß der Leiſtungen zu verlangen; ſo grade hält Hr. von Itzſtein den rothen Merkgriffel unabläſſig den Miniſtern entgegen, und indeß er beſonders ſchwierige Poſitionen des Budgets ohne eine Gegenleiſtung gar nicht gewährt haben will, — dekretirt er (ſo viel es ihm als Einzelnem zukömmt) auch keinen minder ſchwierigen Poſten, ohne der Verwaltung eine concrete ſalbungsreiche Mahnung zur Beſſerung ꝛc. zu geben.

„Ich wiederhol' es: Itzſtein iſt das concreteſte und an eigentlicher Lebensanſchauung reichſte Mitglied, nicht nur der Oppoſition, ſondern der ganzen zweiten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung. Er hat bis zu dieſem Augenblicke der Oppoſition noch jene Bedeutung erhalten, mit der ſie leider einen ſehr zweideutigen Wucher treiben muß, um nicht ganz erdrückt zu werden. So beſchränkt jedoch dieſer Reſt von Bedeutung iſt, ſo traditionell iſt nebenbei der Ruhm der Oppoſition. Nur in der Vergangenheit hat dieſer noch einen Ruhepunkt; die traurige Gegenwart bietet ihr nichts mehr dar, es ſind nur alte, tiefeingeprägte Erinnerungen, die gleich fixen Ideen im innerſten Marke der Seele wuchern, die noch jetzt jeden Fremdling und jeden Badener aus der Provinz, wenn er zum

erſtenmale in den Saal der zweiten Kammer tritt, an ſeinen Nachbar die Frage thun laſſen: „Ach, ſagen Sie mir doch, welches iſt der Rotteck? welches iſt Welcker?“ — Nach Hrn. von Itzſtein wird weniger gefragt.

„Hrn. von Itzſteins Miſſion in der zweiten Kammer iſt noch nicht zu Ende, und er wird wahrſcheinlich der Letzte des gezeichneten Triumvirats ſein, das eine Stelle im Kammerſaale behauptet.

„Sein weißes Haupt (ein Sinnbild wahrer Urbanität), unter dem jedoch eine glühende Jünglingsbruſt mit ſchnellen Pulſen ſchlägt, wird lange noch — darf man hoffen — in der zweiten Kammer, ein Ueberbleibſel wunderbarer Geiſtesenergie, ſich erheben, zu freiem Muthe anſpornen für die Sache der Humanität und des Menſchenrechts, die gereinigt von allen Schlacken in neuer Schöne erblühen wird. —

„Jetzt gehen wir zum eigentlichen Mittelſtande der Kammer über, zu ihrem innerſten Lebenskerne in Bezug auf praktiſche Thätigkeit und reale Tendenzen. Mancher, der im Kreiſe dieſer ſtändiſchen Bourgeoiſie voranſteht, wie Duttlinger, Miniſterialrath Merk und Sander, der Hofgerichtsrath von Raſtatt, die allzumal als badiſche Notabilitäten gelten, dürfte ſich zwar ob ſolcher Reduzirung aus den obern Kammerregionen in das populare Zentrum der ganzen ſtändiſchen Kombination etwas zurückgeſetzt fühlen, doch hoffen wir, daß der Standpunkt des Wirkens, den wir ihnen angewieſen, ſie für den Glanz der äuſſern Rangkompoſition entſchädigen werde. Der Mittelſtand, der kultivirte Mittelſtand, bildet im geſammten Völkerleben allüberall das vornehmſte Lebensprinzip des

Staats und ſeiner politiſchen Entwickelungen, er iſt der eigentliche Nerv, durch welchen alle Pulſe des Körpers ſchlagen, alle Adern ihre nährenden Säfte erhalten.

„Laſſen Sie uns in dieſe kernhafte Mitte hineintreten und zuerſt den Mann ins Auge faſſen, der ihre Fahne führt. Es iſt ein wohlbeleibter, rothwangiger Fünfziger von mittler Größe und ſolidem Wuchſe, der ihn ſo recht als comfortablen Philiſter karakteriſirt.

„In ſeinem Geſichte, in welchem eine ächt deutſche Naſe ſich etwas nach Oben erhebt, ſpielt eine unaufhörlich gutmüthige Ironie, in allen Schattirungen des Humors, der von pedantiſchem Ernſte plötzlich in die jocoſeſte Ausgelaſſenheit übergeht. Sein Auge iſt ziemlich grau, aber der Blick dieſes Auges iſt ſo wunderlich ſeltſam, ſo ſarkaſtiſch und launenhaft, daß es als Fauſtiſcher Baſilisk einem unbewachten Frauengemüthe in Wahrheit gefährlich werden kann.

„Auf dieſen Mann iſt die Aufmerkſamkeit ſowohl der Kammer wie des Galeriepublikums in nicht minderem Grade als auf die Notabilitäten der Oppoſition und den Präſidenten gerichtet, und wenn dieſe Aufmerkſamkeit zuweilen in lebhafter Weiſe ſich rege zeigt, ſo iſt ſie ſchließlich mit einem leiſen Beifallsgelächter bezeichnet, welches das betrachtete Kammermitglied durch irgend einen überraſchenden Ausdruck ſich errungen hat.

„Sie vernehmen auf einmal eine ziemlich laute Debatte, in der es etwas unklar hergeht, in welcher die entgegenſtehenden Anſichten ſich durchaus nicht vereinigen können, und zu einer Vereinigung dem Scheine

nach auch gar nicht befähigt ſind. Die Diskuſſion droht ſchon mit Diffikultäten zu enden, als ſich mit Eins das humoriſtiſche Mitglied erhebt, ein paar hart und ungemein allemanniſch accentuirte Worte ſpricht und den Lärm faſt plötzlich niederſchlägt. Es will Sie bedünken, daß auf manchem Geſichte der Diskutienten eine leiſe Schamröthe ſich zeige, oder ein Bischen Verdruß und Aerger, während ſie verſtummen. Was hat der ſeltſame Mann Abſonderliches geſagt, daß er dieſe plötzliche Metamorphoſe bewirkte? — Sie erfahren das aus dem unwillkührlichen Beifallslächeln des Publikums. Er hat ihnen einige allgemein verſtändliche, ſo aus dem geſundeſten Menſchenorganismus heraufgedrungene Worte geſagt, auf die es den gelehrten und ungelehrten Köpfen, die ſich ſo eben befehdet, auf einmal klar geworden. Es iſt nichts als ein kleiner Sieg des geſunden Menſchenverſtandes, dem der Lorbeer leider in unſern verkehrten Zeiten gar ſehr erſchwert wird, den das Mitglied feiert.

„Nach einer Weile, bei einer andern Debatte, ſehen Sie einen neuen Kampf ſich erheben, aber diesmal nicht über Prinzipien und Meinungen, die noch keine objektive Baſis haben, ſondern um feſtgeſetzte Beſtimmungen, um Formſachen in Betreff der Geſchäftsordnung, die in dieſem Augenblicke verſchieden interpretirt und angewendet werden wollen. Der Mann mit den emporſtehenden Haaren und der großen Stirne erhebt ſich wieder, ſagt als alter Praktiker abermals nur wenige Worte und alſogleich iſt auch eine Harmonie der entgegengeſetzten Meinungen hergeſtellt und über den Streitpunkt die gehörige Klarheit verbreitet. Dieſer Mann, der ſolche Wunder wirkt, iſt Dutt-

linger, der gelehrte Kriminaliſt aus Freiburg, der ehemalige Advokat in Meersburg am Bodenſee, wo er allen ſeinen Klienten die Prozeſſe gewann. Seit dem Jahr 1819, wo die badiſche Konſtitution ins Leben trat, befindet ſich Duttlinger in den Reihen der badiſchen Landſtände, in deren Geſchichte er ſtets bedeutende Momente geliefert hat.

„Duttlinger iſt ein leibhaftiges Compendium von ſyſtematiſchen Kenntniſſen aller Art, zumal von Menſchenkenntniß, die er ſich während ſeiner langen praktiſchen Laufbahn geſammelt, — und allen Requiſiten des geſunden Menſchenverſtandes, der bei ihm durch ein einfaches, bürgerliches, gut verwandtes Leben ſtets friſch und hell erhalten ward.

„Zu dieſen Vorzügen reiht er jedwede gute Eigenſchaft eines auf dem Felde der reinen Doktrine wie der Empirie gleich ausgezeichneten Juriſten, dem für keine, auch die ſchwierigſte Rechtsfrage die nöthige, aus dem Kodex wie aus der Praxis gleichmäßig geſchöpfte Auskunft ermangelt.

„Hr. Duttlinger hat ſeit faſt zwanzig Jahren ſeiner Deputirtenwürde vielleicht nicht eine einzige unklare Paſſage in eine Diskuſſion der zweiten Kammer gebracht, und vielleicht war in deren Mitte noch kein Knoten ſo bunt und chaotiſch geſchürzt geweſen, den er nicht gelöst oder zu löſen vermocht hätte. Dieſem klaren durchweg rationellen Kopfe iſt meiner Anſicht nach jede Hingebung an Illuſionen unmöglich.

„Hr. Duttlinger wars, der dem ſchönen Geſchlechte Badens im Jahre 1835 mit ritterlichem Muthe Emanzipation errang von der Vormundſchaft der Männer, und ſich ein ſpezielles Privilegium, um das ihn man-

cher Frauenfreund beneiden möchte. Es gibt ehrliche Badener und gute Ehemänner, die den geheimen Rath ſchon in frühern Zeiten kannten, welche die maliciöſe Meinung zu verbreiten ſuchten, Duttlingers heldenmüthiger Philanthropismus in dieſer Emanzipationsangelegenheit habe ſich durch ſolchen gefährlichen Egoismus motivirt, gegen den nachmals von mancher virilen Seite her Einſpruch erhoben werden dürfte.

„Nach der vorherrſchenden Meinung der Konſervativen iſt Hr. Duttlinger für eine bedeutendere Stellung im unmittelbaren Staatsdienſte auserſehen und er dürfte vielleicht als einſtiger Präſident des Juſtizminiſteriums mit ſo gutem Rechte ſeinen Platz ausfüllen, als mancher andere Profeſſor vor ihm dieſelbe Laufbahn mit mindern Qualitäten glänzend durchſchritten hat.

„Wir verlaſſen Duttlinger, um zu ſeinem Freunde, dem Hrn. Merk, zu gelangen, den wir als zweite Stütze des badiſchen Konſervatismus angeführt. Es gab eine Zeit, — ſie ſpielte im Jahre 1831, — wo man Hrn. Merk, den damaligen Hofgerichtsrath von Freiburg, nicht nur als einen durchaus gewandten, ſcharfſinnigen Juriſten, ſondern auch als einen Liberalen von friſcher Farbe kennen gelernt, der die Herren von Rotteck, Welcker und von Itzſtein zu ſeinen ſpeziellen Freunden zählte.

„Als Hr. Merk einige Jahre ſpäter nach Karlsruhe verſetzt wurde, um als Kollegialrath des Juſtizminiſteriums gegen den Hambacher politiſchen Kodex zu votiren, da witterte der Liberalismus in Merk einen Jeſuiten, der dieſe bedenkliche Beförderung nur darum

adoptirt habe, um im Dienſte der „guten Sache" deſto beſſer wirken zu können.

„Aber als Welcker im Jahre 1835 den alten Freund zum erſtenmale umarmte, da bedünkte ihn, daß ein bedeutender Wechſel im Merk'ſchen Organismus vorgegangen, daß deſſen Pulſe, die früher leicht in Ekſtaſe geriethen, nun ihren gemeſſenen Gang ruhig weiter pochten, daß ſie matt und müd geworden, indeſſen aus dem Blicke Merks jene phantaſtiſche Gluth gewichen, in welcher Hr. Welcker einſt ſeine eigene Seele ſo gern widerſpiegelte. Welt und deine Täuſchung! O Luft der Reſidenz!

„Es iſt an einem heißen Julitag des gedachten Jahres. Fatiguirt ſitzen die Volksabgeordneten auf ihren beneidenswerthen Plätzen, manche den Kopf mit dem träumeriſchen Auge nach Unten kehrend, weil deutſches Phlegma auch in Abgeordnetenkammern nicht inſultirt werden darf.,

„Die, welche nicht die Köpfe hängen, richten mit ziemlicher Aufmerkſamkeit ihren Blick auf einen kleinen Mann, der ſo eben ſich zum Sprechen erhoben. Seine Rechte hängt in der Hoſentaſche, ſeine Linke macht dramatiſche Figuren zum Vergnügen der Damen, die ſich oben auf den Galerien befinden.

„Der Mann ſpricht mit einer ſchwachen, dünnen, faſt widerlichen Stimme, aber in der Weiſe eines Dozenten. Er ſezirt ſeinen Gegenſtand als trefflicher Anatom, doch aus den zerriſſenen Stücken weiß er mit künſtleriſcher Hand ein neues Gebäude, wozu der Riß bereits in ſeinem Kopfe, aufzuführen.

„Es iſt eine gewichtige politiſche Frage, um die ſich's handelt, deren nähere Bezeichnung aber hier aus

Gründen unterbleiben muß. Einmal ſieht ſie ſo ernſt, ſo pathetiſch, die Phyſiognomie des kleines Mannes, das andere Mal mit ſchreiendem Kontraſte, — ſo liſtig, klug und ſcurril, daß man nicht recht aus der ganzen Sache kommen kann. Dem Hrn. Welcker nur, der mit brennendem Auge den Redner verfolgt, ſcheints plötzlich davor klar zu werden; denn aus freudiger Spannung, der Aktion ganz gleichzeitig, mit welcher Hr. Merk — denn dieſer iſt der kleine Redner — aus dem Pathetiſchen ins Komiſche übergeht, verfällt Hr. Welcker in ein ſchmerzerfülltes Lächeln!

„Hr. Merk hatte nämlich eine kühne radikale Frage plötzlich mit einem lächelnden, miniſteriellen Teint überzogen, und in dieſem Momente erkannten Welcker und Rotteck mit einem Blicke den Untergang des Freundes. Hr. Merk hatte wirklich mit bewundernswerther Kunſt ſeinen Durchbruch aus ſtriktem Liberalismus in den ſichern Hafen des Konſervatismus bewerkſtelligt; er ſchritt langſam unter einem liberalen Bogengange hinweg zum hold lächelnden Ziele, aber mit jedem Schritte ſtreckte er die kleinen Hände hinauf zur Decke, an welcher die radikale Moſaik ſchimmerte, um mit dieſer Koketterie die alten Freunde zu kirren; denn kein vernünftiger Sterblicher bricht gern ein Freundſchaftsband, von dem er vermuthen möchte, daß die zerriſſenen Fetzen vielleicht einmal in wildem Tanze ihm ums Haupt ſchwirrten, in einem Tanze, bei dem man alle Beſinnung verlieren könnte.

„Herr Merk iſt übrigens nach wie vor im Wirthshausumgange mit der Oppoſition und nimmermehr ließe er einem Mitgliede derſelben in perſönlichem Betrachte etwas Böſes geſchehen. Auch iſt die Nei-

gung dieſer Herren zu ihm wie eine alte Liebe, die man nicht los werden kann, wenn auch im Verhältniß einige kleine Perfidie mituntergelaufen, welche die alte Gluth gekühlt. —

„Es iſt nichts ſo intereſſant, als Herrn Merk auf den Kampfplatz treten zu ſehen, wenn einer ſeiner liberalen Freunde wieder irgend eine verfängliche Frage angeregt, für die er (Merk) in beſſern Zeiten lebhafte Inklination gezeigt. Bevor er dann zu ſprechen beginnt, räuſpert er ſich und huſtet mehrmals ſo fein und elegant, daß dem Pſychologen das Objekt zur herrlichſten Studie geboten iſt. Sein Geſicht iſt ganz Lächeln, ein Wohlwollen, und wer etwa glauben wollte, daß jetzt lauter Affirmativen für den vorhergehenden Redner folgen würden, der täuſcht ſich, wenigſtens nach dem erſten Anſcheine, nicht.

„Es wird Alles zugegeben, ja wohl, und noch mehr als das: alles auch nicht Geſagte, bloß in die Perſpektive Geſtellte erhält ſeine Anerkennung. Aber mit Eins wird ſein Lächeln noch feiner, faſt grinzend, und nun folgt die konſervative Klauſel. Sie heißt nach ihrem Typus ſo: Wer empfände nicht mit ihm die tiefen Wahrheiten, die ſein ſehr geſchätzter Freund, der Redner vor ihm, ſo eben ausgeſprochen; ein Muſter ſeien ſie, nicht minder von redneriſcher Gewandtheit, als von profunder Beobachtungsgabe und einem überraſchenden Erkennen deſſen, was da Noth thue unter gewiſſen Verhältniſſen; aber er müſſe beſtreiten, daß dieſe im vorliegenden Falle vorhanden ſeien, und wenn dies auch, ſo würde die Anwendung des von dem ſehr ehrenwerthen Abgeordneten Gegebenen ein Vorgreifen ſein der Zeit und der aus derſel-

ben reſultirenden Entwickelungen; daher rathe er an, zu beharren auf dem Beſitze des Vorhandenen und nur langſam reformirend vorwärts zu ſchreiten mit den Zeitideen und ihren Konſequenzen, die der Menſchheit noch nie etwas ſchuldig geblieben. —

„Dieſen Grundtext praktizirt Herr Merk in hundert Variationen. Drum aber kömmt er ſeinen alten Freunden gegenüber gar nicht mehr in Verlegenheit, er kompromittirt ſeine Tendenzen von einſtmals gar nicht mehr mit ſeinen Sympathien von heute. Er entſchuldigt Alles mit „den gegenwärtig beſtehenden Verhältniſſen“ und ſtellt der Zukunft mit ſolcher frappanten Zweideutigkeit das Horoſcop, daß die geſammte Oppoſition nichts Andres daraus deduziren mag, als: er glaube an die einſtige Realiſation deſſelben Ideals, von dem ſie ſelbſt ſchon ſo lange geträumt.

„Aber zweideutig iſt das Horoſcop, ich wiederhole es: die Konſervativen und die Ariſtokraten mögen eben ſo gut, wie die Liberalen, eine Andeutung auf den künftigen Zuſtand ihres Hoffens daraus ziehen.

„Wo Herr Merk inmitten der parlamentariſchen Debatte nicht mehr mit dem geſunden Menſchenverſtande auskommen kann, da wird er Sophiſt, ein koloſſaler Sophiſt: er ſtreut die Zwietracht ſinnloſer Begriffe in die feindlichen Reihen und verwirrt ſie der Art, daß ſie nicht mehr ſich zurechtfinden und, nur um ſich zu retten, mal-gré bon-gré ſich ergeben müſſen.

„Aber immer iſt ſeine Intention eine durchaus praktiſche, eine nützliche, eine vermittelnde: er iſt in Wahrheit auch im Stande, für das Durchfallen oder energiſche Modifiziren eines Geſetzentwurfs zu ſtimmen, wenn ihm derſelbe als untauglich, als haltlos erſcheint.

In der Hauptſache iſt Herr Merk dasjenige Mitglied der zweiten Kammer, das die Flügel der Oppoſition ſolchergeſtalt beſchneidet, daß dieſelbe immer wider Willen ein Zugeſtändniß machen muß, ohne daß ſie im Geringſten gegen ihre Prinzipien ſündigt. Aus dieſem Grunde iſt Herr Merk der zweite bedeutſame Hort der konſervativen Mitte. —

„Nun kommen Sie hervor, Sie Rächer bittrer Schmerzen, ehrenwerthes Mitglied für einen Theil des Kinziggebiets! Auch Sie ſchworen einſt mit mächtiger Stimme zu der Fahne der Liberalen und Sie haben treulich ausgeharrt, bis man Sie wegen gewiſſer fatalen Indizien im Jahre 1833 in Verwahrſam brachte. Das war für Herrn Sander — der einem patriotiſchen Landsmanne obige Anrede vergeben möge — ein verhängnißvolles Jahr, in welchem politiſche Nachtvögel mit grellem Flügelſchlage über den Himmel ſchwirrten und ominöſe Konſtellationen an die dunkle Wolkendecke zeichneten.

„Der Liberalismus klagte, es habe Jupiter dem gefeſſelten Löwen einige Schmeicheleien ins Ohr geraunt, die den Gewaltigen gebändigt; eine gewiſſe Divination iſt dem Liberalismus unter keiner Bedingung abzuſprechen.

„Der damalige widerſpenſtige Advokat, das Ideal der Raſtatter Bauern, ward gleich nach ſeiner Befreiung aus dem politiſchen Schuldthurme zur Entſchädigung für gehabten Verdruß ein Renegat des ſtriften Liberalismus, für den er während der ſpätern Landtage nur noch wenig verwundende Pfeile verſchoß. Er richtete ſein Auge auf eine gute Autorität, auf Herrn Merk, der ihm grade gegenüber ſitzt, und ſuchte

nach ihm ſich zu bilden. Zwar muß man geſtehen, es koſtete ſie Mühe, ſichtbare Mühe, dieſe durchweg proteſtantiſche radikale Natur, den Drang des tiefſten Innern dem Andrange der äußern Mächte zu opfern; doch man weiß, wie oftmals ein zufälliger Blick auf die Miniſterbank ein beſchuldigtes parlamentariſches Haupt zu Ruhe und Frieden zurückzubringen vermag.

„Als der Landtag von 1833 geendigt war, ging das bei deſſen Anfang ſchwer kompromittirte radikale Mitglied als Hofgerichts-Aſſeſſor in ſeine Heimath zurück, dem der Hofgerichtsrath auf den Füßen nachfolgte.

„Die Regierung hatte hiermit angezeigt, wie ſie reuigen Sündern zu vergeben vermöge, und der ehrliche Badener neigte bedächtig dabei ſein Haupt und ſtellte Betrachtungen über die Natur der Menſchenſeele an, die in zahlloſen Verwandlungen die frappanteſten Farbenſpiele durchläuft.

„Im Jahre 1835 ſchwebte über Sander's Phyſiognomie noch daſſelbe unabläſſige Danton'ſche Lächeln, womit er jedes Wort an die Kammer begleitete. Aber jetzt war's nur die Maske eines wenigſtens in der Ausübung ächten Konſervativen, der ſeine einſtigen Freunde mit derſelben Waffe ſchreckte, die er damals den Feinden entgegengehalten.

„Auch Herr Sander kratzte ſeinen tief darein tätowirten Namen nie von der liberalen Fahne aus, obgleich er nun gegen dieſelbe eine Standarte zu ſchwingen hatte. Indeſſen blieb der Konſervatismus des jugendlichen Kämpen ſeiner Natur nach ein bloßer Vertrag, der mit dem Konſervatismus der Herren

Duttlinger und Merk die Baſis gemein hatte. Nur glich die Uebereinkunft des Herrn Sander mehr einer Nothwendigkeit, er präſtirte, ſo zu ſagen, müſſend.

„Die vielen Niederlagen, welche leider die badiſche Oppoſition in der letzten Zeit erlitt, verdankt ſie nicht allein der Miniſterbank und den geänderten Zeitumſtänden, ſondern, was leicht in die Augen ſpringt, dem Abfalle ihrer frühern Freunde, unter denen Herr Sander in Wahrheit nicht der geringſte war.

„Er hat ſehr viel natürliche Rednergabe, ſein Vortrag iſt flüſſig, korrekt und gedrängt. Gewiſſe Schlagwörter ſind bei ihm ſtereotyp, doch auch bei häufiger Wiederkehr machen ſie die alte Wirkung wieder. Sein ganzes Weſen iſt einfach und populär, darum ſind auch ſein Witz und ſeine Ironie um ſo derber und kräftiger, mit denen er jedwede Blöße der entgegenſtehenden Meinung karrikirt. Herr Sander iſt wie Duttlinger ein gleichſam praktiſches Genie, das mit bewundernswerthem Scharfblicke alle Fäden der menſchlichen Verhältniſſe durchſchaut und ſie erfaßt mit kecker Hand. Deßhalb können die auf bloßer Spekulation beruhenden Diskuſſionen mancher Oppoſitionsmitglieder gegenüber dieſem derben geſunden Menſchenverſtande unmöglich beſtehen.

„Sander's Lanzenwürfe auf viele in allen Geſtalten variirende Glaubensartikel der Oppoſition und ihre Anwendungen unterſcheiden ſich darin von denen Duttlinger's, daß dem treffenden Wurfgeſchoſſe Sander's noch ein Hohngelächter für den Beſiegten folgt, während die humoriſtiſch und gutmüthig geworfene Waffe Duttlinger's noch auf ihrem Fluge verſöhnt. Sander war, als früheres bedingendes Mitglied der Oppo-

ſition, der Regierung mehr, als jedes andere Oppoſitionsmitglied, gefährlich. Denn Sander's Liberalismus war ſo populär, ſeine energiſchen Reform-Ideen wurzelten ſo im tief-innerſten Volksbedürfniß, daß jedes ſeiner Worte immer ein Aufruf zur Volksbewegung war.

„Ohne ſeine allzugroße advokatiſche Hinneigung zu den durchwandernden Polen, die ihn in manchen Dingen nicht wenig verwickelte und welche ſeine Verhaftung zur Folge hatte, wäre ſein Durchbruch wahrſcheinlich noch länger angeſtanden, und mich bedünkt, die Sache der Oppoſition hätte dann nicht ſo bald und nicht ſo tragiſch geendet.

„Die gezeichneten drei Männer halten wir für den verkörperten Konſervatismus der badiſchen zweiten Kammer, wenn er vielleicht auch nicht immer nach ſeinen innerſten Materien als ſolcher ſich rechtfertigen konnte. Wir betrachten ihn als eine That, als etwas Gewordenes, für das Auge des Hiſtorikers, der jedem Ereigniſſe ſeine innern Gründe und Entwickelungen vindiziren muß.

„Auf dieſem Landtage ward der Geſammtkreis des badiſchen Konſervatismus durch mehre neu herbeigetretene Elemente erweitert, von denen jedoch keins die hohen Erwartungen ganz erfüllte, die man an ſeine momentane Verpflanzung in die Kammer geknüpft hatte. Der Regierungsrath Dr. Kern iſt das eine, und der Profeſſor Buß, der vierfache Doktor, das zweite Element. Herr Kern, der einſt mit großem Glanze in der Kammer aufgetreten, iſt an Jahren alt geworden und an Kraft, er taugt für die parlamentariſchen Händel nicht mehr. Das dem Alter natürliche Be-

dürfniß der Ruhe hat auch bei ihm ſich geltend gemacht. Doch darum nicht mindre Anerkennung verdient das hohe Verdienſt, das dieſer Angeſtellte in manchen ſchwierigen Verhältniſſen des Großherzogthums dem Vaterlande geleiſtet. In Herrn Buß hingegen iſt noch nicht die nöthige praktiſche Klarheit, die einem badiſchen Doktrinair mit Guizot'ſchen Grundſätzen allein Bedeutung auf parlamentariſchem Grunde erringen kann. Seine Ideen hängen noch im Spinnengewebe der Syſteme, die unter ſich ſelbſt uneins, unklar ſind, und die zur Anwendung nimmer ſich fügen mögen.

„Solch' ein ſchwellender, mit kompendiöſer Wiſſenſchaft geſchwängerter Kopf, wie dieſes Profeſſors, der noch nie vom Katheder hinweggeſchaut, iſt ein Ridicül, wenn er ſich in der Volkskammer in ſeiner Weiſe geltend macht.

„Herr Buß iſt ein nicht geringres Original (nur ein akademiſches), als Herr Schaaf, der Obervogt von Raſtatt, den ich als Schildträger des „konſervativen Schweifes“ bezeichne. Es iſt noch ſelten von der Regierungsbank eine juridiſche oder überhaupt publiciſtiſche Meinung ausgeſprochen worden, die nicht die Sanktion des Herrn Schaaf ſich errungen hätte, wenn vielleicht auch auf unbeliebte Weiſe. Damit will ich aber grade nicht ſagen, als ob Schaaf nur ein ſprechendes Kopfnicken in der Kammer repräſentire, Gott bewahre! Herr Schaaf ſpricht fürwahr zuweilen auch eine entgegengeſetzte Anſicht gegen die Anſchauungen und Zumuthungen der Regierung aus, und nicht ohne Aufgebot aller dialektiſchen Routine, die er während ſeiner parlamentariſchen Laufbahn ſich angeſchafft.

„Wenn er aber vollends ſich bemüht, auf Seitenwegen mit der eigentlichen Tendenz der Regierung zuſammenzutreffen, dann iſt es wirklich poſſirlich; er will dann, gegenüber den Anfechtungen des ſtrikten Liberalismus, der hoch auf ihn herabſieht, ſich die Unabhängigkeit der Geſinnung retten, und dies führt ihn zuweilen ins graſſe Lamentiren, daß das Auditorium ſich die Ohren mit Baumwolle verſtopfen muß, um nicht die Beſinnung zu verlieren. Herr Schaaf iſt beleſen — er beſuchte ſeiner Zeit öfter das literariſche Inſtitut in Freiburg — und er iſt im Stande, zur Integrirung in ſeinem Redetexte ganze Stellen aus Müllner's Schuld, aus Schiller, Göthe — den Shakeſpeare kennt er nicht — — zu rezitiren, um dem Liberalismus Achtung aufzulegen. Herr Schaaf hatte einſt auf Aufhebung des bisher in Baden noch begünſtigten Poſtfreithums angetragen, und er drang mit ſeinem Antrage durch. Er glaubte damals von ſeinen Kommittenten oder einer andern Menſchenkorporation ſeines guten badiſchen Vaterlandes zum mindeſten einen ſilbernen Ehrenbecher zu erlangen, aber es geſchahe nicht. Seitdem iſt über ſeine Zunge kein zweideutiges politiſches Wort mehr gekommen, — er ſteht ſtets an der Regierungsbank, unter deren Fittige er ſich gebettet.

„Die Stellung Schaaf's in der Kammer iſt, — wenn auch grade nicht unbedeutend, — ſo doch unſelbſtſtändig, und darum haben wir ihn zum konſervativen Schweif rangirt, ſo ſehr er auch von Zeit zu Zeit einen forcirten Grimm affektirt, mit dem er noch Niemanden hinter den Ofen getrieben. Welcker's Wuth auf Schaaf, — der überhaupt der Zahmheit ſeines

Namens keine Ehre macht, — gilt weder dem Deputirten noch dem Obervogt oder vollends dem Regiſſeur der Raſtatter Liebhaberbühne — das iſt Herr Schaaf, — ſondern dem indiskreten Geſellſchafter, der mit aufgefangenen Perioden im Privatgeſpräche Perſonen und Zuſtände parlamentariſch kompromittirt.

„Herr Mördes, ein ehemaliger Jägeroffizier, und jetzt ein Heidelberger Magiſter, ſchließt ſich an den Raſtatter Obervogt als zweite Stütze des conſervativen Schweifs an. Die Geſchichte hat bis jetzt von ſeinen parlamentariſchen Thaten geſchwiegen, und wie wenig vielleicht Hr. Mördes ſelbſt mit dieſem Stillſchweigen ſich befreunden mag, ſo wird ſie zweifelsohne darin bis an der Tage Ende verharren.

„Herr Mördes, ſonſt — ein Ueberkommniß aus ſeinen militäriſchen Jugendjahren — ein Mann von Anſtand und äußerm Takte, ſetzt in der badiſchen Kammer allen guten Ton bei Seite und gebehrdet ſich nicht ſelten gleich einem angeſchmiedeten Prometheus, nur daß ihm des Letztern Schöpfungstalent wie ſein erhabenes Verbrechen abgehn. Er war ein ganzes Jahr in London, um dort den parlamentariſchen Takt zu ſtudiren, ohne noch zu wiſſen, ob er je in die Lage kommen werde, davon eine Anwendung zu machen; als aber die Pfälzer erfuhren, es ſei ein Mann mit „engliſchem Takte“ unter ihnen, ſo ſchickten ſie ihn als Deputirten nach Karlsruhe, um „der Regierung auf engliſch die Meinung zu ſagen.“ Herrn Mördes' Stellung iſt noch untergeordneter als die des Herrn Schaaf, aber weil ſie eine Stufe der conſervativen Macht in der zweiten Kammer bezeichnet, ſo mußten wir in dieſen Silhouetten

von ihr Kenntniß nehmen. Ob inzwiſchen die Kommittenten des Herrn Mördes ſeinen Conſervatismus loben und ob ſie begreifen können, wie leicht ſich in der Reſidenz alle Meinungen und guten Grundſätze modificiren, das iſt eine Sache, die nicht zu dieſen Conturen gehört. Mördes, der nicht umſonſt Doktor der heidelberger Juriſtenfakultät geworden, wird als gewandter Advokat jedweder zudringlichen und überflüſſigen Frage begegnen können.

„Von den Neutralen der Kammer, die wieder zuſammengeſetzt ſind 1) aus denen, die nicht von vornherein irgend einer Meinung angehören, ſondern welche für jeden einzelnen Fall die Natur desſelben zur Richtſchnur ihres Urtheils nehmen, und 2) ſolchen, welche bloß durch mimiſche Affirmativen und Negativen (Nicken und Schütteln des Kopfes) ihr Daſein kund geben, komme ich jetzt zu reden.

Dieſe letztern ſind theilweiſe ſehr ehrenwerthe Leute von paſſabelm Menſchenverſtande und der beſten Geſinnung, die aber nur wenig Weſens von ſich macht. „Ja“ und „nein“! iſt Alles, was ſie ſagen; aus ihnen mehr herauszubringen, führte zu einem Werke der Verzweiflung. Manche unter ihnen ſind aber auch ſyſtematiſch, d. h. im Kopfnicken, andere hingegen im weiteſten Sinne generis neutrius, ſie wiſſen nicht was ſie wollen, ſie ſind weder Mann noch Weib.“

Gegenwärtiger Zuſtand der Kriegs-marine in Rußland, Nordamerika, Frankreich und Großbritannien.

Letzter Artikel.

„Werfen wir jetzt einen Blick auf eine europäiſche Macht, die ohne eine recht eigentliche Seemacht zu ſein, dennoch ſehr ausgedehnte Küſten und genug wichtige geografiſche Poſitionen hat, um gleichzeitig auf dem atlantiſchen Ozean wie auf dem mittelländiſchen Meere furchtbar zu werden,“ fährt das United Service Journal in ſeiner toryſtiſchen Erörterung fort. „Man muß noch hinzufügen, daß dieſe Macht Muth, Umſicht und zahlreiche Verluſte zu rächen hat. Wir wollen von Frankreich ſprechen.

„Die wahren Geſinnungen dieſes Landes gegen uns, ſind von unſern frühern Staatsmännern ſehr richtig begriffen worden. Wir wollen weder die Meinungen Lord Chathams, noch die ſeines berühmten Sohnes (Pitt) ins Gedächtniß rufen. Es wird genügend ſein, die Worte anzuführen, welche Karl Fox beim Frieden von 1783 ſprach.

„„Weder die Abneigung Frankreichs gegen England, noch ſogar das Andenken ſeiner bei Créey und Azincourt erlittenen Verluſte, ſtimmen die beiden Nationen feindſelig gegen einander,“ ſagte er. „Frankreich betrachtet uns mit feindſeligen Blicken, weil es uns als das einzige, ſeinen ehrgeizigen Plänen ſich ent-

gegenſtellende Hinderniß betrachtet. Das wird augenſcheinlich durch ſein unaufhörliches Streben, unſre Macht zu ſchwächen.

„Nun aber darf man annehmen, daß ſeit Azincourt und Crécy die Schlachten am Nil, bei Trafalgar und Waterloo bei unſern Nachbarn die ihnen gewiſſermaßen angeborne Abneigung gegen England nicht vermindert haben. Ihr Haß gegen uns offenbart ſich vielmehr ziemlich entſchieden in einer Rede des Generals Foy, worin er ſagte, „daß wenn Europa, Amerika und Oſtindien ſich in dem Fall befänden, England auf Leben und Tod den Krieg zu erklären, dieſer Umſtand daher rühre, weil im Inſular-Karakter des letzten nothwendigerweiſe etwas lige, das mit jeder geſellſchaftlichen Gleichſtimmung im Widerſpruch ſtehe.

„Bei alle dem betrachten wir dieſe feindſelige Stimmung nicht als ein Uebel. Es iſt ganz natürlich, daß zwei große Völker, die in Gewerbthätigkeit und Handel, in den Künſten des Krieges wie in denen des Friedens mit einander rivaliſiren, von gegenſeitiger politiſcher Abneigung beſeelt ſeien. Wer wie unſere Freiſinnigen vorausſetzt, daß die Verbündung der beiden Nationen vollſtändig ſei, nicht allein zwiſchen den Regierungen, ſondern auch zwiſchen der Bevölkerung der beiden Länder, kennt England nicht und Frankreich noch viel weniger.

„Welche Höflichkeits-Bezeugungen, oder welche Freundſchaft ſelbſt zwiſchen Individuen beider Reiche beſtehen mag, wird die Richtung der eigentlichen nationalen Geſinnungen dadurch doch keineswegs beſtimmt. Frankreich zeigt ſich uns beharrlich immer daſſelbe unter allen ſeinen Dynaſtien, bald unſern empörten

Kolonien Hilfe gewährend, bald einen Geſundheitskordon in eine feindſelig agirende Armee verwandelnd, bald, aller geleiſteten Verſprechen ungeachtet, Algier für ſich behaltend, oder mitten im tiefſten Frieden Ankona überrumpelnd, ohne Rückſicht auf abgeſchloſſene Verträge den von ſeinem alleinigen Intereſſe ihm vorgeſchriebenen Weg verfolgend.

„Beſonders beharrlich in ſeiner Eiferſucht gegen unſre Macht und unſern Einfluß zur See, verfolgt es immer noch die Maxime Richelieus: „Frankreich will eine Marine.“ Das iſt ſein Delenda Carthago. Es vergißt nicht, daß Napoleon ſelbſt unaufhörlich nach Schiffen und Kolonien ſeufzte. Darum auch vermehrt es nicht allein die Menge ſeiner Schiffe, es ſendet ſie auch nach entlegenen Stationen, unter dem Vorwand der Beſchützung ſeines Handels, der von niemand beeinträchtigt wird, vielmehr aber um ſo viel als möglich große Fahrzeuge auf offenem Meere üben und ihre Bemannung zu tüchtigen Seeleuten machen zu können. Darum auch darf man ſich gar nicht wundern, daß Frankreich jetzt eine beſſer eingerichtete und mächtigere Marine hat, als zu den Zeiten Süffrens, Graſſes und d'Eſtaings.

„Mehre unſerer politiſchen Freunde beſorgen deshalb noch nichts, weil, ihnen zufolge, der Friede zwiſchen Großbritannien und Frankreich auf einer ſo ſichern Baſis beruht, daß dieſe beiden Länder ihre gemeinſamen Intereſſen nicht mehr trennen können. Wie friedfertig aber unſre guten Nachbarn und Bundesgenoſſen auch ſein mögen, iſt es dennoch unbeſtreitbar, daß ſie ihre ganze Flotte ſehr gehoben haben, und daß fortan bei ihnen keine Schiffe mehr angenommen

werden, die nicht nach dem feſtgeſtellten Plan klaſſifizirt ſind, wonach die Linienſchiffe von 74 Kanonen ſelbſt zu geringfügig erachtet ſind, um in Schlachtordnung geſtellt zu werden.

„Im gegenwärtigen Augenblicke beſteht ihre Marine, mit Einſchluß der ausgerüſteten, der abgetakelten und der im Bau befindlichen Fahrzeuge, aus zehn Dreideckern erſter Größe, wovon jeder mehr als 120 Kanonen an Bord hat; aus 13 Schiffen von 100 Kanonen und aus 28 von 80 bis 90 Feuerſchlünden von großem Kaliber, wozu noch 60 Fregatten erſter Größe kommen, die mit langen Zweiunddreißig-Pfündern bewaffnet ſind.

„Nach der königlichen Ordonnanz vom Februar 1837, beläuft ſich die Zahl der Schiffe auf dem Friedensfuße, laut Budget, auf 40 Linien-Schiffe, 50 Fregatten und 220 kleinere Kriegsfahrzeuge. Nach dem Seeregiſter gibt es 53,000 eingeſchriebene Matroſen, wovon ſich 24,000 theils in den Hafen, theils auf der Flotte, in wirklichem Dienſt befinden. Es ſtehen dem Staate jederzeit 35,000 treffliche Seeleute von 20 bis 40 Jahren zur Verfügung, der 15,000 eingeſchriebenen Lehrlinge nicht zu gedenken, deren man ſich, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, auf den kleinen Schiffen bedienen könnte.

„Wir können die ſtrenge Genauigkeit aller dieſer Angaben garantiren, die wir theils offiziellen Quellen, theils den freundſchaftlichen Mittheilungen eines franzöſiſchen Hochbord-Offiziers verdanken. Unſre Nachbarn haben in neueſter Zeit ſelbſt dadurch ihre Streitkräfte noch vermehrt, daß ſie mehre untergeordnete Fahrzeuge gänzlich beſeitigt haben. Die franzöſiſche

Marine beſteht gegenwärtig aus zwölf vollkommen ausgerüſteten Linienſchiffen, zwölf abgetakelten und ſiebenundzwanzig auf den Werften befindlichen erſter Größe. Von den Fregatten ſind 17 ausgerüſtet, 19 abgetakelt und 24 im Bau befindlich. Es gibt außerdem noch 180 kleinere Fahrzeuge, beſtehend aus Korvetten, Briggs, Gabarren und mit Kanonen verſehenen Dampfſchiffen. Aus nachſtehender Ueberſicht wird man am beſten die Wichtigkeit der Linienſchiffe beurtheilen können:

Im wirklichen Dienſt ſind: Der Montebello mit 120 Kanonen, der Ozean mit 120, der Majeſtätiſche mit 120, der Souverän mit 120, der Handelſtand mit 100, der Herkules mit 100, der Jena mit 90, der Süffren mit 90, der Türenne mit 90, der Neptun mit 86, das Diadem mit 86, der Santi-Petri mit 86 Kanonen.

Außer Dienſt und abgetakelt ſind: der Algeſiras mit 86 Kanonen, der Buzentaur mit 86, der Jupiter mit 86, der Marengo mit 80, der Szipio mit 80, der Triton mit 80, der Dreizack mit 80, der Neſtor mit 80, der Algier mit 80, der Edelmüthige mit 80, die Krone mit 80 und die Stadt Marſeille mit 80 Kanonen.

„Wir glauben alſo, und alle miniſteriell Geſinnten werden unſrer Meinung ſein, daß es Zeit iſt für das britiſche Volk, über eine ſolche Machtzunahme in Friedenszeiten, die ſich fortwährend vermehren zu wollen ſcheint, die Augen zu öffnen. Der beſte Beweis davon iſt enthalten in dem merkwürdigen Bericht des Baron Tüpinier an den Vizeadmiral und Kriegsminiſter von Roſamel. Die demſelben beigefügten

klaren, augenſcheinlichen und unparteiiſchen Ueberſichten gewähren uns die möglichſt vollkommenſte Kenntniß vom materiellen Zuſtand der Flotten und der Arſenale Frankreichs, von der Ausrüſtung ſeiner Schiffe, den zu ihrer Erhaltung ꝛc. genommenen Maßregeln, den Mitteln ihre innere Einrichtung immer mehr zu vervollkommnen, der Zahl und Größe ihrer Kanonen, dem Werth und der verhältnißmäßigen Wichtigkeit der verſchiedenen Seehafen des Königreichs, ihren hydrauliſchen Werken ꝛc., endlich den Fortſchritten jeder Art, die man ſeit 1814 gemacht, und worüber Nelſons Schatten beben dürfte. Man hat ſich aber nicht allein mit materiellen Einzelnheiten beſchäftigt, ſondern auch zur Erhaltung der Geſundheit und zur Vermehrung des Wohlergehens der Offiziere wie der Matroſen bedeutende Ausgaben gemacht, dergeſtalt daß jedes Schiff ein Gegenſtand der Anhänglichkeit für ſeine Mannſchaft und der Bewunderung wie der Furcht für die Fremden iſt.

„Gleich am Anfang ſeines Berichts ſagt Tüpinier: „„Die Zeit, wo man in Erwägung ſtellte, ob Frankreich eine mächtige Marine haben ſolle oder nicht, iſt ſchon weit hinter uns.““ — Und da jede Seite ſeines Werkes beweiſet, daß ſeine Regierung denkt wie der Miniſter, empfehlen wir denen, die unſere Beſorgniſſe übertrieben finden möchten, zu bedenken, daß binnen drei Jahren, von 1831 bis 1833, die Summe von zweihundert vier Millionen von Frankreich auf ſeine Marine verwendet worden. Der Baron Düpin ſagt, dieſe ungeheure Summe ſei nach dem vorausfeſtgeſtellten Plane beſtimmt geweſen, nicht allein während dem Frieden eine mächtige Flotte zu Stande zu bringen,

um im Fall eines Krieges auf Alles vorbereitet zu ſein, und ſtatt einer verworrenen, undisziplinirten Maſſe, ohne Zuſammenhang und Uebertragung, ein regelmäßiges und ſicheres Vertheidigungs-Syſtem zu haben. Man vergleiche dies Verfahren mit dem offenen Mißbrauch des alten revolutionären Büreaus, ſeiner ſchlechten Verwaltung, ſeinen chimäriſchen Plänen und den hochbeſoldeten Aemtern, die in den Waffenplätzen dem Abſchaum des Landes überlaſſen waren. Wir ſprechen von der Zeit, wo der Miniſter Redon Befehl ertheilte, Schiffe auszurüſten, die mehre Monate vorher von den Briten genommen und nach England gebracht worden waren. Damals war die franzöſiſche Marine-Verwaltung noch ſo unwiſſend, daß ſie den Namen einer Inſel im Orient für den eines Schiffes hielt, und verordnete, daß dies Schiff ausgerüſtet werden ſolle, um unverweilt unter Segel zu gehen. Welche Verſchiedenheit zwiſchen damals und jetzt. Welche faſt unglaubliche Vervollkommnung in Allem, was ſich auf das Seeweſen dieſes Landes bezieht.

„Es läßt ſich alſo nicht mißkennen, wie ſehr Frankreichs Streben, zur See ſich Macht zu verſichern, wie ſehr die Erinnerung ſeiner alten Abneigung und ſeines alten Grolls gegen uns, wie ſehr ſeine natürliche Tapferkeit und ſeine geografiſche Lage es uns furchtbar machen können. Demſelben Adler, dem die Verträge von 1814 und 1815 Krallen und Flügel beſchnitten haben, müſſen wir ſie auch jetzt wieder abſtumpfen . . .

„Glücklicherweiſe befinden ſich unter den Erfolgs-Elementen, worauf es ſich beruhet und die uns ein-

ſchüchtern können, auch einige Urſachen der Unzulänglichkeit für Frankreich und der Sicherheit für uns, worunter ſein See-Rekrutirungsweſen den erſten Rang einnimmt. Wenn es, im Fall eines Krieges, ſeine Flotten verhältnißmäßig mit ſeinem Material ausrüſten müßte, würde es viel mehr fähige Menſchen brauchen, als es aufzubringen im Stande iſt. Es müßte dreimal mehr Mannſchaft haben, als es wirklich hat, und als es je aufzutreiben im Stande ſein dürfte.

„Es war eine Zeit, wo Ludwig XIV, bereits zu einer bedeutenden Macht auf dem feſten Lande gelangt, die Nothwendigkeit erkannte, auch noch eine Seemacht zu haben. Die Preſſe war damals das allgemein übliche Rekrutirungsmittel, ein Verfahren, das durch ſeine Brutalität den davon Betroffenen den Wunſch einflößte, durch Ausreiſſen dem über ſie verhängten Sklavenjoche ſich zu entreiſſen, und das neuerdings auch bei uns den größten Theil ſeines Einfluſſes verloren hat. Man erinnert ſich ohne Zweifel, daß Lord Graham dadurch, daß er dem Parlament die Ungerechtigkeit und Unzulänglichkeit dieſer Maßregel fühlbar gemacht, es bewogen, ein eben ſo kräftiges, mit unſern politiſchen Anſtalten mehr in Uebereinſtimmung ſtehendes Verfahren anzunehmen. Dadurch ſind die Klaſſen jetzt auch bei uns eingeführt, jedoch auf einer breitern, vollkommenern Baſis, ohne Rückhalt, wie ohne irgend eine jener Beſchränkungen, welche ihre Wirkſamkeit wieder vernichten könnten.

„Colbert, und beſonders ſeinem Sohne, verdankt England wie Frankreich eine ſo vortheilhafte Maßregel. Durch Betreiben des Marquis von Seignelay wurde die denkwürdige Verordnung vom

16. April 1689 erlaſſen, worin alle Bedingungen der Matroſen-Laufbahn auf die erſprießlichſte und ſinnreichſte Weiſe gewürdigt wurden. Binnen wenigen Jahren erhob ſich Frankreich, von 16 mittelmäßig ausgerüſteten Schiffen, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu einer viel beträchtlichern Seemacht. Mehr als 200 Hochbordſchiffe verſchafften ſeiner Flagge Achtung auf allen Meeren. 66,000 Matroſen und 44,000 regelmäßige Marine-Soldaten beſtanden gegen einen Theil Europas immer ruhmvolle, oft vortheilhafte Kämpfe, und hätte ſich der König nicht ſchon in einem hohen Alter befunden, wodurch auf ſeine Regierung eine verhängnißvolle Erſchlaffung überging, würde die Niederlage von La Hogue ſeine Seemacht nie ſo tief wieder hinabgebracht haben, als es wirklich der Fall war.

„Seitdem hat Frankreich ſehr verſchiedenartige Schickungen erlitten. Der verderbliche Friede von 1763 wurde für es, unter Ludwig XV, eine Urſach politiſcher Herabwürdigung. Es brauchte lange Zeit, bevor es dieſe tiefe und ſchmachvolle Wunde zu heilen vermochte, und wenn es ihm, während der Regierung Ludwigs XVI gelang, einen ehrenvollen Rang auf dem Meere wieder einzunehmen, rührte es daher, daß die damaligen Reglemente ihm auſſerordentliche Wiedererhebungs-Mittel verliehen, während jetzt die Bedingungen ſeiner See-Rekrutirung ſie für immer lähmen zu wollen ſcheinen. Im gegenwärtigen Augenblicke beruhet dieſe Rekrutirnng auf nachſtehender Grundlage:

„Frankreich hat, wie man weiß, ein doppeltes

Küſtenland, wo ſich eine zahlreiche See-Bevölkerung entwickeln könnte, wenn des Landes Handel nicht ſeit mehren Jahren in einem Zuſtande unbeſtreitbarer Hinfälligkeit ſich befände. Die Kolonien ſehen ſich, durch die Zuckerſiedereien im Innern Frankreichs, in ihren höchſten Intereſſen bedrohet. Anderſeits ſind dieſe Erzeugniſſe ſelbſt entweder von zu geringer Qualität, oder zu hoch im Preiſe, um mit den unſern in Konkurrenz treten zu können, um ſo mehr, da ſie nicht ſo leichten Abſatz finden.

„Geſellt man dazu noch die Theurung des Frachtgeldes an Bord der franzöſiſchen Schiffe, der Unzulänglichkeit der Schiffs-Ausrüſter oder der Matroſen wegen, ſo wird man leicht begreifen, wie nachtheilig ein ſolcher Zuſtand der Dinge auf die Fortſchritte der Küſten-Bevölkerung wirken muß. Es ergibt ſich alſo daraus, daß mit ſeinen weit ausgedehnten Küſten, ſeinen von zwei Meeren beſpülten, herrlich gelegenen Küſten, Frankreich ein weit unter den Bedürfniſſen ſeines Handels ſtehendes Schiffs-Perſonal hat, und nicht im Stande iſt, die dazu erforderlichen Militär-Kontingente zu ſtellen, ohne ſeine Fiſchereien und ſeine Handels-Schifffahrt zu Grunde zu richten.

„Unter ſolchen Umſtänden hat ſeine Regierung darauf verzichten müſſen, von den Klaſſen die Geſammtheit des zum Staatsdienſt erforderlichen Perſonals zu verlangen. Sie iſt auf dieſelbe Weiſe verfahren, wie man in Rußland verfährt, ſie hat vom Innern des Königreichs verlangt, was das Küſtenland ihm nicht gewähren konnte. Um aber die Forderungen ſeiner Flotten mit der Nothwendigkeit ihrer Lage in Uebereinſtimmung zu bringen, iſt ſie auf den Ge-

danken gerathen, ein Gemiſch von Land- und See-Elementen zu Stande zu bringen, auf ſolche Weiſe Verwirrung in Verſchmelzung übertragend, und ſich bemühend, die heterogenſten, ſich gegenſeitig zurückſtoßendſten Elemente in Uebereinſtimmung zu bringen. So entſtanden die Linien-Equipagen, die aus zwei Dritteln Seeleuten der Klaſſen und einem Drittel zur National-Marine gezogener Konſkribirten beſtanden.

„Was hat ſich aus dieſer Verſchürzung ergeben? Das wird ſich leicht erweiſen laſſen. Vor allem eine inſtinktartige Abſonderung zwiſchen zwei Klaſſen Individuen, deren Sitten, Gewohnheiten, ſogar Sprache nicht dieſelben ſind. Daher vielfache Störungen in der Dienſtausübung, die für ihre Regelmäßigkeit eben nicht beförderlich ſind. Sodann die Einführung in die Schiffe einer Menſchenraſſe, die für den ihr auferlegten Beruf eben nicht beſonders geeignet iſt, die man ihrer ſitzenden Gewerbthätigkeit oder den Fabriken oder dem Pfluge entriſſen hat, die von Natur waſſerſcheu iſt, vorzüglich wenn es von der See ſich handelt, und die auf jeden Fall dafür nicht die geringſte Neigung hat.

„Mit Geld baut man Schiffe, rüſtet ſie aus und läßt ſie unter Segel gehen. Aber mit Geld vermag man nicht Menſchen, am wenigſten geſchickte und erfahrene Seeleute zu machen. Wenn Frankreich unter gewiſſen Beziehungen ſeit dem Frieden gewonnen hat, ſo iſt es vorzüglich in theoretiſcher Unterrichtung und in der Schiffsmenge. In Hinſicht der Kenntniſſe ſtehen die franzöſiſchen Seeoffiziere hinter den britiſchen nicht zurück. Allein die Menge, die fyſiſche Kraft und die Fähigkeit der Matroſen ſind auf unſerer

Seite.*) Mehr bedarf es nicht, um die Ueberlegenheit uns zu ſichern.

„Solches iſt alſo der Anblick der drei bedeutendſten Seemächte unſerer Zeit. Wir ſprechen nicht von dem unglücklichen Spanien, das noch einen ſo hellen Glanz in unſerm letzten Kriege hatte und das ſich ſeitdem vom Kampfplatz gänzlich zurückgezogen; eben ſo wenig als von Holland, das ſo zu ſagen nur noch Küſtenhandel treibt und von der Türkei, das wir bei Navarin zum Vortheil Rußlands zu Grunde gerichtet haben. Mit einem Worte, wir finden, daß Rußland mächtige Flotten in der Oſtſee und im ſchwarzen Meere hat, daß Amerika im Stande iſt, irgend einer Seemacht ein ſtarkes Geſchwader zu Hilfe zu ſenden, und daß Frankreich, unſer furchtbarſter Nebenbuhler, begünſtigt durch den vom Frieden uns auferlegten paſſiven Zuſtand, eben ſo umſichtsvoll als kräftig ſeine Seemacht dergeſtalt gehoben hat, daß es triumfirend ſeine Flagge im Tago, im adriatiſchen Meere, zu Algier, auf dem Rio de la Plata und an den Küſten Mexikos wehen laſſen, daß es ſelbſt mehre Hafen dieſer letzten Staaten blokkiren kann, ohne vorher den Krieg erklärt zu haben.

„Wenn nun aber auch keine dieſer drei großen Mächte allein gegen England ankämpfen kann, das ſo ausgedehnte Kolonien, einen Welthandel, ein ſchwaches Küſtenland hat, das von allen übrigen Nationen beneidet und gefürchtet wird, darf es doch keins der ihm zu Gebote ſtehenden Hilfsmittel vernachläßigen,

*) Es gab 1838 auf der engliſchen Handels-Marine nicht weniger als 178,583 Matroſen.

wenn es nicht Alles für ſeine Souveränetät fürchten wollte in dem Falle, wo eine Seeverbindung ſich gegen es bildete.

„Darum dürfen wir es uns nicht verbergen, daß das Material der britiſchen Marine zu ſehr vermindert worden. Denn obgleich es noch an Zahlenſtärke ungeheuer ſcheinen mag, müſſen wir dennoch nicht vergeſſen, daß es für die „Gebieter der Meere“ erforderlich iſt, nicht allein jeder einzelnen Macht, ſondern auch allen Flotten Europas zuſammen genommen, überlegen zu bleiben, und auf jedes Ereigniß, ſowohl in der Gegenwart als in der Zukunft, vorbereitet zu ſein.

„Nachſtehendes iſt der gegenwärtige Zuſtand unſers Seeweſens: Wir haben vollkommen ausgerüſtet 20 Linienſchiffe und 26 Fregatten; zur Ausrüſtung bereit 12 von den erſten und 6 von den letzten; in gutem Zuſtande 20 Linienſchiffe und 37 Fregatten; der Ausbeſſerung bedürftig 18 von den erſten und 16 von den letzten; wirklich zur Ausbeſſerung aufgeſtellt 3 Linienſchiffe und 10 Fregatten; auf den Werften 11 von den erſten und 9 von den letzten, abgetakelt 4 Linienſchiffe und 5 Fregatten. Das macht im Ganzen 88 Linienſchiffe und 109 Fregatten, worin unſre Hauptſeemacht beſteht. Dazu muß man noch hinzufügen 190 andere Fahrzeuge verſchiedener Größe, wie kleine Fregatten, Korvetten, Briggs, Kutter und Paketbote, 65 Dampfboote, 3 Transportſchiffe und 3 Jachten.

„Indeß geht doch einiges wieder ab von vorſtehender etwas ſchmeichelhafter Ueberſicht. So haben unter andern mehre Schiffe nur die Hälfte der erforderlichen Mannſchaft und überall iſt eine Knickerei bemerkbar,

die unſre Flagge mehr als einer Demüthigung ausſetzen kann. Es befinden ſich überdem unter unſern Linienſchiffen wenigſtens 40, die nach einem ſo kleinlichen Plane gebauet ſind, daß ſie, in Schlachtordnung geſtellt, ſich kaum wie unſre alten Vierundſechsziger zu den franzöſiſchen Vierundſiebzigern verhalten würden. Auch iſt noch der bei uns allgemein übliche Verſtoß zu rügen, daß man abgenutzte Schiffe zum Dienſt wieder ausbeſſert, dergeſtalt, daß unſre Flotten bei weitem nicht ſo ſtark ſind, als ſie zu ſein ſcheinen. Nachſtehende Ueberſicht wird davon den augenſcheinlichſten Beweis geben:

Schiffe.	Kanonen.	Bemerkungen.
Britania	120.	Admiralflagge, zu Portsmouth, halbe Mannſchaft.
Howe	120.	Admiralflagge, zu Sheerneß, Fregatte-Mannſchaft.
Royal-Adelheid . .	110.	Admiralflagge, zu Plymouth, halbe Mannſchaft.
Prinzeß Scharlotte .	110.	Admiralflagge, im mittelländiſchen Meere.
Rodney	92.	Im Mittelmeer.
Aſia	84.	Eben daſelbſt.
Vanguard	80.	"
Bellerophon . . .	80.	"
Cornwallis . . .	74.	Weſtindien, 50 Kanonen, Fregatte-Mannſchaft.
Donegal	74.	Liſſabon.
Edinburgh . . .	74.	Portsmouth.
Haſtings	74.	Mittelmeer.
Herkules	74.	Ozean; ohne erſte Batterie.
Malabar	74.	Kanada.

Schiffe.	Kanonen.	Bemerkungen.
Minden	74.	Mittelmeer.
Pembroke	74.	„
Ruſſell	74.	Sheerneß.
Wellesley	74.	Oſtindien, 50 Kanonen, Fregatte-Mannſchaft.
Talavera	74.	Mittelmeer.
Melville	74.	Vorgebirg der guten Hoffnung, 50 Kan., Fregatte-Mannſchaft.

„So iſt es mit unſern gegenwärtigen aktiven Streitkräften zur See beſtellt. Hinzufügen muß man jedenfalls noch das Schiff den Ganges von 84 Kanonen, das in Kurzem unter Segel gehen ſoll, und 12 andere Linienſchiffe, die zur „Demonſtration“ bereit gehalten werden. Auf dem offiziellen Verzeichniß lieſet man auch noch die Namen mehrer Linienſchiffe, wie der Viktoria von 104 Kanonen, zu Portsmouth, des S. Joſef von 112 Kanonen, zu Plymouth, des Ozean von 80 Kanonen, zu Sheerneß und des Prächtigen von 84 Kanonen, zu Jamaika; alle dieſe Fahrzeuge ſind jedoch in ſo übelm Zuſtande, daß man ſie als an ihren Ankern verfault betrachten kann. Ueberdem hat das letzte Schiff nur 4 Kanonen an Bord.

„Seit 1815 hat die Reduktion in der königlichen Marine, unter dem Vorwand der Erſparung, ihren Weg verfolgt, weil man damals das Ausland nicht zu fürchten hatte. Es gedieh ſogar mit unſern Zeughäuſern bis zu einem Punkte, wie nie zuvor. Während dem Kriege beſchäftigte Deptford 2800 Arbeiter, Woolwich 1800, Chatham 2250, Portsmouth 4000, Plymouth 3000 und Pembroke 550. Nach dem Frieden

ward die Geſammtzahl bis auf 7000 vermindert, und da dieſe Zahl die Schiffs-Zimmerleute, die Schmiede, Kalfaterer, Tiſchler, Seiler, Rheder, Segelmacher und andere Arbeiter begriff, war es unmöglich, ſie noch mehr herabzuſetzen.

„Hat Frankreich auch hierin unſer Beiſpiel und unſre Untheilnahme nachgeahmt? Keineswegs. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf ſeine Schiffswerften und Arſenäle, um ſich eines andern zu überzeugen. Auſſer 3000 Arbeitern von der See-Artillerie, die unaufhörlich beſchäftigt ſind, und den zahlreichen Waſſerbauten, befinden ſich noch in den Zeughäuſern zu Breſt 3465 Arbeiter, zu Toulon 3164, zu Rochefort 1102, zu Lorient 1312, zu Cherbourg 1128, zu St. Servan 394, zu Indret 310; zuſammen 10,875 Arbeiter.

„Jetzt, wo die Gefahr nicht mehr an unſre Pforte pocht und England mit allen Völkern im Frieden iſt, ſagt man: „Wozu nutzt die Marine?“ Aber verdanken wir nicht grade ihr den Wohlſtand und die Sicherheit, die wir genießen und deren wir uns ſo viele Jahre erfreut haben, während die ganze übrige Welt in Anarchie und Blut untergehen zu wollen ſchien? Wer weiß nicht, daß ohne unſre furchtbare Marine Napoleon ſeine Legionen gegen London, Dublin und Kalkutta geſchickt hätte?

„Während den Kriegen zu Ende des letzten und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verlor Frankreich 88 Linienſchiffe mit 6718 Kanonen, 217 Fregatten mit 7382 Kanonen, 411 kleinere Fahrzeuge mit 4121 Kanonen; im Ganzen 716 Schiffe mit 18,221 Kanonen. Holland verlor 29 Linienſchiffe mit 1794

Kanonen, 40 Fregatten mit 1336 Kanonen, 103 kleinere Fahrzeuge mit 775 Kanonen; im Ganzen 172 Schiffe mit 3905 Kanonen. Spanien büßte ein 24 Linienſchiffe mit 1982 Kanonen, 30 Fregatten mit 1068 Kanonen, 145 kleinere Fahrzeuge mit 1016 Kanonen; im Ganzen 199 Schiffe mit 4066 Kanonen. Dänemark wurden abgenommen 24 Linienſchiffe mit 1744 Kanonen, 24 Fregatten mit 848 Kanonen, 37 kleinere Fahrzeuge mit 475 Kanonen; im Ganzen 85 Schiffe mit 3067 Kanonen. Rußland verlor 1 Linienſchiff von 74 Kanonen, 2 Fregatten mit 78 Kanonen, 1 kleineres Fahrzeug von 14 Kanonen; im Ganzen 4 Schiffe mit 166 Kanonen. Die Türkei büßte ein 1 Linienſchiff von 64 Kanonen, 7 Fregatten mit 284 Kanonen, 8 kleinere Fahrzeuge mit 110 Kanonen; im Ganzen 16 Schiffe mit 458 Kanonen. Den vereinigten Staaten Nordamerikas wurden abgenommen 3 Fregatten mit 139 Kanonen, 14 kleinere Fahrzeuge mit 176 Kanonen; im Ganzen 17 Schiffe mit 315 Kanonen. Der Geſammtverluſt unſrer Feinde belief ſich alſo auf 167 Linienſchiffe mit 12,386 Kanonen, 323 Fregatten mit 11,135 Kanonen, 719 kleinere Fahrzeuge mit 6687 Kanonen; im Ganzen 1209 Schiffe mit 30,208 Kanonen. Dagegen belief ſich Englands Verluſt während dieſer ganzen Zeit auf 7 Linienſchiffe mit 470 Kanonen, 27 Fregatten mit 856 Kanonen, 132 kleinere Fahrzeuge mit 1791 Kanonen; im Ganzen 166 Schiffe mit 3017 Kanonen. Die von ihm gewonnenen Vortheile beliefen ſich alſo auf 160 Linienſchiffe mit 11,916 Kanonen, 296 Fregatten mit 10,279 Kanonen, 587 kleinere Fahrzeuge mit 4896 Kanonen; im Ganzen 1043 Schiffe mit 27,191 Kanonen.

„Die vorſtehende Ueberſicht von den Verluſten unſrer Feinde deutet indeß nur die in Seegefechten genommenen oder zerſtörten Schiffe an, dagegen nicht die, welche zufällig oder in Stürmen zu Grunde gegangen. Bemerken muß man auch noch, daß mit Ausnahme von 7 holländiſchen Schiffen von 54 und 7 franzöſiſchen wie 2 ſpaniſchen Schiffen von 20 Kanonen, die unter den vorangedeuteten Linienſchiffen mit inbegriffen ſind, alle übrigen aus Schiffen von 74 bis 130 Kanonen beſtehen. Die meiſten Fregatten waren die ſchönſten, welche je erbauet worden. Uebrigens hat nie einer unſrer Dreidecker vor dem Feinde die Segel geſtrichen, während dieſer Fall auf Seiten unſrer Gegner häufig eintrat. Daher rührt denn auch die ermuthigende Uebertragung bei unſern Seeleuten, „daß es einem Dreidecker auf keinen Fall erlaubt ſei, dem Feinde ſich zu ergeben, ſondern daß er mit ihm zu Grunde gehen muß.“ Wir wollen nur einige der ſchönſten Priſen andeuten, die wir unſern beiden mächtigſten Gegnern abgewonnen:

Genommene franzöſiſche Schiffe.

Handel von Marſeille, mit . .	120	Kanonen.
Orient	120	„
Der Kaiſerliche	120	„
Der Unbändige	84	„
Der Alexander	84	„
Der Gerechte	80	„
Der Unvergleichliche	80	„
Kanope	80	„
Der Donnerer	80	„
Wilhelm Tell	80	„

Der Buzentaur mit	80	Kanonen.
Der Furchtbare	80	„

Genommene ſpaniſche Schiffe.

Die heiligſte Dreieinigkeit, mit	130	Kanonen.
Der Weltheiland	112	„
S. Joſef	112	„
Der königliche Karl	112	„
S. Hermenigild	112	„
Rayo	110	„
Neptun	84	„
S. Vinzent	84	„
S. Rafael	84	„
Argonaut	80	„
Monarch	80	„
S. Nikolaus	80	„

„Es iſt augenſcheinlich, daß England immer noch dieſelben Kraftelemente beſitzt, und daß es uns an weiter nichts gebricht, als an der Einrichtung, ſie in Anwendung zu bringen und ſie weiter auszudehnen.“

Abenteuer auf einer Reiſe durch Spanien.

Erſte Hälfte.

Sobald der hohe Thurm der Hauptkirche von Sevilla meinen Blicken entſchwunden war, betrachtete ich, weil ich im Eilwagen grade nicht beſſers anzufangen wußte, der Reihe nach alle meine Reiſegefährten, erzählt ein britiſcher Touriſt, der es ſich in neueſter Zeit zur Aufgabe gemacht, die iberiſche Halbinſel in verſchiedenen Richtungen zu durchſtreifen.

Vier davon waren mir unbekannt, zwei junge Handelsleute und ein reicher Privatmann von Andujar, der ſich ſehr vertraut mit ſeinem Bedienten unterhielt, was übrigens in Spanien allgemein gebräuchlich ſcheint. Der fünfte war ein bejahrter Geiſtlicher, den ich mehrmals in dem von mir zu Sevilla bewohnten Wirthshauſe geſehn. Er betete ganz laut ſeinen Roſenkranz ab. Sein Streben zielte augenſcheinlich darauf hin, ſich einen ganz beſondern Ruf der Frömmigkeit zu erwerben. Dennoch flößte mir ſein Benehmen wenig Vertrauen ein, und wirklich ſah ich ſpäter meine vorgefaßte Meinung vollkommen gerechtfertigt.

Einem ſchmutzigen, zurückſtoßenden Geſicht, einem langen, ungekämmten Barte, einem von Fett glänzenden Rocke, vor deſſen Berührung ich auf alle erſinnliche Weiſe mich zu hüten bemüht war, und einem großen nicht reinlichern Hute, der unaufhörlich mir an Stirn und Augen herumgaukelte, gegenüber, durfte ich wohl mit Recht die Seelenreinheit eines ſolchen

Körpers bezweifeln, und bedauern, daß unſer Frömmler nicht eine eben ſo hohe Achtung für die Reinlichkeit als für die Heiligkeit habe.

Die Ebene, welche wir durchreiſeten, war überall mit Getreidefeldern, Oel- und Fruchtbäumen bedeckt. Weißdornhecken zogen ſich längs der Landſtraße hin. Von der Höhe des Berges, deſſen nackten Rücken die Trümmer des maureskiſchen Schloſſes Alcala de Guadaira krönen, verſenkten ſich unſre Blicke in einen engen Thalgrund, oder vielmehr in eine Schlucht, die von einem von Feigenbäumen, Orangebäumen, Aloeſtauden und Schilf, in grünen, blauen, gelben oder braunen Schattirungen beſchatteten Bache, der einem Silberfaden nicht unähnlich war, durchrauſcht wurde. Darüber erhob ſich ein ungeheurer Fels von röthlicher Farbe, was einen auffallenden Kontraſt bildete. Wir waren an dieſer Stelle ungefähr zwei Stunden von Sevilla. Vor uns zeigte ſich eine offene, wellenförmige Landſchaft, die um ſo fruchtbarer wurde, je näher wir Carmona kamen, wohin wir auf einem ſanften, leichten Abhange, mit viel Hunger und Staub gelangten.

Die Poſada (das Wirthshaus) von Carmona ſchien mir eben ſo nackt, eben ſo aller Bequemlichkeit baar, als alle übrigen ſogenannten Gaſthöfe der Halbinſel. Man gewahrt da keinen Wirth mit freundlich einladendem Geſicht, keinen zuvorkommenden Aufwärter, keine runde, lachende Magd, die dem Reiſenden entgegen kommen, um ihre Dienſtleiſtungen ihm anzubieten. Er bleibt ſich ſelbſt überlaſſen; ſo will es der unveränderliche Gebrauch. „Sorgt für Euch ſo gut Ihr könnt,“ das iſt die allgemeine Regel.

Wie dem auch ſei, konnten wir in Carmona wenigſtens eine Bürſte auftreiben, ein zinnernes Becken voll Waſſer und eine einzige Serviette, die wohl oder übel hinreichen mußten, die Geſellſchaft zu reinigen, bevor der Duft des Puchero uns zur Tafel rief. Einmal an derſelben, machten wir erſt nähere Bekanntſchaft mit einander, und da man eben ſo ſchnell mit den Spaniern als mit den Franzoſen bekannt wird, hörte man bald nichts als ein rollendes Feuer witziger Ausfälle, geiſtreicher Spöttereien und pikanter Worte, wovon die meiſten, wie es jetzt gebräuchlich iſt, gegen den geiſtlichen Herrn gerichtet waren.

Der Eine beſchuldigte ihn, zu häufig den Ellenbogen zu heben, d. h. viel zu trinken, und wirklich war ſeine Flaſche bald leer. Ein Anderer machte ihm den Vorwurf, ein junges Mädchen mit hochrothen Wangen, das ihm gegenüber ſaß, mit zu weltlichen Blicken zu betrachten, und die Schöne, die ganz aufgelegt ſchien, den Scherz noch weiter zu treiben, beklagte ſich über die Schwere der Füße und die langen Beine des ehrwürdigen Vaters, was alle Gäſte auf eine wenig orthodoxe Pantomime ſchließen ließ, die unterm Tiſche geſpielt worden.

Nach dem Mittagseſſen, das, wie man bemerkt, mit großer Heiterkeit verzehrt wurde, empfing die Moza (Aufwärterin) unſre Bezahlung, begleitet von dem unvermeidlichen Trinkgeld für ſie ſelbſt. Die Damen und der Prieſter ſtiegen wieder in die Kutſche, obgleich das, der allgemeinen Bemerkung zufolge, dem Wolf die Schafe überlaſſen hieß. Die andern Reiſenden, nachdem ſie ihre Papilitos oder Papier-Zigaretten angezündet, ſchritten dem Eilwagen voran.

Wir hatten eine enge, ſteile Straße zu erklimmen, die an ihrem Ende durch Mauer und Thor von mauriſcher Bauart geſchloſſen wird. Auſſerhalb befanden wir uns auf dem Gipfel eines hohen Berges, der eine weite mit allem Reichthum der Erndte prangende Ebene beherrſchte. Das war die Vega de Carmona, ſeit den Zeiten der Römer durch ihre Fruchtbarkeit und die Vortrefflichkeit ihres Waizens berühmt. Dieſer Waizen, der von einer der Halbinſel eigenthümlichen großen Gattung und dem Roggen ähnlich iſt durch ſeinen Wuchs, ſtand grade in voller Reife, und gab der ganzen Gegend das Anſehn einer Sandwüſte. Die Täuſchung wurde noch vollſtändiger, wenn der Wind die Halme niederdrückte. Ich hätte geglaubt in Afrika zu ſein, wenn nicht das Grün der Oelbäume und das Blau der fernen Berge mich von Zeit zu Zeit in das ſchöne Andaluſien zurückgerufen.

Die Kutſche, die wir erſt am Fuße des Berges erwarteten, durchſchritt raſch die große Waizenebene, wonach wir in eine Haide gelangten, wo ſich gewöhnlich Straßenräuber aufzuhalten pflegen. Das war für uns ein ſehr intereſſanter Gegenſtand, demungeachtet ging die Unterhaltung ſchnell zu den Damen über. In dieſer Beziehung zeigten ſich unſre Spanier ſehr beredt. Ihres Erachtens gebürte ihren Landsmänninnen unbeſtreitbar der erſte Rang, obſchon man, Höflichkeits halber, auch mein Urtheil hören, und als neuen Paris zwiſchen England und Spanien entſcheiden laſſen wollte.

„Ihre Andaluſierinnen," ſagte ich ohne Zögerung, „ſind eben ſo ſchön als unſre Engländerinnen und im Durchſchnitt noch grazienhafter; dagegen thun ſie es

ihnen in moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften nicht gleich.“

— Voya, rief der Prieſter, der bisher ſchweigend in ſeinem Winkel geblieben, deſſen Zurückhaltung jedoch einigermaßen unter dem Einfluſſe des edeln Weins von Carmona geſchmolzen war, — ei, gehen ſie, die Weiber ſind überall Weiber. Ihre Engländerinnen verſtehen nicht mehr als unſre Spanierinnen, oder alle übrigen, und wenn ſie auch mehr verſtehen, welchen Gewinn haben ſie davon (que provecho le hace)? Sie mögen es anſtellen wie ſie wollen, nie werden ſie ſingen und tanzen, wie unſre Andaluſierinnen, und Hinſicht der Keuſchheit ſtehen ſie mit ihnen auf einer und derſelben Stufe. Ein Weib iſt ein Weib und ein Teufel iſt dem andern ähnlich (un diablo se le parece a otro), und ich weiß aufs beſtimmteſte, daß die Töchter all Ihrer Prediger durchaus liederliche Frauenzimmer ſind.

Vergebens bemühte ich mich, ſeine vorgefaßte Meinung ihm auszureden. Er beharrte hartnäckig darauf und äuſſerte nur, daß es nothwendigerweiſe alſo ſein müſſe in einem Lande, wo der Geiſtliche Familie habe, indem ſein Einkommen mit ſeinem Ableben aufhöre, wonach ſeine Söhne betteln und ſeine Töchter Straßendirnen werden müßten.

„Alles das,“ fügte er hinzu, „weiß ich von dem glaubwürdigſten Manne, einem vertrauten Freunde, der mehre Jahre in England gewohnt hat. Worin beſteht übrigens die ſo hoch gerühmte Schönheit der Engländerinnen? In nichts als einer ſchönen Haut, die Schnee oder Eis zu ſein ſcheint. Gott bewahre uns vor dergleichen Frauenzimmern (pero de frias

aunque blancas libreme Dios). Und überdem welche Beine, welche Füße! Caramba, ſie laufen wie Gänſe, und haben weder gefällige Formen, noch Haltung, noch Grazie und Leidenſchaft. Wie weit ſtehen ſie in dem Allen hinter unſern Andaluſierinnen zurück.“

Und darauf erſchöpfte er ſich in Lobeserhebungen ihrer Reize, ihrer Vollkommenheiten, und das Alles in Worten, die ſo wenig ſich vertrugen mit ſeinem Gewande, daß die ganze Geſellſchaft in ein lautes Gelächter ausbrach. Man entnahm am beſten ſeiner Rede, wie es mit ſeiner Frömmigkeit eigentlich beſchaffen war. Der Arme ſah nun wohl ein, daß er ſich zu ſehr bloßgeſtellt. Da es jedoch unmöglich war, das Geſagte ſogleich aus dem Gedächtniß aller Anweſenden zu verbannen, verbarg er ſeine Verwirrung hinter der Rauchwolke ſeines Cigarillo und ließ mit heiliger Verzichtleiſtung den Hagel von Spöttereien und Anzüglichkeiten, die ihn von allen Seiten beſtürmte, auf ſich herabraſſeln.

„Er hat den Blick eines Heiligen, aber den Zahn eines Wolfs,“ bemerkte der Eine.

— Es iſt Satan in der Kutte und Satan unterm Kreuz, rief der Andere, wobei er wahrſcheinlich auf den kreuzförmigen Schnitt des prieſterlichen Gewandes anſpielen wollte.

„Por los obras, no por los vestidos,
Los hombres son conocidos.

„Nach ihren Werken und nicht nach ihrer Kleidung muß man die Menſchen beurtheilen,“ fügte der Ritter von Andujar, ein Freigeiſt, hinzu, der auch das franzöſiſche Sprichwort kannte:

Ce n'est pas l'habit qui fait le moine.

(Kleider machen nicht Leute). Mit Voltaire rief er ebenfalls:

Les prêtres ne sont pas ce qu'un vain peuple pense.

(Die Prieſter ſind nicht, was ein befangenes Volk ſich denkt.) Seine Schlußfolgerung war ungefähr nachſtehende: „Die Geiſtlichen ſind nicht mehr als wir. Schon ſind wir, Gott ſei Dank, die Mönche los, die Picaros; möge es ihm gefallen, uns bald auch vom Ueberreſt zu befreien. Un diablo se le parece a otro," rief er, daſſelbe Sprichwort wiederholend, deſſen ſich kurz vorher der Frömmler bedient. „Um ihnen davon den ſchlagendſten Beweis zu geben, will ich der Geſellſchaft eine Geſchichte erzählen, die ſich vor Kurzem in meiner Vaterſtadt ereignet hat.

„Nach achtjährigem Kriegsdienſt kam vor 2 oder 3 Monaten ein verabſchiedeter Soldat zurück, deſſen Familie in Andujar anſäſſig war. Leider war ſein Beutel leicht, ſeine Eßluſt dagegen um ſo ſtärker, und die letzte vermehrte ſich in dem Maße, als der erſte leerer wurde. Er hatte bis Andujar noch etwa 50 Stunden zurückzulegen, als er, vom wüthendſten Hunger gepeinigt, an ein einzelnes Haus gelangte, deſſen Bewohner er um ein wenig Speiſe anzuflehen beſchloß. Indeß mochte er ſo oft und ſo laut er wollte, Ave Maria purissima! rufen, niemand antwortete ihm, und mit Ausnahme eines Lämmchens, das er hinter einem hohen Holzgitter gewahrte, wurde er kein lebendiges Weſen anſichtig.

„Bei dieſem Anblick und nach kurzer Ueberdenkung der Umſtände, ließ er ſich vom Teufel verführen, lockte das Lamm an's Gitter, ergriff es an den Ohren und

bemühte ſich, es herauszuziehen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte, weil das Gitter viel zu eng war. Er mußte alſo von ſeinem Vorhaben abſtehen und mit murrendem Magen ſeinen Weg fortſetzen. Mit Mühe gelangte er in ſeine älterliche Behauſung, mager wie ein Windhund und hungrig wie ein Wolf.

„Nach dem erſten Austauſch gegenſeitiger Zärtlichkeitsbezeugungen fragte die Mutter den Sohn:

„„Iſt's ſchon lange daß Du nicht gebeichtet haſt, Lieber?“

„Auf dieſe ächt ſpaniſche theilnehmende Nachforſchung erfolgte die bei einem Soldaten leicht vorherzuſehende Antwort:

„„O, ſehr lange, liebe Mutter.“

— Pues, rief dieſe nun, ich werde ſogleich deshalb mit dem Pater Pablo, meinem Beichtiger, der beſten Haut auf Gottes Erdboden, ſprechen.

„Unverzüglich begab ſie ſich nun zum Prieſter und fragte ihn, ob er die Beichte ihres Sohnes hören wolle.

— Laßt ihn nur kommen, rief er. Soy padre de almas (ich bin ja der Seelenvater).

„Tags darauf war der geweſene Soldat richtig im Beichtſtuhl, kniete nieder, ſchlug ſich auf die Bruſt, wiederholte dreimal mit zerknirſchtem Herzen ſein Pesame Dios und begann darauf die Kyrielle ſeiner Sünden herzuſagen. Am meiſten war das ſechste Gebot übertreten worden. Der Exſoldat äuſſerte ſich darüber ganz unverholen und ſchien eben ſo wenig ein beſonderes Gewicht darauf zu legen, als der ihn hörende Prieſter. Als er zum ſiebenten Gebote kam, ſtockte er.

„„Hättet Ihr vielleicht etwas entwendet?“ fragte ihn der Beichtiger.

„„Nein, ehrwürdiger Pater.“

— Auch nicht in Gedanken, mein Sohn?

„„Wohl bin ich einmal der Verſuchung beinah unterlegen, und habe verſucht ein Lamm zu ſtehlen.“

— Wie viel konnte das Thier wohl werth ſein?

„„Etwa fünf Piaſter.“

— O, mein Sohn, Ihr habt einer großen Sünde dadurch Euch ſchuldig gemacht, daß Ihr Eures Nächſten Gut geraubt.

„„Aber, Herr Pater, rief das Beichtkind, ich hab' Ihnen ja geſagt, daß ich das Schaaf nicht ſtehlen konnte, weil es unmöglich war, es durch das enge Gitter zu bringen.“

— So hattet Ihr wenigſtens die Abſicht, es zu ſtehlen (no le hace, la intencion basta), ſchrie der Prieſter, und die Abſicht iſt genügend. Bringt mir fünf Piaſter zum Schmuck des Altars der heiligſten Jungfrau und Ihr ſollt Eure Abſolution haben.

„Der Soldat kehrte traurig zu ſeiner Mutter zurück und erzählte ihr den Vorfall. Nach mancher ſcharfen Ermahnung gab ſie ihm das ihm abgeforderte Geld, um es dem Prieſter zu überbringen. Er begab ſich ſogleich zur Kirche, wo er den Pater Pablo noch im Beichtſtuhl fand.

— Ha, Ihr bringt mir meine Piaſter, rief er ihm zu, als er ihn anſichtig ward. Gut, ſo gebt ſie mir.

„Der reuige Sünder aber, ſtatt ſie ihm, ſeinem Verlangen gemäß, vorn hereinzureichen, hielt ſie gegen das Gitter, wodurch der fromme Geiſtliche vergebens ihrer habhaft zu werden ſich bemühete.

— Was ſoll die Fopperei bedeuten, rief er endlich entrüſtet; gebt mir das Geld, wie ſich's gehört.

„„Nicht ſo, nicht ſo, ehrwürdiger Vater, entgegnete der andere. Eben ſo wenig als ich des Lammes durch das Hausgitter habhaft werden konnte, eben ſo wenig wollen auch meine Piaſter durch das Beichtſtuhlgitter gehen. Sie werden ſich alſo begnügen, denſelben Genuß von meinem Gelde zu haben, den ich von dem Schaafe gehabt, d. h. im bloßen Gedanken....““

Unter ſolchem Geſchwätz kamen wir nach der Venta de la Portugueſa, einem zehn (engliſche) Meilen von Carmona gelegenen vereinzelten Hauſe. Hier wurden die Maulthiere gewechſelt und bald gelangten wir in einen dichten Oelwald. Unten ſah man nichts als Stämme, in regelmäßigen Reihen auf beiden Seiten gepflanzt. Oben zeigte ſich ein düſtres Grün, deſſen einförmige Farbe, ohne alle Schattirung, das Auge mehr ermüdet, als es erfreut. Bisher hatte ich mir immer einen lachenden und maleriſchen Begriff von einem Oelwalde gemacht, und nun empfand ich dasſelbe Mißbehagen, welches ſich des Reiſenden bemächtigt, wenn er zum erſten Male einen ſo hoch gerühmten franzöſiſchen Weinberg erblickt. Ich begreiſe nun wohl die Traurigkeit des Erlöſers auf dem Oelberg.

Ein wenig vor Luiſiana, unſrer erſten Poſt, ſah ich nicht ohne Erſtaunen zwei Reuter ſich an beiden Seiten des Wagens aufſtellen. Dieſe neue Reiſegefährten, Wilden nicht unähnlich, waren in ſchmutzige Schaffelle gekleidet und hatten Tücher um den Kopf gebunden, deren Zipfel nach hinten weheten. Dabei hatten ſie die Muskete auf dem Rücken, die Piſtolen im Gürtel und den Säbel an der Seite. Sie ſtießen

als Verſtärkung zu unſern Escopeteros, oder unſrer Bedeckung, und waren von den Direktoren der Eilwagen-Unternehmung, wegen der von hieraus ſich vermehrenden Gefahr, aufgeboten worden.

Allgemein behauptet man, daß der ganze nördliche Theil Andaluſiens von Räuberbanden überſchwemmt ſei, und zwei „Helden,“ die ſeit unſrer Abreiſe auf dem obern Theil der Kutſche logirten, hatten ohne Zweifel unzulänglich geſchienen in der Nähe von Ecija, das ſeit undenklichen Zeiten als die Zufluchtsſtätte einer Bande betrachtet wird, die aus den abgefeimteſten Dieben auf der ganzen Erde (ladrones los mas finos que hay) beſtehen ſoll. Dieſe Bande hat nächſtdem auch noch das Eigenthümliche, daß ſie immer und unveränderlich aus der gleichen Anzahl beſteht. Sobald einer davon eingekerkert oder gehangen wird, oder eines natürlichen Todes ſtirbt, erſetzt ihn ſogleich ein andrer, was um ſo leichter geſchieht, da ihre Geſammtzahl nie ſieben überſteigt, weshalb man ſie auch „die ſieben Kinder von Ecija“ nennt. Wir waren glücklich genug, um zehn Uhr Abends in dieſer Stadt einzutreffen, ohne dieſen Ninos (Kindern) zu begegnen, die uns wahrſcheinlich nicht mit einer bloßen Begrüßung würden haben vorüberziehen laſſen.

Nach unſrer Ankunft im Poſthauſe fanden die Herren ihr Unterkommen in zwei Zimmern, wovon in jedem ſechs Betten auf Rollen ſich befanden. Wir hatten jedoch weder Zeit zu ſchlafen, noch die Beſchaffenheit der Betten zu würdigen; denn kaum waren ſeit unſrer Ankunft zwei Stunden verfloſſen, als die rauhe Stimme des Mayoral (Schirrmeiſters) ſich vernehmen ließ.

„Arriba, caballeros, arriba! ya se sale (aufgeſtanden, Ihr Herren, es geht fort)!“ Einige Minuten nachher raſſelte die ſchwere Kutſche aus dem Hofe, gezogen von vier abgetriebenen, geſchornen, mit Bändern nach dem andaluſiſchen Gebrauch verzierten Maulthieren. Nach einer Stunde kamen wir über einen Fluß, auf einer hölzernen Brücke auſſerhalb der Stadt. Es war der Xenil, gleich berühmt in Volksliedern wie in Geſchichte. Mit Tagesanbruch gelangten wir nach Carlota, einem hübſchen aus einer langen Häuſerreihe beſtehenden Städtchen, deſſen breite Straße mit einer Doppelreihe von Bäumen beſetzt war, was ſie einem pariſer Boulewart ziemlich ähnlich machte.

Von Carlota hinweg wird die Gegend ſehr abwechſelnd. Sie iſt recht angenehm bewaldet und bietet von Zeit zu Zeit die maleriſchſten Landſchaften. Allein drei Stunden weiterhin, gegen Mango Negro, bekommt das Land auf einmal ein ganz anderes Anſehen. Man überblickt eine unermeßliche unfruchtbare, beinahe ganz baumloſe Ebene, die ſich gegen die Sierra Morena, das braune, von Cervantes beſungene Gebirg, am Saume des Horizonts, erhebt.

Jenſeits Mango Negro bemerkten wir auf einem wenig entfernten Hügel bewaffnete Leute, die unter uns großes Schrecken verbreiteten. Ich muß noch hinzufügen, daß ſie unſre tapfre Bedeckung wenigſtens eben ſo ſehr fürchtete als wir. Doch hielten ſie ihre Waffen bereit, um im Nothfall ſich vertheidigen zu können. Glücklicherweiſe ward ihr Muth nicht auf die Probe geſtellt und wir fuhren an ihnen vorüber,

ohne daß ſie Miene gemacht hätten, uns angreifen zu wollen.

Ganz oben auf dem Hügel konnte ich einen Augenblick des Entzückens mich nicht erwehren bei dem prachtvollen Anblick, der ſich uns bot. Vor uns öffnete ſich ein weites, tiefes, mit dem reichſten Pflanzenwuchs und der ſchönſten Kultur geſchmücktes Thal, in der Mitte vom Guadalquivir durchſchlängelt. Am Geſichtskreiſe erhob ſich mit ihren theils bewaldeten theils mit ſchneeweiſſen Landhäuſern überſäeten Abhängen die Sierra Morena, deren Grate ſich bis auf 2000 oder 3000 Fuß über die Ebene erheben, und unter uns führte die künſtlich ſich windende Landſtraße nach einer Stadt, die, am entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes gelegen, ſich gleich einem Neſt zwiſchen den üppigſten Fruchthainen verbarg. Dieſe Stadt war Cordua, das erſehnte Cordua endlich, deſſen von tauſend Gärten (wovon die meiſten ſich in amfitheatraliſcher Form erheben) umſchloſſene Häuſer ihm das Anſehen und die Ausdehnung einer Hauptſtadt geben.

Je mehr wir der Stadt uns näherten, um ſo breiter wurde auf der nordöſtlichen Seite das zur Rechten und Linken von nackten, unfruchtbaren Bergen begrenzte Thal. Darauf verengte es ſich wieder zwiſchen den benachbarten Höhen dergeſtalt, daß es einen Trichter bildete, an deſſen einem Ende der Almodovarberg ſich erhob, der, da er ſteil abgeriſſen und faſt regelmäßig geſpalten iſt, das Anſehen eines hohen mit Mauerkränzen verſehenen Berges hat.

Iſt man der Stadt ganz nahe, ſo verliert ſie einiges von der Wichtigkeit, die man ihr in der Ferne zuſchreibt. Ohne alle Symmetrie und Ordnung neben

einander gruppirte große Gebäude, gelbe, weiße oder graue Häuſer, ein Durcheinander von Thürmen von allen Formen, bilden eine gewaltige, verworrene Steinmaſſe, in deren Mitte ſich der Dom erhebt. Das Ganze, von zerfallenden Wällen, Mauern und mehr als zur Hälfte eingeſtürzten Thürmen, zwiſchen denen ſich finſtre Thore öffnen, umgeben, iſt das heutige Cordua, das von ſeiner alten Größe tief herabgekommene Cordua, der Schatten ſeines ehemaligen Glanzes.

Es iſt nicht mehr die Stadt, worin es von arabiſchen Paläſten wimmelte, der Mittelpunkt einer mächtigen Monarchie, die Hauptſtadt eines gewaltigen Reichs. Und dennoch iſt in ſeinem alten, ehrwürdigen Anblick, in ſeiner Hinfälligkeit ſelbſt etwas, das den Reiſenden intereſſirt, ihn ergreift und einen unausſprechlichen Zauber auf ihn ausübt. Bemerkenswerth iſt es, daß es nicht einen jener Palmbäume mehr gibt, welche der erſte Abderraman einſt nach Spanien verſetzt. Sie ſind verſchwunden mit ihren Pflanzern, den Mauren.

Die Landſtraße windet ſich mäandriſch zum Fluſſe hinab, über den eine alte von einem feſten mauriſchen Thurm (Carraola genannt) beherrſchte Brücke führt. Am entgegengeſetzten Ende der Brücke iſt ein Römerthor, das unter Filipp II, der ſeinen Namen und ſeine Wappen daran anbringen ließ, theils erneuert, theils ganz wieder aufgebaut worden. Es hieß früher das Morgenthor, oder das des Orients. Man gelangt dadurch in die Stadt.

Empfindungen eines Selbſtmörders.

Von ihm ſelbſt mitgetheilt.

Ein faſt beiſpielloſes Zuſammentreffen verſchiedener Unglücksfälle, hatte mich in der kürzeſten Zeit zwar nicht zum Verbrecher gemacht, doch Veranlaſſung gegeben, daß ich wie ein Verbrecher behandelt wurde. Alles, was den Menſchen heilig iſt, faſt alles, was ich beſaß, hatte ich verloren. Bosheit und Prieſterwuth riß mich aus einem nützlichen, angenehmen Wirkungskreis, trieb mich von Freunden, Verwandten, Kindern, Eltern und Heimath. Nach den Geſetzen meines Vaterlandes verlor ich durch das Unglück, das mich heimſuchte, meine Ehrenbürgerrechte. Ich, der ich dem Ehrgeiz ſo vieles geopfert, war ehrlos für lange Jahre. Meine Anſtrengungen für das Wohl meiner Mitbürger hatten in wenigen Minuten allen Werth verloren. Der Geifer weniger Menſchen hatte hingereicht, mich und die Meinigen zu beſchmutzen; der Verläumdung preisgegeben, war ich der ſchonungsloſeſten Beurtheilung verfallen.

Meine geliebte Gattin, die Mutter meiner blühenden Kinder, krank ſeit Monden, ſo fromm und ſo gut, hatte ich in der hülfloſeſten Lage verlaſſen, um dem dringendſten Pflichtgefühl zu entſprechen; auf ihre bleichen Lippen drückt ich in unſerer, der Vernichtung geweihten Wohnung, die Zeugin meiner ſehr glücklichen Ehe, eines mühevollen, faſt tadelloſen Lebensabſchnittes, den letzten Kuß. Fremden Kräften ver-

traute ich die Geliebte, fremdem Schutz übergab ich die Sterbende.

Im Gefängniß finde ich mich wieder. Ein Arzt, den ich aus Gewohnheit oder Inſtinkt verlangt hatte, gibt Verordnungen, gegen die ich eben ſo gleichgültig bleibe, als gegen die Mittel ſelbſt; er behauptet, daß meine Hand, ohngeachtet ich nicht den geringſten Schmerz empfinde, gefährlich beſchädigt ſei. Durſt war ein Bedürfniß, was ich befriedigte.

Freundſchaftliche Fürſorge hatte um dieſe Zeit den Ort meines Aufenthaltes verändert, ein freundliches Zimmer mich aufgenommen. Nur Soldaten mit gezogenen Seitengewehren erinnerten mich, daß ich Gefangener ſei. Doch verdüſterte ſich meine Stimmung um ſo mehr, als meine Gedanken ſich ordneten.

Das Zimmer, in dem ich bewacht wurde, lag im dritten Stock, der Platz vor dem Hauſe war gepflaſtert; mir wurde wahrſcheinlich, daß der Weg aus dem Leben mich durch das hohe Fenſter führte, aus dem ich abwärts ſah. Aber Weib und Kinder ſtanden auf der Stelle, die mein Kopf berühren mußte, wenn ich meinem Daſein, meinem Wirken nachſtürzte. Nur dieß verzögerte meinen Entſchluß, nicht mein Wille, nicht die Erinnerung an meine Lieben. Mein ſchauderhafter Untergang brach nach meiner feſten Ueberzeugung, meiner guten, reizbaren, kränklichen Mutter, und der todtkranken nun lebensmüden Mutter meiner Kinder das Herz. Das war genug, das ſöhnte nach meinem Wahn, mich mit dem Sterben aus. Ihr Schmerz, ihre Leiden endigten mit den meinigen; für mich gab es in dieſem Augenblick keine Zukunft, die Gegenwart erdrückte mich.

Langſam ſchloß ich das Fenſter, um mich auf die nahe Ottemanne zu legen. Die Wachen, die ſich oft ablöſeten, hatten es ſich zur Pflicht gemacht, meine Hand zu pflegen, die ich unwillführlich vernachläſſigte. Es wurde ſtill auf der Straße; das Hinderniß hatte ſich beſeitigt. Schnell erhob ich mich, indem ich wahrſcheinlich die Augen ſcharf auf das Thor richtete, durch welches ich der Erinnerung und dem Undank entfliehen wollte. Aber noch ſchneller, und gewiß unwillführlich ſtellte der Jäger ſich ins Fenſter. Doch verrieth nach der anfänglichen Ueberraſchung kein Zug ſeinen Verdacht. Schweigend beobachteten wir unſere Bewegungen, und eben ſo ſtill verband er mir meine Wunde.

In dieſer Zeit hatte mein Bruder ſich Zutritt zu mir verſchafft. Meine Frau war ſehr krank, aber gefaßt. Mein Leben hatte jetzt den höchſten Werth für mehr als eine Familie, die zu mir in der innigſten Geſchäftsverbindung ſtanden. Nur mein Wirken, nur meine Fürſorge konnte verhindern, daß dieſe nicht eben ſo arm wurden als ich. Aber wenige Stunden hatten mich ſo verhärtet, mich ſo ſelbſtſüchtig, mir das Daſein ſo unerträglich gemacht, daß ich mit Begierde während dieſer Unterredung mich nach dem künftigen Wirkungskreis ſehnte. Nur den Körper, der mich an die Erde feſſelte, wollte ich zerſtören. Meine Kinder vertheilte ich unter Verwandte. Mit möglichſter Umſicht, mit ſeltener Geiſtesgegenwart verfügte ich das Nöthigſte und glaubte genug gethan zu haben.

Der Bruder hatte mich verlaſſen, mein letzter Wille war ihm übergeben, war ihm heilig, meine

Rechnung mit der Erde war geſchloſſen. Die nahe Thurmuhr ſchlug 11 Uhr Mittags; meinen Aufenthalt im gewohnten Kreiſe meinte ich nach Pulsſchlägen abzählen zu können. Nicht mehr erſchütterte mich der Gedanke, daß man ſich bald mit Abſcheu von meinem zerſchmetterten Körper abwenden, daß meine Kinder das Grab des Selbſtmörders nicht finden würden. Ohne Hoffnung, ohne Glaube, ohne Furcht, ohne Liebe, war ich dem Irrwahn verfallen, der jeder Selbſttödtung vorausgehen muß.

Ein junger Soldat hatte die älteren Waffenbrüder abgelöst; erſchöpft von dem beſchwerlichen Dienſt und der Nachtwache ſtützte er ſich auf einen Stuhl; ich war ganz unbeachtet.

Seit Jahren hatte ich einen Freund gefunden, mir ſehr verſchieden an Denk- und Handelsweiſe. So ruhig und ſo kalt, als ich lebhaft und unbehutſam, war ich ihm Bedürfniß geworden wie er mir. Wenige Tage vergingen, ohne daß wir uns ſprachen, wir unterſtützten uns, ohne uns zu benutzen. Meine Sorgen wurden die ſeinigen, ſeine Freuden theilte ich. Was meinen Wohlſtand zerſtörte, hatte auch den ſeinigen erſchüttert, hatte ihm zerſtört die Früchte jahrelangen Fleißes und umſichtiger Berechnung, hatte ihn in endloſe Verwirrung geſtürzt, und vieles von dem entriſſen, was ihm von früher Jugend an lieb geworden. Der eigenen Beurtheilung vertrauend, der Stimme ſeines Gefühles folgend, bot er der Meinung der Menge furchtlos Trotz, das Urtheil des armen und des reichen Pöbels ſtörte ihn nicht. Sein erſter freier Augenblick gehörte mir. Mir dem Verkannten, Verläſterten, dem namenlos Unglücklichen wollte er Be-

ruhigung bringen. Wenige Augenblicke ſpäter, und mein Herz ſchlüge nicht mehr, ich hätte das Unrecht bei meinem Vorſatz ſchwerlich auf dieſer Erde begriffen.

Der Freund ſagte mir, was wahre Freundſchaft ſagen kann, und ließ mir beim ſchnellen Scheiden einen ſchwachen Hoffnungsſtrahl zurück. Vielleicht auch einigen Glauben, denn Aberglauben bemeiſterte ſich gedankenſchnell meiner.

Eine Tochter des Hauſes, das jetzt ſo wohlwollend für mich ſorgte, war früher meinem Freund lieb geweſen, war mir öfter vor Geſchäftsreiſen begegnet, wo mich das Glück ungewöhnlich begünſtigte. Im Scherz nannte ich ſie meinen guten Stern. Mir mußte unbekannt ſein, ob dieſelbe bei ihren Eltern, oder, was oft geſchah, verreiſt war. Bis jetzt hatte ihre gütige Mutter für meine wenigen Bedürfniſſe geſorgt, ohne daß wir uns ſprachen. Im ſeltſamen Wahn, in unbegreiflicher Verblendung, beſtimmte ich nun, den Tod nicht zu ſuchen, wenn Thereſe mich bis zwei Uhr beſuche. Ihr Erſcheinen ſollte mir ein Merkzeichen ſein, daß die Vorſehung mich nicht wolle untergehen laſſen in der Heimſuchung.

Die Augen geſchloſſen hatte ich mich zurückgebeugt, die Sterbeſtunde ruhig zu erwarten. Bei vollkommener Selbſttäuſchung bis ins Innerſte aufgeregt von der ungeheuern Anſtrengung des Geiſtes und des Körpers, überſah ich klar noch einmal das Durchlebte, meine Pläne, meine Hoffnungen, meine Wünſche, mein Wirken. Der Geiſt war freier als jemals, mir war ſo leicht, ich glaubte ein Vorgefühl des Jenſeits zu haben, dem ich ſo nahe ſtand, deſſen Markſtein mein Wille berührte. Vor meinem Gedächtniß tauchte

das längſt Vergangene ſpiegelhell auf. Bilder wechſelten, kehrten wieder, um aufs neue zu verſchweben. Es war der vollendetſte Traum. Die erſten Kinderjahre, die Spielplätze des Knaben, deſſen kindliches Treiben, meine Schulfreunde, die geſehenen Kriegsſcenen, mein erſter Freund und mein ſchöner Bruder, die beide der Todesengel ſo früh rief, die erſte Liebe mit ihren Täuſchungen, ſchwebten vorüber; ich ſah mich wieder als junger Bürger, geachtet und geliebt, aufgenommen unter die Körperſchaft, die mich nun ſo grimmig haßte, wie nur Unwiſſenheit, Neid und das Alter haſſen kann, die mich verderben wollten und verdarben; erinnerte mich der Umſtände, die mir den treuſten Freund erworben; ſah mich das Mädchen zum Altar führen, die mein guter Engel ward, mit der die Liebe einzog und das Glück, deren Vertrauen zur Vorſehung erhaben war über die Wechſelfälle des Lebens, die nie eine Unwahrheit geſagt, ſchwerlich einen Feind hatte, ſo ſchön war, als gut; fühlte noch einmal die erſten Vaterfreuden, hob ihn noch einmal, den Erſtgebornen, freudig auf zum Himmel, zeigte ihm noch einmal die Sterne, während die Mutter die jüngern Kinder beten lehrte; ſah meinen Wirkungskreis ſich vergrößern, meinen Einfluß auf ihrem Endpunkt, war zum leztenmal ſtolz auf den großen Kreis meiner Bekannten. Die ſteilen Anhöhen zogen vorüber, die meine Ueberredung aus dürftigen Triften in Felder verwandelte, und der Bergrücken, den meine eiſerne Beharrlichkeit und der jahrelange Fleiß ähnlich Geſinnter fruchtbar machte, hörte den Bach rauſchen, dem unter meiner Leitung ein neues Bett im Felſen gegraben wurde, um Raum zu gewinnen für

eine neue Häuſerreihe; hörte noch einmal den Dank ſchuldlos Verarmter für meine gelungene Verwendung. Ich fühlte, daß meine Leiſtungen mich überlebten, daß mein bisheriges Wirken mich rechtfertigte, daß ich nichts zerſtöret hatte, nicht zerſtören konnte, weder im Uebermuth noch in der Verzweiflung. Meinen Grabſtein hatte ich mir ſelbſt geſetzt, mein Berg mußte meinen Namen erhalten, mochte auch mein Leichnam den Geſetzen verfallen, mein Grab ohne Hügel entfernt ſein. Keine trübe Erinnerung ſtörte mich damals, meine Mißgriffe wurden mir nicht ſichtbar, nicht meine Uebereilungen, nicht mein blindes Vertrauen zu meinen Umgebungen, und mein ſchroffes Abſprechen. Ich machte mir damals nicht zum Vorwurf, daß ich ohne einen beſtimmten Zweck einen klugen Böſewicht angriff, einen grauen einflußreichen Heuchler entlarven wollte, daß ich oft die ſtarre Meinung älterer Männer bloßſtellte, daß ich mich rückſichtslos vordrängte, belohnt war, wenn man mir Arbeit gab, beleidigt, wenn man mich nicht befragt, daß ich meiſtens meine wenn auch richtigere Anſichten über das Bedürfniß ſtellte. Mir ahnte damals nicht, daß gerade die Einrichtung, die ich gegen ſo viele Einwendungen vorſchnell begünſtigte, mir den meiſten Verdruß bereiten, daß jeder Frühling mir neuen Harm bringen würde.

Ich lag faſt regungslos ſtumm, daß eine leichte Kopfbewegung die Pflege der beſchädigten Hand verhinderte, und dadurch die Wachen noch mehr von mir entfernte. Die Thüre zu mir öffnete ſich nur, um dieſe eintreten zu laſſen, kein Geräuſch ſtörte, nur den Ton der Uhr hörte ich noch. Jeder Augenblick

wurde Gewinn. Der zweite Stundenſchlag ſollte den Meinigen den Scheidegruß bringen, nimmer ſah ich ſie wieder.

Noch eine kurze halbe Stunde war mein, dann war eine That begangen, die keine Rene ſühnt, deren Folgen hinüber reichen mußten in jenes Leben, Folgen, die, wenn nie keine andern Gefühle mein wurden, mich in endloſen Kreiſen von Zerſtörung zu Zerſtörung trieben; Folgen, bei deren Ermeſſen der geſunde Gedanke erſtarret.

Behutſam war Jemand eingetreten, ein ſchwaches Gläſerklirren wird hörbar, mein Athem ſtockt, man bietet mir Wein an, ich muß die Augen öffnen, Thereſe ſteht vor mir, und ich lebe noch.

Unfreundlicher kann nie der Güte und der Anmuth begegnet worden ſein, meine ganze Willenskraft hatte ich aufzubieten, daß ich mich dieſem glücklichen Zufall unterwarf.

Mehr als tauſend Nächte ſind ſeitdem vergangen, faſt ſchmerzlichere Tage habe ich getragen, den Tod hätt' ich freundlich empfangen, aber ihn ſuchen, nein das werde ich niemals mehr....

Heſperien.

Das unter dieſem Titel erſchienene Werk von F. W. Richter, Profeſſor und Direktor des Gymnaſiums zu Quedlinburg, ſoll als Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom und Neapel, dienen. In der That ſind die Angaben und Mittheilungen über dieſe beiden Städte treffend, zum Theil neu und der Wahrheit ſtreng gemäß. Aber auch die übrigen merkwürdigen Oertlichkeiten der apenniſchen Halbinſel ſind gründlich und befriedigend in Erörterung geſtellt. Beſonders intereſſant iſt die Einleitung, die nächſt einer allgemeinen Karakteriſtik des italieniſchen Landes, in Rückſicht auf Reiſegenuß, auch über das italieniſche Volk und ſeine Lebensweiſe ꝛc. manches enthält, das ſelbſt für ein größeres Publikum, als das reiſende, Wichtigkeit hat, und allgemeiner beachtet zu werden verdient. Dieſer Beweggrund veranlaßt uns denn auch, davon einige Auszüge mitzutheilen.

„Die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Volkskarakters, abhängig hauptſächlich von den Einflüſſen des Klima's und Bodens, demnächſt von den zufällig beſtehenden, aber ebenfalls durch dieſe Einflüſſe nothwendig bedingten Religions- und Staats-Verfaſſungen, laſſen ſich vorzüglich auf zwei Grundzüge zurückführen: auf eine vorherrſchend nach auſſen gekehrte Weiſe geiſtiger Exiſtenz und auf eine große Bedürfnißloſigkeit in den wichtigſten Beziehungen des phyſiſchen Lebens und Wohlſeins. Jenes nach auſſen

gerichtete Leben des Geiſtes, welches ſich ſchon in der innerſten Natur der italieniſchen und der lateiniſchen Sprache, ſo wie im italieniſchen Katholicismus kund gibt, verbunden mit der erwähnten Bedürfnißloſigkeit, kann, je nachdem Beides geformt und geleitet wird, ſich zum Kunſtleben und zur praktiſchen Wirkſamkeit eben ſo gut, wie zur Vergnügungsſucht und zum Müßiggange geſtalten, und hat Italien in den verſchiedenen Perioden ſeiner Geſchichte mit hochbegabten ſchöpferiſchen Kunſtgenies, mit reich erfahrnen Rechts- und Staatskundigen, mit heldenmüthigen Soldaten und großartigen Kaufleuten, freilich auch mit herrſchſüchtigen Pfaffen und herrſchſüchtigen Freiheitshelden, mit nichtswürdigen Wollüſtlingen, Bettlern und Räubern, nie aber mit Kirchenreformatoren und Philoſophen beſchenkt.

Faßt man den italieniſchen Volkskarakter von dieſen Geſichtspunkten auf, ſo verſchwinden im Weſentlichen die grellen Widerſprüche, die zwiſchen Italiens Sonſt und Jetzt zu treten ſcheinen, und es wird bei weiterem Nachdenken leicht klar, daß dieſes Volk ſeiner Fähigkeit, zum Theil ſelbſt der Wirklichkeit nach, ſo viel dies bei der ewig fortſchreitenden Entwicklung des menſchlichen Geiſtes möglich iſt, noch daſſelbe Geſchlecht ſei, das früher die Welt eroberte, ohne ſie beherrſchen zu können, und dann ſie beherrſchte, ohne ſie erobert zu haben. Man gebe der italieniſchen Nation eine angemeſſene Bildung und Leitung, und bald würden ſich die unzähligen Taugenichtſe als legitime Nachkommen der kräftigen freien Römer erweiſen. Denn das eingedrungene germaniſche Element war ſchon im Mittelalter längſt verſchwunden, und ſchon

damals war Italien, wenn auch in anderer Geſtalt, doch im Weſentlichen wieder ganz römiſch geworden, nachdem ſich in den zahlloſen Freiſtaaten gewiſſermaßen die Geſchichte Roms im Kleinen wiederholt hatte. Freilich ſind ſeit Jahrhunderten die dem Volke inwohnenden Fähigkeiten zu den großen Römertugenden ſo ſchlecht ausgebildet worden, daß wir jetzt in den Italienern großentheils nichts weiter, als die Söhne jener kaiſerlichen Sklaven erblicken, die in ſträflichem Müßiggange „panem et circensia" riefen, deren Beſitzthum großentheils in Bettelgut oder Raub beſtand und deren ſinnloſeſter Aberglaube zum ſinnloſeſten Unglauben geworden war. Kurz, Italien karakteriſirt ſich jetzt in den Augen der Meiſten durch Müßiggang und Vergnügungsſucht, durch Bettelei und Betrügerei, durch Räuberei und Mordluſt, durch Abgötterei und Gottloſigkeit. Wir wollen ſehen, wie weit dieſer Schein begründet oder falſch ſei.

Müßiggang und Vergnügungsſucht.

Zwar ſieht man alle möglichen Handwerker, Schiffer, Köche u. ſ. w. den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein mit unverdroſſenem Geſicht arbeiten, man betrachtet mit Vergnügen die Emſigkeit der Strohflechterinnen in Toscana; in ganz Ober- und Mittelitalien trifft man öfters auf Weiber, die beim Spazierengehn und wohl auf größeren Touren ſtricken oder ſpinnen, und der ſorgfältige Anbau Toscana's und Oberitaliens läßt gewiß nicht auf Unthätigkeit der Bewohner ſchließen; deſſen ungeachtet nimmt man als Totaleindruck von der Betriebſamkeit der Italiener das Bild eines vielbewegten Müßigganges mit nach Hauſe.

Denn wenn ſie, gelockt von der Freundlichkeit des ſüdlichen Himmels, ſogar mit ihrer Arbeit, ihren Werkſtätten den wüſten unwohnlichen Wohnungen möglichſt entfliehen und auf die Straßen hinausrücken, ſo drängt ſich um ſo mehr der Müßiggang ins Freie, und alle Gaſſen und Plätze ſieht man von Tagedieben wimmeln, die mit Eifer geſtikuliren, ſchwatzen, ſtreiten, oder ſtill hinſchlendernd Alles betrachten, ſich für Alles intereſſiren. So viel Tauſende von Fremden jahraus, jahrein durchpaſſiren: jeder neue Ankömmling erregt neues Intereſſe, jeden ſehen ſie mit einer Neugier an, wie deutſche Kleinſtädter einen durchreiſenden Prinzen. Und finden ſie irgend etwas ſpaßhaft an dieſen Zugvögeln, ſo ſind ſie ganz glücklich. Im Stoff dazu ſind ſie genügſam, wie Kinder. Ein Hündchen z. B., das unſer Vetturino auf das Verdeck des Wagens poſtirt hatte, erregte auf dem ganzen Wege von Bologna nach Florenz, wo wir auch nur durchkamen, die lebhafteſte Theilnahme. Jeder neckte und ſcherzte mit ihm, oder lachte wenigſtens auf ſeine Weiſe. Nimmt man nun gar auf ſcherzende Art Theil an ihren Angelegenheiten, ſo iſt der kindlichen Freude kein Ende. In Terni waren einer Frau ihre Ferkel davon gelaufen und wollten auf das lockende „tætætæ“ ihrer Gebieterin durchaus nicht hören. Die poſſirlichen kleinen Beſtien amüſirten mich, und ich rief auch „tætætæ!“ Dies reichte hin, die müßigen Zuſchauer, die das überaus witzig fanden, zum allgemeinen Lachen zu bringen, und in kurzer Zeit rief die ganze Gaſſe „tætætæ!“ — Solcher Art ſind mir unzählige Beiſpiele vorgekommen.

Bei den niedrigſten Volksklaſſen wird der Müßiggang noch genährt und befördert durch die verkehrte

Wohlthätigkeit vieler Klöſter, die zu gewiſſen Tageszeiten, namentlich des Mittags, an die Armen ohne Wahl Eſſen austheilen.

Unter beſtimmterer Form aber erſcheint dieſer geſchäftige Müßiggang und gewöhnlich auch die damit verbundene heitere Kindlichkeit in den Spielen. Unter dieſen iſt das allergewöhnlichſte das Mora- oder Morra-Spiel (das alte digitis micare, jetzt giuocare alla mora), welches darin beſteht, daß zwei Menſchen aus der zur Fauſt geſchloſſenen einen Hand ſich in einem und demſelben Augenblick eine Anzahl Finger zuwerfen und ſich eben ſo gleichzeitig die Zahl zurufen, die gerade Jeder in dieſem Augenblicke für die Summe der aus beiden Fäuſten hervorſpringenden Finger hält. Wer am häufigſten die Summe errathen hat, iſt Sieger. Da bei dem ſchnellen Errathen der ausgeworfenen Fingerzahl viel Irrthum und Betrügerei vorkommen kann, ſo gibt es bei dieſem Spiele ſehr häufig Streit, der ſchon mit Meſſerſtichen geendet hat. Daher iſt das Spiel ſchon von Obrigkeiten ſtreng verboten worden, gleichwohl aber ſieht man es durch ganz Italien überall ſpielen. Dabei funkeln die Augen der Spielenden, die in der Poſition der Fechter oder Boxer einander gegenüber ſtehen. Die wirkliche oder vermeintliche Zahl der zugeworfenen Finger wird ſcharf hervorgeſtoßen, und das Ganze mit ſo angelegentlichem Eifer betrieben, als ob die Wohlfahrt des Reichs auf dem Spiele ſtände.

Nächſt dem Moraſpiel ſieht man durch ganz Italien am häufigſten das Kegelſpiel (giuocare alla boccia), wobei man erſt eine kleinere, wohl gelb oder roth geſtreifte Kugel, Ecco oder Puntino genannt, ganz

willkührlich, aber auf eine möglichſt weite Strecke auswirft, dann die andern Spielkugeln nach dieſer hin, je nachdem ſich der Boden eignet, zu werfen oder zu rollen ſucht. Die Kunſt dabei iſt, die eigene Kugel dem Ziele möglichſt nahe zu bringen, und wenn die Kugel der Gegenpartei ſchon ſehr nahe ſteht, die eigene ſo zu werfen oder zu rollen, daß ſie jene vom Ziele entfernt und ſelber noch nahe zu ſtehen kommt. Natürlich wird auch bei dieſem Spiele entſetzlich gezankt und zur Abwechſelung gelacht.

Auch auf Billards ſieht man zuweilen alla boccia ſpielen.

Seltener iſt das Scheibenwerfen (giuoco della ruzzola), wobei es darauf ankommt, eine wohl zwei Zoll dicke hölzerne Scheibe am weiteſten zu werfen. Man erkennt leicht den Ueberreſt des alten Diskuswerfens.

Auch Wettrennen einfachſter Art habe ich gefunden. Auf einem beſuchteſten Spaziergange ſchreit Einer irgend einen unbedeutenden Preis aus, den er hoch empor hält. Alt und Jung, Weltlich und Geiſtlich, verſammelt ſich um den Schreier; Wettkämpfer erbieten ſich und ſtellen ſich ſchnell an; ſie laufen aus, und das ganze neugierige Publikum läuft mit, um zu ſehen, wer das Kleinod errennt.

Von dem faſt eingegangenen Nationalfeſte der Regatta, einem Wettlaufe zu Waſſer, leſe man unten bei Venedig unter den Volksbeluſtigungen.

Der höchſt drollige, den kindlichſt heitern Sinn der Italiener dokumentirende Lago di Navona iſt unten bei Gelegenheit der Piazza Navona zu Rom beſchrieben worden.

Auch Wagenwettrennen kommen vor, namentlich der corso di cocchi am Vorabend des Johannistages zu Florenz.

Pferderennen mit und ohne Reiter finden in mehrern Städten ſtatt, vorzüglich in Rom am Schluſſe des Karneval.

Das Karneval, dieſer luſtige Barometer genialer Tollheit, iſt an ſich bekannt genug und kurz angedeutet bei Erwähnung des Corso zu Rom. Man feiert das Karneval in Italien vor dem Beginn der Faſtenzeit wo man immer kann, am glänzendſten in Rom und Venedig. — Zu Florenz wird dabei die Befana, eine aus Stroh geformte, mit Lorbeer und Epheu ausgeputzte weibliche Figur auf einem offenen Wagen Nachts durch die Stadt gefahren und von einer unzähligen Menge jubelnden Volks mit Fackeln begleitet. Von jener Strohpuppe heißt die ganze Feſtlichkeit Befana.

Bei allen bisher genannten Luſtbarkeiten iſt das Publikum ſelber mehr oder weniger thätig. Aber auch das reine Zuſchauen iſt dem Italiener Bedürfniß, ganz wieder, wie bei den Alten. Schauſpiele muß er haben, und wenn es auch nur in Pulcinellentheatern wäre, die man übrigens zuweilen bis zu einer erſtaunenswerthen Vollkommenheit ausgebildet findet. Nicht bloß eigens für ſie gedichtete Lokalpoſſen, wobei es an Moraſpiel, Schlägereien zwiſchen verſchiedenen Stadtvierteln, Zänkereien und obſcönen Späſſen nicht fehlt, ſondern auch zweckmäßig zugeſchnittene Lieblingsſtücke ſtehender Theater werden hier oft mit einer Gelenkigkeit der Glieder, mit einer Abwechſelung und Modulation der Stimmen und einer Eleganz in den Koſtümen aufgeführt, daß man nicht

einen Augenblick anſteht, ſolche Vorſtellungen den Leiſtungen gewöhnlicher Stadttheater entſchieden vorzuziehen. — Unſere Puppenkomödien können ſich nicht entfernt mit ihnen vergleichen.

Aber auch wirkliche Theater gibt es in allen einigermaßen bedeutenden Städten Italiens, obwohl ſie in neueſter Zeit viel weniger, als ſonſt, beſucht zu werden ſcheinen. Es liegt dies weniger in der Theilnahmloſigkeit des Publikums, als in den geringen Leiſtungen der Bühne. Beſonders iſt dies bei der Oper der Fall, die vor allen übrigen ſceniſchen Produktionen bei weitem vorherrſcht. Sonſt, als man Meiſterwerke groſer Komponiſten vorzutragen hatte, durfte man mit Fug und Recht dieſelbe Oper 22 bis 25 Mal hinter einander aufführen, bis das Publikum ſie auswendig wußte, und das Publikum blieb entzückt bis zur 25ſten Vorſtellung. Jetzt möchte man klägliche Mittelmäßigkeiten aus herkömmlicher Bequemlichkeit eben ſo oft abſingen, und das Publikum gähnt bei der zweiten Wiederholung. Dennoch wird eine und dieſelbe Oper vielmal wiederholt, ja und man kann ein und daſſelbe Stück möglicher Weiſe von Verona an bis nach Neapel hinab faſt in allen Städten hören, wo man ein Theater beſucht.

Die Komödie, die nächſt der Oper die Hauptrolle in der italieniſchen Theaterwelt ſpielt, hat bis jetzt in Italien noch nicht gedeihen wollen. Auſſer Goldoni wird der gute Kotzebue und franzöſiſche Vorbilder ſtark in Anſpruch genommen, ähnlich, wie das altrömiſche Publikum ſich häufig mit Nachahmungen griechiſcher Komödien begnügte.

Ungeachtet der Begeiſterung aber, die der Ita-

liener für Oper und Schauſpiel in hohem Maße hat, findet man gleichwohl die größte Unruhe und, wie es ſcheint, Theilnahmloſigkeit in allen Theatern. Doch iſt es mit der Theilnahmloſigkeit im Allgemeinen wohl ſo ſchlimm nicht, wie es ausſieht; ſie ſchwatzen, weil das ihnen Bedürfniß iſt, wie das Athemholen, hören doch aber nebenher zu, und kommen Favoritpartien, ſo ſind ſie ganz Ohr und lernen ſie auswendig.

Zu den Schauſpielen muß auch das Pallone- oder Ballon-Spiel (antik: follis, folliculus) gerechnet werden, da es von eigens dazu eingeübten, gekleideten und bezahlten Menſchen auf eigens dazu eingerichteten Plätzen mit Virtuoſität geſpielt wird.

Ferner gehören unter die Schauſpiele die Stierhetzen in Rom und Padua, ein Ueberreſt der alten ludi bestiarii, ſo wie auch die Vorträge der Improvisatori und Ciarlatani, welche ſich den Pulcinellakomödien anreihen, ſeit längerer Zeit jedoch immer mehr in Abnahme und Verfall kommen.

In gewiſſem Sinne ſchließen ſich hier auch die Prozeſſionen und Predigten an, beſonders die Schemelpredigten der Mönche auf öffentlichen Plätzen. Man ergötzt ſich in ſolchen Reden nicht ſowohl an irgend einer Kraft oder Fülle der Gedanken, — die ſucht man vergebens darin, — als vielmehr an der lieblichen Muſik der Worte. Alles iſt auswendig, nichts innerlich.

Dies ſind die gewöhnlichſten Vergnügungen der Italiener. Schwelgereien im Eſſen oder Trinken ſind als Beluſtigungen ihnen fremd. Selbſt die gemeinen Leute ſieht man an öffentlichen Vergnügungsorten

zwar überaus luſtig beim Weine, aber Betrunkene gehören zu den Seltenheiten des Landes.

Oeffentliche *Tanzbeluſtigungen* nach dem Geſchmack unſrer niedern Volksklaſſen habe ich nirgends in Italien gefunden. Die wilden, kunſtloſen, bei uns beliebten Tänze kennt man kaum. Wenn man tanzt, ſo geſchieht es in kunſtvollen Bewegungen und anmuthiger Haltung. Doch tanzt man überhaupt verhältnißmäßig wenig.

Oeffentliche *Beluſtigungsorte* werden von den Vornehmen zu Wagen im Vorüberfahren, oder gar nicht beſucht; beſtimmt ſind ſie eigentlich nur für das Volk, wozu Jeder gehört, der keinen Palazzo, keine Villa, keinen Casino beſitzt. Das geſellige Vergnügen innerhalb dieſer patriziſchen Mauern hat bei ſeiner Form oft wenig Gehalt und iſt für den Nordländer, zumal wenn er einen guten Magen hat, öfters gar zu wenig materiell. Auch ſcheinen ſich die Italiener ſelber in dieſem eleganten Zwange nicht ſonderlich wohlzubefinden.

Der Haupttummelplatz des geſelligen Verkehrs, — wenn man dies zufällige Zuſammenlaufen ſo nennen will, — ſind die Kaffees, deren es in kleinen, wie in großen Städten vornehmere, wie gemeinere zur Unzahl gibt.

Eng mit dieſem Müßiggange und der durch ihn erzeugten Vergnügungsſucht der Italiener hängt auch jene durchgreifende, ſich allen nordiſchen Reiſenden augenblicklich kund gebende Unordnung und Lüderlichkeit im ganzen Kultus des Lebens zuſammen. Zerfetzte Papierfenſter, verwitterte Paläſte, verfallene Hütten, verbrauchtes Hausgeräth, zerlumpte Kleider

und andere ſehr einſeitige Manifeſtationen des wahren Begriffs der Dinge gehören in Italien zur herkömmlichen Ordnung, inkommodiren übrigens den Reiſenden wenig; ſehr läſtig und ekelhaft aber wird ihm nicht ſelten die unglaubliche Unreinlichkeit, in welcher die niedern Volksklaſſen, wie in ihrem Element, äußerſt vergnügt ihr leichtes Daſein ableben. Den eigenthümlichen Nationalſchmutz nun, den ſie am Leibe tragen, möchte man ihnen immerhin laſſen, würde man nur ſelber nicht in Gaſthöfen und Straßen davon inſultirt. Von den unſaubern und verbrauchten Stuben, Möbeln, Bettüberzügen, die man in Lokanden kleiner Städte nicht ſelten findet, will ich nichts ſagen, denn mit dergleichen können die vaterländiſchen Gaſthöfe derſelben Klaſſe ebenfalls aufwarten; aber in die Küchen darf man nicht ſehen, wenn man nicht für lange Zeit ſich ſtrenge Faſten auflegen will. Und zum Deſperatwerden vollends ſind im eigentlichen Italien, beſonders in Unteritalien, — ſonſt übrigens nicht, — die ſogenannten Comodi, welche eben deßhalb denn auch nichts weniger als comodi ſind, und weil man, glaube ich, dieſen Widerſpruch zwiſchen Namen und Gegenſtand erkannte, nennen die Italiener ſelbſt dieſen Ort ſehr gewöhnlich ſchlechthin il luogo, obwohl auch das noch zu viel Ehre iſt. In öffentlichen Gebäuden wird vom Pöbel wo möglich die ganze Vorhalle als Comodo benutzt. So weit vom Schmutz in den Häuſern. Auf den Straßen ſind zwar ſehr häufig beſondere Stellen, vorzüglich Winkel, mit der Inſchrift immondezzajo bezeichnet; allein das iſt ein wahrer Pleonasmus, denn die ganzen Straßen ſind in der Regel immon-

dezzaji, und das häufig an Kirchen ſtehende: „Rispettate la casa di Dio“ nützt eben ſo viel wie unſer beliebtes: „Dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden.“ — Etwas gereinigt werden die Straßen gewöhnlich nur durch die zufällige Privatinduſtrie der Düngerſammler. Am beleidigendſten für Naſe, Auge und Anſtand trägt zu dieſer Sudelei der ſchamloſe Zynismus der Italiener in Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe bei, den ſie, um zugleich Unterhaltung zu haben, nicht ſelten auf den beſuchteſten Straßen und Plätzen ausüben. Mir am empörendſten iſt dieſe Sittenfreiheit in den Trümmern des alten Forum zu Rom geweſen, wo ich mehr als einmal bei meinen antiquariſchen Unterſuchungen, Betrachtungen oder Fantaſien durch lumpige Quiriten, die noch obenein dabei im offenſtehenden Hemde öfters Inſektenkunde trieben, auf die angedeutete Weiſe um die erhabenſten Genüſſe betrogen worden bin.

Bettelei und Betrügerei.

Die Bettelei Italiens, eine natürliche Folge des eben abgehandelten Müßiggangs, ſcheint der Kirchenſtaat und das Königreich beider Sizilien in Entreprise zu haben. In den übrigen italieniſchen Landen findet man ſie nicht allgemeiner, zum Theil ſogar ſeltener, als in Deutſchland. Dafür wird ſie denn freilich in den genannten Gegenden zum Erſtaunen großartig betrieben. Der Reiſende glaubt ſich von Legionen Schmeißfliegen überfallen, wenn er das päpſtliche oder neapolitaniſche Gebiet betritt. Zerlumpte Tagediebe mit pfiffigen Schelmengeſichtern, Jammergeſtalten voll gräßlicher Gebrechen und Verſtümmelungen, predigende

Bettelbuben mit eingeübteſter Predigermodulation, bettelnde Mönche mit eingeübteſter Modulation der Bettelbubenſtimmen, Männer und Weiber mit conzeſſionirten Bettelbüchſen, bettelnde Büchſen mit lateiniſchen oder italieniſchen Rührungsverſuchen an Klöſtern und Wohlthätigkeitsanſtalten, machen mit unermüdlicher Beredtſamkeit Jagd auf die harthörige Barmherzigkeit der Vorübergehenden, vornehmlich der Fremden, und bekommen wenig oder nichts, da die Sündfluth bettelnder Nichtswürdigkeit auch gegen das wahre Unglück hartherzig oder mißtrauiſch macht. Am bereitwilligſten noch und reichlichſten gibt man auf den nebenſtehenden Teller jenen verſchämten oft verhüllten Weibergeſtalten mit niedergeſenktem Blicke, die meiſtens in der Nähe heiliger Stätten ſtumm bitten und eventualiter leiſe liſpelnd danken, und die, wenn auch öfters wohl büßende Magdalenen, doch meiſtentheils Mitleid verdienende Unglückliche ſind.

Uebrigens ſind bisweilen die Schofelſten dieſes Geſindels frech genug, kleine Gaben, wenn ſie unter ihrer Erwartung ſind, verächtlich wieder wegzuwerfen, oder zu ſchimpfen und zu fluchen, wenn ſie nichts erhalten.

Noch unangenehmer und unverſchämter, als die bisher genannten Arten, ſind diejenigen Bettler, welche für kleine oft bei den Haaren herbeigezogene Dienſte eine buona mano verlangen. Man ſieht ſich nach einem Hauſe, einem Denkmal, einem Wege um; ein aufmerkſamer Beobachter hat längſt gemerkt, was man ſucht, gibt dienſtfertig die unerbetene Auskunft; man ſtudirt ſchon einen italieniſchen Dank ein, wird aber der weitern desfallſigen Bemühung überhoben, denn der Gefällige bittet ſich höflich ein Trinkgeld aus und kei-

nen Dank. Oder man kommt bei einem Gaſthofe an, wo man zu übernachten gedenkt, ſo trägt namentlich in größern Städten niemals das Geſinde des Hauſes die Sachen des Fremden hinein, ſondern eine ganze Armee von Nichtsthuern greift mit frechem Ungeſtüm an, ohne um Erlaubniß zu fragen, oder die Antwort abzuwarten, und Jeder ſucht wenigſtens irgend ein Stück zu erwiſchen, eine Hutſchachtel, einen Regenſchirm, einen Nachtſack u. ſ. w., um nachher dafür volles Trägerlohn zu fordern.

Indirekter betteln die Soldaten, die am Thore den abgeforderten Paß wiederbringen, wie auch die Doganieri, die eine zuvorkommende, wenn auch noch ſo geringe, Liberalität mit der gewünſchten Unterlaſſungsſünde der Nichtunterſuchung gebührend zu honoriren wiſſen, ſobald man mit einer gewiſſen Sicherheit und vornehmen Freundlichkeit ihnen einen, nach Umſtänden einige Paoli gibt. Ich bin auf dieſe Art überall ohne Schikane durchgekommen.

Aus dem Geſagten erhellt, daß man in Italien bloß für Betteleien bequem Tauſende verſchleudern könnte, ohne dennoch alle Forderungen befriedigt zu haben; dagegen kann man auch mit erträglichen Abgaben anſtändig durchkommen, wenn man nur etwas Reiſeverſtand und Bekanntſchaft mit den hieher gehörigen Verhältniſſen des Landes mitbringt, vorzüglich wenn man ſich auf dem Rückwege befindet.

Dieſe verſchiedenen Arten der Bettelei haben zum Theil ihren Grund in der gräßlichen Armuth der niederen Volksklaſſen in jenen Ländern, wo faſt aller Beſitz in den Händen des Adels, der Geiſtlichkeit und des Handelsſtandes iſt, zum Theil entſpringen ſie aus

dem dort eingealterten Vorurtheil, daß alle nordiſchen Reiſenden übermäßig reich und dumm ſeien, daher man es als Pflicht gegen ſich ſelbſt und als Werk italieniſcher Geiſtesüberlegenheit anſieht, die reichen, oft höchſt übermüthigen Barbaren methodiſch zu plündern.

Dieſelben Urſachen hat denn auch die Betrügerei der Italiener, welche im Allgemeinen durch alle die Stände durchgeht, mit denen der Reiſende in Verkehr zu treten genöthigt iſt. Je kleiner der Handel, deſto größer die Prellerei. Kauft man von kleinen Krämern Kleinigkeiten, beſonders ſolche, deren Werth ſich ſchwer beſtimmen läßt, ſo muß man immer darauf gefaßt ſein, daß das Doppelte und Dreifache des wahrſcheinlichen Werthes gefordert wird. Derſelbe Fall iſt es mit der Bezahlung zufälliger Dienſtleiſtungen, wobei der Fremde ſeine Unerfahrenheit oder Gutmüthigkeit oft enorm büßen muß, wenn er nicht Dreiſtigkeit genug hat, auf eine ſehr hohe Forderung ein ſehr niedriges Gebot zu thun. Der Italiener nimmt das nicht leicht übel, und hält es vielmehr für Dummheit, wenn man nicht hartnäckig handelt. Daß man auſſerdem in Gaſthöfen, bevor man Poſto faßt, erſt über Logis und Koſt im Einzelnen kontrahiren, daß man dem Vetturino oder Schiffer ein Bedeutendes von der geforderten Wagen- oder Barkenmiethe abhandeln und auſſerdem noch die einzelnen Bedingungen der Fuhre mit vorſichtigſter Genauigkeit feſtſetzen muß, — das Alles hat Jeder, der nach Italien reiſen will, ſchon tauſendmal gehört und geleſen, gewöhnlich freilich in Uebertreibungen; denn ich habe in Italien wenigſtens eben ſo viel Beiſpiele von zuverläſſiger Rechtlichkeit

in dieſen Rückſichten, als im ehrlichen Deutſchland Beiſpiele von italieniſcher Spitzbüberei gefunden. — Faſt mehr, als in den genannten Rückſichten hat der Fremde in Italien beim **Bezahlen** auf ſeiner Hut zu ſein. Bemerkt der Italiener bei ihm die geringſte Unbekanntſchaft mit den dortigen Geldverhältniſſen oder einen Irrthum bei der Bezahlung zum eigenen Nachtheil, ſo hält ihn ſelten Gewiſſenhaftigkeit oder auch nur Ehrgefühl ab, einen für **ihn** daraus erwachſenen Vortheil ſtillſchweigend zu ergreifen.

Ich wiederhole aber, daß alle dieſe hier ausgeſprochenen Urtheile über die Rechtlichkeit der Italiener nur **den** Volksklaſſen gelten, mit denen der Reiſende hauptſächlich in Berührung kommt; von dieſen Leuten aber ſind gewiß auch in Deutſchland bis jetzt noch wenige an übergroßer Gewiſſenhaftigkeit geſtorben. Die gebildeten Italiener aber ſchämen ſich über italieniſche Schurkereien eben ſo ſehr, wie der Deutſche über deutſche Gemeinheiten erröthet, beſonders wenn ſie an Fremden ausgeübt werden.

Räuberei und Mordluſt.

Sogar mit der Räuberei, dieſer kräftigern Schweſter der vorhergehenden Inklinationen, iſt es in Italien ſo arg nicht, wie man in Deutſchland gewöhnlich annimmt. Es gilt das Rauben freilich dem gemeinen Italiener für eine Art von nobler Paſſion. Ich habe geſehen, wie andere Leute gemeinen Standes ſtolz darauf waren, mit eingefangenen Ladroni, wie Bekannte, ſprechen und ſcherzen zu können, und wenn dergleichen Rinaldi Rinaldini von verwundeten Gensdarmen ver-

wundet und gefeſſelt in die Stadt gebracht werden, ſo blicken ſie wohl mit dem Stolz eines Triumphators oder wenigſtens mit dem Trotz eines beſiegten Helden von ihrem Leiterwagen hernieder. Auch gibt es allerdings in Italien erſtaunlich viel ſolcher Leute; es gibt ganze „pæsi pieni di malviventi," worauf die Vetturinen gern aufmerkſam machen, ſo wie auf die zahlreichen Kreuze an der Straße, als Zeichen geſchehener Mordthaten; ja, faſt jede Woche auſſer der Faſtenzeit hört man von neuen Ueberfällen, beſonders im Kirchenſtaate und einigen Gegenden des Königreichs beider Sizilien, obwohl man vor der Gensdarmerie, beſonders in Neapel, allen Reſpekt haben muß. Aber die Räuber ſind nicht etwa immer Räuber von Profeſſion, ſondern oft nur en passant, ſchnell zur Begier angeregt durch eine Vergleichung ihres Elends mit dem vorüberreiſenden Ueberfluß, und leicht zur Gewaltthat entflammt durch ihr ſüdliches Blut. Grauſam ſind ſie an ſich keineswegs. Sie wollen eigentlich den Fremden nicht gerade berauben, ſondern für ſich nur haben; und morden werden ſie nur, wenn ſie Widerſtand und dadurch gefährliche Hinzögerung einer Szene ſehen, die gar leicht mit der unwillkommenen Dazwiſchenkunft reitender Kriminalgerechtigkeit ſchlieſſen kann. Ihr vorzüglichſter Wunſch iſt, Beute zu machen, um ſie zu genießen; der natürliche zweite, ſie ſchnell und ohne Aufſehen zu gewinnen; darum laſſen ſie ſich mit einem erklecklichen Quantum abfinden. Auf Weigerung folgt Mord, auf den ſie eingerichtet ſind, ohne ihn beabſichtigt zu haben. Beſcheidene Lohnkutſcherfuhren und unſcheinbare Fußwanderer laſſen ſie, ſo lange ſie können, ungeſchoren, wie Raubthiere den Menſchen. Am

liebſten ſuchen ſie an pomphaften britiſchen Equipagen die ungleiche Vertheilung der irdiſchen Güter nach Kräften in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Man ſieht alſo, die Leute ſind im Allgemeinen ſo gar unbillig nicht.

Uebrigens iſt die Raubluſt der Italiener jedenfalls gerader und edler, als die unglaubliche Virtuoſität der Dieberei in England. Zum Stehlen bequemt ſich der Italiener nicht leicht, und die vorzüglich in Neapel beliebte Taſchentuchſtehlerei ſcheint mehr als Knabenübermuth und zum Spaß, als im Ernſte und aus eigentlichem Diebesſinn getrieben zu werden.

Verſtände nun in Italien Schule und Polizei dieſen Taugenichtſen von Jugend auf das Bedürfniß beizubringen oder den Zwang aufzulegen, etwas Nützliches zu lernen und ſich nützlich zu beſchäftigen, und wüßte die Kirche ſie mit echt ſittlichen Grundſätzen zu erfüllen, ſtatt ſie durch Abſolution immer wieder auf friſches Conto ſündigen zu lehren: ſo würde ſich aus der Mehrzahl derſelben unſtreitig ein ganz tüchtiger Bürger- und Militärſtand bilden laſſen.

Ueber die weitverſchriene Mordluſt der Italiener können wir ſehr kurz ſein. Der Mord iſt freilich in Italien nichts Seltenes, aber gewiß auch nicht häufiger, als in ſüdlichen Ländern überhaupt. Die gewöhnlichen, mir wenigſtens am allerhäufigſten zu Ohren gekommenen Urſachen dazu ſind auſſer der ſchon erwähnten haſtigen Habgier bei räuberiſchen Ueberfällen, in der Regel aufbrauſender Zorn bei Zänkereien, wo das Verbrechen mehr aus Uebereilung, als beabſichtigt geſchieht, und noch öfter Rache, beſonders aus Eiferſucht, wodurch allerdings nicht ſelten ent-

ſetzliche, wohl Jahre lang genährte Gräuelthaten zu Tage kommen. Alle dieſe Gelegenheiten zum Morde kann der Reiſende, wie ſich zum Theil aus dem Obengeſagten, zum Theil von ſelbſt ergibt, bei einiger Beſonnenheit und Vernunft im Allgemeinen ſo leicht vermeiden, daß ſie ihn als Reiſenden wenig beunruhigen können. Will man aber vom Standpunkt der Sittlichkeit aus darüber richten, ſo kann man allerdings weder die Abſcheulichkeit, noch die Menge dort vorkommender Mordthaten wegdemonſtriren oder rechtfertigen; aber deshalb ein rückſichtsloſes Anathema über das italieniſche Volk ausſprechen zu wollen, wäre ſehr hart, da das ſüdländiſche Naturel verbunden mit der Mangelhaftigkeit der kirchlichen Inſtitutionen und der davon abhängigen ſittlich-religiöſen Volksbildung die Zurechnungsfähigkeit bei den Verbrechen genannter Art großentheils bedeutend verringert.

Abgötterei und Gottloſigkeit.

Man kann behaupten, das Volk in Italien, vornehmlich in Mittel- und Unteritalien, hat an der Religion der Römer nicht viel mehr, als die Namen der Götter und mehrere Formen des Kultus verändert, ſonſt aber im Weſentlichen ſie eigentlich beibehalten. So wenig man im Alterthume die im damaligen Glauben doch vorhandene über Götter und Menſchen gebietende ewige Nothwendigkeit des Schickſals de facto verehrte, ſo wenig betet noch heute der chriſtliche Südländer eigentlich zu Gott als reinem abſolutem Geiſte. Gott als Geiſt iſt ihm eine zu luftige Abſtraktion, zu der er kein Herz faſſen kann. Gott, der reine allgemeine Geiſt an ſich, Gott der Vater, iſt dort,

ſo zu ſagen, in den Ruheſtand verſetzt, wie in der religiöſen Bildungsſtufe des Mittelalters. Auch Gott der heilige Geiſt ſpielt in der religiöſen Welt des Südländers eine ſehr untergeordnete Rolle; und ungeachtet ſeines Patronates über unzählige Kirchen und Klöſter iſt er doch im Allgemeinen dort nur Titulargottheit. Der wirkliche Gott iſt ihnen Chriſtus, der auch von Deutſchlands gemeinen Katholiken ſchlechthin „der liebe Gott“ genannt wird, ſo daß man ſogar beim Verkauf der Kruzifixe einen großen oder kleinen, einen knöchernen oder hölzernen „lieben Gott“ ganz ernſthaft unterſcheiden hört. Dieſer alſo iſt den Südländern der eigentliche Gott, aber nicht als Gott der Sohn im würdigen, tieferen Sinne, ſondern als Jeſus von Nazareth, der geboren und geſtorben iſt, gegeſſen und getrunken hat, wie andere Menſchen, als dieſe endliche hiſtoriſche Erſcheinung wird er als Gott gewußt und wie ein verklärter Jupiter an die Spitze der zahlloſen Heiligen geſtellt, welche ebenfalls, nur ſittlich verklärter, die Stelle der antiken Götter eingenommen haben. So betet denn der Einzelne warm und menſchlich zum Gottmenſchen Jeſus, beſonders durch Vermittelung der Madonna oder ſonſt eines Heiligen, ſeines Schutzheiligen vornehmlich, oder des Schutzpatrons ſeiner Stadt, ſeiner Kirche u. ſ. w.

Dieſe äußerliche, geiſtloſe Weiſe, das Heilige zu denken, iſt dem großen Haufen, wozu rückſichtlich der Erkenntniß höchſter Wahrheiten überall auch die Meiſten aus den höheren Volksklaſſen gehören, die der dort vorwaltenden Richtung des geiſtigen Lebens durchaus die gemäße, da ja überhaupt jeder Menſch dasjenige als Gott, als Religion hat, was er nach dem

Grade ſeiner geiſtigen Kultur als das Heiligſte und als Ueberzeugung vom Heiligſten zu faſſen im Stande iſt. Und wenn demnach nun auch im gebildetern Norden die meiſten Menſchen ſich die Gottheit mehr oder weniger beſchränkt und ſinnlich vorſtellen, ſo iſt der Nordländer, namentlich germaniſchen Stammes, durch ſeine geſammten Lebensverhältniſſe doch viel mehr auf geiſtige Innerlichkeit hingewieſen, als der Südländer, bei welchem ſchon an ſich viel geiſtiger Zwang dazu gehört, den Geiſt von den mächtigen Einflüſſen der ihn umgebenden Auſſenwelt zu befreien und zu echter Geiſtigkeit hinzuleiten.

Mit derſelben Aeuſſerlichkeit, Endlichkeit, womit der Italiener das Unendliche, Heilige denkt und glaubt, verehrt er es natürlich auch. Die Gottesverehrung iſt dem großen Haufen in Italien nicht identiſch mit der Heiligung des geſammten geiſtigen Daſeins, mit der Verklärung der Erkenntnis und Sittlichkeit, ſondern ſie iſt ihm eine äuſſere Sache, die ſich abthun läßt durch andere äuſſere Sachen, durch todte Formen, bewußtlos, ohne geiſtige Wurzel. Kirchenbeſuch, Meſſe, gewöhnliche Gebete machen ſie eben ſo bewußtlos ab, wie ſie die Finger in den Weihkeſſel tauchen, das Kreuz ſchlagen, die Knie beugen; und ſelbſt alle ihre ſieben Sakramente ſind ihnen Dinge, die ſo zur guten häuslichen Ordnung gehören, wie etwa, daß man Kuchen bäckt zu Feſttagen.

An dieſe Erkenntniß und Verehrung Gottes ſchließt ſich nun der endloſe Zug alles andern nur irgend denkbaren Aberglaubens, der im kläglichſten Mangel an poſitivem Wiſſen des Volkes wurzelt und durch die Prieſter, die einzigen Vermittler zwiſchen Gott und

Menſchen, nur noch gepflegt wird. Das „flieſſend werdende Blut“ *) einzelner Märtyrer, „die flieſſend werdende Milch der Madonna“, (alſo echte Liebfrauenmilch,) Prozeſſionen ferner und andre Komödien werden in allem Ernſte für wirkſamſte Mittel gehalten, ein großes allgemeines Unglück abzuwenden oder zu verbannen. Ein Kranz, einem Heiligen dargebracht, ein neues Kleid à la dernière mode, der Madonna umgethan, bewirkt gute Fürſprache im Himmel für alle möglichen, wohl gar ſündhaften Wünſche der Erde; Weihwaſſer an gewiſſen Tagen auf Eſel, Pferde und andere Thiere geſprengt, ſchirmt dieſe gegen allerhand Unfälle; Weihwaſſer, auf ein brennendes Stück Holz geſprengt, ſchützt, wo das Beſprengte liegt, gegen Gewittereinſchlag; ein Hörnchen, irgend wo am Leibe getragen, macht böſe Blicke unſchädlich. Man ſieht heilige Stufen durch ewiges Knieen ausgehölt, Holz- und Marmorpuppen ganz abgeküßt; und damit Alles in möglichſt ſichtbarer Konkretion beſtehe, ſo erſcheinen dieſe frommen Küſſe an manchen Bildern in der ſichtbaren Geſtalt eines dauernden Schmutzfleckes. So laſſen ſich noch tauſend andere zum Theil auch in Deutſchland vorkommende Arten des wunderlichſten Aberglaubens herzählen, unter denen mir am intereſſanteſten noch jener ächt heidniſche Gebrauch erſchienen iſt, wächſerne Arme, Beine, Hände u. ſ. w.

*) Der Abbate di Lucca, Herausgeber der Zeitſchrift Annali della scienze relegiose, der kürzlich vom Papſte zum Consultor der Congregatio Indicis ernannt iſt, hat erſt kürzlich in einer hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlung über das Flüſſigwerden des Blutes des heil. Januarius alle Einwendungen gegen dies Wunder gründlichſt widerlegt.

nach einem Gelübde, oder wenigſtens aus Dankbarkeit für die Heilung der betreffenden Originale, dem rettenden Gotte, wie eine tabula votiva, an heiliger Stätte aufzuhängen.

Dieſer Aberglaube wird durch die Prieſter, wie ſchon oben geſagt, noch genährt; theils abſichtlich in hierarchiſcher Spekulation, theils aus eigener Unwiſſenheit. Ich habe an vielen Prieſtern Leute kennen gelernt, die von einem Geiſtlichen nichts in der Welt weiter hatten, als Gewand und Tonſur. Denn von wiſſenſchaftlicher Bildung ganz abgeſehn, ſo verlangt man nicht einmal ſittliche Würde als unerläßliche Eigenſchaft vom Prieſter. Die Heiligkeit ſeines Amtes iſt geſondert von der Würde ſeiner Perſönlichkeit, und die Sakramente, vom verworfenſten Prieſter vollzogen, haben dieſelbe Wirkſamkeit, wie vom beſten. Darum bezeigt man auch mehr dem Prieſterkleide, als dem Menſchen, der drunter ſteckt, Hochachtung. Ja auf ſolche Menſchen ſelbſt ſieht man häufig mit grober Geringſchätzung hinab, und der gewöhnliche Schlag der Geiſtlichen macht auf ſonderlichen Reſpekt auch keinen Anſpruch. Nicht einmal der äuſſere Anſtand wird von ihnen beobachtet oder vom Publikum ihnen zu ſtrenger Pflicht gemacht. Das cyniſche „naturalia non turpia“ kann man von italieniſchen Prieſtern in Prieſterkleidung, wenn auch nicht leicht auf unſittliche, bisweilen doch aber auf ſkandalöſe Art öffentlich befolgt ſehen; und auch die Einrichtung iſt eben nicht geeignet, die äuſſere oder innere Würde dieſes Standes zu wahren, daß ſchon Kinder von ſechs Jahren möglicherweiſe in denſelben aufgenommen ſein können. Es bildet einen gar drolligen Kontraſt, wenn der-

gleichen Prieſterkälber, wie ſie der geiſtvolle Gaudy nennt, im Prieſtermantel und Prieſterhut mit andern Knaben kindiſch umherſpielen, zuweilen gar barfuß, bis die nächſte Olivenärnte Geld für Schuhe abwirft.

Zu dieſem Mangel an innerer und äuſſerer Bildung und Würde der Geiſtlichen kommt denn ferner auch die Unfeierlichkeit des italieniſchen Gottesdienſtes. Es iſt für ein deutſch-religiöſes Gemüth eine ärgerliche Farce, wenn an Feſttagen beim feierlichen Hochamte, während die Pfeiler des italieniſchen Tempels mit Purpur geſchmückt ſind, eine Menge prächtig gekleideter Prieſter mit einexercirter Balletpräciſion Knixe machen und den Oberprieſter ab und zu verſchieden coſtümiren, wenn dazu dann Opernmuſik ertönt und wohl gar die unnatürlichen Diskantſtimmen fetter Kaſtraten pfeifen. Es ſchwindet jeder Reſt von Andacht, wenn beim gewöhnlichen Gottesdienſt unter dem ſtörenden Gehen und Kommen des ſchmutzigen, zerlumpten Volkes, wohl gar unter Kindergeſchrei und Hundegebell, der Prieſter am Altare ſein widriges, nur in zwei Tönen auf- und abwärts wechſelndes Geplärr erhebt, und auch die Predigt wird zum Poſſenſpiel im Munde jener Mönche, die in dieſem Amte möglicherweiſe, wie unten im Volksleben von Neapel gezeigt iſt, mit dem Pulcinella rivaliſiren.

Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht befremden, wenn der Aberglaube, wie in der altrömiſchen Welt, bei Manchen zum Theil, bei Andern ganz, in ſeine nächſt höhere Potenz, den Unglauben übergegangen iſt. So hört man denn in Italien über Prieſter, über Heilige, über Wunder, über Alles, was dort zur Religion gehört, faſt eben ſo oft witzeln oder ſpotten,

als mit blinder widerſinniger Gläubigkeit davon ſprechen, und ſieht neben andächtig Knieenden, Betenden, Beichtenden, Plärrenden Andere mit lärmender Rückſichtsloſigkeit in Kirchen ihrem Gelderwerb, überhaupt profanen Geſchäften nachgehen. Vorzüglich wiſſen die Ciceroni ihre Nichtachtung der Kirche mit frivoler Aufgeklärtheit an den Tag zu legen. — In dieſer Rückſicht läßt ſich denn von ganz Italien, beſonders den größern Städten dieſes Landes ſagen, was man witzelnd von Rom geſagt hat, daß Gott überall ſei, nur hier nicht, weil ja ſein Statthalter hier wohne.

Daß es bei alledem in Italien auch würdige Prieſter und wahrhaft fromme Gemüther gibt, bedarf kaum einer beſondern Erwähnung, und man darf nur mit edlern Familienzirkeln freundlich bekannt werden, ſo findet man leicht für Beides deutliche Belege, da der fromme Sinn ſich bald auf irgend eine Weiſe kundgibt, und ein Prieſter unter den Hausfreunden ſelten fehlt.

Dies alſo ſind im Allgemeinen die Züge, in denen ſich das italieniſche Volk für den Fremden am hervorſtechendſten karakteriſirt. Die übrigen Eingenthümlichkeiten berühren den Reiſenden weniger, und ſie alle genau durchzugehen, würde die Grenzen der Einleitung zu einem Reiſehandbuche überſchreiten. Hier nur noch einige kurze Andeutungen.

Die berüchtigte Wolluſt der Italiener mag allerdings ſtark ſein; wenigſtens italieniſche Aerzte ſprechen ſich über die enorme Verbreitung der daraus entſtehenden Seuche ſehr hart und entſchieden aus; doch vielleicht in keinem europäiſchen Lande kommt die Unkeuſchheit von beiden Geſchlechtern dem Reiſenden we-

niger zu Geſicht, als gerade in Italien; und in Neapel, der einzigen Stadt, wo ich derbe Ausnahmen hievon gefunden habe, tritt ihm dies Laſter wiederum in ſo ganz aufgedeckter Verworfenheit und ſo zurückſtoßender Häßlichkeit entgegen, daß in der That kein Joſeph dazu gehört, von jedem andern Gefühl unberührt zu bleiben, auſſer von Erbarmen und Abſchen.

Eben ſo wird der Fremde dort nicht leicht auf den vielumfabelten Religionshaß, oder gar auf Ketzerverfolgung ſtoßen; im Gegentheil wird er, namentlich bei denen, mit denen er hauptſächlich zu verkehren hat, die größte Toleranz von der Welt finden. Sein ketzeriſches Geld und die nordiſche Artigkeit, welche dies ſo weit herbringt, um dafür Italien und ſeine Kinder kennen zu lernen, hat ſühnende Kraft genug, um ihm ſogar manche auffallende Freiheit in Religionsſachen zu geſtatten, wenn er nur nicht gerade zelotiſch oder muthwillig auf Oppoſition ausgeht. Der Papſt ſegnete mich Stehenden ohne Aerger am ganzen Leibe herunter, mehr alſo noch, als die auf dem Geſicht ligende Menge ſeiner Gläubigen, und wenn das Venerabile kam, galt überall mein Stehenbleiben mit entblößtem Haupte und geneigter Stellung eben ſo viel, als das Niederfallen der Uebrigen.

Nicht einmal das den Welſchen eigenthümliche Mißtrauen gegen Andere, das wohl mehr in äußern Verhältniſſen, als in natürlicher Anlage ſeine Quelle und Rechtfertigung hat, iſt mir irgend auch nur im Mindeſten fühlbar entgegengetreten; im Gegentheil haben mich die Menſchen dort nicht ſelten zutraulicher und freundſchaftlicher behandelt, als ihre

eigenen Landsleute, wenn dieſe weniger gutmüthig und freundlich waren, als ich. Zum Theil hat dies ſeinen Grund darin, daß ihnen Italiener aus einer andern Stadt für Fremde und ſomit für pfiffigere Fremde gelten, als der nordiſche Ausländer. Denn der ſonſt ſo burſchikoſe Italiener iſt rückſichtlich ſeines politiſchen Geſichtskreiſes ein Erzfiliſter: das Weichbild ſeiner Vaterſtadt iſt in der Regel ſein Vaterland, was darüber hinausgeht, iſt ihm Ausland. — Mit dieſer Beſchränktheit verbindet ſich zugleich eine gute Quantität Eitelkeit auf die zufälligen Vorzüge des reſp. Vaterlandes und ſelbſtgenügſame Geringſchätzung alles Fremden aus geografiſcher Dummheit. Dies hält indeß den Italiener keineswegs ab, ſich mit freundlicher Neugierde für alle Angelegenheiten des Ausländers zu intereſſiren; und geht ihm auch die tiefe Innigkeit des nordiſchen Gemüths ab, ſo hat man gleichwohl in ſeiner Freundlichkeit und geſelligen Liebenswürdigkeit durchaus nicht ſo gewöhnlich, wie die meiſten Schilderungen erwarten laſſen, ſelbſtſüchtige Berechnung oder gar Falſchheit zu ſuchen.

Endlich, was die geiſtige Kultur und Richtung der heutigen Italiener betrifft, ſo ligt das Unterrichtsweſen dort meiſtens ſehr im Argen, nämlich in den Handen der Geiſtlichen; daher der eigentliche Gelehrtenſtand im Ganzen ſehr gering iſt. Deshalb werden denn auch die reichen Bibliotheken der Klöſter, Kapitel u. ſ. w. verhältnißmäßig wenig, wie es ſcheint, von Inländern benutzt und fremder Beſuch in denſelben oft nicht ohne Mißtrauen und Mißbehagen angeſehen. Das gelehrte Publikum einer

Stadt hat man gewöhnlich in den Buchhandlungen zu ſuchen, wie in den noblern Kaffees die elegante Welt. Die Buchhandlungen ſelbſt aber ſind weder beträchtlich reich, da ſie meiſtens ſich auf die literariſchen Erzeugniſſe derſelben Stadt und Umgegend beſchränken, noch ſtehen ſie mit einander im Verkehr, ſo daß ſogar das gewöhnliche Verſchreiben von Büchern fremden Verlags dort etwas Ungebräuchliches iſt.

Unter den gelehrten Beſtrebungen ſcheint das Studium des Alterthums, und vorzüglich der Alterthümer, die weiteſte Ausdehnung zu haben; man kann ſagen ſpaßhaft weite, denn ſogar Stutzer in eleganter conversazione und Betteljungen auf der Straße hört man von Antiquitäten ſprechen, jene aus Eitelkeit, dieſe aus Geldſpekulation.

Unter den alten Sprachen wird beinahe bloß das Lateiniſche betrieben; das Griechiſche, und nun gar das Hebräiſche iſt hier faſt allgemein terra incognita; daher die deutſchen Gelehrten in dieſen Rückſichten oft Gegenſtände hoher Bewunderung werden. Dennoch möchte Deutſchland und der ganze Norden ſchwerlich ein ſolches Sprachgenie aufzuweiſen haben, wie Italien in der Perſon des bekannten Bibliothekars Mezzofanti, der nicht mehr als 33 Sprachen mit ſolcher Fertigkeit ſpricht und ſchreibt, als ob jede derſelben ſeine Mutterſprache wäre.

Auſſer der Alterthumskunde ſcheint unter den Wiſſenſchaften noch Geſchichte und Medizin thätiges Intereſſe zu finden. Die Theologie wird zwar mit Hitze getrieben, kommt aber nicht von der Stelle, da ſie am Starrkrampf, nämlich dem italieniſchen Katholizismus leidet. Sie hat nur ein Scheinleben, ſo wie

die deutſch-katholiſche Theologie zum Theil nur im Scheintode ligt. Die ehemals dort blühende Rechtswiſſenſchaft ſcheint, nachdem ſie unendlichen Samen getragen und durch die Welt verſtreut hat, in wohlverdienter Winterruhe zu welken. Die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften aber, die Filoſofie, iſt ſeit des guten Zizeros Zeiten inclusive bis auf dieſen Tag nur als verkümmerter Senker oder gar als Schmarotzerpflanze in Italien anzutreffen geweſen.

Auch die Künſte ruhen im Ganzen dort jetzt. Die Poeſie iſt ſogar ſtehen geblieben, noch ehe ſie ſich auf ihren Kulminationspunkt, nämlich zur Höhe dramatiſcher Meiſterſchaft erhoben hat. Die Muſik ferner, ſcheint in der neueſten Zeit nur ſtückweiſe die berauſchende Lieblichkeit der ältern italieniſchen Muſik nachzuklingen, und weniger allgemein, als jene, die Herzen des Volks zu begeiſtern, obgleich noch allgemeines Intereſſe für Muſik unverkennbar iſt. Unter den neueſten Skulpturen und Gemälden, die man in den verhältnißmäßig ſehr beſcheidenen Kunſtausſtellungen ſieht, ſind die beſten gewöhnlich nicht von Italienern, ſondern meiſtens von Deutſchen und Franzoſen, und die architektoniſchen Werke der jüngſten Zeit werden von den Künſtlern in der Regel hart getadelt.

Das iſt im Allgemeinen der Zuſtand der heutigen Geiſteskultur Italiens, die ſich jedoch in dem verklärenden Strahle älterer Verdienſte ſonnt, was denn freilich immer noch beſſer iſt, als die kirchliche Indulgenz aus dem überſtrömenden Gnadenſchatze der guten Werke einer fabelhaften Heiligenwelt."

Der Verfaſſer von „Hesperien" beſchäftigt ſich

jedoch nicht allein mit der Karakteriſtik der Bewohner Italiens, ſondern auch mit jener der Reiſenden in dieſem Lande, denen er manche wohlwollende Rathſchläge ertheilt. Laſſen wir ihn ſelbſt ſprechen:

„Wenn man in Italien reist, hört man von deutſchen Landsleuten faſt eben ſo viel Nikolaiden über die Beſchwerden oder die Genußloſigkeit des dortigen Aufenthalts, als in Deutſchland Jubelhymnen auf den hinreiſſenden Zauber jenes Landes und auf die Hochgenüſſe, die es in überſchwenglicher Fülle bieten ſoll. Die Loblieder ſind leicht erklärlich, objektiv und ſubjektiv; die Jeremiaden bedürfen einer Erläuterung. Jene Klagenden ſind zum Theil Leute, die überhaupt nicht zu reiſen verſtehen, am wenigſten im Auslande. Ohne Bekanntſchaft mit den Unbequemlichkeiten einer größern Reiſe und den einfachſten Mitteln, ſie zu beſeitigen oder erträglich zu machen, unbekannt mit den eigenthümlichen Einrichtungen und Sitten des fremden Volkes, und den Schätzen, die man dort zu ſuchen hat, unbekannt wohl gar mit den dortigen Geldverhältniſſen und der italieniſchen Sprache, fahren ſie, wie ſie Gott geſchaffen hat, nach Italien und wundern ſich nun des Todes, wenn ſie im Reiſewagen und ſelbſt im Gaſthofe überall ihre behagliche Stube nebſt Großvaterſtuhl vermiſſen, wenn ſie keine Dielen, keine Oefen im Zimmer, oft auch keine Schlöſſer an den Thüren, kein Schwarzbrot und keinen Rheinwein finden, wenn man nicht nach Groſchen und Kreuzern rechnet, wenn das Bier mehr koſtet, als der Wein, und Kunſtwerke wohlfeiler ſind, als ein Paar Schuhe; endlich ſind ſie höchſt ungehalten, wenn man in Italien kein Deutſch und nicht einmal Franzöſiſch verſteht,

und die dortigen Gaſtwirthe, Lohnkutſcher und andere malefici den tramontaniſchen Barbaren nicht minder, nach Umſtänden gar noch etwas ärger prellen, als in Deutſchland den reiſenden Landsmann. Solche thun viel klüger, ſie bleiben zu Hauſe und laſſen ſich am Ofen von Italien erzählen, oder machen, wenn ſie die Reiſeluſt gar zu ſehr kitzelt, bei Gelegenheit einmal eine ſolide Tour von Stolpe nach Danzig.

Andere von den erwähnten Querulanten bringen zu ausſchweifende Vorſtellungen von den Reizen des langerſehnten Zauberlandes mit. Sie hoffen, ſobald ſie die Alpen im Rücken haben, wo möglich die Hesperiden leibhaftig mit ihren goldenen Aepfeln auf allen Bäumen ſitzen zu ſehen, hoffen unter berlinerblauem Himmel durch ganze Urwälder von Pomeranzen und Zitronen zu ſpazieren, und finden dafür die leibhafte Bettelei aus dem Schmutz unwohnlicher Häuſer und dürftiger Lumpen jammernd, finden auch wohl umwölkten Himmel und müſſen zu ihrem Befremden die Erfahrung machen, daß man hier vom Regen ganz eben ſo, wie zu Hauſe, naß wird; oder ſie haben ſich über Staub und Flöhe zu beklagen, und indem ſie faſt überall auf weidenähnliche Olivenpflanzungen oder auf kahle, ſteinige Berge ſtoßen, vermiſſen ſie faſt überall die großartige Vegetation des deutſchen Bodens und bemerken die Südfrüchte faſt nur in ummauerten Gärten. Solche hätten, wofern ſie hauptſächlich Naturſchönheiten ſüchten, die Reiſe lieber auf Süd- und Weſtdeutſchland oder auf die Schweiz einſchränken ſollen; da hätten ſie am Ende mehr Genuß, wenigſtens das Schöne zuſammen-

gedrängter, und dabei viel weniger Ausgaben und Unbequemlichkeiten gehabt.

Eine dritte Klaſſe von Mißvergnügten iſt die edelſte und unſchuldigſte. Es ſind dies gebildete Leute, meiſt Gelehrte oder Künſtler, die mit guten Vorkenntniſſen, aber allzu beſchnittener Zeit und Kaſſe durch Italien jagen und auf dieſer Jagd gleichwohl Alles ſehen, fühlen und notiren wollen, was kaum bei drei- und viermal ſo viel Zeit ohne übermenſchliche Anſtrengung in Auge, Geiſt und Tagebuch kann aufgenommen werden. So kann es denn nicht fehlen, daß die fortwährende, unnatürlich forcirte Aufregung und Anſpannung der Seele, verbunden mit der Ermüdung des zum perpetuum mobile gewordenen Körpers, welchem Reiſenotizen und Flöhe oft nicht einmal Nachts die nothdürftigſte Ruhe vergönnen, die Nerven mächtig angreift und mit der vollen friſchen Genußfähigkeit auch jene unentbehrliche Laune verſcheucht, die Alles um ſich her in heiterm Sonenſcheine und lachendem Farbenglanz erblicken läßt; gar nicht zu reden von den Geldſorgen, die dem unbemittelten Reiſenden in Italien aus der dortigen Unbeſtimmtheit faſt aller Preiſe unentbehrlicher Dinge, wohl auch aus manchen Erfahrungen von Prellerei zu erwachſen und ihm das peinliche Gefühl großer Unſicherheit und Unſelbſtſtändigkeit zu geben pflegen. Kein Wunder alſo, wenn ſolche Reiſende bei aller über die Alpen mitgebrachten Begeiſterung verſtimmt werden und in ihrem Verdruſſe die vielfache Verkümmerung ihrer langerſehnten Genüſſe, ſtatt auf ihre eigenen Umſtände, einzig und allein auf das Land ihrer Sehnſucht werfen.

So könnte man wohl ein Dutzend Arten von kla-

genden Paſſagieren zuſammenzählen, die aus verſchiedenen, ganz natürlichen Gründen ihr geträumtes Italien nirgends weniger, als in Italien ſelbſt finden.

Will man nicht Gefahr laufen, ſelber die Zahl dieſer zürnenden Thoren zu vermehren, ſo gehe man vor der Reiſe recht ernſtlich über den Zweck, über die Mittel, über die Art und Weiſe, endlich auch über die Zeit derſelben mit ſich zu Rathe.

Was den Zweck betrifft, ſo kann hier natürlich nicht von ſolchen Reiſenden die Rede ſein, die ein beſtimmtes Geſchäft dahin führt, ſondern lediglich von ſolchen, die dort allgemeine Belehrung und Vergnügen ſuchen. Reiſende letzterer Art wollen faſt ſammt und ſonders in Italien die Trümmer der alten Römerwelt oder gewöhnlich dieß alles zuſammen kennen lernen und ſich daran ergötzen und begeiſtern; denn die Kenntniß der Volkseigenthümlichkeiten iſt den Meiſten ein ſekundärer Zweck.

Wer bloß um der Natur willen nach Italien geht, findet in der Regel ſeine Rechnung nicht, wie man deutlich genug aus der vorangeſchickten Karakteriſtik des Landes, namentlich aus dem zweiten Theile derſelben einſehen kann.

Aber auch die Kunſt allein kann den Reiſenden genannter Art, wozu natürlich keine Künſtler von Profeſſion zu rechnen ſind, nicht volle Befriedigung gewähren. Denn Kunſtgegenſtände, namentlich Meiſterwerke der Malerei, Bildhauerei und Architektur findet man zwar an allen einigermaßen bedeutenden Plätzen Italiens, ſelbſt an kleinern Orten und in einzeln gelegenen Klöſtern, Kirchen und Villen; allein, die zu häufige Wiederholung dieſer Kunſtgenüſſe ſtumpft

die Genußfähigkeit leicht ab und erzeugt die natürliche Sehnſucht nach andern Aufregungen der Seele, da der menſchliche Geiſt weniger durch die Größe, als durch die Einförmigkeit ſeiner Anſtrengung ermüdet wird. Darum rathe ich gar nicht einmal, ſolche Genüſſe überall, wo ſie ſich darbieten, mit allzu deutſcher und engliſcher Reiſegewiſſenhaftigkeit aufzuſuchen, wofern man nicht Zeit genug hat, die rechte Stimmung dazu abzuwarten oder ſie gründlich zu verdauen. Für alle dergleichen Genüſſe in Italien aber die gehörige Empfänglichkeit und Verarbeitung abzuwarten, möchte für ein gewöhnliches Menſchenleben ein Ding der Unmöglichkeit ſein. Um daher mindeſtens eine gehörige Auswahl der aufzuſuchenden Kunſtgegenſtände zu treffen und wichtige Sehenswürdigkeiten nicht unbeachtet zu laſſen, muß man ſich nothwendig vorher eine allgemeine Vorbildung in der Geſchichte der Malerei, Bildhauerei und Baukunſt angeeignet haben und mit Beſtimmtheit ſchon vorher wiſſen, nicht erſt an Ort und Stelle erfahren, wo man intereſſante Schöpfungen jener Künſte zu ſuchen habe. Soll dagegen jede Gegend Italiens, ſoll beinahe jeder Fuß breit Erde dort Intereſſe für den Reiſenden haben, ſo muß er mit dem Sinne für Kunſt und Natur auch Begeiſterung für die klaſſiſche Welt der Alten verbinden; ja dieſe könnte vielleicht allein hinreichen, eine Reiſe durch Italien völlig genußreich zu machen. Freilich darf dieſe Begeiſterung nicht in luftig unbeſtimmter Schwärmerei beſtehen, ſondern muß aus einem ſoliden Vorrath gründlicher Kenntniſſe hervorwachſen; ſonſt hält ſie nicht lange vor.

Mit möglichſter Genauigkeit und Vollſtändigkeit

muß daher der Reiſende ſchon lange vorher ſich mit den fyſiſchen, artiſtiſchen, antiquariſchen Merkwürdigkeiten, ſo wie mit den hiſtoriſch wichtigen Orten und Gegenden, die auf ſeinem beabſichtigten Wege anzutreffen ſind, ſo genau bekannt gemacht haben, daß er die meiſten dieſer memorabilia, wenn er ſie findet, wie alte Bekannte begrüßen kann, die ihm aus Schilderungen oder Portraits ſchon längſt theuer wurden, und die er jetzt nur erſt perſönlich kennen lernt.

Zu dieſem Ende bedarf es aber auch der Kenntniß der italieniſchen Sprache. Ich würde kaum wagen, dieſes Requiſites zu erwähnen, wenn man nicht gar zu viel Fremde zu ihrem größten Nachtheile ohne alle Bekanntſchaft mit dem Italieniſchen in Italien umherziehen ſähe. Die meiſten von dieſen verlaſſen ſich darauf, daß man mit dem Franzöſiſchen ſchon überall leidlich durchkomme, daß man ſogar deutſche Gaſthöfe und reiſende Landsleute genug antreffe. Jedoch ich habe geſehen, daß man dort ſelbſt in Städten erſten Ranges, wie ſelten das auch im Allgemeinen ſein mag, in öffentlichen Bureaux kein Franzöſiſch verſtand oder es vielleicht nicht verſtehen wollte; es iſt ferner gewiß, daß gerade die deutſchen Gaſtwirthe dort großentheils die gemiedenen und verrufenen, überdies auch ſelten ſind; und was die reiſenden Landsleute betrifft, ſo iſt es im Ganzen doch zu unſicher, ob man mit ſolchen zuſammentrifft, die man zur Reiſegeſellſchaft wünſchte, oder von denen man dazu gewünſcht würde, als daß man ſich im Mindeſten darauf verlaſſen könnte. Kurz, wer nach Italien geht, muß Italieniſch verſtehen. Man darf freilich die Flügel

nicht gleich ſinken laſſen, wenn man das Patois der einzelnen Provinzen, namentlich in ganz Oberitalien, dann in Bologna und Neapel, nicht verſteht. Dazu bedarf es jahrelanger Uebung, und es kann wohl kommen, daß man bei ganz artiger Kenntniß der italieniſchen Sprache doch ein ganzes Provinzialgeſpräch nicht begreift*). Aber ſo weit muß man es wenigſtens gebracht haben, daß man ſich ſchriftlich verſtändigen und mit Gebildeten ſich ohne ſonderliche Schwierigkeit unterhalten kann. Verſteht man dann auch das Patois nicht, ſo wird man doch überall von den Leuten verſtanden, wenn man mit beſtimmter Kürze in der Schriftſprache zu ihnen redet. Auch verſteht man ſie gewöhnlich, ſo weit es nöthig iſt, wenn man in determinirtem Tone kurzen Beſcheid auf die vorgelegten Fragen verlangt.

Wer nun alſo mit dieſen Sach- und Sprachkenntniſſen ausgerüſtet nach Italien geht, um ſich vorzugsweiſe am Alterthum, zugleich aber auch an Kunſt und Natur zu erheben, dem wird es dort nie leicht an Stoff zum Lernen und Genießen fehlen, und ſelten

*) Wer Zeit und Luſt hat, kann ſich auch mit den einzelnen Dialekten ſchon vorher bekannt machen, da dieſe in neuerer Zeit mehr Anerkennung und deshalb litterariſche Bearbeitung gefunden haben. Den ehemals verrufenen venezianiſchen Dialekt behandelt der Dizionario del dialetto veneziano di *G. Boerio*. Ven. 1826. 4.; den mantuaniſchen Franc. Cherubini's Vocabulario montovano-italiano. Milano. 1827. 8. Von demſelben Verf. war ſchon früher ein Vocabulario milanese-italiano (Mil. 1814. 8.) in zwei Bänden erſchienen, und auch der tivoliſche, der cremoniſche, der friaulſche Dialekt fanden ihre Bearbeiter an Giovanetti, Vincelli und Bognolato.

wird ihn jenes hohe Gefühl verlaſſen, welches ſich immer einſtellt, wenn wir, was wir von Kindheit auf im Nebel einer weiten Ferne als groß und heilig verehrten, nach langer Sehnſucht endlich klar und nahe mit eigenen Augen anſchauen.

Aber mit den Kenntniſſen allein iſt es natürlich nicht abgethan; auch das Geld muß man, und zwar eben ſo ſehr bedenken. Man darf die Reiſe nicht ohne große Bedenklichkeit antreten, wofern man in Italien ſelbſt durchſchnittlich des Tages nicht wenigſtens vier Thaler preußiſch auszugeben hat. Ich zwar bin durchſchnittlich mit drei bis viertehalb Thalern des Tags ausgekommen, allein ich mußte mich auch troß einer ziemlich bedeutenden ſchon mitgebrachten Reiſeroutine vom In- und Auslande her nicht nur auf's Verſtändigſte einſchränken, ſondern ich hatte noch obenein das unſchäßbare Glück, auf beinahe zwei Drittheile der Reiſe drei grundedle hochgebildete Landsleute zu einmüthigen und unzertrennlichen Reiſegefährten zu finden *). Denn, hat man zwei bis drei ſichere Reiſegeſellſchafter, ſo kann auch dieſe geringere Summe ſo viel gelten und wohl noch mehr, als jene größere, da dann das Theuerſte auf der Reiſe, das Fahren, ſo wie auch die literariſch-artiſtiſchen Trinkgelder, oft um das Drei- und Vierfache wohlfeiler werden. Auch dann reicht eine mäßige Kaſſe leidlich aus, wenn man, unbekümmert um die Zeit, billige Gelegenheitsfuhren abwarten kann, welche ſich in allen beſuchten Städten Italiens, zumal in guter Jahreszeit, ſchon finden.

*) Ich rufe Euch hier noch, Ihr Gebrüder Klüß, meinen herzlichſten Gruß und Dank, wenn auch nur in Perlſchrift, nach der Oſtſee zu!

Die Münzſorten, in die man am vortheilhafteſten ſein Geld umzuſetzen hat, ſind ſpaniſche Piaſter (Colonnati) und Napoleonsd'or, welche letztern man, wenns möglich iſt, erſt probiren muß, ob ſie gut ſind, nämlich beim Hinfallen klingen, nicht klappern. Auſſerdem aber verſehe man ſich in jedem neuen Gebiete mit möglichſt viel kleiner Münze zu Trinkgeldern. — Ueber die meiſt vorkommenden Geldverhältniſſe gibt die hinten angefügte Tabelle die nöthige Auskunft.

An dieſen Geldartikel knüpft ſich gewiſſermaßen von ſelbſt die Erwähnung und Empfehlung der Empfehlungsſchreiben an, in ſo fern dieſelben wohl-gewöhnlich in Kreditbriefen beſtehen. Dieſe benutze man ja aufs Sorgfältigſte zu Bekanntſchaften mit anſtändigen Eingebornen, weil man ſo erſt den Volkskarakter beurtheilen lernt und zugleich die bequemſten und wohlfeilſten Wege zu manchen andern Belehrungen findet. Faſt noch beſſer ſind gewöhnliche Empfehlungsſchreiben an anſtändige Familien. Alle dergleichen Briefe muß man aber entweder unverſiegelt mitnehmen oder die verſiegelten behutſam gegen die zuweilen auch in Brieftaſchen umherſpähenden Augen der Doganieri verbergen, da es nicht erlaubt iſt, verſchloſſene Briefe bei ſich zu führen. — Nicht leicht wird man, mit ſolchen Schreiben verſehen, die dem Italiener eigenthümliche Freundlichkeit und zuvorkommende Gefälligkeit vermiſſen.

Mit genauen Karten zum wiederholten Nachſehen auf der Reiſe ſelbſt und mit Plänen größerer Städte (die man an Ort und Stelle findet), verſorge man ſich ja möglichſt reichlich, wofern man nicht eine Menge Lokalverwirrungen im Kopfe mit nach Hauſe nehmen

will. Und um Alles gehörig klar und feſt zu behalten, verſäume man nie, das Geſehene, Gehörte, Empfundene ſogleich in das Tagebuch einzutragen. Jeder Tag bringt dort zu viel Neues, als daß nicht leicht eine Erinnerung die andere verdrängen oder verwirren ſollte. — Von Büchern aber nehme man nur ganz unverdächtige mit, etwa Reiſebeſchreibungen, alte Klaſſiker u. dgl., weil gar viele Bücher in Italien zu den verbotenen gehören oder von den Duanen vorläufig dazu gerechnet werden.

Auſſer dem bisher genannten Reiſeapparat verſehe man ſich, wofern die Reiſe nicht bloß in den Sommer fällt, mit ganz ehrlichen Winterkleidern, deren Nothwendigkeit man oben aus der „allgemeinen Karakteriſtik des italieniſchen Landes“ folgern kann. Auch angemeſſen reichlich verſehe man ſich mit Kleidern, weil es in Italien koſtſpielig iſt, ſich neue anzuſchaffen.

Waffen dagegen, namentlich Piſtolen, rathe ich nicht mitzunehmen; ſie werden, wie ich aus Warnung und Erfahrung weiß, nur läſtig, lenken die Aufmerkſamkeit der Zollbeamten und wo möglich der Ladroni auf ſich, ziehen dem Reiſenden oft Unannehmlichkeiten zu und helfen am Ende zu nichts, da diejenigen, gegen welche ſie berechnet ſind, ihre Angriffe gut genug einrichten, um Gegenwehr unnütz oder für den Vertheidiger verderblich zu machen. Der beſte Schutz gegen die Räuber iſt auſſer einem tüchtigen mit langer Eiſenſpitze beſchlagenem Stocke das nichtsverſprechende Anſehen einer Lohnkutſcherfuhre, vorzüglich wenn einige Paar entſchloſſener Augen hinausſehen oder gar einige Wagen in Geſellſchaft fahren, was die Vetturini gern

unter hohem Mittag und ſpät Abends thun. Hält man ſich übrigens, wie man zu jeder Gefahr muß, auch für ſolche Abenteuer den Grundſatz vorräthig, daß es doch höchſtens nur den Hals koſten könne, ſo koſtet's den Hals ſo leicht nicht, weil man den Kopf nicht verliert.

Und hier ſchließt ſich am füglichſten der dritte jener oben erwähnten Hauptpunkte der Reiſedeliberation an, nämlich wie man zu reiſen habe. Vielleicht am allerunbequemſten, wenigſtens am ärgerlichſten, reiſt man in Italien auf die ſonſt bequemſte Art, nämlich mit Extrapoſt, am bequemſten und am angenehmſten dagegen auf die ſonſt verdrießlichſte, auch wohl unbequemſte Art, nämlich mit dem Lohnkutſcher, hier vorzugsweiſe Vetturino genannt. Eine dritte Art iſt kaum gegeben; denn wohleingerichtete Perſonenpoſten nach unſerer Art, gibt es außer Oberitalien wenig oder keine im ganzen Lande, auch eignen ſie ſich nicht ſonderlich zu ſolcher Reiſe; eben ſo wenig, wie die leichten, ſchnellen Poſtkuriere, (Corrieri,) wo man obenein den einzigen disponiblen Platz lange vorher beſtellen muß und dennoch Gefahr läuft, ihn auf einer andern Station, mit der ein neuer Kurs beginnt, wieder zu verlieren. Fußwanderungen aber ſind nicht für größere Strecken, ſondern höchſtens für artiſtiſche, antiquariſche oder ſentimentale Ausflüge anzurathen.

Die Reiſe mit Extrapoſt, ſagte ich, iſt am ärgerlichſten und ſelbſt am unbequemſten, nämlich in ſo fern die Poſthalter, Gaſtwirthe und Leute, mit denen der Reiſende ſonſt in Berührung kommt, in dieſer Art

zu reiſen ein untrügliches Kriterium für überläſtigen Reichthum finden und es demnach als Gewiſſensſache anſehen, dieſen nach Kräften leichter zu machen; daher denn die Poſthalter nicht ſelten mit unverſchämteſter Eigenmächtigkeit und Habgier den hohen Reiſenden eine übermäßige Anzahl Pferde aufdringen, die Poſtillons ihr Trinkgeld nach Quadratzahlen berechnen, und Gaſtwirthe, Kellner, Hausknechte, Packträger, Zöllner und andere Sünder mit entſprechender Frechheit akkompagniren. Daß es dabei, wenn man nicht unermeßlich viel Zeit, Geld und Galle konſumiren will, unermeßlich viel Zank, Verlegenheit, Verzögerung und Verkümmerung der Reiſe ſetzt, kann man ſich bequemlichkeitshalber von ſelbſt denken, oder eines Breiteſten in Nicolai's „Italien wie es iſt“ nachleſen. Ja zu den angeführten Bußen der Vornehmheit kommt öfters wohl gar noch, beſonders wenn man unter begleitendem Gensdarmerieſchutze reist, die rege gemachte Begier profeſſionirter oder gelegentlicher Ladroni, die natürlich ſolche Fuhrwerke am erſten ihrer Aufmerkſamkeit würdigen.

Faſt all dieſen Unannehmlichkeiten entgeht man im anſpruchsloſen Fahrzeuge des Vetturino, wofern man nur gewiſſe Vorſichtsmaßregeln dabei befolgt. Vor allen Dingen zeige man hierbei oder gebe ſich wenigſtens den Schein, daß man kein Neuling (fresco) im Verkehr mit Italienern ſei, — eine Regel, welche dort für alle Verhältniſſe ähnlicher Art gilt, — demnächſt, daß man keine Eile habe und der in Rede ſtehenden Fuhre gar nicht bedürfe. Danach kann man denn auf die erſte Forderung, wenn ſie wie gewöhn-

lich unmäßig iſt, dreiſt zwei Drittel oder auch wohl die Hälfte bieten, mit dem Bemerken, daß man nur um dieſen Preis fahren werde, ſonſt aber auch ſehr gern bleibe. Man kehre ſich nicht an die gewöhnlich erfolgenden Grimaſſen, Lamento's oder das ſtumme empfindliche Weggehen; gewöhnlich ſind das leere Komödien, und der Weggelaufene kommt in der Regel bald wieder und noch einmal wieder, immer mit geringerer Forderung, beſonders, wenn man ihm, was leicht zu merken iſt, an einer vollen Fuhre noch gerade fehlt. Es iſt daher weit vortheilhafter, ſich zu einer Fuhre auffordern zu laſſen, als ſelber deshalb anzufragen. Auch findet man wenigſtens in allen größern Städten an verſchiedenen Plätzen Vetturine zuhauf ſtehen, die dem vorübergehenden Fremden höchſt beredt ihre vettura per Roma, Firenze, Napoli, ſogar per Parigi und ſonſt nach aller Welt hin anbieten. — Iſt man endlich um einen zivilen Preis, der ſich mit Einſchluß guter Abendbeköſtigung und reinlichen Nachtquartiers auf 3, allerhöchſtens 4 Scudi für den Tag *) belaufen darf, einig geworden, ſo thut man wohl, alle einzelnen Punkte des Fuhrkontraktes noch ausdrücklich zu beſtimmen, namentlich die Zeit der Abreiſe und der Ankunft für die ganze Tour ſowohl, als für die einzelnen Stationen, ferner auch die Zeit des Aufenthaltes an merkwürdigen Anhaltpunkten, die Anzahl und Beſchaffenheit der Mitreiſenden, den Platz im Wagen, die Wahl der Gaſthöfe, die Beſchaffenheit der Speiſen und des Weins, Zim-

*) Ich habe in der Regel nur 3 Scudi für den Tag gezahlt und bin immer ſehr anſtändig gefahren.

mer und ſeparates Bett *) und dergleichen. In der Regel kann man ſich zwar, wenn der Kontrakt mündlich abgeſchloſſen iſt, auf die Rechtlichkeit des Vetturino verlaſſen, ja ich habe gefunden, daß mir von ſelbſt auch Solches geleiſtet wurde, was ich beſonders auszubedingen vergeſſen hatte; gleichwohl aber kann man größerer Sicherheit halber, wenn man zur Vorſicht beſondern Grund zu haben glaubt, einen ſchriftlichen Kontrakt etwa in folgender Weiſe abfaſſen und dem Vetturin zur Unterſchrift vorlegen.

Jo sottoscritto mi obligo di condurre da qui a Napoli il Sig. N. N. (colla sua compagnia composta di persone trè) dando gli un posto in fondo nella mia carozza, (dando loro quattro posti nella mia carozza, due in fondo e due in serpa,) ed obbligandomi di mettere sugli altri posti, che mi restano, nessune persone, che non fossero polite, facendo il viaggio in giorni quattro, partendo da Roma Martedi li 19 Maggio la Mattina ed arrivendo a Napoli li 22 Maggio prima del' Ave Maria. Jo darò al Sig. N. N. (ed alla sua compagnia) ogni giorno una

*) Die Betten in Italien ſind gewöhnlich ſo breit, daß ſehr bequem drei Perſonen neben einander darin liegen können und auch wirklich oft darin liegen. Sie beſtehen aus einem rieſenhaften, mit Blättern, Schilf oder Seegras gefüllten Polſter, (dem antiken tomentum,) einem darüber liegenden dünnern mit Wolle geſtopften Kiſſen, einer hierüber liegenden weiß überzogenen Wolldecke oder einem zweiten Wollkiſſen mit einem linnenen Laken bedeckt, ferner aus einigen weiß überzogenen, mit Federn oder wohl auch mit Wolle geſtopften Kopfkiſſen, endlich aus einer großen Barchent- oder weiß überzogenen Wolldecke. In Unteritalien ſind die Betten viel leichter und einfacher eingerichtet und haben wegen der Wanzen eiſerne Geſtelle.

buona cena ossia pranzo, una camera con un letto separato (tre camere con quattro letti,) lume e tutto cio, che accorre; facendo la prima nottata a Cisterna, la seconda a Terracina (nel grand' albergo,) e la terza a St. Agata. Il secondo giorno si arriva a Terracina a mezzodi, il terzo ſo il rinfresco a Mola di Gaeta alla villa di Cicerone. Il Sig. N. N. mi pagherà per tutto questo Colonnati dodici (quaranta otto,) di cui la metà si paghera a Roma nel partire, e l'altra metà a Napoli. — Fatto a Roma etc.

Hüten muß man ſich übrigens beim Abſchlieſſen des Kontrakts, das Handgeld (Cappara) vom Vetturin eher anzunehmen, als bis man ganz handelseins iſt. Dies Handgeld hat bindende Kraft und öfters wiſſen ſie es dem unerfahrnen Fremden gegen deſſen Willen in die Hand zu ſpielen und ihn damit zu überrumpeln.

Auf längern Strecken wird man vom Vetturino öfters an einen andern und von dieſem nicht ſelten nach einer Tagereiſe wieder an einen andern zum Weiterſchaffen abgetreten. Für ſolche Wechſel iſt es gut, wenn man ſchriftliche Quittung über die bereits vorausgezahlten Theile des Fuhrlohns hat; denn bei der Abfahrt ſowohl, als an den einzelnen Anhaltpunkten unterwegs, pflegen ſie ſich die Zahlung theilweiſe auszubitten. Uebrigens hat man bei dieſem Kutſcherwechſel, auch wenn man keinen ſchriftlichen Kontrakt gemacht hat, nicht leicht einen Betrug zu fürchten, ſondern kann derſelben Treue und Dienſtfertigkeit jeder Art, wie beim erſten Vetturin, gewiß ſein. Selten oder nie wird man Urſache habe, über die Beköſtigung zu klagen, ſondern es iſt die Ehre und Freude des Vetturino, ſeine Gäſte recht zufriedengeſtellt und heiter

zu ſehen. Ueberhaupt iſt der Vetturino nach abgeſchloſſenem Kontrakt in der Regel ein wahrer Schutzengel des Reiſenden. Er ſchwatzt, handelt, zankt ſich für ihn, wie ſich's gerade nöthig macht. Die Gaſtwirthe ſehen es zwar lieber, wenn der Fremde auf eigene Hand lebt, denn da können ſie ihn prellen, als Gaſt des Vetturino nicht; doch ſind ſie dieſe Art zu reiſen ſchon zu ſehr gewohnt, als daß ſie eine allzuſaure Miene darüber machen ſollten. Die Bedienung übrigens bietet alle mögliche Pünktlichkeit auf, um, was man eigentlich nicht ſchuldig iſt, doch ein kleines Trinkgeld, und wenn's nur ein mezzo-paolo iſt, zu verdienen. — Mit ſolcher Fuhre nun geht es freilich langſam von der Stelle, da die Vetturine nicht leicht über 6 bis 7 Meilen des Tages zurücklegen; auch nehmen ſich die Equipagen oft übermäßig demüthig aus, und können, wenn viele Paſſagiere und Gepäck aufgeladen ſind, gewiß ſehr unbequem ſein; allein am raſchen Forteilen kann Reiſenden, wie ſie hier vorausgeſetzt werden, in den meiſten Gegenden Italiens nichts liegen, vielmehr wird es den meiſten ſogar willkommen ſein, ganze Strecken zu Fuße gehen zu können, ohne dadurch die übrige Reiſegeſellſchaft aufzuhalten, und was das Aeußere der Equipage und die Ueberfüllung des Wagens betrifft, ſo kann man ſich ja über dieſe Punkte vorher gehörig unterrichten und die genannten Uebelſtände gewöhnlich vermeiden. — Etwas ſchneller und eleganter, aber auch etwas theurer, fährt man mit ſolchen Vetturinen, welche das Fuhrwerk im Großen betreiben und zu dem Ende poſtähnliche Anſtalten und förmliche Bureaux haben. Dergleichen gibt es in Rom, Florenz und Neapel,

und die Plätze haben hier, wie auf der Poſt, ſtehende Preiſe (prezzi fissi). Doch läßt ſich auch hier handeln, wie ich aus Erfahrung weiß. Vetturine letzterer Art geben auf Verlangen eben ſo gut, wie die erſtern, die Fuhre mit Beköſtigung, (con pasto.) Hierbei iſt noch zu bemerken, daß man unter *pasto* ſchlechthin beim Vetturin bloß Abendeſſen zu verſtehen hat. Man kann ſich auch Frühſtück oder Mittagseſſen ausbedingen, doch iſt dies verhältnißmäßig theurer.

Es bleibt nun noch übrig, unter den verſchiedenen Arten zu reiſen das Fußreiſen zu beſprechen. Wer auf dieſe Weiſe, wie einſt Seume, Italien durchwandern will, kann zwar eine Menge intereſſanter Abenteuer erleben, muß aber eine ſo große Menge Zeit haben, wie nicht Vielen, die dorthin reiſen, zu Gebote ſtehen möchte, muß auſſerdem an bedeutende Anſtrengungen und Entbehrungen gewöhnt ſein und ſich dabei nicht allein der größten Unbequemlichkeit und Prellerei, auch wohl Unſicherheit in den Nachtquartieren, die er nicht immer nach Wunſch erreichen kann, ſondern auch unzähligen Schereréien der Polizei ausſetzen, die den Fußreiſenden namentlich in unintereſſanten Gegenden als verdächtige Perſon anzuſehen pflegt. Und geſpart wird beim Fußreiſen dort nun vollends nichts.

Somit ergibt ſich die Richtigkeit der obigen Behauptung, daß für den Fremden in Italien das Reiſen mit dem Vetturino im Ganzen das angenehmſte und bequemſte ſei, und Herr Nicolai, der über dieſe Art zu reiſen ſo vornehm die Naſe zieht, ſcheint hierin wie der Blinde von der Farbe zu urtheilen.

Mit dem Dampfſchiffe zur See geht es ſchnell und

iſt verhältnißmäßig ziemlich wohlfeil *), auf die Länge aber ſehr langweilig. Hierbei iſt übrigens zu rathen, ſich entweder überhaupt für die erſte Kajüte einſchreiben zu laſſen, oder dort wenigſtens mit zu ſpeiſen, wofern man nicht ſchnöde behandelt beim Pack und Gepäck ſich umhertreiben will.

Steigt man nun in einem Gaſthofe ab, wo man vorläufig zu bleiben gedenkt, ſo erwehrt man ſich der ſchon oben erwähnten Zudringlichkeit der Packenträger am leichteſten dadurch, daß man in aller Ruhe und etwas handfeſtem Tone verſichert, man werde keinen Unberufenen bezahlen. Solch Donnerwort wirkt nachdrücklicher, als alles Sprudeln und Eifern.

In den Gaſthöfen ſelbſt muß man, wie ſchon oben berührt wurde, beſonders wenn man längere Zeit bleiben will, um Logis und Koſt erſt handeln. Die Antrittsreden: „Quanto costa questa camera? quanto costa il pranzo?“ u. ſ. f. fallen nirgends auf, und wenn gleich in anſtändigen Gaſthöfen feſte Preiſe für Alles beſtehen, ſo läßt ſich doch, wenn man länger bleibt und täglich an der Wirthstafel (tavola rotonda) ſpeist, in der Regel noch etwas abdisputiren. Das Logis für einen Tag wird in anſtändigen Gaſthöfen vor dem Handel à personne durchſchnittlich zu 5 paoli,

*) Auf den Dampfſchiffen le Henri IV. und le Sully koſtete der erſte Platz von Neapel nach Civitavecchia 54 Francs (25 fl. 12 kr.), der zweite Platz 36 Francs (16 fl. 48 kr.); nach Livorno erſter Platz 112½ Fr. (52 fl. 30 kr.), zweiter Platz 76½ Fr. (35 fl. 42 kr.); nach Genua erſter Pl. 144 Fr. (67 fl. 12 kr.), zweiter Pl. 90 Fr. (42 fl.); Mittagseſſen auf dem erſten Pl. 3 Fr. (1 fl. 24 kr.), auf dem zweiten Pl. 2 Fr. 50 Cent. (1 fl. 10 kr.)

die ſehr delikate Hauptmahlzeit (um 5 Uhr, auch noch ſpäter) ungefähr eben ſo hoch *), das Trinkgeld zu 1 paolo gerechnet. Den Kaffee pflegt man nicht im Gaſthofe, ſondern in einem Kaffeehauſe zu trinken, theils wegen der größern Wohlfeilheit und Güte, theils wegen der Geſellſchaft und Journal-Lektüre. Am wohlfeilſten trinkt man ihn hier glasweiſe, am theuerſten portionenweiſe, beſonders mit Butter und Brot.

Den Marqueurs in Kaffeehäuſern ſowohl, als in Oſterien, wo man nach der Karte ſpeiſt, gibt man eine Kleinigkeit Trinkgeld; dafür hat man das nächſte Mal ſchnellere und freundlichere Bedienung.

Einen Zizerone (Servitore di piazza) anzunehmen, iſt nur dann zu rathen, wenn man mit der Zeit ſehr beſchränkt iſt und viel Sehenswürdigkeiten an ſehr verſchiedenen, auch wohl nicht leicht zu findenden Orten aufzuſuchen hat; ſonſt iſt es beſſer, man fragt ſich ſelbſt zum Geſuchten hin; da iſt man ungeſtört und macht mehr eigene Erfahrungen. Iſt man aber genöthigt, einen ſolchen Begleiter anzunehmen, — was übrigens auf Tage, halbe Tage und einzelne Stunden geſchehen kann, — ſo überlaſſe man ihm, beſonders, wenn man ſonſt noch in Geſellſchaft iſt, niemals, oder nur nach vorhergegangenem Ueberſchlag den Vorſchuß der Trinkgelder an die Kuſtoden der Sehenswürdigkeiten; ſonſt wird man entſetzlich dabei geprellt. Trinkgelder hat man hier, wie überall in Italien, zwar vielfach, aber die einzelnen auch deſto geringer zu geben. Zufrieden zwar ſind die Empfänger

*) Der Wein, und wenn man noch ſo viel trinkt, iſt dabei mit eingerechnet.

ſelten oder nie, und gibt man noch ſo viel, ſo verlangen ſie doch noch mehr; aber ſie beruhigen ſich auch eben ſo leicht, und ſind ſo freundlich und dienſtfertig, wie zuvor, wenn man ihnen eine ſehr unbedeutende Kleinigkeit gibt und eine noch kleinere zulegt.

Endlich was die Zeit der Reiſe betrifft, ſo iſt eine Berathung hierüber hauptſächlich für diejenigen wichtig, die weniger als ein Jahr auf die Reiſe verwenden können. Verwende man aber, wieviel man will, darauf: jedenfalls muß man ſich ſo einzurichten ſuchen, daß man zum Karneval, alſo zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch, in Venedig oder in Rom ſein, oder, was noch wichtiger iſt, den Feierlichkeiten der Karwoche oder endlich wenigſtens doch des Peter- und Paulfeſtes (29. Juni) in Rom beiwohnen kann. Am unangenehmſten wegen der ſengenden und erſchlaffenden Hitze und der öfters damit verbundenen aria cattiva und Wechſelfieber iſt Italien, beſonders Mittel- und Unteritalien, im eigentlichen Sommer zu bereiſen, und auch den ſonſt ſo viel angeprieſenen Winter kann ich namentlich für Ober- und Mittelitalien als Reiſezeit nicht ſehr empfehlen, am wenigſten für denjenigen, der vielleicht nur drei bis vier Monate in Italien verweilen kann. Hat die Hitze des Frühlings und Herbſtes allerdings auch viel Läſtiges, ſo kann man ſie doch in der Regel durch vernünftige Wahl der Kleidung und Wohnung erträglich machen, während gegen die Unfreundlichkeit des Winters vorzüglich im Hauſe faſt gar kein Schutz zu haben iſt. Ja die naßkalte Witterung kann der Geſundheit nachtheiliger ſein, als die Hitze, und wer wird aus dem ſchönen Garten der Hesperiden nicht lieber die Erinnerungen an Staub

und Schweiß, an Blüthenbäume und Fruchtſegen, als an Regen und Schnee, an entlaubte Bäume und Kaminfeuer mit in die Heimath nehmen?

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Prozeß Peytel.

Den 1. November 1838, gegen 10 Uhr Abends, wurde Thermet, Hufſchmied in Andret, im Aindepartement, durch heftiges Pochen gegen ſeine Hausthür und den dringenden Hilferuf eines Mannes, der ſich ihm als den Notar Peytel aus Belley zu erkennen gab, aus ſeiner Ruhe geſtört. Er begab ſich hinunter und hörte von demſelben die Worte: „Mein Bedienter hat meine Frau ermordet und ich habe meinen Bedienten erſchlagen.“

Der Schmied half mit ſeinem Sohne Peytel den mit dem Geſichte auf der Erde liegenden Leichnam ſeiner Frau, nachdem er ſich von deren wirklichem Tode überzeugt hielt, in den Einſpänner des Notars bringen, und fuhr mit ihm nach dem anderthalb Stunden entfernten Belley. Auf dem Wege dahin nahm Thermet an Peytel keine Gemüthsbewegung, keinen Schmerz über den Verluſt ſeiner Gattin, keine Sorgfalt für ihre etwa mögliche Wiederbelebung wahr. Er gab ſich nicht einmal die Mühe, ihren Körper, wiewohl ſeine Frau ſchwanger geweſen, vor Kälte zu ſchützen, ſo gewiß ſchien er zu ſein, daß ſie wirklich tod und nicht etwa bloß ohnmächtig war. Es entfuhren ihm bloß Schmähungen gegen ſeinen Bedienten, den er als den Mörder bezeichnete, und als man an die Stelle kam,

wo deſſen Leichnam lag, konnte er nur mit Mühe abgehalten werden, den Wagen darüber zu lenken.

Um ſo auffallender mußte es erſcheinen, daß Peytel, kaum in Belley angelangt, ſich wie wahnſinnig vor Schmerz geberdete. Er weckte mit Ungeſtüm mehre Aerzte, forderte ſogar die herbeigelaufene Menge auf, alle Aerzte in ganz Belley herbeizuſchaffen. Einer derſelben erklärte, daß Frau Peytel nicht mehr lebe und bewirkte, daß man ſie in ihr Zimmer brachte.

Der Präſident des Gerichts von Belley, Jordan, war grade in der Nähe und ließ den Gendarmerie-Lieutenant Wolf holen. Dieſer war kaum angekommen und hatte die umſtändliche Erzählung des Hergangs der Sache aus Peytels eigenem Munde vernommen, ſo war, aus einem gewiſſen „Gendarmerie-Inſtinkt", wie ſich Jordan als Zeuge ausdrückte, ſein Entſchluß ſchon gefaßt. Er erklärte dem Notar gradezu: „Es ſind drei Perſonen abgereist; zwei davon ſind tod und Sie unverwundet: ich verhafte Sie."

Peytel wurde indeß vorläufig bloß von Gendarmen bewacht und erſt am folgenden Tage, Nachmittags um drei Uhr, nachdem die Beamten der gerichtlichen Polizei, die in dieſer Prozedur eine der Wichtigkeit der Sache angemeſſene Thätigkeit entwickelt zu haben ſcheinen, die Spuren des Verbrechens konſtatirt hatten, den Händen der Gerechtigkeit überliefert.

Seiner Angabe nach war Peytel mit ſeiner Frau und ſeinem Bedienten gegen Ende Oktober von Belley nach Macon gereist *), um daſelbſt einige Tage zu

*) Ueber den Zweck dieſer Reiſe und die desfalls getroffenen Anſtalten, ſcheint in den Akten nichts vorzukommen, wiewohl dieſe Punkte auf keinen Fall irrelevant ſind.

verweilen. Der Bediente, Ludwig Rey, ſei mit einem offenen Wagen vor den Eheleuten, die ſich in dem oben beſchriebenen Einſpänner befanden, hergefahren. Auf dem Rückwege nach Belley hätten ſie ſich zwei Stunden in Bourg aufgehalten und ſeien Nachts 12 Uhr nach Pont-d'Ain gekommen. Auffallend ſei es Peytel geweſen, daß ſein Bedienter ſein Pferd langſam gehen laſſen. Im Gaſthofe habe er ihm aufgetragen, 7500 Franken (3500 fl. rhein.), die er im Wagen bei ſich hatte, hinauf in ſein Zimmer zu tragen. Ludwig habe ſich deſſen geweigert, weil der Hof des Gaſthauſes verſchloſſen ſei, worauf Peytel ſich genöthigt geſehen, ſelbſt das Geld zu holen. Den 1. November Morgens 9 Uhr ſeien ſie weiter gefahren. In Tenay hätten ſie zu Mittag geſpeist und ſich Abends eine halbe Stunde in Roſillon aufgehalten, um den Pferden Futter zu geben. Trotz des einfallenden Regens habe der Bediente die Sachen nicht durch eine Decke ſchützen wollen und ſei überhaupt ſtörrig und in ſich gekehrt geweſen. Schon hätten ſie die Brücke von Andret um 500 Schritte hinter ſich gehabt, da habe er, Peytel, dem Bedienten, der vor ihm hergefahren, zugerufen, er möge vom Wagen ſteigen, um den ſteilern Theil der Höhe der Darde ſchneller paſſiren zu können. Es ſei ein heftiger Südwind gegangen und der Regen ſtark gefallen.

Peytel war (ſeiner Ausſage nach) in eine Ecke des Wagens gedrückt; ſeine Frau ſchlief mit dem Kopfe gegen ſeinen Arm geſtützt. Da hörte er plötzlich einen Schuß, wovon er den Blitz in geringer Entfernung wahrnahm und zu gleicher Zeit rief ſeine Frau: „Lieber Mann, nimm deine Piſtolen.“

Er habe nun ſogleich aus dem Wagen auf ein auf dem Wege laufendes Individuum gefeuert, fuhr Peytel fort, während ſein Pferd ſcheu geworden und davon gelaufen ſei. Darauf ſei er von der einen, ſeine Frau, die er nicht für verwundet hielt, von der andern Seite des Wagens herab auf die Erde geſprungen. Hier habe er nun in dem Angreifer ſeinen Bedienten erkannt und nochmals nach demſelben geſchoſſen; da er ihn aber auch diesmal gefehlt, ſei er auf ihn zugeſprungen und habe ihm von hinten einen Schlag mit einem Hammer verſetzt. Dieſer habe wieder mit dem Piſtol auf ihn ſchießen wollen, er aber habe die Hammerſchläge wiederholt, ihm auf den Nacken getreten und ſo den Schuldigen, obwohl dieſer um Gnade gefleht, getödtet.

Als er nun nach ſeiner Frau allenthalben vergebens geſucht und gerufen, habe er ſie endlich zu ſeinem Schrecken an der Brücke von Andret auf einer ganz unter Waſſer geſetzten Wieſe am Rande des Fluſſes liegen gefunden. Mit Mühe ſei es ihm gelungen, ſie an den Abhang der Landſtraße zu bringen. Als er eben nach Roſillon laufen wollte, um Hilfe zu ſuchen, habe er zu ſeinem Erſtaunen ſeinen Wagen ganz in der Nähe ſtehen ſehen, ohne ſich erklären zu können, wie ſein Pferd habe umkehren und die Richtung nach Belley verlaſſen können. Hierauf habe er aus einem vereinzelt ſtehenden Haus die beiden Thermet zu Hilfe gerufen. Der Zweck des verbrecheriſchen Beginnens ſei ſeines Erachtens ſicher der geweſen, die 7500 Franken, die er in Macon eingenommen, zu rauben.

Dieſe Erzählung fand nirgends Glauben. Im

erſten Anblick ſchon ſprangen die vielen Widerſprüche einer ſolchen Darſtellung des Sachverhältniſſes, mit ſich ſelbſt und mit allen ihren Antecedentien, hervor. Der angebliche Mörder, Ludwig Rey, war ein Findelkind von Lyon, welches man früh bei ehrbaren Landleuten untergebracht, wo es der heranwachſende Knabe durch gute Aufführung, Verſtand und Sanftmuth bald dahin brachte, daß man ihn wie ein Glied der Familie betrachtete. Er mußte Soldat werden, trat aus dem Dienſte mit den beſten Zeugniſſen und ward von ſeinen Adoptivältern als ein eben ſo unverdorbener, braver Burſche wieder erkannt, als er früher geweſen. Er trat bei dem Gendarmerielieutenant Montrichard zu Belley in Dienſt, verhielt ſich zu deſſen Zufriedenheit und wiewohl er ein wenig dem Wein und den Frauen zugethan war, behielt er doch immer den Ruf eines fleißigen und rechtſchaffenen Mannes. Im Juli 1838 nahm ihn Peytel als Bedienten zu ſich. Auch er bezeigte ſich immer zufrieden mit ihm. Auf der ganzen Reiſe ſoll er ſich als treuer und eifriger Dienſtbote zu den mühevollſten Verrichtungen bereit gezeigt und dennoch ſich geweigert haben, die 7500 Franken in das Zimmer ſeines Herrn zu tragen, ohne daß dieſem darüber ein Argwohn entſtanden!

Welcher Widerſpruch im angeblichen Benehmen dieſes Menſchen, der, obgleich er die verſchiedenartigſten, abgefeimteſten Vorbereitungen zur Begehung des Verbrechens getroffen haben ſoll, dennoch bei der Ausführung deſſelben ſo unvorſichtig und ſchwach ſich benommen! Er verſieht ſich blos mit einem Piſtol, während er weiß, daß der, den er ermorden will,

immer deren zwei bei ſich führt; demungeachtet mußte er ſeinem Plane gemäß ſich zwei Opfer auserſehen haben. Auf Befehl ſeines Herrn verläßt er den Wagen, ſchießt im Dunkeln, wo er ſo leicht fehlen konnte, und ergreift die Flucht nach kaum begonnenem Verbrechen, ohne ſich dieſelbe durch Abwerfen ſeines Mantels zu erleichtern; ja er behielt ſogar die Peitſche in der Hand, denn ſo wurde ſein Leichnam gefunden. Ueberdies war er weder mit Päſſen noch mit Reiſegeräth verſehen.

Solche und ähnliche Zweifel lenkten den Verdacht auf den, welchen die öffentliche Stimme ſogleich als den eigentlichen Mörder bezeichnete; auf Peytel, als dem einzigen, der auſſer dem Bedienten bei der That zugegen war und Auskunft darüber ertheilen konnte. Seine Gleichgültigkeit bei der Fahrt von Andret nach Belley im grellen Widerſpruch mit ſeinem (ſchmerzlichen) Toben, als er dort angekommen war, mußte nothwendig auffallen. Es ſchien unglaublich, daß ſein Pferd allein und aus eignem Antriebe den Weg zurück gerade bis an die Stelle genommen haben ſollte, wo er ſeine Frau gefunden haben will.

Dazu geſellte ſich noch ſein räthſelhaftes Benehmen vor und nach ſeiner Verhaftung. Wiſſend, daß ſeine Frau todt ſei, rief er einem der Aerzte zu, dieſelbe ſei ſchwanger, er ſolle ſie entbinden. Dennoch gab er ſich durchaus keine Mühe, ihr die triefend naſſen Kleider vom Leibe zu bringen, und mit heftigem Unwillen hörten ihn die Umſtehenden, wie er mit einem Hinzugetretenen, ſeinem Vorgänger im Notariat, Herrn Cordon, ſogleich von Geſchäften zu reden anfangen wollte. Zum Zeugen Chaillon, Quartiermeiſter der

Gendarmerie von Belley, ſagte er: „Sie kennen mein ganzes Unglück noch nicht. Meine Frau hat meinen Bedienten geliebt“; eine Aeuſſerung, der er beim öffentlichen Verhör vergebens eine unſchuldige Deutung zu geben ſich bemühte.

Wiewohl nach dem Allen, und nach dem weiter unten näher zu entwickelnden frühern Leben Peytels die öffentliche Meinung darüber, wer der Thäter ſei, nicht mehr ſchwankte, war doch die Unterſuchung eine höchſt ſchwierige. An ſprechenden Zeugen fehlte es durchaus. Den Geſchwornen konnten ſpäter blos einige Landleute vorgeführt werden, die Wahrnehmungen der That ſelbſt deponirten, die aber ſo unverſtändlich ſchwatzten, daß man nicht herausbringen konnte, ob ſie aus eigner Sinnenanſchauung oder vom Hörenſagen urtheilten.

Beſſere Indizien ſchaffte die Leichenbeſichtigung. Unvereinbar war es mit des Inkulpaten Erzählung, daß Frau Peytel ſowohl auf der rechten als auf der linken Wange verwundet war und daß an der Stelle der zweiten Wunde die Haut im Umfange eines Zolls angebrannt, daß Pulver hineingedrungen und Wimpern und Augenbraunen ganz verſengt waren, demnach nothwendigerweiſe zwei Schüſſe und der eine ganz mit der Mündung des Piſtols an der Wange gefallen ſein mußten.

Die andere Kugel hatte das Naſenbein zerſchmettert und war durch den Kiefer in das Innere des Kopfes gedrungen. Von den fünf oder ſechs Kopfwunden des Bedienten wurden drei für tödtlich erklärt, weil das Gehirn durch die Schädelöffnungen gedrungen war. Bei ſo ſchwachen urſprünglichen Be-

weismitteln denke man ſich, daß die Juſtiz noch mit einem Halbjuriſten zu thun hatte, der ſchwer in die Enge zu treiben war, und ſeine Worte wohl abzumeſſen verſtand, um überall einen Rückhalt zu haben.

Der unterſuchenden Behörde gelang es jedoch, nach einer beinahe dreivierteljährigen Unterſuchung, aus den vorhandenen Thatſachen ein Syſtem zu entwickeln, welches einem Gerichte, das nicht verpflichtet iſt, ſeine gewonnene moraliſche Ueberzeugung erſt am Maßſtabe einer geſetzlichen Beweistheorie zu meſſen, vollkommen genügen konnte, um in Peytel den überführten Thäter zu erblicken. Wir wollen es verſuchen, unſern Leſern, ſtatt ihnen die vielen dürren Zeugenausſagen einzeln vorzuhalten, mit größter Kürze Peytels früheres Leben, ſo wie diejenigen Thatſachen, die auf das Verbrechen Bezug und die Geſchwornen zu ihrem Verdikt vermocht haben, in möglichſt gerundeter Erzählung darzuſtellen.

Sebaſtian Peytel iſt geboren zu Macon, im Saône- und Loire-Departement und gegenwärtig 35 Jahre alt. Er verlor ſeinen Vater früh, ſcheint indeß alle Mittel wenigſtens zu einer guten Schulbildung gehabt zu haben. Zwiſchen den Jahren 1825 bis 1829 arbeitete er bei einem Notar in St. Laurent und kam hierauf nach Paris, um die Rechte zu ſtudiren, ſoweit es in Frankreich von einem Notar verlangt wird. Er beſchäftigte ſich, ſeiner Ausſage nach, indeß mehr mit literariſchen Arbeiten und ſcheint bei den erſten pariſer Schriftſtellern ſich eingedrängt zu haben. Wenigſtens weiß man nicht, was man dazu ſagen ſoll, daß ſogar der berühmte Lamartine ihm ins Gefängniß einen Kondolenzbrief voll der innigſten

Hochachtungsverſicherungen geſchrieben hat, welchen der Advokat während ſeiner Vertheidigungsrede vorlas.*)

Nähere Aufklärungen über ſein Jugendleben und ſeine Sitten findet man in den weitläufigen Berichten der franzöſiſchen Blätter nicht. Daß er nicht im beſten Rufe der Redlichkeit geſtanden, geht daraus hervor, daß die Notariatskammer in Macon ſich geweigert hat, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Er arbeitete hieráuf bei einigen Notarien in Paris und Lyon und kaufte ſich endlich die Notariatsſtelle Cerdons, in Belley, um die Summe von 18,000 Franken (8400 fl.), die er indeß nicht gleich bezahlte.**)

Bei dem Gendarmerie-Offizier von Montrichard lernte er die kaum 20 jährige Felizia Alcazar, jenes Schwägerin, kennen und beſchloß ſie zu heirathen. Dieſes Mädchen war eine junge Kreolin, Tochter eines Koloniſten in engliſchen Dienſten, von ſehr ſchwacher Leibesbeſchaffenheit, von gutmüthigen,

*) Hr. Lamartine ſoll nach der Ausſage des Zeugen Brouſſaix, Peytels Schwager, nur auf vielfaches Drängen des Inkulpaten ſich entſchloſſen haben, dieſen Brief, der eigentlich ein „Moralitätszeugniß" ſein ſollte, zu ſchreiben. Auch habe er Peytel bloß dadurch gekannt, daß dieſer eine Flugſchrift voll Lobeserhebungen gegen Lamartine veröffentlicht. Letzter war übrigens bei Peytels Trauung ſowohl auf der Mairie als in der Kirche Heirathszeuge.

**) Bekanntlich ſind in Frankreich die Stellen der Notarien, Anwälte und Gerichtsdiener in der Art käuflich, daß ſelbſt die Erben des Beamten ſeine Schreibſtube an einen examinirten Kandidaten verkaufen können. Das gegenwärtige Miniſterium beſchäftigt ſich mit einem Geſetzentwurfe über Abſchaffung dieſes Mißbrauchs.

aber nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſelbſt ihres nächſten Verwandten ſtörrigen Karakters. Als Freiwerber bediente ſich Peytel eines Advokaten, Namens Roſelli-Mollet, der, wie die Anklage behauptete, der Familie Alcazar die glänzendſten Vorſpiegelungen von den günſtigen Glücksverhältniſſen ſeines Freundes Peytel machte. Gegen dieſe Inſinuation glaubte ſich Roſeli ſpäter auf energiſche Weiſe in öffentlichen Blättern vertheidigen zu müſſen.

Sein väterliches Vermögen hatte Peytel bereits durchgebracht, ſein mütterliches wurde von der Familie Alcazar auf mehr als 60,000 Franken (28,000 fl.) geſchätzt, ſein Amt mitinbegriffen, welches man völlig bezahlt wähnte. Zu dieſem Glauben brachte er ſie dadurch, daß er ſeinem Vorgänger Schuldſcheine, die in zwei Jahren bezahlt werden ſollten, ausſtellte und ſich dafür eine Finalquittung geben ließ. Da Felizia von noch mehrern andern Freiern umringt war, ſo fand man es für gut, ſie zu ihrer Mutter nach Paris zu ſchicken. Peytel reiste nach, bewarb ſich um ſie mit noch größerm Eifer, ſo daß die Familie endlich, nachdem ſie ſich von den Vermögensverhältniſſen des Bewerbers überzeugt glaubte, und auch ſonſt nichts Nachtheiliges über ihn erfahren hatte, zu der Abſchließung des unheilvollen Bandes ihre Einwilligung gab, obgleich Felizia ſich nichts weniger als geneigt dazu zeigte.

In der That trug dieſe Verbindung den Keim des Verderbens in ſich. Auf beiden Seiten war Geldintereſſe der Sporn zu ihrem Abſchluſſe. Dabei war Felizia ſauertöpfiſchen, halsſtarrigen und unlenkbaren Gemüthes, wenig gebildet, auſſerordentlich kurzſichtig

und nichts weniger als ſchön. Peytel dagegen iſt ein durch und durch verſchmitzter heuchleriſcher Karakter, voller Rückhalt bei allem, was er ſpricht und thut, fähig unter der Larve der Freundlichkeit aufs bitterſte zu verwunden, unbändig in ſeinem Zorn, tückiſch, kriechend, wo er einen Vortheil zu gewinnen hofft, und um ſo rückſichtsloſer ſeinen niedrigen Egoismus walten laſſend, wo er ſeinen Zweck einmal erreicht hat.

Schon vor Abſchluß der Ehe, bei Fertigung der Ehepakten, ſpekulirte er auf den Tod ſeiner Frau, indem er das im ſüdlichen Frankreich gewöhnliche régime dotal, wo das Vermögen der Eheleute getrennt bleibt, nicht gelten laſſen wollte, und Gütergemeinſchaft, mit gegenſeitiger Schenkung des Nutzgenuſſes an den überlebenden Ehegatten gegen Kautionsleiſtung ſtipuliren ließ. Der Ehevertrag ſollte nach dem Muſter deſſen, der zwiſchen einer Schweſter der Felizia, Frau Brouſſaix und deren Ehemann, einem Arzte, beſtand, abgefaßt werden. Peytel aber ließ bei der Abfaſſung die Klauſel der Kautionsleiſtung weg, und hinterging dadurch die Familienglieder, welche, nichts Arges vermuthend den ihnen zur Unterſchrift gebrachten Akt ohne weiteres vollzogen.

Gleich nach dem in Paris ſtattgefundenen Abſchluſſe der Ehe verkaufte Peytel mit Einwilligung des Familienraths eine ſeiner noch minderjährigen Frau gehörige Staatsrente von 5000 Fr. (2333 fl. 20 kr.). Unter den Eheleuten gab es ſchon am Tage nach der Hochzeit Gelegenheit zu Zwiſtigkeiten. Felizia hatte ihrem Gatten die eheliche Pflicht geweigert und dieſem dabei eine Schramme ins Geſicht gekratzt. Alles dies geht aus den Ausſagen von Peytels Schwägern

Montrichard und Brouſſaix und des letztern Ehefrau hervor.

Felizia muß allerdings Urſache zur Klage gegeben haben. Schon am Hochzeitstage drohte ſie von ihrem Manne weg und ins Kloſter gehen zu wollen, bei einer Veranlaſſung, die kaum der Rede werth war. Ihre eigene Familie fand es für gut, bei ſolchen Gelegenheiten ſich für Peytel zu erklären.

Von Paris begaben ſich die jungen Eheleute nach Bourg zu ihrem Schwager Montrichard, wo es ebenfalls täglich zu lebhaften Zwiſtigkeiten kam. Dieſelben Szenen wiederholten ſich noch mehr in Belley. Felizia wurde von ihrem Schwager Brouſſaix in ſtarken Ausdrücken ſchriftlich aufgefordert, von ihrem ungebührlichen, ſpöttiſchen Weſen zu laſſen. Anderſeits ließ es Peytel auch an Urſachen zu ſchweren Vorwürfen nicht fehlen. Er behandelte ſeine Frau, wenn ſie ihn durch ihr ungeſchicktes, beinahe tölpelhaftes Benehmen in Verlegenheit geſetzt hatte, auf eine eben ſo ſchonungsloſe als erniedrigende Weiſe. So hieß er ſie einmal in Gegenwart fremder Perſonen vom Tiſch weg und in ihr Zimmer gehen. Ein anderes Mal ſoll er ſie, nach der Ausſage ſeiner Schwägerin Brouſſaix, bei Gelegenheit eines auf Koſten ſeiner Wahrheitsliebe gemachten Scherzes, eine „infame Kreatur“ genannt haben. Bei einem Scherze über ſeine Eiferſucht, führte er ſie vor den Spiegel, mit den Worten: „Betrachte dich doch und ſage aufrichtig, ob man einer ſolchen Fratze wegen eiferſüchtig ſein kann.“ Einſt ſtieg ſeine Wuth zu einem ſolchen Grade, daß Felizia ihre Schweſter zu Hilfe rief. Als dieſe kam, fand ſie Peytel damit beſchäftigt, ſich kaltes

Waſſer über den Kopf zu gießen, um ſeines Zornes Meiſter zu werden.

In der Prozedur befinden ſich zwei Billete der Frau Peytel an ihren Mann, folgendermaßen lautend:

1. „Lieber Mann; ich habe großes Unrecht gegen Dich begangen. Ich flehe Dich an, verzeihe mir zum letzten Male. Ich ſchwöre Dir bei der Aſche meines Vaters, nicht bloß alles was in meinen Kräften ſteht zu thun, um die Dir angethane Beleidigung wieder gut zu machen, ſondern auch mich in Deine leiſeſten Wünſche zu fügen, welche ſie auch ſeien. Wenn ich dieſen feierlichen Schwur nicht halte, ſo magſt Du mich einſperren, wo es Dir gefallen wird.

Bourg, den 31. März 1838, am 24. Tage meiner Ehe. Felizia Alcazar.“

2. „Mein liebſter Freund. Ich kann Dir meinen Zuſtand nicht beſchreiben. Wie konnte ich, trotz Deiner Güte und Aufmerkſamkeit, Dir ſo ſchrecklich begegnen? Ich ſchaudre vor mir ſelbſt. Ich glaube, ich bin beſeſſen; denn oft weiß ich nicht, was ich thue und kann meine unedlen Gelüſte nicht meiſtern. Ich beſchwöre Dich im Namen alles deſſen, was Dir auf Erden theuer iſt, habe Mitleiden mit einer Frau, an welche ein heiliges Band Dich kettet, und welche Dich vielleicht einſt zum Vater machen wird; und wenn dies Alles Dein gegen mich ſtets mildes und großmüthiges Herz nicht bewegt, ſo bitte ich Dich nur noch um Eines: Laſſe mich zu Deiner Mutter oder in ein Kloſter gehn. Lebe wohl und erlaube mir, Dir meine Fehler zu geſtehen.

Deine ſtrafbare Freundin

Felizia Peytel.“

Dieſe beiden Schreiben, welche Peytel wohl mit Abſicht den Augen der Behörden nicht verborgen gehalten hatte, waren, wie es ſcheint, von ihm ſelbſt aufgeſetzt worden. Daß es dieſe Bewandniß mit dem Billet habe, hat Peytel ſelbſt ſeinem Schwager Montrichard, der auch das von ſeiner Hand geſchriebene Original geſehen hat, erzählt. Das andere Billet ſtimmt mit dem erſten in Styl und Inhalt überein; auch iſt es unglaublich, wo die im Unterrichte ſo vernachläſſigte Felizia, die nach der Ausſage ihres Schwagers Brouſſaix kaum ordentlich leſen konnte, dergleichen hochtrabende Phraſen her haben ſollte. Vollſtändige Aufklärung über dieſen Punkt hat die Unterſuchungsbehörde indeß nicht erzielen können. So viel iſt gewiß, daß Felizia, wenn ſie ihren Verwandten ihr Schickſal klagte, mehrmals in die Worte ausbrach: „Ich befinde mich in einer ſchrecklichen Lage, wenn ich mit ihm allein bin. Ich weiß nicht, was er mich da immer ſchreiben läßt; dann befehle ich Gott meine Seele.“

Ein anderes Manöver Peytels, welches zugleich von allen Antecedentien des Verbrechens als der ſchwerſte Verdacht auf ihm laſtet, gibt zugleich der That, wenn ſie wirklich von ihm ausgegangen iſt, den Karakter einer wahrhaft teufliſch raffinirten und vorbedachten Unthat. Schon im zweiten Monate ihrer Verehelichung, als Felizia noch nicht 21 Jahre alt war, drang Peytel in ſie, ihr Teſtament zu machen.

Mit ſchmeichleriſch lockenden Worten zeigte er ihr ein zu ihren Gunſten von ihm geſchriebenes Teſtament und verlangte, daß ſie ein gleiches zu ſeinem Vortheil mache. Sie berieth ſich darüber mit ihrer Familie. Ihre Schweſter Brouſſaix rieth ihr, dies Opfer zu

bringen, um dann in größerer Einigkeit mit ihrem Manne leben zu können; übrigens ſei ſie ja auf dem Wege, Mutter zu werden, dann wäre das Teſtament von Rechtswegen nichtig. Nur die Mutter der Felizia war argwöhniſch und ihr Schwiegerſohn Brouſſaiz hörte aus ihrem Munde die Worte: „Er wird ſie doch nicht vergiften wollen.“

Das Teſtament kam demungeachtet zu Stande und lautet wie folgt:

„Ich Endesunterzeichnete habe mein Teſtament gemacht, wie folgt: Ich empfehle Gott meine Seele, ich ſchenke und vermache meinem lieben Ehemanne Sebaſt. Bened. Peytel, Notar, bei mir in Belley wohnhaft, die Geſammtheit meines beweglichen und unbeweglichen Vermögens, das ich nach meinem Tode hinterlaſſen werde. Ich begreife darin den Nutzgenuß des im Art. 915 des Zivil-Geſetzbuches vorbehaltenen Vermögenstheils. Wenn ich Kinder hinterlaſſe, ſo ſoll mein Mann mein halbes Vermögen haben und zwar zum Viertel in vollem Eigenthum, zum Viertel in Nutzgenuß, wofür er keine Kaution zu leiſten haben ſoll; alles dies um ihm für ſeine Sorgfalt zu danken. Dies iſt mein letzter Wille, welchen ich mit eigener Hand ganz ge- und unterſchrieben habe.

„Geſchehen zu Belley, den 30. Juli 1838.

Felizia Thereſe Alcazar, verehelichte Peytel.“

Peytel wußte wohl, welche neue Beſtärkung der gegen ihn beſtehende Verdacht durch die Entdeckung dieſes Teſtaments bekommen würde. Dies und nichts anders mochte der Grund ſein, warum er ſeinem Freunde,

dem Advokaten Roſelli, am 6. November 1838, da er wußte, daß das Teſtament der Aufmerkſamkeit der Unterſuchungs-Behörde entgangen war, den Auftrag gab, ſich des Teſtaments zu verſichern. Erſt nach einigen Monaten wurde dieſe Thatſache ruchbar. Das hartnäckige Schweigen Peytels und des Advokaten Roſelli hemmte lange den Lauf der Unterſuchung. Endlich gaben ſie die Exiſtenz und den Inhalt des Teſtaments zu. Dadurch war die Unterſuchung ihrem Ziele eine ſtarke Strecke näher; denn ſie hatte dem Inquiſiten nachgewieſen, daß er ein Geldintereſſe durch den Tod der Felizia Alcazar realiſirte.

Und wie verdächtig erſcheint das hartnäckige Ableugnen der eben erzählten Thatſachen, ſo wie die Verheimlichung des Teſtaments. Roſelli nimmt es in ſeinem oben erwähnten Journal-Artikel dem Generalprokurator ſehr übel, daß er ſein Benehmen in der ganzen Sache im Anklageakt mit etwas ſcharfen Zügen darſtellt und ſchiebt zu ſeiner Entſchuldigung ſeine Stellung als damals von Peytel erwählter Vertheidiger vor. Aber darf der Vertheidiger Ueberführungsſtücke unterſchlagen?

So war das Verhältniß der beiden Eheleute, als ſie gegen Ende Oktober 1838 die verhängnißvolle Reiſe nach Macon machten. Auf dieſer Reiſe wurde die Unthat begangen. Nun hat entweder Peytel Wahrheit geſprochen und Ludwig Rey war der Mörder, oder dieſer war unſchuldig.

Welcherlei Anzeichen bewahrheiten die Schuld Ludwigs? Man fand bei ſeinem Leichnam ein Piſtol ligen. Aber dies war eine Luxuswaffe, die noch Niemand bei ihm bemerkt hatte. Der frühere Eigenthümer derſelben in

Lyon weiß ſich zwar nicht zu entſinnen, ob er ſie an Peytel verkauft habe; aber er erinnert ſich ſehr wohl, daß derſelbe ihn in der letzten Zeit mehrere Male beſucht.

Ludwig hat am Tage vor der That in Macon Kugeln gekauft. Es geſchah jedoch aus Peytels Auftrag, der durch dies Begehen die öffentliche Meinung irre leiten wollte. Wie hätte er, wäre er mit ſolch verbrecheriſchen Gedanken umgegangen, den jungen Carand, ein 13jähriges Kind, Neffen Peytel's, mit zum Waffenſchmied nehmen, und ſo ein Zeugniß gegen ſich erwecken mögen?

Zudem haben mehre Perſonen bemerkt, daß Peytel, als er nach der That nach Haus gekommen war, mehrmals in Augenblicken, wo er am meiſten erſchöpft ſchien, in das Gemach ging, wo ſich die Sachen ſeines Bedienten befanden. Jedermann fand dieſe unerklärlichen Bewegungen auffallend und die Vermuthung ligt wohl nicht fern, daß er bei einer ſolchen Gelegenheit die Kugeln in die Kleider des Andern praktizirt habe.

Dagegen ſprach alles, was zu Gunſten des Bedienten war, laut gegen ſeinen Herrn das Schuldig aus, wozu ſich noch alle die Anzeichen geſellten, die wir im Laufe dieſer Darſtellung als Anſchuldigungsindizien gegen letztern angeführt.

Noch eine ganze Reihe von Verdachtsgründen gegen Peytel entwickelte ſich aus dem Gutachten der Aerzte. Nach ihren Angaben konnten die beiden Kopfwunden der Frau Peytel unmöglich von einem und demſelben Schuſſe herrühren; denn ſie liefen in verſchiedener Richtung. Dazu kam die angebrannte Stelle

in der Haut, die verſengten Wimpern und Augenbraunen, welche einen Schuß mit der Mündung gegen die getroffene Stelle anzeigten und nicht einen ſolchen, der von auſſerhalb des Wagens, alſo wenigſtens ſechs Schritte weit herkam. Hätte ferner Ludwig den Schuß gethan, ſo mußte er, da er beinah ganz nahe an der Stelle der Wunde losdrückte, die Hand faſt auf der Bruſt ſeines Herrn ligen haben. Denn dieſer ſaß zwiſchen der Stelle, wo der Schuß hergekommen ſein mußte, und ſeiner Frau, ſo daß er den Mörder hätte müſſen abhalten können.

Daß die Doppelwunde durch einen Prellſchuß entſtanden, erklärten die Experten nach der Beſchaffenheit der Wunden und des Wagens für **unmöglich**. Von den Kugeln hatte die eine ganz das Kaliber derjenigen, welche Peytel in Belley vorräthig hatte, und wovon man noch fünf Stück in ſeinen Taſchen fand. Die andre hatte das Gewicht derjenigen, die in Macon eingekauft waren; ſie war aber mit einem Hammer länglich geſchlagen worden, um ins Piſtol geladen werden zu können.

Die Aerzte erklärten es ferner für **unmöglich**, daß die Verwundete nach dem Schuß noch 200 Schritte (ſo weit iſt der Weg vom Orte, wo das Verbrechen verübt worden, bis an die Brücke von Andret) hätte gehen können. Eben ſo hielten ſie es für **unwahr**, daß ſie in dieſer Zeit auch nur ein einziges Wort hätte reden können, weil durch dieſe Bemühung die größere Kugel nothwendig in die Speiſeröhre hätte fallen müſſen.

Solche ſchwere Indizien ergaben ſich ſchon aus den Voruntersuchungen. Mehr als bekräftigt wurden die-

ſelben den 26. Auguſt 1838 vor den Aſſiſen des Aindepartements, in Bourg, als ſie unter dem Präſidium Duriens zur öffentlichen Verhandlung kamen. Ganz Frankreich war auf den Ausgang derſelben auf das lebhafteſte geſpannt. Dazu trugen auſſer der Schwierigkeit des Beweiſes, namentlich die Stellung vieler dabei intereſſirten Perſonen und das hohe moraliſche ja dramatiſche Intereſſe der Sache das ihrige bei, und gern öffneten alle pariſer Zeitungen ihre Spalten den ausführlichſten Berichten über die mehrtägigen Debatten.

Um in den Audienzſaal gelangen zu können, mußte man ſich vorerſt vom Präſidenten eine Eintrittskarte verſchafft haben. Die meiſten Notabilitäten aus der ganzen Umgegend, ſelbſt aus Lyon, bemühten ſich, eine ſolche zu bekommen, und man kann ſich denken, wie viele Neugierige nicht befriedigt werden konnten.

Wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, gab ſich auch hier das moraliſche Bewußtſein des Volks in einer dem Angeklagten feindſeligen Stimmung kund. Dieſelbe ſtieg aufs Aeuſſerſte, als man beim namentlichen Aufrufe der Zeugen durch den Gerichtsdiener, das herzzerreiſſende Geſchrei einer Dame vernahm, welche bewußtlos in die Arme der Umſtehenden ſank. Es war die oben erwähnte Schweſter der Ermordeten, Frau Brouſſaix, deren heftiger Schmerz, über den ſchrecklichen Tod ihrer Schweſter, ſich bei dieſem Erwachen aufs neue Luft machte.

Ein Vorſpiel zu den Debatten liefern die heftigen Erörterungen unter dem Publikum, über Schuld oder Unſchuld des Angeklagten. Als die Wachen ſich mit demſelben durch die dichtgedrängte Menge drängten,

erſchallte von allen Seiten gegen ihn ein Geſchrei der Beſchimpfung und Verwünſchung, welches nur mit Mühe gedämpft werden konnte.

Peytel iſt von kleiner Statur, ſeine zurückgeworfenen ſchwarzen Haare, laſſen ſeine breite und hohe Stirn ganz frei, ein dichter Bart umhüllt ſein Geſicht. Er iſt ganz ſchwarz gekleidet und ſeine Phyſionomie hat zwar nichts Ausgezeichnetes, aber doch einen Ausdruck von Sanftmuth und Feinheit. Beim Niederſitzen iſt er bleich und vom Geſchrei der Menge aufs tiefſte erſchüttert. Nach und nach gewinnt er Ruhe und Farbe wieder und grüßt einige im Saale befindliche Bekannte mit einem leichten Kopfnicken.

Während der Vorleſung desjenigen Theiles des Anklageakts, der ſich auf die Einzelnheiten des Todes der Frau Peytel bezieht, ſucht der Angeklagte ſeine lebhafte Gemüthserſchütterung und den von ſeiner Stirne triefenden Angſtſchweiß dadurch den Augen des Publikums zu entziehen, daß er den Kopf auf ſeine Hand ſtützt. Sonſt hört er Alles mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Aus ſeinem Verhöre, worin ſich ſein Karakter bis in ſeine feinſten Schattirungen malt, theilen wir die intereſſanteſten Stellen mit.

Präſident. Wo haben ſie Fräulein Alcazar kennen gelernt?

Angeklagter. Bei Hrn. von Montrichard, ihrem Schwager.

Fr. Sie haben um ihre Hand angehalten?

A. Ja.

Fr. Etwa erſt nach ihrer Abreiſe von Belley?

A. Nein, Herr Präſident. Ich hatte vorher ſchon

mit Hrn. von Montrichard darüber geſprochen und es ſchien mir, daß er meinem Plane nicht abgeneigt ſei. Fräulein Alcazar (Peytels Stimme ſchwankt; er vermag nur mit Mühe weiter zu reden) war noch in Belley. Ich begab mich von da nach Lyon, um nicht bei einer etwaigen Weigerung gegenwärtig zu ſein.

Auf die Fragen über die falſchen Vorſpiegelungen, die er der Familie gemacht haben ſoll, und über den Mißbrauch der von Cerdon ausgeſtellten Quittung über die 18,000 Franken, waren Peytels Antworten theils ſchwankend, theils gradezu ableugnend. Sein Schwanken verſuchte er durch ſeine innere Aufregung zu erklären. Darüber, daß er bei Abfaſſung des Heirathsvertrags nicht ſo, wie oben erzählt, hinterliſtig verfahren ſei, wünſchte er, aber zu ſpät, die Abhörung des Notars Perre in Paris, der das Aktenſtück gemacht habe. Auf Vorhalten des Präſidenten, daß er ſich dadurch, daß er ſein Notariat als bezahlt aufgeführt habe, einer Lüge ſchuldig gemacht, antwortete er gar nicht.

Fr. Hat Fräulein Alcazar Widerwillen gegen die Ehe gezeigt?

A. Sie war ſehr wankelmüthig. Hr. von Montrichard ſagte mir, dies ſeien kindiſche Launen eines jungen Mädchens und ſprach mir eifrig zu, die Ehe abzuſchlieſſen.

Fr. Am Hochzeitstage hatten Sie ſchon Zwiſt mit der jungen Perſon?

A. Deſſen erinnere ich mich nicht; halte übrigens dieſe Angabe für falſch.

Fr. Sie waren erzürnt, weil Ihre Frau am Hochzeitstage ihren Schmuck ihren Freundinnen zeigte? Dieſer Umſtand war der Familie auffallend.

A. Ich erinnere mich jetzt. Die erwähnte lächerliche Verweiſung dauerte den ganzen Morgen. Ich machte meiner Frau Vorſtellungen darüber, doch ohne Zorn und Aufwallung.

Fr. In den erſten Tagen der Ehe ereigneten ſich ſchon ſehr ernſte Mißhelligkeiten?

A. Meine Frau war ... ſie war ein Kind, das gelenkt werden mußte. Ich that es mit Sanftmuth. Nichts ſah einer Zänkerei ähnlich.

Die Briefe der Felizia an den Angeklagten werden vorgeleſen.

Präſident. Welche Bewandtniß hat es mit dieſen Erklärungen?

A. Meine Frau begegnete übel dem Hrn. v. Montrichard. Ich machte ihr Vorwürfe darüber und bedrohte ſie mit ernſthaften Erklärungen. Da ſchrieb ſie freiwillig dieſe Billete.

Fr. Was konnte ſie für ſchweres Unrecht gut zu machen haben?

A. Sie hatte unzählige Fehler. Sie ſprach nicht mit Hrn. v. Montrichard, ſie drehte ihm den Rücken zu, ſie war unmanierlich bei Tiſche. Ich habe überdies dieſen Brief Hrn. v. Montrichard gezeigt und glaubte ihn aufheben zu müſſen; denn Felizia war ſehr launiſch.

Auf weiteres Eindringen des Präſidenten, dem dieſe Antwort nicht genügte, antwortete Peytel: Ich bin aufgeregt ... ich bin meiner Gedanken nicht Herr und kann mich jetzt nicht näher erklären. Daß er ein Model dieſer Briefe ſelbſt geſchrieben, leugnete er.

Fr. Wann ſchrieb ſie die zweite Erklärung?

A. Als Madame Brouſſaix einmal bei uns war.

Meine Frau war ſehr gefräßig ... ja ſehr gefräßig. Ich machte ihr Vorwürfe darüber ... ſie erhitzte ſich deshalb und machte ihr Unrecht noch ärger. Uebrigens war ſie aufgebracht, weil ich ihr nicht immer zu Willen war.

Fr. Und deshalb hatte ſie „Schauder vor ſich ſelbſt," und ſpricht von „unedeln Gelüſten?"

A. Ich kann keine andre Erklärung geben. Ich rede die Wahrheit. (Gemurmel.)

Hier wird ein Brief von Brouſſaiz an Felizia auf Verlangen des einen Vertheidigers von Peytel vorgeleſen, worin er ihr, wegen ihres Benehmens gegen ihren Mann, ſanfte Vorwürfe macht und ſie zur Nachgiebigkeit und zum ſchuldigen Gehorſam ermahnt.

Fr. Warum veranlaßten Sie ihre Frau ſo früh ein Teſtament zu machen?

A. Ich war in großer Gefahr. Ich hatte ein wildes, unbändiges Pferd und machte mein Teſtament. Meine Frau ſah es, und wollte desgleichen thun. Ich habe ſie nicht darum gebeten. Sie konnte thun was ſie wollte.

Fr. Das alles ſteht aber mit den Zeugenausſagen in Widerſpruch.

A. Ich wiederhole, daß ich ein wildes Pferd hatte und oft in Gefahr ſchwebte.

Das Teſtament wird vorgeleſen.

Fr. Warum verweigerten Sie ſo lange die Herausgabe des Teſtaments?

A. Ich war dazu nicht verpflichtet.

In Bezug auf ſeinen Bedienten, Ludwig Rey, erklärt Peytel nur kurzweg: er ſei nie ganz zufrieden mit ihm geweſen. Sein Neffe habe dieſen, was mit

deſſen eigner Zeugenausſage in Widerſpruch ſteht, nicht begleitet, als er beim Waffenſchmied Charpentier die Kugeln gekauft. In Bezug auf die einzelnen Umſtände vor und bei der That, beharrte Peytel ſo ziemlich bei ſeiner urſprünglichen Angabe. In ſeinen Antworten iſt er immer kurz, entſchloſſen, dabei aber körperlich oft ſo ſehr auf's Aeußerſte erſchöpft, daß er ſich niederſetzen muß. Beim Anblick der ihm vorgehaltenen Ueberführungsſtücke wendet er die Augen ab und bleibt wie verſteinert ſtehn. Wie wohl er ſich auf die Kunſt verſteht, da frech zu leugnen, wo man ihm das wahre Sachverhältniß nicht nachweiſen kann, gab er doch folgende Antwort.

Fr. Wie kommt es, daß Sie Ihren Bedienten, der doch ſchon auf der Flucht und weit vor Ihnen voraus geweſen ſein mußte, noch mit dem Hammer auf den Kopf treffen konnten?

A. Ich bin ſchnell auf den Beinen und Ludwig hatte, glaube ich, etwas am Fuße, was ihn am Laufen hinderte.

Und ſo verfuhr er weiter. Verwies ihn der Präſident auf die Ausſagen der Zeugen und Sachverſtändigen, ſo behauptete er, andre Zeugen und Sachverſtändige würden ſchon anders deponiren.

Nach Beendigung des faſt dreiſtündigen Verhörs des Angeklagten, ſchritt man zur Abhörung der Zeugen. Die Quinteſſenz der intereſſanteſten und glaubwürdigſten Depoſitionen iſt bereits in die obige Geſchichtserzählung eingeflochten.

Die zuerſt abgehörten Zeugen deponirten über Ludwig Rey's unbefangenes Benehmen in Macon, Tenay und Roſillon. Intereſſant iſt ein vom General-Proku-

rator mitgetheilter Brief, den Peytel an den Redaktor des Courrier de l'Ain geſchrieben, um ihn zu veröffentlichen und dadurch die öffentliche Meinung zu ſeinem Vortheil zu ſtimmen. Auch daß er dies gethan, leugnet Peytel.

Am folgenden Tage der öffentlichen Verhandlung brach beim Erſcheinen Peytels der allgemeine Unwille gegen ihn noch viel lauter und drohender aus, als am erſten.

Beſonderes Intereſſe erregte namentlich die Ausſage von Thermet; durch die ſchlichte, wahrhaft rührende Einfachheit, mit welcher dieſer 64jährige Mann die ſchaudererregenden Umſtände erzählte, deren Zeuge er war und durch den Widerſpruch, in welchem mit ſeiner Depoſition die von Peytel herrührende Darſtellung des ganzen Vorganges ſtand; ferner die des Präſidenten Jordan, des Gendarmerie-Lieutenants Wolf, des General-Forſtinſpektors Delart, Peytels Hausgenoſſen, des ehemaligen Notars Cerdon und der Aerzte. Der Inhalt ihrer Depoſition, alle mehr oder weniger ſchwer belaſtend gegen den Angeklagten, haben wir in der obigen Geſchichtserzählung bereits angedeutet. Hierauf äuſſerten ſich mehre Zeugen über Piſtolenſchüſſe und Angſtgeſchrei, das ſie in der Nacht vom 1. Nov. von dem Orte her, wo Rey's Leichnam gefunden worden, vernommen hätten.

Ein Zeuge ſagt aus: er ſei mit Thermet zu Peytel ins Gefängniß gegangen, um für den Erſtern ein Trinkgeld in Anſpruch zu nehmen für ſeine Bemühungen beim Heimfahren des Leichnams der Frau Peytel. Da habe Peytel behauptet, „wer gegen ihn ausſage,

käme auf die Galeeren.“ Letzterer ſtellt dies in Abrede; auch Thermet weiß nichts davon.

Den 28. Auguſt war Peytel ſchon vor Beginn der Sitzung in den Aſſiſenſaal gebracht worden, um vor ähnlichen Beſchimpfungen, wie an den beiden vorhergehenden Tagen ſicher zu ſein. Ein Artillerie-Offizier erklärte ſich über die Beſchaffenheit der Schußwunden auf eine Weiſe, wodurch die Schuld des Angeklagten beinah auſſer allen Zweifel geſtellt ward.

Der Hautbrand auf der Wange der Frau Peytel, ſagte er, könne nicht von den kleinen Piſtolen herrühren, die Peytel bei ſich hatte. Um die Haut zu verſengen, müſſe ein Piſtol höchſtens 6 Zoll vom Gegenſtande entfernt ſein, und höchſtens 4 Zoll, um Pulverincruſtrationen in der Haut hervorzubringen. Wenn Peytel wirklich zur rechten Seite ſeiner Frau geſeſſen, mußte er nothwendigerweiſe vom Arme des Mörders berührt worden ſein ꝛc. ꝛc.

Dieſe Erklärungen machten auf die Geſchwornen einen um ſo größern Eindruck, da ſie durch zwei andere Artillerie-Offiziere nicht bloß genau beſtätigt, ſondern auch aufs gründlichſte und weitläufigſte motivirt und mit einer Reihe von Beweisführungen, die ſich bei eigens zu dieſem Zwecke gemachten Experimenten ergeben, belegt waren.

Das größte Intereſſe erregten jedoch die Ausſagen der Verwandten der Familie Alcazar, nämlich die Montrichards, der Eheleute Brouſſaix und die von Peytels Schwiegermutter. Dieſe Perſonen verbreiteten ſich in ihren Ausſagen umſtändlich über den Karakter der Gemordeten und ihr Verhältniß vor und nach Abſchluß der Ehe zu Peytel, was alles dem weſent-

lichen Inhalte nach ſchon oben auseinandergeſetzt worden iſt.

Merkwürdig iſt es, daß wir hier den Angeklagten auch als heuchleriſchen Frömmler kennen lernen; denn um ſich bei der Geiſtlichkeit Klienten zu verſchaffen, muthete er der Familie ſeiner Frau zu, Freitags und Sonnabends Faſtenſpeiſen zu eſſen. Die Mutter der Ermordeten, die vor Schmerz in Thränen zerfloß, wurde vom Präſidenten, da ſie ohnehin nicht viel neue Aufklärungen geben konnte, mit vielen Fragen verſchont. Großen Eindruck machte es, als ſie mit kaum hörbarer Stimme erzählte, daß ihre Tochter ihr einſt ihr Leid mit den Worten geklagt: „Ich weine mehr als ich lache, und bin ſehr unglücklich.“

Die übrigen Zeugniſſe ſind von untergeordnetem Intereſſe. Roſelli bezeugt, daß Peytel ihm, ehe die Juſtiz vom Teſtamente Kenntniß gehabt, den Auftrag gegeben, es der Familie Alcazar zuzuſtellen. Mehre Notarien geben Peytels noch nicht vollendete Studien und den gegen ihn beſtehenden Verdacht, er ſei zum Diebſtahl geneigt, als den Grund an, warum er 1832 nicht zum Notariate zugelaſſen worden.

Auch an für den Angeklagten ſprechenden Zeugen fehlte es nicht, doch äuſſerten ſie ſich größtentheils nur über Peytels guten Ruf, ſeine gemäßigten politiſchen Geſinnungen und die Theilnahme ſeiner Freunde an ſeinem Schickſal. Ein Zeuge ſtattet Peytel im Namen einer Familie, der er ſich einmal auf uneigennützige Weiſe wohlthätig bewieſen, ſeinen Dank ab. Endlich veranlaßt die kunſtverſtändige Ausſage eines in Frankreich nicht unberühmten Arztes, Ollivier von Angers, der es für möglich hielt, daß die beiden

Schußwunden durch einen und denſelben Schuß entſtanden, zwiſchen ihm und den andern Aerzten eine lange Erörterung.

Den 30. Auguſt wurde Peytels Schickſal entſchieden. Zuerſt hielt der General-Prokurator eine vierſtündige und dann der erſte Vertheidiger des Angeklagten, Margerand, eine ſechsſtündige Rede, worin freilich in hyperrhetoriſcher Form alle Gründe der Anklage und Vertheidigung mit vielem Scharfſinn und Talent entwickelt wurden. Während der erſten Rede hielt Peytel ſein Geſicht in ſein Schnupftuch gehüllt. Um 7 Uhr des Abends wurde die Sitzung geſchloſſen und um 9 Uhr wieder eröffnet.

Der Präſident erklärte die Debatten für geſchloſſen und gab das Reſümé, das ganz kurz und unparteiiſch die Reſultate der Verhandlung entwickelte.

„Hier beginnt Ihr Auftrag, meine Herren Geſchwornen, ſagte er, eine ſchwere Miſſion, deren Sie ſich zwar nicht leichthin entledigen können, die aber Ihren Geiſt nicht in übertriebene Unruhe zu verſetzen braucht. Ehre und Geſetz verlangen nichts Schweres von Ihnen. Aufrichtig mit Ihrem Gewiſſen zu Rathe zu gehen, feſt auf ſeine Eingebung zu vertrauen, ſie auszuſprechen, es ſei, welche ſie wolle, ohne Leidenſchaft, aber auch ohne Schwäche: darin beſteht das Geheimniß Ihrer Pflichten, die ganze Regel für Ihr Benehmen. Wenn Sie dieſe Regel befolgen, ſo können Sie ruhig ſein, Sie haben Ihre Pflicht erfüllt, Ihren Eid gehalten und, es erfolge, was da wolle, Ihr Gewiſſen rein gehalten.“

Während des Reſümé verfiel Peytel wieder in lebhafte Unruhe. So lange die Berathung der Geſchwor-

nen dauerte, nämlich von halb eilf Uhr bis gegen Mitternacht, verließ niemand den Saal; denn jeder war auf die Entwicklung dieſes verhängnißvollen Drama's geſpannt.

Auf die fieberhafte Aufregung, die bei allen Zuhörern herrſchte, erfolgte tiefe Stille, als die Geſchwornen leiſe hereintraten und ihre Sitze wieder einnahmen. Jeder ſuchte in ihren Zügen ihre Entſcheidung zu leſen.

Die Sitzung wird wieder eröffnet.

Präſident. Ich erinnere das Publikum, daß Stillſchweigen im Angeſicht des Geſetzes und der Gerechtigkeit eine heilige Pflicht iſt. Meine Herren Geſchwornen, welches iſt das Reſultat Ihrer Berathung?

Der Erſte der Geſchwornen. Auf Ehre und Gewiſſen, vor Gott und Menſchen erkläre ich, die Antwort der Geſchwornen iſt folgende:

1. Auf die Frage: Iſt Sebaſtian Peytel ſchuldig, die Felizia Alcazar freiwillig getödtet zu haben? — Ja, mit Stimmenmehrheit. (Lebhafte Bewegung.)

2. Auf die Frage: Iſt dieſe Tödtung mit Vorbedacht geſchehen? — Ja, mit Stimmenmehrheit.

3. Auf die Frage: Iſt er ſchuldig, den Ludwig Rey freiwillig getödtet zu haben? — Ja, mit Stimmenmehrheit.

4. Iſt dieſe Tödtung mit Vorbedacht geſchehen? — Ja, mit Stimmenmehrheit.

Mit Schauder und Zittern wenden ſich alle Blicke gegen den Angeklagten, der eben zur Thüre hereingeführt wird. Er iſt bleich und fällt, als er in den Augen ſeines Vertheidigers ſein Schickſal leſen will, erſchöpft auf die Bank. Beim Anhören des Verdikts

aus dem Munde des Gerichtsſchreibers, ſtarrt er wie vernichtet vor ſich hin. Auf die Frage des Präſidenten: „Ob er noch etwas über die Anwendung des Geſetzes zu ſagen habe?“ macht er eine verneinende Bewegung mit dem Kopf; in konvulſiviſcher Bewegung zittern alle ſeine Glieder, und ein kalter Schweiß trieft ihm von der Stirne. Während der Berathung des Gerichts will Peytel reden, kann aber bloß einige unartikulirte Töne hervorbringen. Das Gericht tritt wieder ein, und der Präſident liest mit bedeutſam langſamer Stimme das Urtheil vor, welches gegen den Angeklagten die Todesſtrafe ausſpricht.

Und während der nun völlig darniedergeſchmetterte Peytel ſich an die Stirn ſchlägt und verzweifelnd in die Worte ausbricht:

„Ach, mein Gott, der Kopf zerſpringt mir, ich bekomme einen Blutſturz; mein Gott, mein Gott, ach!“ ertönt von einer einzelnen Stimme der pöbelhafte und grauſame Freudenruf:

Vivant die Geſchwornen!

Der Präſident verordnet umſonſt, daß der Schreier feſtgenommen werde. Er hat ſich unter der Menge ſchon verloren.

Der Verurtheilte wurde mit ſtärkerer Bedeckung, als gewöhnlich, hinweggeführt, und ſichtbar war der Eindruck, den ein großes Verbrechen und eine ſchwere Sühne auf die wegſtrömende Menge gemacht hatte. Erſt als er allein war, gewann Peytel ſeine Geiſtesſtärke einigermaßen wieder.

„Mein Leben iſt in Unglück dahin gewelkt, ſprach er, was liegt an einigen Tagen mehr oder weniger?

Sagt meinen Freunden, ich werde muthig ſterben.“ Dennoch trug er auf Kaſſirung des über ihn gefällten Urtheils an.

Fortſchritte der Geologie in neueſter Zeit *).

In der Geologie ſind die Thatſachen alles, die Raiſonnements nur wenig; ſie leiten ſogar irre, in ſo fern man den Beobachtungen zuvorgreifen will. Erſt ſeitdem man eine gute Beobachtungsmethode angenommen, ſind auch Thatſachen erſchienen, und Fundamentalkenntniſſe haben das Schwankende der Hypotheſen erſetzt. Das Gebäude der Geologie ſteigt immer höher, die Materialien ſind in Menge vorhanden, und geſchickte Baumeiſter wiſſen ihnen den rechten Platz anzuweiſen. Eine ſo günſtige Umgeſtaltung hat nicht plötzlich, nicht ohne Beſtreitung ſtatt gefunden. Die Einbildungskraft verzichtet nicht leicht auf ihre glänzenden Fiktionen. Sie vertheidigt ſie ſo lange, bis das helle Tageslicht alle Schatten beſeitigt. Wir ſind noch nicht weit entfernt von der Zeit, wo die Aneinanderreibung der Hypotheſen, der Streitigkeiten über den unbekannten Urſprung gewiſſer Felsarten, über Thatſachen, die man nicht näher prüfte, und über

*) Vergleiche mit den zahlreichen Aufſätzen über ähnliche Gegenſtände in den verſchiedenen Theilen der frühern Jahrgänge der Bibl. d. n. Weltk.

Gegenſtände, die man nicht ergründen konnte, die Aufmerkſamkeit faſt aller Geologen verſchlangen, während die Vernunft unmerklich ſich entwickelte und einen ſchweigenden Sieg errang, wie alle diejenigen, welche der Irrthum ihr endlich zugeſtehen muß.

Man hat bereits erkannt und bewieſen, daß die obern Schichten der Erde nicht, wie man früher geglaubt, in einem Zuſtande der Verwirrung ſich befinden. Man bemerkt im Gegentheil eine Ordnung der Superpoſition, die nur durch örtliche, leicht erklärliche Urſachen unterbrochen wird. Man iſt überzeugt, daß dieſe Schichten, welches auch gegenwärtig ihre Erhöhung über dem Ozean ſein mag, doch im Grunde des Meeres ſich gebildet haben, und daß die einen wie die andern, in mehr oder minder entfernten Zeiträumen, ſtarke Bewegungen erlitten, deren Spuren noch nicht verwiſcht ſind. Man weiß, daß die Wirkungen dieſer Revolutionen fühlbarer in der Nähe großer Gebirgsketten, als in den Ebenen ſind; daß ungeheure Trümmer der organiſirten Völker in den übereinanderligenden Schichten ſich befinden; und zwar in einer beinahe beſtimmten Ordnung und großen Ausdehnung, daß die Felsmaſſen, deren Bildung unſtreitig die älteſte iſt, keine ähnlichen Niederlagen enthalten, und daß die verſteinerten Thiere und Pflanzen von verſchiedenen Gattungen ſind, je nachdem ſie früher oder ſpäter verſteinert wurden; daß überhaupt dieſe alten Bewohner der Erde und der Gewäſſer unter den jetzt exiſtirenden nicht mehr Ihresgleichen haben, mit Ausnahme derjenigen, von denen man die Verſteinerungen in den oberſten Schichten findet.

Dieſe Entdeckungen und mehrere andere, die man

heutzutage nicht mehr bezweifeln kann, ſind von der höchſten Wichtigkeit. Einige werden zur Ergründung neuer Wahrheiten führen; andere werden allgemein verbreitete Irrthümer beſeitigen und chimäriſche Theorien umſtürzen; alle werden ein neues Licht über das ungeheure Gebäude des Erdballs verbreiten und auf die ſo zahlreichen und ſo verſchiedenartigen Weſen, in deren Mitte das menſchliche Geſchlecht wie ein Koloß emporragt.

Die erſten Bemerkungen über den mineraliſchen Bau der Erde hat man in den gebirgigſten, an Metallen reichen Regionen gemacht. Die Aushöhlung der Minen ſtellten dem Beobachter Natur und Lage der Felsmaſſen dar; aber da ſie an und für ſich ſelbſt nur einen ſehr geringen Theil derjenigen ausmachen, welche den feſten Kern der Erde bilden, ſo mußten die Naturforſchungen ſich auch auf andere Punkte ausdehnen. Werner und ſeine Schüler trügen mächtig zur Verbreitung dieſes Erforſchungsgeiſtes bei. Von dem ſächſiſchen Erzgebirg bis zu den Ufern der Seine wurde Alles mit der größten Sorgfalt unterſucht. England blieb nicht unthätig, und Hutton und Playfair unterſtützten nach Kräften die Naturaliſten des Kontinents. Die Geologie gewann neue Kraft und entwickelte ſich mit großer Schnelligkeit.

Ohne hier das Ganze der neueſten geologiſchen Entdeckungen darſtellen zu wollen, und von welchem Nutzen ſie mehrern Zweigen der menſchlichen Wiſſenſchaften geweſen, wollen wir vorzüglich das beachten, was uns das Innere der Erde über die alten Bewohner ihrer Oberfläche offenbart. Wir geſtehen gern zu, daß die mit der Fyſik und Chemie in Berührung

ſtehenden Thatſachen den Vorzug verdienen mögen, weil ſie auf einem kürzern Wege zum Zweck der Wiſſenſchaften, „der Entdeckung der allgemeinen Naturgeſetze“, führen; aber der Reiz der Neugier iſt ſo anziehend, und auſſerdem können wir dadurch das Unrecht einer langen unbegreiflichen Vernachläſſigung einer langen Reihefolge intereſſanter und wiſſenswürdiger Thatſachen in etwas gutmachen.

Seit den Zeiten, zu welchen Geſchichte und Tradition emporzureichen vermögen, enthalten die britiſchen Inſeln nur eine ſehr geringe Zahl vierfüßiger Säugethiere. Man zählt nur dreiundzwanzig Gattungen, mit Einſchluß des Hirſches, der eingeführt worden, ſo wie des Bären, des Wolfs und des Bibers, die verſchwunden ſind. Durch die Nachforſchungen im Schooße der Erde hat man jedoch entdeckt, daß eine Menge anderer früherhin dies Land bewohnten. Man hat die Geweihe des nordiſchen Elentthiers und vollkommene Gerippe des irländiſchen Elentthiers gefunden, welches jetzt nirgends mehr exiſtirt. Man hat dieſe Ueberreſte in den angeſchwemmten Schichten gefunden, die augenſcheinlich nach den letzten Revolutionen entſtanden ſind, welche die Oberfläche der Erde umgeſtaltet haben. In großen, von der Gewalt der Gewäſſer aufgehäuften Sandlagen, in Höhlen und Felsſpalten hat man die Trümmer von fünfzehn Thiergattungen entdeckt, von denen einige gänzlich verſchwunden ſind, während andere noch exiſtiren. Unter denen, die man nicht mehr in Großbritannien findet, zeichnen ſich beſonders der Elefant, das Rhinozeros, das Nilpferd, der Bär und die Hyäne aus. Einige Tiegerknochen und zwei Hirſchgattungen laſſen hoffen,

daß man einſt die Liſte der Thiere der Aequinoxialregion werde vervollſtändigen können.

In einigen Theilen des europäiſchen Feſtlandes, in denen die Zahl der lebendigen vierfüßigen Säugethiere beinahe dieſelbe wie in England iſt, enthält das ähnliche Erdreich, auſſer den obengenannten Gattungen, noch eine Art von Mammuth, eines Thieres, das einige Aehnlichkeit mit dem Elefanten hat, und das nirgends mehr vorhanden iſt, ſo wie ein Nilpferd von kleinem Bau, drei Arten von Rhinozeros, einen rieſigen Tapir, ein Kameel und einige andere unbekannte Gattungen. Kaum haben wir indeſſen die Ausbeutung dieſer neuen Reichthümer begonnen, und befinden uns noch, ſo zu ſagen, an den Grenzen der unterirdiſchen Welt. Der Norden Amerika's iſt nicht minder, als Europa, mit dieſen Denkmälern des alten organiſchen Reichs verſehen, und in dem neuen Kontinent, wie im alten, umſchließen die angeſchwemmten Erdſchichten die Ueberreſte mehrer Gattungen, die jetzt noch meiſtentheils die Aequinoxialregionen bewohnen.

Wir haben derjenigen Thiere gedacht, deren Raſſe verſchwunden iſt, weil alle Naturaliſten erkennen, daß die gegenwärtig lebenden Gattungen nicht bloß einfache Verſchiedenheiten von den verſteinerten ſind; daß weder das Klima, noch örtliche Umſtände, noch der Einfluß der Zeit ſo beträchtliche Umgeſtaltungen veranlaſſen können, als die ſind, welche die Thiere der ältern Epoche hätten erleiden müſſen, und da man faſt alle bewohnbaren Länder kennt, ſo darf man kaum noch hoffen, lebendig jene Gattungen wiederzufinden, deren ehemalige Exiſtenz das Innere der Erde

uns offenbart. Dieſe Thatſachen erſcheinen noch erſtaunlicher, wenn man bedenkt, wie viele Umgeſtaltungen die Oberfläche der Erde hat erdulden müſſen, um ſolchergeſtalt faſt ganz alle Raſſen der Thiere zu erneuern, die ſie bewohnten. Wir wiſſen nichts über die Urſachen der Vernichtung der frühern Gattungen, noch über die Erſcheinung derjenigen, welche ſie erſetzt haben; aber wir bemerken aufs klarſte, daß die Gerippe der vernichteten Thiere vom Gewäſſer fortgeſchwemmt, und in dem Schlamm, der ſich im Grunde der Seen oder in den Thalbetten der Ströme befand, niedergelegt worden ſind, eine Formation, die noch unter unſern Augen ſtatt findet, und deren Fortſchritte wir täglich beobachten können.

In den Ablagerungen dieſer Art findet man die Ueberreſte vierfüßiger Thiere, wie des Ochſen, des Bibers u. ſ. f., zwiſchen Waſſerpflanzen und ſüßen Waſſermuſcheln. Die Thiere der nicht mehr vorhandenen Raſſen ſind in Steinbrüchen, in den Umgebungen von Paris, Aix und Orleans, in Berry, Auvergne, im Elſaß und einigen Gegenden des ſüdlichen Frankreichs entdeckt worden. Die der Zahl nach vorherrſchenden Gattungen ſind von der Ordnung der Pachydermen, von der nur noch der Tapir in Südamerika und auf Sumatra, und der Daman des Vorgebirgs der guten Hoffnung vorhanden ſind, während man davon ungefähr vierzig wohlerkannte verſteinerte Gattungen zählt. Unter den Weſen einer für uns ſo neuen Bildung bemerkt man das Paläotherium, von dem man zehn Gattungen kennt, die zugleich dem Tapir und dem Rhinozeros ähnlich ſind. Ihre Größe iſt von der dieſes Nebenbuhlers des Elefanten bis zu

der des Haſen abſtufend. Die Loſiodonten, die dem Tapir ſich nähern, theilen ſich in zwölf Gattungen, die hinſichtlich der Größe faſt eben ſo verſchieden ſind, als die Paläotherien. Diejenige unter dieſen alten Raſſen, deren anatomiſche Karakter jedoch am meiſten von Allem, was die lebendige Natur uns darbietet, verſchieden ſind, iſt das Anaplotherium, von dem man bereits ſechs Gattungen, von der Größe des Eſels bis zu der des Haſen, und ſelbſt noch kleiner kennt. Die zweite in der Reihefolge der Größe mußte von ſehr zierlicher Form, faſt wie die unſrer Gazellen, ſein. Die gemeinſte in den Gypsbrüchen der Umgebung von Paris nähert ſich an Geſtalt einer Fiſchotter und an Größe einem Eber. Dieſe Thiere hatten ſämmtlich ſehr ſtarke und lange Schweife. Man vermuthet, daß ſie gute Schwimmer waren, und häufig die Seen beſuchten, und daß ihre Gerippe im Grunde derſelben ſo lange gelegen haben, bis ſie von dem durch die Gewäſſer herbeigeführten Gyps umgeben wurden. Es iſt leicht, auf einer Karte die Ausdehnung und die Geſtalt dieſer alten Seen zu zeichnen, indem man den von ihnen gebildeten Ablagen folgt, die ihr ehemaliges Daſein beweiſen.

Man erkennt auch noch drei andere Thiergattungen, die jetzt gänzlich verſchwunden ſind. Das Antrocetherium theilt ſich in zwei Arten, von denen die größte faſt dem Rhinozeros gleichkommt. Ihre generiſchen Karaktere nähern ſie dem Paläotharium, dem Anaplotherium und dem Schwein. Das Cheropotamus und das Adopis haben beides nur eine Gattung, von der Größe eines Kaninchens. Die Erdſchichten, die alle dieſe Ueberreſte von Herbivoren umgeben, ſind

nur die Gräber einer geringen Zahl von Karnivoren, wie des Fuchſes, der Fledermaus u. ſ. w. Gerippe von Murmelthieren und Eichhörnchen ſind mit Vögel-, Krokodills- und Schildkrötenknochen aus ſüßem Waſſer, ſo wie mit den Gräten mehrer Fiſcharten, gefunden worden, und die Muſcheln fehlten nirgends. Alle dieſe Gattungen exiſtiren nicht mehr, oder ähnliche lebendige Exemplare ſind wenigſtens unbekannt.

Das alte Vegetalreich mußte ſehr üppig ſein, um eine ſo ungeheure Menge Herbivoren von größtem Wuchs zu ernähren. Man erkennt noch Palmbäume und Schilfe, die jetzt eben ſo unbekannt ſind, als die Thiere, die ſich davon nährten. Die Flora jener Zeiten hatte eine große Aehnlichkeit mit derjenigen, von der man Spuren in den Steinkohlenmienen, oder längs den Küſten des mittelländiſchen Meeres findet.

Unter allen dieſen, von den Jahrhunderten und den Revolutionen, die alle bewohnbaren Erdſtriche übereinandergeworfen haben, aufgehäuften Ueberreſten, zeugt nichts von der Gegenwart der Menſchen auf der Erde zu jenen Zeiten. Der Biſchof Berkley ſagte vor beinahe einem Jahrhundert, daß, wenn das menſchliche Geſchlecht wirklich ſo alt wäre, als man behauptet, es einige Spuren ſeiner Wirkung in der Natur zurückgelaſſen haben würde. Man würde noch einige Werkzeuge ſeiner Künſte, einige bearbeitete Steine oder Metalle finden. Solche Denkmäler ſind nicht zerbrechlicher als die Muſcheln und gewiſſe Felſen, die alle Zeitalter geſehen, und deren hohes Alterthum nicht beſtritten werden kann. — Er hätte auch noch fragen können, warum die in unſern Zeiten

ſo häufigen Nachforſchungen im Schooße der Erde nie einen menſchlichen Ueberreſt ans Licht befördert haben.

Cuvier entgegnet darauf: daß der Menſch nicht mehr verſchont worden iſt, als die übrigen Geſchöpfe, daß mehre Individuen eben ſo gut vom Gewäſſer verſchlungen worden, als die Thiere, die man jetzt wieder entdeckt; daß aber, wenn unſre Gattung in der verſteinerten Welt durchaus nicht vorhanden iſt, man dies dem weniger haltbaren Knochenbau des Menſchen zuſchreiben müſſe. Dieſe beſondere Konſtitution ſcheint der Menſch mit allen Quadrumanen gemein zu haben. Sie beſteht im Orangutang und in allen Affen, denn keine Gattung dieſer zahlreichen Abtheilung der Säugethiere iſt je im Zuſtande der Verſteinerung gefunden worden.

Eine Thatſache von der größten Wichtigkeit für die vernichteten Raſſen beſteht darin, daß über den Felsſchichten, in welchen ihre Ueberreſte enthalten ſind, noch andere, vom Gewäſſer des Meeres niedergelegte Schichten ſich befinden. Unterſucht man ſorgfältig die auf einander gefolgten Stratifikationen dieſer Erdſtriche, ſo erlangt man die Gewißheit, daß dieſelben Gegenden mehrmals nach einander vom Meer überdeckt worden, und in ſehr weit von einander entfernten Zeiträumen, eine lange Folgereihe von Jahrhunderten unter dem ſalzigen Waſſer ſich befunden haben; daß, nachdem ſie wieder davon entblößt worden, ſie die Zeit gehabt, auszutrocknen, eine Vegetation und Thiere des trockenen Landes zu erhalten, daß der Lauf der Ströme ſich wieder eingeſtellt, daß die ſüßen Gewäſſer lange genug auf ihnen geſtanden, um jene

oft ſehr dicken Schichten von Gegenſtänden zu bilden, die ſie beſonders karakteriſiren, daß die Salzwaſſer ſodann wieder zurückgekehrt, und neue Raſſen von Meerbewohnern mit ſich geführt haben, daß dieſe erſtaunlichen Kataſtrofen, ohne Widerrede, die Macht hatten, alle lebendigen Geſchöpfe, welche die von den Fluthen des Ozeans überſchwemmten Gegenden bewohnten, zu vertilgen.

Aber was waren die Urſachen dieſer Verwüſtungen? Lord Bakon nennt zwei: die ſogenannten Sündfluthen oder Ueberſchwemmungen und die Erdbeben. Man zweifelt nicht, daß die einen oder die andern dieſer Zerſtörungsmittel große Wirkungen hervorgebracht, aber die Arbeiten der Geologen haben bewieſen, daß man wenigſtens jene Weſen, deren Kenntniß die Natur uns entziehen zu wollen ſchien, einer gänzlichen Vergeſſenheit entreiſſen könne. Vor ungefähr 20 Jahren hat Playfair ſeine Hypotheſe aufgeſtellt, daß der Erdball in ſeinem Innern eine ausdehnende Kraft enthalte, die im Stande ſei, ſeine Oberfläche zu erheben, und daß man dieſer Urſache die alternative Bewegung der Kontinente zuſchreiben müſſe, die ſich in viel kürzerer Zeit erheben und wieder verſinken, als man ſich einbildet.

Als die Schüler Huttons ihre geologiſche Doktrine zu verbreiten begannen, nahm man die Beſtreitungen für und wider die Veränderung der Gleichförmigkeit und Höhe des Meeres, ſo wie die Urſachen dieſes Fänomens, wieder auf. Das Syſtem Playfair verlor einen großen Theil ſeines Kredits, und man betrachtete es endlich als eine Uebertreibung. Die Anhänger Huttons, deſſen Syſtem, eben ſo wie das des

ſchottiſchen Geologen, auf eine einzige Klaſſe von Thatſachen und Fänomenen begründet war, fand, in der allgemeinen Erklärung deſſen, was man durch die Beobachtungen jener Zeit wußte, wo man die ſo merkwürdige Superpoſition der verſchiedenen, von den ſalzigen und ſüßen Gewäſſern abgelegten Schichten noch nicht kannte, eben ſo wenigen Erfolg. Dieſe letzte Beobachtung hat nur mit Hilfe tiefer Kenntniſſe der Naturgeſchichte ſtatt finden können. Die Beobachtenden mußten im Stande ſein, die verſchiedenen Gegenſtände, auf welche ſie ſtießen, zu unterſcheiden, zu klaſſifiziren und zu beſchreiben, und ſich nicht über die Orte irreleiten zu laſſen, an denen die Individuen gelebt, von denen ſie nur die ſelten vollkommenen und wohlerhaltenen Ueberreſte vor ſich hatten.

Es iſt nicht überflüſſig, hier einige Thatſachen anzuführen, in denen man die Karaktere erkennen kann, durch welche ſich die verſchiedenen Formationen, mit Bezug auf die Zeit derſelben, unterſcheiden. Die Steinkohlenminen ſind in den Schichten, die zu dieſer Formation, wenigſtens in einigen Ländern, gehören, und die verſteinerten Pflanzen, die man in ihnen findet, wurden durch ausgetrocknete Erdſtriche erzeugt. Die erdharzigen Schiefer in Thüringen ſind ältern Urſprungs, als die talkartigen Kalkfelſen in Großbritannien. Die Kreide wird im Allgemeinen als ein Abſatz betrachtet, der ſich im Grunde eines ruhigen Meeres gebildet. Die Ausdehnung der Regionen, die ſie in Europa überdeckt, die Abweſenheit von Pflanzen- und Steintrümmern in ihr, ſcheinen ihr in der That dieſen Urſprung anzudeuten. Aber auf dem Kalk ſelbſt

bemerkt man neue abwechſelnde Ablagen der ſalzigen und ſüßen Gewäſſer.

Alle dieſe Thatſachen ſtimmen nicht mit der Hypotheſe einer allgemeinen Ueberſchwemmung, die den ganzen Erdball bedeckte, überein. Aber man kann nicht umhin, zuzugeſtehen, daß die Oberfläche des Meeres an mehren Orten, und mehrmals ſich verändert habe. Man weiß auch, daß das Erdreich ſtellenweis niedriger und höher geworden. So bemerkt man z. B. während den Erdbeben in Chili im Jahr 1822, daß die Küſte bei Valparaiſo, auf eine Strecke von mehr als hundert engliſchen Meilen, ſich erhöhet hatte, und daß ein Schiff, welches auf einer Sandbank geſtrandet war, ſich plötzlich ganz auf dem trockenen Lande befand. Dieſe Landeserhebung betrug zu Valparaiſo drei Fuß. Felſen, die man bis dahin nicht gekannt, haben ſich zur Oberfläche des Meeres erhoben. Dieſe neuerſchienene Küſte beſteht aus Granit. Die ganze aus den Fluthen emporgeſtiegene Landesſtrecke wird auf hunderttauſend Quadratmeilen berechnet. Sie iſt im Durchſchnitt am Meeresufer 4 Fuß, und eine Meile von der Küſte 5 bis 7 Fuß erhoben.

Eine gleiche Erhöhung fand auch auf der Inſel Pulonias, in der Nähe von Sumatra, ſtatt, und wurde von dem gelehrten Sir Stamford Raffles beobachtet. Die Höhen dieſer Inſel beſtehen aus madreporiſchen Maſſen, die unmittelbar auf Felſen anderer Art ruhen, und Alles deutet an, daß ſie dort gebildet und nicht angeſchwemmt worden ſind. Sie haben ſo wenig von der Zeit gelitten, daß man noch genau die Korallen und Madreporen erkennen kann, aus denen

ſie beſtehen. Die Küſten von Sumatra zeigen nirgends madreporiſche Felſen, folglich war die Formation dieſer beiden Inſeln nicht dieſelbe. Der Doktor Jack ſagt, in Bezug auf Pulonias: Es iſt ein ſehr merkwürdiges Fänomen, daß eine ſo große mit Bergen überdeckte Inſel, von denen einige ſich bis auf 3000 Fuß über die Meeresfläche erheben, ſo wenig innere Bewegung, durch ihr plötzliches Emporſteigen aus dem Schooße der Gewäſſer, erlitten, daß die äuſſerſt zerbrechlichen Meererzeugniſſe durchaus unverletzt geblieben ſind. Der Zuſtand der vollkommenen Erhaltung, in dem wir ſie ſehen, beweiſet, daß die Epoche, in welcher ſie ſich über die Fluthen erhob, nicht von einem ſehr entfernten Alter ſein könne.

Unter den Gegenden, von welchen das Meer ſich in neuern Zeiten zurückgezogen, iſt die größte, die am beſten bekannte und die Einbildungskraft der Geologen am meiſten beſchäftigende, der Theil Europas und Aſiens, der ſich von den Küſten des ſchwarzen Meeres bis zum Aralſee erſtreckt, einen großen Theil der kirgiſiſchen Steppe und die unermeßlichen Niederungen zwiſchen dem Dom und Ural in ſich begreift. Die große Menge Muſcheln, die eben ſo ſchön erhalten ſind, als wenn das Meer ſie eben abgelegt, die Madreporen, die ſalzigen Teiche, die Seeſalzmaſſen, faſt auf der Oberfläche der Erde, die Seltenheit des ſüßen Waſſers, und das Daſein einer großen Menge von Meerpflanzen beweiſen, daß dieſes Land von einem Meere bedeckt war, das die kaspiſche See mit dem Pont-Euxin vereinigte, den Fuß des Altai beſpülte und der Himalayakette ſich näherte.

Wenn man über die verſchiedenen auf einander

gefolgten Umgeſtaltungen der Oberfläche unſers Erdballs nachdenkt, ſo fragt man ſich, ob die Thatſachen, deren Zeugen wir ſind, nach der Meinung Bucklands, die letzten Zuckungen einer erſterbenden Gewalt ſein mögen, oder ob ſie, nach der Vorausſetzung Huttons, noch eben ſo große und allgemeine Wirkungen hervorbringen können, als früherhin? Cuvier iſt dieſer letzten Meinung nicht. Er behauptet, daß man umſonſt eine Gewalt aufſuchen würde, die im Stande wäre, die Erdkruſte eben ſo wie ehemals zu zerreiſſen und zu zertrümmern.

Die geologiſchen Traditionen reichen nicht über dreißig Jahrhunderte hinaus, und dieſer Zeitraum iſt ſehr gering für Beobachtungen ſolcher Art. Die bis jetzt erlangten Kenntniſſe können alſo die, hinſichtlich der Urſachen der Veränderung, welche die Erde erlitten, ſo wie der Intenſität und der Dauer ihrer Wirkung, aufgeworfenen Fragen nicht beantworten. Aber man kann mit Gewißheit ſagen, daß der Gewalt der noch gegenwärtig ſich fühlbar machenden Kraft, von der Zeit unterſtützt, keine beſtimmten Grenzen vorgezeichnet werden könne. Die, welche das Gegentheil behaupten, arbeiten allein darauf hin, den Geiſt der Nachforſchung zu lähmen, indem ſie ihm alle Hoffnung nehmen, daß man es je ſo weit bringen könne, die Finſterniß zu verſcheuchen, die unſere Vergangenheit und unſere Zukunft umhüllt.

Die Naturaliſten, denen man die vorzüglichſten Entdeckungen über die Verſteinerungen verdankt, nehmen an, daß bei der Bildung der als ſekundär betrachteten Schichten, die Erde ſchon weit entfernt von der Verwirrung des Chaos war. Ueberall, wo

man die Spuren der Konvulſionen, der zufälligen oder örtlichen Zerſtörungen bemerkt, ſetzt man nothwendigerweiſe eine vorhergegangene Ordnung, einen Zuſtand der Ruhe und regelmäßigen Bewegung voraus. Man hatte bemerkt, daß die älteſten Uebereinanderſchichtungen in größerer Unordnung und Unregelmäßigkeit ſich befinden, als die neuern. Daraus hat man geſchloſſen, daß ſie viel ſtärker bewegt geweſen, aber man vermuthete zugleich, daß dieſe heftigen Bewegungen auch die Reſultate einer lang anhaltenden Wirkung ſein mußten. Dieſe Meinung ſcheint übereinſtimmend mit der Geſammtmaſſe der Thatſachen.

Poulett, Scrope und Daubeny, in ihrem vor Kurzem herausgegebenen Werke über die Vulkane, glauben nicht, daß die unterirdiſchen Feuer jetzt weniger ausgedehnt ſeien, als ſie es früher geweſen, und ſie zweifeln ſelbſt, daß ſie einen Theil ihrer Thätigkeit verloren. Zu den erloſchenen oder brennenden Vulkanen, den Lavaſtrömen und den Ablagen vulkaniſcher Aſche, muß man noch als Urſachen, welche die Oberfläche der Erde verändern, den Wechſel des Laufes verſchiedener Ströme, die neuen Betten, die ſie ſich gegraben, und alles das hinzufügen, was mehren Theilen des europäiſchen Feſtlandes ein hohes Alter zugeſteht. Man werfe nur den Blick auf die Delta der großen Flüſſe, auf die Sand- oder Erdbänke, die ſie bilden, auf die ungeheuern Maſſen von Schlamm und Geröll, die ſie, vorzüglich in Amerika, wo zahlreiche Schalthiere ihre Muſcheln aufhäufen, den Grund erhöhen, und die Gewäſſer zwingen, ihre natürlichen Dämme zu überſteigen, den Seen zuführen, und man wird nicht mehr zweifeln, daß die Formationen

des ſüßen Waſſers, welche ſich jetzt bilden, einſt an Ausdehnung und Dicke denen gleichkommen, welche wir durch Beobachtung kennen gelernt haben.

„Wir vermögen es nicht, unſere Vermuthungen bis auf die Phänomene derſelben Art auszudehnen, die im Grunde der Meere ſtatt finden, und doch iſt es eben da, wo die verſchiedenen Agenten der Zerſtörung, der Verſetzung und neuer Erzeugung in einem viel größern Maßſtabe und mit unendlich größerer Thätigkeit arbeiten. Ohne zu unterſuchen, ob die in der Südſee ſo häufigen Koralleninſeln die Gipfel eines ſteil abgeriſſenen Gebirges ſind, deſſen Fuß in der Tiefe eines unergründlichen Meeres ruht, oder ob ſie bis über die Fluthen durch eine vulkaniſche Flüſſigkeit erhoben worden, genügt es uns für den Augenblick, zu wiſſen, daß die Zoophiten, von denen die Kalkmaterie herrührt, aus welchen ſie gebildet ſind, mit erſtaunlicher Schnelligkeit ihre zerbrechlichen Wohnungen erheben, deren Trümmer, auf eine ſehr groſe Dicke, einen Raum einnehmen, dem man noch keine beſtimmten Grenzen hat anweiſen können. Der Kapitän King hat 700 Meilen längs einem Korallenriff gemeſſen, der ſelten auf eine Strecke von höchſtens 30 Meilen unterbrochen war. Dieſe Klippen dehnen ſich von der nordöſtlichen Küſte von Auſtralien (Neuholland) bis nach Neu-Guinea aus, und übertreffen die größten ſekundären Gebirgsreihen Europas.

Man kennt faſt keine verſteinerten Vögel, ein Umſtand, der um ſo merkwürdiger iſt, da faſt alle vertebriſchen Thiere im Innern der Erde in ungeheuern Maſſen vorhanden ſind. Die Gypsgruben von Montmartre bei Paris haben einige von Cuvier beſchriebene

Ornitholiten geliefert. In dem Kalkſchiefer zu Pappenheim hat man Knochen von Palmipeden, und in dem Stinkſchiefer von Oeningen Ueberreſte von Strandläufern gefunden. Italien und die Schweiz bieten ebenfalls, in Erdſtrichen neuerer Bildung, Trümmer und Abdrücke von Vögeln dar.

In der Erzeugung der eierlegenden vierfüßigen Thiere hatte die Natur bis zu unſern Himmelsſtrichen eine Fruchtbarkeit, die jetzt ſelbſt unter den Wendekreiſen nicht mehr fortbeſteht. Die Ueberreſte dieſer Quadrupeden befinden ſich in einer ältern Formation, als die iſt, durch welche wir das Daſein der alten lebendiggebärenden Gattungen erkundet haben. Die erſte Entdeckung dieſer Art wurde in England in einem Werkſteinlager gemacht, welches mehre ſo vollſtändige und ſo wohlerhaltene Gerippe enthielt, daß man aufs Vollkommenſte den Bau dieſer Thiere erkennen konnte. Man hat daraus die foſſilen Gattungen Ichthyoſaurus und Pleſioſaurus gemacht, deren oſteologiſche Karaktere von Conybeare beſtimmt wurden.

Ichthyoſaurus iſt eine ganz beſondere Gattung. Sein Name deutet an, daß er ſich zugleich den Eidechſen und den Fiſchen nähert. Wie die Cetaceen, war er ein Meerbewohner. Er hatte ungeheure Augen, einen ſehr kurzen Hals und einen ſehr langen Schwanz. Er hatte breite, abgeflachte Floßfedern, und war ſo vortheilhaft gebildet, daß er mit erſtaunlicher Schnelligkeit ſich im Waſſer bewegen konnte. Conybeare unterſcheidet vier Arten deſſelben. Die gewöhnlichſte war 20 Fuß lang, aber die von ihm Platyodon genannte war noch viel länger.

Der Pleſioſaurus bietet eine auſſerordentliche Or-

ganiſation dar. Man hat fünf Arten davon erkannt, und das Gerippe eines derſelben, des Plesiosaurus dolichodeirus, vollkommen zu Stande gebracht. Es iſt 8 bis 9 Fuß lang, aber mehre Bruchſtücke, die man an derſelben Stelle nahe bei Lymerigis, im Dorſetſhire gefunden, laſſen vermuthen, daß dieſe Gattung wenigſtens 20 Fuß lang war. Sein dünner Hals, der eben ſo lang iſt, als der ganze übrige Körper, und der aus mehr denn 30 Wirbelbeinen beſteht, unterſcheidet es von allen eierlegenden und lebendig gebärenden vierfüßigen Thieren. Mit ſeinem kurzen Schwanz und ſeinem ungeheuer langen Hals mußte der Pleſioſaurus im ſonderbarſten Kontraſte mit dem Ichthyoſaurus, dem Bewohner derſelben Meere, ſtehen. Die Gewohnheiten dieſes Thiers, die Conybeare andeutet, erinnern an die einer Schildkröte von Penſylvanien und Oſtflorida, des Testudo ferox, die Shaw in ſeiner Zoologie beſchreibt.

Buckland hat ebenfalls eine intereſſante Arbeit über den Megaloſaurus, eines eierlegenden, rieſigen vierfüßigen Thiers, das man zu Stonesfield gefunden, unternommen. Die zuſammengefügten Theile des Gerippes beweiſen zur Genüge, daß dies Thier zur Familie der Krokodille gehörte. Im Muſeum zu Oxford befindet ſich ein Schenkelbein dieſer Eidechſe, deren ganzes Skelet, nach Cuviers Berechnung, wenigſtens 40 Fuß lang ſein muß. In den beiden andern Dimenſionen war das Thier lebendig wahrſcheinlich eben ſo dick, als ein 7 bis 8 Fuß hoher Elephant. Aber ſeit der erſten Entdeckung hat man einen Schenkelknochen gefunden, der doppelt ſo groß als der erſte iſt, ſo wie mehre andere Knochen derſelben Gattung, die

ſich in einem eiſenhaltigen Sandſtein im Walde von Tilgate, nahe bei Cuckfield, in der Grafſchaft Suſſex befanden. Wenn das Thier, dem dieſe ungeheuern Knochen gehörten, den jetzt bekannten Eidechſen ähnlich war, ſo mußte es an Umfang ſo ſtark wie der dickſte Elephant, und ſo lang wie der größte Wallfiſch ſein. Aber da die dicken Thiere im Verhältniß gewöhnlich kürzer, als die kleinen ſind, ſo kann man ſeine Länge auf 60 bis 70 Fuß herabſetzen.

Wir wollen auch noch ein Wort über den Iguanodon ſagen. Der verhältnißmäßigen Schlußfolge nach war dies Thier 60 Fuß lang. Seine ſcharfen Zähne beweiſen, daß es kräuterfreſſend war. Die Felsmaſſe, in welcher man ſeine Ueberreſte entdeckte, iſt eine Formation ſüßer Gewäſſer, in deren Nähe das Thier wahrſcheinlich ſeine Nahrung fand. Der noch exiſtirende Rieſe der eierlegenden vierfüßigen Thiere, das Krokodill, wird manchmal 30 Fuß lang, aber es iſt ſelten eins zu finden, das über 20 Fuß mißt. Es befindet ſich nur in den heißeſten Regionen der Erde; und nur in Afrika und Amerika weichen ſie bei 10 oder 12 Grad über die Wendekreiſe hinaus.

Wir finden es nicht im Geringſten erſtaunlich, daß man die Geologen der Vorliebe des Wunderbaren beſchuldigt, und daß die Darſtellung ihrer Entdeckungen viele Ungläubige gefunden. Wenn man jetzt, wie ehemals, dem Publikum ein auſſerordentliches Thier ankündigt, wollen alle Narren es ſehen, ſei es nun ein Rieſe oder ein Zwerg, eine natürliche oder künſtliche Mißgeburt, eine chineſiſche Meerjungfer, oder ein ungeſchlachtes Ungeheuer, alle wollen das neue Meerwunder mit ihren Sinnen betaſten. Dennoch muß man

geſtehen, daß die Zahl der Perſonen, die mit wahrem Intereſſe die Fortſchritte der oſtologiſchen Nachforſchungen ſehen, ſich immer vermehrt, obgleich die vergleichende Anatomie ihnen unbekannt iſt. Warum tadeln ſie alſo die vorherrſchende Neigung, an die Entdeckungen der Gelehrten zu glauben? Plinius betrachtete dieſe Geiſtesneigung als ſehr philoſophiſch. Nam mihi contuenti se persuasit rerum natura nihil incredibile existimare de ea. Wenn irgend ein Naturerzeugniß die Einbildungskraft rechtfertigen kann, welche die Hydern und die Ungeheuer ſchuf, die man ſo oft auf den Denkmälern des Mittelalters erblickt, ſo iſt es unſtreitig der Pleſioſaurus. Nähern wir dieſem alten Bewohner unſers Planeten den Megaloſaurus und den Iguanodon, ſo dürfen wir nicht mehr fürchten, auf ſie das anwendbar zu machen, was Arioſt vom Greif ſagte:

Non finzion d'incanto, come il resto,
Ma vero e natural si vedea questo.

Der Pterodactylus, oder die fliegende Eidechſe, bietet ein noch genaueres Bild von den Drachen der Fabelwelt dar. Wenn es zur Zeit der großen Krokodillgattung ſolche gab, ſo waren ſie vielleicht eben ſo friedfertig, als die kleinen Thiere dieſer Gattung, die jetzt noch in Aſien und Afrika leben. Aber wenn ſie jetzt wieder eben ſo, wie ehemals, mit ihren langen, mit ſpitzigen Zähnen beſetzten Rachen erſchienen, würden wir noch ſo ſehr wie unſere erſten Vorfahren vor ihnen erſchrecken?

Faſt alle verſteinerten Gattungen exiſtiren nicht mehr. Die Zahl derjenigen, welche der Vernichtung entgangen, iſt ſehr gering. Man kann alſo aus ihrem

ehemaligen Daſein und ihrem ehemaligen Verſchwinden nicht den Beweis einer auffallenden Veränderung in dem Klima unſerer Gegenden entnehmen, ſobald man nicht die Mitwirkung anderer Zeugniſſe und Thatſachen hinzufügen will, denen dieſelbe Folgerung auch getrennt entnommen werden kann. Die Streitfragen hinſichtlich der alten Temperatur des Erdballs und ihrer Vertheilung in den bewohnbaren Zonen, ſind von ſo hoher Wichtigkeit für das Studium der Verſteinerungen, ſie haben ſich uns bei Niederſchreibung dieſes Aufſatzes ſo oft aufgedrängt, daß wir es nicht für überflüſſig rechnen, unſern Leſern einen Ueberblick von den Meinungen der Naturaliſten, über dieſen intereſſanten Punkt der Theorie der Erde, mitzutheilen.

In Europa und im Norden Amerikas findet man die Ueberreſte der großen, kräuterfreſſenden vierfüßigen Thiere, mit einer leichten Kieslage überdeckt. Die Gattungen, zu denen ſie gehören, beſtehen nur noch unter dem wärmern Klima, in der Mitte der Borealhemiſphäre, fort. Je mehr man nach Norden vordringt, um ſo häufiger findet man dieſe Ueberreſte. Die ungeheuern Wüſteneien Sibiriens, in denen die Vegetation ſo armſelig und ſo lange unter dem Schnee der Polarwinter verborgen iſt, ſollten ſie je im Stande geweſen ſein, ganze Elephantenheerden zu ernähren, ſelbſt wenn dieſe Thiere der Strenge des Froſtes jener Zone hätten widerſtehen können? Mehre Gattungen eierlegender vierfüßiger Thiere, wie die Land- und Meerſchildkröten, die Krokodille und die rieſigen Geſchöpfe dieſes letztern Geſchlechts, deſſen Bau wir bewundert haben, befinden ſich in den europäiſchen Steinbrüchen, bald in ziemlich neuen, über der Kreide auf-

geſchichteten Lagen, bald in ältern Kalkfelſen und im thüringiſchen Schiefer. Keine ähnliche exiſtirt jetzt noch in den gemäßigten Regionen.

In Europa enthält der ſekundäre Meerkalkſtein mehr ein- als doppelſchaalige Muſcheln. Die erſten ſind auch in großer Zahl zwiſchen den Wendekreiſen vorhanden. Die Korallen und die andern Zoophiten ſind in größerer Menge vorhanden; ſie ſind verſchiedenartiger und arbeiten mit größerer Thätigkeit, je mehr man ſich dem Aequator nähert. Ihre zerbrechlichen Gebäude, die einen gegen die andern gelehnt, bilden Maſſen, die im Stande ſind, der Bewegung der Gewäſſer zu widerſtehen, ſich als Felſen zu befeſtigen, und mit der Zeit Klippen von ungeheurer Ausdehnung, oder große Inſeln zu werden. Dieſe Fänomene mußten in den gemäßigten Regionen, während der Bildung der oolitiſchen Felſen und einigen andern ähnlichen ſtatt finden. Unterſucht man die obern Schichten neuern Urſprungs genauer, ſo findet man darin wohl die Muſcheln der benachbarten Meere, aber wenig Zoophiten, und die, welche man darin bemerkt, ſind kleiner als die übrigen.

Dieſe Bemerkungen ſind das Reſultat einer ſo großen Menge Thatſachen, daß ſie faſt keine Ausnahme zulaſſen.

In den ungeheuern Katakomben dieſer anti-diluvianiſchen Welt ſind die Entdeckungen in der Botanik ſeltener als in der Zoologie, aber die Pflanzen, die man in ihr erkennt, geben den ſtärkſten Beweis der hohen Temperatur, von welcher die Erde, zur Zeit der alten Vegetation, durchdrungen ſein müſſe. Das Pflanzenreich offenbart vorzüglich in den Aequinoktial-

Regionen ſeine erſtaunliche Fruchtbarkeit. Die Palmbäume gewinnen dort ihre ganze Höhe, werden immer kleiner, je mehr ſie ſich davon entfernen, und verſchwinden endlich ganz, bevor ſie die Mitte der gemäßigten Zone erreichen. In der Nähe des Aequators ſind einige Gattungen Farnkraut eben ſo groß und ſtark wie Bäume; derſelbe Fall findet auch mit andern krautartigen Pflanzen ſtatt.

Die älteſten Schichtungen unter denen, die organiſirte Körper enthalten, wie die Steinkohlenlager, ſind mit Ueberreſten von Palmbäumen und baumartigen Farnkräutern, die viel größer, als die jetzt noch vorhandenen ſind, angefüllt. Andere rieſige Pflanzen, denen der heißen Länder ähnlich, finden ſich in dieſen beiden Hauptgattungen vermiſcht; aber, was bemerkt zu werden verdient, die verſchwundenen Pflanzen ſind grade ſolche, die jede Temperatur ertragen können.

Einige nähern ſich zwar gewiſſen Gattungen unſerer Zone, aber ſie gehören zu ſolchen, die von gewiſſen Botaniſten, als zwiſchen den Palm- und Zapfenbäumen mitten inne ſtehend, betrachtet werden, und, was noch mehr iſt, ſo findet man noch einige Gattungen davon zwiſchen den Wendekreiſen. Die Botaniſten, welche die in den Steinkohlenlagern enthaltenen Pflanzen aufs genaueſte unterſucht haben, beſcheinigen, daß die gegenwärtige Wärme der heißen Zone nicht mehr genügend ſei, ſie zu entwickeln, und ihnen die Größe zu geben, die man ihnen nach den vorhandenen Ueberreſten zugeſtehen muß.

Welche Urſachen haben eine ſo erſtaunliche Revolution in der Temperatur der Erde herbeigeführt, und wie hat ſie ſtatt gefunden? Bis jetzt iſt dieſe Frage

noch nie auf eine genügende Weiſe beantwortet worden. Sollte man vielleicht an die Aſtronomie ſie richten? *) Die Geologie beſchränkt ſich darauf, die Veränderung des Baues, des Klimas, der thieriſchen und vegetabiliſchen Bevölkerung, von der die Erde einige Spuren bewahrt, zu erkennen, ſie in der Schichtung, der Bildung der auf einander gefolgten Ablagen, der Ueberſchwemmung der Gewäſſer und ihres Rücktritts, der Strömungen und ihrer Wirkungen auf den Erdſtrichen, die ſie bedeckt haben, zu beobachten. Aber von allen Umgeſtaltungen oder Veränderungen, welche die oberſte Kruſte des Erdballs erlitten, iſt keine ſo geheimnißvoll oder einflußreich, als der Wechſel der Temperatur. Europa, Aſien und Amerika bezeugen dieſen Wechſel ſo augenſcheinlich, und ſo übereinſtimmend, daß es unmöglich iſt, ihn noch zu bezweifeln.

---

*) Laplace hat bewieſen, daß in einem Zeitraum von 2000 Jahren (von den Zeiten des Hipparkus bis jetzt) die Temperatur der Erde nicht auf eine ſichtbare Weiſe ſich verändert hat. Angenommen, daß ſie wirklich kälter geworden, was wir mit den uns zu Gebote ſtehenden Mitteln jedoch nicht auf eine genügende Weiſe darthun können, wie viel hundert Jahrhunderte würden erforderlich ſein, die Verminderung auf 12 bis 15 Grade zu ſteigern? Diejenigen, welche unſerm Planeten eine ſo lange Dauer verſagen, werden mit wenigerm Widerſtreben annehmen, daß innere Kräfte früherhin eine große Hitze entwickelten, deren Intenſität mit der Zeit abnahm, bis die Urſachen der Erkaltung und die Erzeugung der neuen Hitze ein fühlbares Gleichgewicht erlangt hatten. So erglühte der Stern von 1572 plötzlich im Glanze der Sterne erſter Größe, wonach ſein Licht ſchnell abnahm und ſeit Langem beſtimmt zu ſein ſcheint. Unſerer Meinung nach kann man ſich daher nicht an die Aſtronomie wenden, um eine genügende Erklärung der auf der Oberfläche der Erde ſtatt gefundenen Veränderungen zu erlangen.

Einige Geologen haben die Schlußfolge ziehen wollen, daß die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche ehemals weniger ungleich war, als ſie es jetzt iſt, und ſie haben ſich deshalb auf innere Urſachen einer von der Sonnenwirkung unabhängigen Temperatur bezogen. Dieſe Urſachen, ſagen ſie, ſind ſchwächer, und die Wirkungen der Ungleichheit der Zonen ſind ſtärker geworden. Wir wollen bei dieſer Hypotheſe nicht länger verweilen.

Weil der Meerkalkſtein viel verſteinertes Holz enthält, hat man daraus geſchloſſen, daß die Bäume, die ſich in dieſen Felsmaſſen befinden, auf demſelben Boden gewachſen ſeien, der ſpäter vom Ozean überſchwemmt worden. Dieſe Schlußfolge iſt nicht gradezu nothwendig. Man weiß, daß die Ströme oft die Trümmer der Wälder, die von den Ueberſchwemmungen verwüſtet wurden, ſo wie die Leichname der darin umgekommenen Thiere, mit ſich ins Meer führen. Nach kurzer Zeit ſinken alle dieſe Gegenſtände auf den Grund deſſelben, wo ſie von neuen Ablagen, vorzüglich den Ueberreſten der Meerkörper, überdeckt werden.

Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit auf die Gefahr aufmerkſam machen, zu leicht verführeriſchen Aehnlichkeiten Glauben beizumeſſen. Mantell hat zuerſt die zahlreiche Gleichförmigkeit bemerkt, die zwiſchen den Felſen von Stonesfield und Cukfield beſteht; aber genaueres Studium berichtigt das erſte Urtheil. So geht es überall. — —

Die Steinkohlenlager, die von Felſen umſchloſſen ſind, deren Bildung nicht neu ſein kann, haben in der Ordnung der Zeit den Zeitraum beſtimmt, wo die Pflanzen, die ſie enthalten, aufhörten auf der Erde

zu wachſen. Aber niemand zweifelt jetzt mehr daran, daß die verſteinerten Kohlen nicht auch einen vegetalen Urſprung haben. Man weiß, daß die Wirkung des Waſſers und der Druck den vegetabiliſchen Faſern einen holzichten Anſchein geben, daß man im Innern der Erde dem Uebergang vom holzichten Zuſtande zu dem der Kohlen folgen, und eine zahlreiche Reihefolge mittlerer Abſtufungen aufſtellen kann. Da die am beſten karakteriſirten Kohlen auch Pflanzenabdrücke in großer Menge enthalten, obgleich ſie weniger erkenntlich und mehr verwiſcht ſind, und da außerdem dieſelben Abdrücke ebenfalls im Schiefer und Sandſtein, von denen die Steinkohlen umſchloſſen werden, ſich befinden, ſo kann man behaupten, daß der Holzeſſig und die Steinkohlen einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben. Man hat Grund, zu vermuthen, daß die vom Gewäſſer fortgeriſſenen und aufgehäuften Trümmer der Wälder, die ſich gewöhnlich mit dem Kies und dem Schlamm der Ströme vermiſchen, manchmal aber auch frei von Vermiſchung geblieben ſind, die Veränderung erlitten haben, deren wir gedacht, während neue Steinlager und neue Felſen ſich darüber bildeten. Die Muſcheln, die man ebenfalls in den Kohlen findet, unterſtützen die Meinung des ihnen zugeſchriebenen Urſprungs. Die meiſten ſind aus ſüßem Waſſer, und die geringe Zahl derjenigen, die aus dem ſalzigen Gewäſſer herzuſtammen ſcheinen, machen keine andere Hypotheſe nothwendig.

Aber es iſt nicht genügend, dieſe Lager gebildet zu haben, die mit der Zeit ſich in Kohlen verwandeln können, und ſie durch die Aufeinanderſchichtung der Steinlager zuſammenzudrücken, man muß ſie auch noch

zu der horizontalen Lage führen, in der ſie abgelegt wurden, zu der geneigten und manchmal ſenkrechten Stellung, in der wir ſie finden. Dazu ſind die heftigen Bewegungen, die Erderſchütterungen nothwendig; die allein dieſe ungeheuern Maſſen erheben, ſenken oder durcheinander werfen konnten. Dieſe furchtbaren Operationen haben neue Unordnung erzeugt, die widerſtrebendſten Materien in Berührung gebracht und den Geologen eine ſehr ſchwierige Aufgabe vorbehalten.

In England bemerkt man Kohlenlager von ungeheurer Ausdehnung, von einer Höhe von 1000 Fuß über dem Ozean, bis zu einer unbekannten Tiefe unter ſeiner Oberfläche. Dieſe mineraliſchen Reichthümer ſind ſo leicht zugänglich, als unerſchöpflich. Hin und wieder ziehen ſich Eiſenadern durchhin. Alles, was zu ihrer Ausbeutung nothwendig iſt, findet ſich an Ort und Stelle, und die große Menge von Eiſen, das man auf dieſe Weiſe gewinnt, wird zu Maſchinen verwendet.

Laſſen wir unſre Blicke einen Moment auf dem bewundernswürdigen Syſtem der verſchiedenartigen Weſen verweilen, die nach und nach auf der Erde erſchienen und von ihr verſchwunden ſind, ſo wie auf die Verhältniſſe, die zwiſchen ihren entfernteſten Theilen beſtehen. Die Erneuerung der Geſchlechter, die Verſetzung, die innere Bewegung, die wieder zur Oberfläche befördert, was im tiefſten Schooße der Erde begraben war, ſind das direkteſte und vielleicht das einzige Mittel, dem Menſchen beſtändig einen Boden für ſeine Kultur und die Stoffe für ſeine Induſtrie zu verſchaffen. Man erſetze dieſe anſcheinende Verwirrung durch eine regelmäßige Vertheilung der hori-

zontalen, konzentriſchen und gleichartigen Lagen, und man vernichtet die ganze Pracht der Natur. Nirgends Leben und Bewegung, oder wenn ſie noch einige Zeit fortbeſtehen könnte, wenn das menſchliche Geſchlecht nicht vertilgt würde, ſo könnte es doch nicht mehr die Künſte ſchaffen, die ſeine Macht über die andern Bewohner der Erde begründet haben. Danken wir vielmehr den Erdbeben, wenn, wie man es vermuthen kann, ihre wohlthätige Energie von Zeit zu Zeit die obere Schichtung erneuert, welche die innern Kräfte zu erniedrigen und zur Gleichförmigkeit zu führen ſuchen. Dieſe Urſachen des Schreckens und der Verwüſtung, nach der gewöhnlichen Meinung des Volks, dieſe Zeichen des himmliſchen Zorns, dieſe Werkzeuge ſeiner Rache, ſind im Gegentheil eine Beſtimmung der göttlichen Weisheit und die Vollſtreckung der Geſetze, welche Bewegung und Leben in der Unendlichkeit der Schöpfung erhalten.

Erfindungen, Vervollkommungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen.

Neues Schutzmittel gegen Feuer und Witterung.

Man nimmt ſehr reinen und ſehr harten Kalkſtein, oder noch beſſer weißen Marmor, den man in einem Reverberierofen verkalken läßt, verwandelt ihn ſodann in Pulver und ſiebt daſſelbe. Gleichzeitig verwandelt man in Pulver und ſiebt gut gebrannten Thon, wonach man ſorgfältig zwei Theile vom letzten mit einem Theile vom erſten vermiſcht.

Anderſeit nimmt man einen Theil verkalkten und in Pulver verwandelten Gyps, und fügt dazu zwei andere Theile ebenfalls verkalkten und in Staub verwandelten Thon. Man vermiſcht dieſe beiden Erzeugniſſe und bewahrt ſie auf an einem trockenen, vor dem Zudrange der Luft geſchützten Orte.

Will man dieſes Pulver gebrauchen, ſo knetet man daraus einen dicken Taig, mit ſo wenig als möglich Waſſer, deſſen Gewicht nicht mehr als ein Viertel der Schwere der übrigen Maſſe betragen darf. Dann beſtreicht man damit die Latten, Balken und alles übrige Holzwerk des Hauſes, welches auf ſolche Weiſe eben ſo wenig vom Feuer als von der Witterung angegriffen werden kann. Die Kompoſition wird mit der Zeit ſteinhart und läßt nicht die mindeſte Feuchtigkeit durch-

dringen. Eben ſo wenig zerſpringt ſie in der größten Hitze des Feuers und hat eine faſt ewige Dauer. Man kann ihr übrigens jede beliebige Farbe geben.

Ganz einfaches Mittel zur Veredlung des Gänſe- und Schweinefleiſches.

Nach Gill kann man dem Gänſefleiſch einen viel zartern und beſſern Geſchmack verleihen, wenn man unter die für die jungen Gänſe beſtimmte Nahrung grob zerſtoßene Holzkohlen miſcht, welche ſie gierig freſſen.

Dingler hält dafür, daß man ſolch Holzkohlenpulver auch großen Gänſen beibringen könne, vorzüglich ſolchen, die man mit Oelkuchen mäſtet; eben ſo auch die Enten, deren Fleiſch ſo auffallend nach Fiſchthran ſchmeckt. Man muß einige Wochen vor der Zeit, wo man ſie ſchlachten will, Holzkohlen ihrem Futter beimiſchen. Auch das Schweinefleiſch, namentlich das der Thiere dieſer Art, die man mit animaliſchen Ueberreſten füttert, würde ohne Zweifel einen viel beſſern Geſchmack gewinnen, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit zerſtoßene Holzkohlen zu freſſen gäbe.

Uebrigens iſt dies Mittel nicht ſo neu, als Gill und Dingler zu glauben ſcheinen. Im Elſaß, dem Sundgau, in einem großen Theile des Großherzogthums Baden ꝛc., gibt man ſeit langen Jahren den zu mäſtenden Gänſen Waſſer zu trinken, worin Holzkohlen abgelöſcht worden, wonach man die Kohlen, grob zerſtoßen, in demſelben Waſſer ſchwimmen läßt. Die Gänſe finden ein großes Vergnügen daran, die Kohlen zu benagen, und es iſt praktiſch erwieſen, daß

dies Verfahren wirklich viel zur Veredlung des Fleiſches dieſer Thiere beiträgt.

Das Fänomen der Elektrizität bei verſchiedenen Fiſchen.

Die Experimente, welche Dr. Faraday in neueſter Zeit mit einem Zitterfiſch (gymnotus electricus) angeſtellt, haben mehre beachtungswerthe Ergebniſſe geboten, wovon wir nur die wichtigſten andeuten wollen. Die dem Zitterfiſch, dem Zitteraal und der Roche zuſtehende Eigenſchaft, bei den Thieren, mit denen ſie plötzlich in Berührung kommen, einen Stoß oder eine fyſiologiſche Erſchütterung zu veranlaſſen, iſt ſchon ſeit Langem bekannt; doch feſſelte dieſer intereſſante Umſtand erſt die allgemeine Aufmerkſamkeit, nachdem Walſh, Hunter, Cavendiſh, Humphry, Davy, und in neueſter Zeit Matucci, Linari und Dr. John Davy bewieſen haben, daß die von dieſen Fiſchen gebotenen elektriſchen Fänomene ganz dieſelbe Beſchaffenheit haben, wie die von der gewöhnlichen Elektrizität erzeugten. Auch Faraday hat ganz das gleiche Ergebniß erzielt.

Es iſt auffallend genug, daß die Thiere, bei denen man eine entſchiedene elektriſche Eigenſchaft bemerkt, alle im Waſſer leben, während ſich nie etwas Aehnliches bei den in der Luft gezeigt hat. Das Organ, bei dem im elektriſchen Fiſche die Elektrizität ſich erzeugt, nimmt einen großen Theil ſeines Körpers ein. Beim Zitterfiſch Raia iſt es doppelt und befindet ſich auf beiden Seiten der Hauptgräte. Es beſteht aus einer Zuſammenſtellung kleiner Säulen, gebildet aus

dünnen, häutigen Platten und dazwiſchen befindlichen Zellchen, die eine Flüſſigkeit enthalten. Dieſe Organe bilden faſt den ganzen Körper des Fiſches, nehmen ſeine ganze Dicke ein und ſind nur auf der obern und untern Seite allein von der Haut bedeckt.

Die elektriſche Kraft dieſer Fiſche ſteht im Verhältniß mit ihrer Nervenkraft. Auf die elektriſche Wirkung folgt unmittelbar eine Schwäche, und nur nachdem man den Zitterfiſch durch häufige elektriſche Entladungen geſchwächt, kann man ſeiner ſich bemächtigen. Hat er einige Zeit der Ruhe genoſſen, ſo ſtellt ſich auch ſeine elektriſche Kraft wieder ein, die durch den Einfluß der Wärme noch mehr befördert werden kann.

Mannigfaltigkeiten.

Vergiftung durch brennende Lichter. — In den Jahren 1833 und 1834 wurden in Paris ſehr ſchöne Lichter verkauft, die man unter dem Namen Bougies dites de l'Étoile (Sternlichter) feilbot. Ihr ſprühendes Licht und ihre verhältnißmäßige Wohlfeilheit verſchafften ihnen bald einen weit verbreiteten Ruf. Das einzige unangenehme dabei war ein gewiſſer Knoblauch-Geruch, der beim Brennen dieſer Lichter ſich verbreitete und den in den Zimmern oder Sälen anweſenden Perſonen ſtärkere oder ſchwächere Uebelkeiten verurſachte. Man ſtellte deshalb nähere Unterſuchungen an und entdeckte, daß ſich Arſenik in den Lichtern befand, und daß dies Gift von den Lichtziehern zu dem alleinigen Zweck verwendet wurde, um ſich dadurch ihre Arbeit zu erleichtern. Auf polizeiliches Einſchreiten wurde es durch eine andere unſchädliche Ingredienz erſetzt, die für jene das gleiche Ergebniß veranlaßte, ohne den allgemeinen Geſundheits-Zuſtand zu kompromittiren.

Etwas durchaus Aehnliches ereignete ſich auch zu London, wo man bei der Zerſetzung ebenfalls Arſenikſäure in den ſogenannten Sternlichtern erkannte. Einige Gelehrte ſtellten nun verſchiedene Experimente an, um ſich von der wirklichen Schädlichkeit dieſer Lichter zu überzeugen. Es bildete ſich aus ihnen eine Kommiſſion, die in jedem Pfund Lichter 10 bis 18 Gran Gift entdeckte. Einzelne Lichter enthielten davon ſogar 4 bis 4½ Gran. Das Arſenik war mit dem Talg vermiſcht, jedoch ohne aufgelöst zu ſein. Die größte Menge davon befand ſich im obern Theile des Lichts. Metallröhre, worin man die Lichter brennen ließ, bedeckten ſich ſchnell mit Arſenik. Kanarienvögel wurden von der Ausdünſtung des Giftes betäubt und ge-

tödtet, eben ſo Staare, obgleich die letzten dem ſchädlichen Einfluſſe derſelben länger zu widerſtehen vermochten. Sogar Säugethiere, wie Katzen, Hunde ꝛc. ſchienen davon ſtark angegriffen und offenbarten ihr Uebelbefinden durch die ängſtlichen Geberden und Bewegungen.

Der Goldſand im Altai. — Ein Grieche, Namens Alexander Levandaki, brachte 1697 25 Zolotnik vom reinſten Silber nach Moskau, und verſicherte, es beim Graben am Fuße des Altai gefunden zu haben. Peter der Große ließ ſogleich Schmelzofen bauen an der von dem Griechen angedeuteten Oertlichkeit, am rechten Ufer der Kaſchlaka und Levandaki ward mit der Leitung der Arbeiten beauftragt. Das Unternehmen wollte jedoch nicht gelingen und wurde 1700 ſchon wieder aufgegeben. Fünfzig Jahre ſpäter wurde ein abermaliger vergeblicher Verſuch angeſtellt; aber erſt zu Anfang unſers Jahrhunderts entdeckte man zufällig die großen Goldlager, die ein vom Ural entlaufener Verbrecher, Namens Gregor Lesnoi bis 1828 allein ausbeutete. Nach ſeinem Tode überredete der Handelsmann Popow ein Mädchen, die Lesnois Vertraute geweſen, ihm die Goldgrube anzudeuten, die ſich an dem Bache Biri Kule befand. Er erblickte daſelbſt eine ziemlich beträchtliche Schicht Goldſand, die jedoch unbedeutend war im Vergleich mit den unermeßlichen Schätzen, welche ſich noch in den Eingeweiden des Berges befanden. Die bis jetzt eröffneten vier Goldgruben im Altai haben von 1830 bis 1838 einſchließlich nicht weniger als 124 Pud (4960 Pfund) lauteres Gold geliefert.

Die Inſel Jerſey. — Sie iſt die beträchtlichſte im Kanal, oder dem Theil des atlantiſchen Meeres zwiſchen Frankreich und England. Ihre Länge wird auf 4 und ihre Breite auf 2½ geografiſche Stunden berechnet. Der Boden beſteht aus ſandigem, mit röthlichem Thon bedeckten Mergel. Der Graswuchs iſt ſehr üppig, weshalb auch die Schaafe und andere weidende Thiere hier ſehr gut gedeihen. Die

ganze Inſel iſt überhaupt ſehr fruchtbar. In den am übelſten gelegenen Oertlichkeiten gewinnt man 35,769 Pfund Kartoffeln von jedem Morgen Landes, während in der Grafſchaft Eſſex und im öſtlichen Lothian (England), dieſer Ertrag nicht acht bis zehn Tonnen überſteigt. Die Weizenärndte beläuft ſich auf 3100 Pfund vom Morgen. Man kann die Luzerne vier- bis fünfmal abhauen, wonach das Vieh auf die Wieſen zur Weide getrieben wird.

Die Hauptſtadt der Inſel, St. Hilier genannt, ligt auf der Südſeite, an der St. Aubinbucht. Sie hat etwa 2000 Häuſer und 20,000 Einwohner. Die Straßen ſind ſchmutzig und nicht zum geſundeſten. Obgleich die Einwohner ſehr arbeitſam ſind, ſchmachten ſie dennoch in Armuth, was daher rührt, daß ſie alles Erworbene dem Trunk aufopfern. Ihre Nahrung beſteht meiſtentheils in Gemüſe. Die Bevölkerung belief ſich 1831 auf 36,582 Seelen. Seit 1821, alſo binnen 10 Jahren, hat ſie ſich um ein Drittel vermehrt.

Das Klima der Inſel iſt ſehr mild aber feucht. Der mittlere Wärmeſtand iſt in den fünf Wintern von 1831—1835, nach den Beobachtungen des Dr. Hooper 53° 06 Fahrenheit (+ 9° Réaumür). Unter den Pflanzen, welche die Inſel erzeugt und die bisher noch nirgends angedeutet worden, verdienen beſonders nachſtehende beachtet zu werden: Hypericum laricifolium, Neoltia aestivalis, Sinapisineana mercurialis ambigua, Altriplex rosea, &.

Hahnemann von der Akademie zu Allentown aufgenommen. — Die faſt über ganz Europa mit größerm oder geringerm Erfolg verbreitete Homöopathie ſcheint auch in den vereinigten Staaten Nordamerikas ziemliche Fortſchritte zu machen. Die geringſten Städte der Union haben bereits homöopathiſche Heilanſtalten, die theils von deutſchen Zöglingen Hahnemanns, theils von ihren amerikaniſchen Adepten gebildet worden. Der Ruf, den der berühmte homöopathiſche Heilkünſtler ſich erworben, iſt auch in Amerika ſo groß, daß ſelbſt die bis jetzt noch

wenig bekannte Akademie von Allentown ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt und ihm zu ſolchem Zweck ein folgendermaßen lautendes Diplom in deutſcher Sprache überſandt hat:

„Die mediziniſch-homöopathiſche Akademie in Nordamerika erklärt hierdurch, daß ſie den Herrn Hofrath Dr. Samuel Hahnemann, in Anerkennung ſeiner Arbeiten, ſeiner Beharrlichkeit und Ausdauer zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaft, wie ſeines Muthes in der Vertheidigung und ſeiner Uneigennützigkeit in Verbreitung der Wahrheit, durch gegenwärtiges zu ihrem Ehrenmitgliede ernennt.

Konſtantin Heering, Präſident.

W. Weſſelhöft, M. D.
B. Romig, M. D.
Eberhard Freitag, M. D.
H. Dettwiller, M. D.
} Mitglieder der Fakultät.

Adolf Daner, Sekretär.

Literariſche Auszeichnungen. — Von dem „Salon deutſcher Zeitgenoſſen,“ von Dr. Guſtav Bacherer, der ins Holländiſche überſetzt worden, ſoll demnächſt eine zweite Auflage herausgegeben werden. Auch wird von demſelben geiſtreichen Verfaſſer bis Oſtern 1840 ein neues Werk in zwei Bänden, unter dem Titel: „Stellungen und Verhältniſſe“ erſcheinen, das, wie man uns verſichert, nicht geringes Aufſehen erregen dürfte.

Berichtigung einiger Druckfehler. — In dem Aufſatze: „Der Gewerbgeiſt im hermetiſch verſchloſſenen Glaſe,“ vom Rentammann, Ritter Preusker in Großenhain, im Königreich Sachſen, befindlich im fünften Theile für 1839 der Bibl. d. n. Weltk. ſind nachſtehende Druckfehler zu berichtigen:

S. 62. Z. 22, ſoll es heiſſen: „ſo daß Schweißtropfen auf dem kleinen Geſichtchen herabperlten; Schweißtropfen, die gewiß in Kunſt- und Naturalienkabinetten aufbewahrt werden würden,“ ꝛc.

S. 65, letzte Zeile: „iſt beſſer als das große Loos,“ ſtatt biſt beſſer ꝛc.

S. 66, Z. 4 v. u. ſtatt: des angeführten, leſe man: „des Ausgeführten im Geſchäft und übrigen Leben.“

Erklärung der Bibelſtelle: „Seelig ſind die Einfältigen, ꝛc.“ — Bemerken muß man vor Allem, daß im griechiſchen Text „Einfalt“ keineswegs gleichbedeutend iſt mit Dummheit, ſondern vielmehr mit Einfachheit. Deshalb auch ſoll obige Stelle nicht etwa ſagen: „Seelig ſind die Tölpel, die Einfaltspinſel, die Dummköpfe ꝛc.“, ſondern vielmehr: „Seelig ſind die eines einfachen, ſchlichten, geſunden Menſchenverſtandes ſich erfreuen.“ Man kann indeß auch annehmen, daß der Evangeliſt gradezu ſagen wollte: „Seelig ſind die im Geiſte Betrübten,“ und nicht die Geiſtesarmen, weil das griechiſche Wort Ptokos eben ſowohl unglücklich und betrübt, als arm bedeutet. Es iſt deshalb vielmehr Beſchränktheit der Bibelüberſetzer, wenn ſie den Worten „arm und einfältig“ vor denen „betrübt und unglücklich“ den Vorzug gegeben, als des Evangeliſten, der einer Bezeichnung ſich bedient, deſſen richtige Bedeutung zu ſeiner Zeit niemand mißverſtehen konnte. Die Fraſe: „Seelig ſind die Einfältigen ꝛc.,“ muß alſo eigentlich lauten: „Seelig ſind die im Geiſte Betrübten, ꝛc.“

Schuhe und Stiefeln von *Gummi elasticum.* — Der Fabrikant Mobot, in der Choiſeul-Galerie No. 33, in Paris, verfertigt ſeit einiger Zeit, mit Hilfe einer chemiſchen Zubereitung, Schuhe und Halbſtiefeln von Gummi elasticum. Sie ſind ſo dünn, daß man mit Bequemlichkeit andere Schuhe oder Stiefeln darüber anziehen kann, und bewahren den Fuß eben ſo wohl gegen Froſt als gegen Feuchtigkeit. Es gibt auch dickere mit Sohlen und Doppelſohlen verſehene Schuhe ꝛc. von demſelben Stoffe, deren man ſich als Ueberſchuhe bedienen kann. Dieſe neue Fuß-

bekleidung iſt ohne alle Nath und ohne Nägel. Sie iſt undurchdringlich oder durchdringlich, je nachdem man ſie verlangt und dauert wenigſtens eben ſo lange, als ein Paar gewöhnlicher Schuhe oder Stiefeln.

Erſte Profezeihung einer neuen Sündflut und des Unterganges des Menſchengeſchlechts. Urſprung der Kalender-Profezeihungen. — Es gab zu Anfang des 16. Jahrhunderts einen damals berühmten Aſtrologen, Namens Stöfler, welcher vorausverkündete, daß im Februar 1524 eine allgemeine Sündflut entſtehen und die ganze Erde verwüſten würde. „Denn es träfe eine Konjunktion Saturns, Jupiters und des Mars im Zeichen der Fiſche ein, welches offenbar eine Waſſerflut anzeige."

Das Schreiben, worin Stöfler ſeine Profezeihung zuerſt bekannt machte, war an den König von Spanien, nachmaligen Kaiſer Karl den Fünften gerichtet. Karl erſchrack, alle Hofleute zitterten, ganz Deutſchland bebte, alle Europäer geriethen in Furcht vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Mehre Aſtrologen bekräftigten Stöflers Unglücksdrohung. Viele Franzoſen wurden wahnſinnig vor Angſt. Leute, die am Meere und an großen Flüſſen wohnten, verkauften ihre Häuſer, Aecker, Güter, und zogen auf hohe Berge. Einige bauten Schiffe, Andere große Archen, nach dem Muſter der des Erzvaters Noa. Dies that beſonders der Präſident Auriol in Toulouſe. Er ließ ſeine Arche mit allen möglichen Lebensmitteln verſehn, ohne eine Menge Conſommés, Gallerte und einen guten Flaſchenkeller zu vergeſſen. Die Arche ruhete auf vier großen gemauerten Pfeilern, damit ſie nicht gleich vom erſten Waſſerſtoß fortgetrieben werde.

Der Bürgermeiſter Hendorf, in Wittenberg, ließ ebenfalls auf dem Boden ſeines Hauſes Anſtalten gegen die Sündflut machen, und ein Viertel von einem Braue Bier hinauf ziehen, um doch einen guten Trunk zu haben.......

Der gefürchtete, mit tauſend Schrecken erwartete Februar des Jahres 1524 erſchien endlich. Der Himmel war heiter, das Wetter ſchön, die Erde blieb trocken. Die Sündflut zeigte ſich nirgends. Im ganzen Jahre kam keine; in allen nachfolgenden Zeiten zeigte ſich keine Spur davon.

Aber der Aberglaube verſchwand deswegen nicht. Die *Mönche* behaupteten, „daß ſie durch ihre Bußthränen und Kaſteiungen den Zorn Gottes abgewendet, und durch ihr verdoppeltes Faſten das drohende Unglück beſeitigt hätten.“ Die *Gelehrten* bewieſen, daß eine Waſſerflut vermöge der Himmelzeichen hätte kommen *müſſen*, aber wegen der göttlichen Verſicherung in der Bibel, „daß die Erde nicht mehr erſäuft werden ſolle,“ nicht hätte kommen können. Die brandenburgiſchen *Geſchichtſchreiber* wollten doch nicht, daß die Himmelszeichen gelogen hätten. Sie behaupteten deshalb in der Folge, daß dadurch der „große Bauernkrieg“ angedeutet worden ſei, durch den bald darauf viele Provinzen Deutſchlands ſo grauſam verwüſtet wurden.

Der Aſtrolog Stöfler iſt auch Vater einer andern Thorheit. Er gab 1499 zu Ulm den erſten Kalender heraus, welcher „aſtrologiſche Grillen“ enthält; und ſeitdem verbreitete ſich, wie eine verderbliche Seuche, die Mode durch Deutſchland, Prophezeihungen, mediziniſche Aſtrologie und Zeichendeuterei den Kalendern beizufügen.

Stöfler führte in ſeinem Kalender, der für viele Jahre eingerichtet war, unter anderm auch den Einfluß an, welchen die Planeten beim Haus- und Thürmebauen, bei Gartenarbeit, beim Umgang mit allerlei Perſonen, in der Liebe, und in Rechtshändeln haben. Er gab die Zeiten an, wo man beten, ſtudiren, die Kinder in die Schule ſchicken, Haare abſchneiden, neue Kleider anziehen, räuchern, ſich baden, reiſen, kaufen, fiſchen, Kranke heilen ſolle. Er bemerkte, welche Krankheiten einen glücklichen Ausgang haben würden und welches die „gefährlichen Tage“ ſeien.

Nach Stöflers Beiſpiele gab der brandenburgiſche Hof-

aſtrologe Carion ähnliche profetiſche Kalender heraus. Einer davon geht von 1519 bis 1574. Im Jahr 1529 ließ er eine Kalender-Praktik drucken, die eine Menge Profezeihungen enthält. Das nämliche that er 1532 und 1533. In einem von dieſen Kalendern profezeihte er, daß Doktor Luther, den er haßte, weil es der Hofton ſo wollte, an einem gewiſſen Tage als Ketzer verbrannt werden würde. Der Tag erſchien, und Luther blieb am Leben.

Dennoch ließ ſich Carion nicht irre machen, und der Churfürſt glaubte fortwährend an ſeine Weiſſagungen. Er machte 1530 neue Weiſſagungen bekannt, die alle Glücks- und Unglücksfälle enthielten, welche ſich von 1528 bis 1540 im deutſchen Reiche und in auswärtigen Ländern zutragen würden. Er gebrauchte dabei die Liſt, in der Vorrede zu bemerken, daß nun bereits zwei Jahre verfloſſen ſeien, in denen ſeine Profezeihungen pünktlich eingetroffen. Hieraus könne man den Schluß ziehen, daß auch die übrigen ſich bewähren würden. Zu jedem Jahre beſchrieb er die Sonnen- und Mondsfinſterniſſe, die dann natürlich eintrafen.

Seine Weiſſagungen waren überhaupt in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, verkündeten Vorfälle von geiſtlichen und weltlichen Herren, die ſich faſt immer ereignen, z. B. Reiſen, Krankheiten, Landplagen, die eben nichts unerhörtes ſind, giftige Seuchen, gewaltſame Mordthaten, Feuersbrünſte, Diebſtähle ꝛc. Dergleichen Kunſtgriffe erreichten ihren Zweck. Carion wurde als ein Wundermann verehrt. Der Hof hatte uneingeſchränktes Vertrauen zu ihm und das Land folgte dem Beiſpiele der aufgeklärten und unterrichteten Leute.

Wetten britiſcher Fußgänger. — Ein ſehr reicher Schottländer, Namens Fletcher, befand ſich unweit Doncaſter in Geſellſchaft eines andern wohlhabenden Schotten, Barclay, welcher jährlich viertauſend Pfund Sterling (48,000 fl.) reine Einkünfte hatte. Die Rede fiel darauf, wie lange ein Menſch eine groſſe und lange

Anſtrengung im Gehen würde aushalten können. Fletcher ſagte:

„Was gilts, ich gehe ſechzig Meilen (20 Wegſtunden) zu Fuß in vierzehn Stunden.“

Jeder von beiden ſetzte 2500 Pfund Sterling (30,000 fl.) ein. Fletcher mußte nun, gleich den alten Athlethen, eine beſondere Lebensart führen, weswegen er ſich ganz der Anleitung eines Klopffechters überlies, der ihm nichts als rohes Fleiſch zu eſſen gab. Das dauerte jedoch nur kurze Zeit. Fletcher gewann ſeine Wette. Aber die letzten zwanzig Meilen (6⅔ Stunden) ermüdeten ihn ſo ſehr, daß er glaubte, es überſteige gewöhnliche Kräfte, in ſo kurzer Zeit weiter zu gehn.

Barclay, der nicht nur den Verluſt einer anſehnlichen Summe, ſondern auch ein geheimes Mißvergnügen, daß er ſich ſo ſehr verrechnet hatte, verſchmerzen mußte, hielt es inzwiſchen nicht für unausführbar, eine in jeder Rückſicht noch größere Wette zu gewinnen. Er machte ſich alſo mit fünftauſend Pfund Sterling (60,000 fl.) anheiſchig, neunzig engliſche Meilen (30 Wegſtunden), binnen 22 weniger einer halben Stunde zurück zu legen.

Da Fletcher aus eigener Erfahrung große Urſache zu haben glaubte, eine ſolche Wette anzunehmen, ging er ſie ohne viel Beſinnen ein, und ſetzte 5000 Pfund dagegen ein. Er hielt es für unmöglich, daß Barclay fünftehalb engliſche Meilen (anderthalb Wegſtunden) in jeder Zeitſtunde (denn ſo viel kam auf jede, mit Einſchluß der kleinen Verzögerungen) 21 Stunden nach einander zu gehn im Stande ſein könnte. Er bedingte ſich indeß noch überdem aus, daß das Unternehmen erſt im November ausgeführt werden ſollte, wo in England der menſchliche Körper wegen der häufigen Nebel, Regen ꝛc. am ſchlaffſten iſt. In dieſem Monate war es äuſſerſt wahrſcheinlich, daß ein heftiger Wind, ein ſtarker Regen, oder ein dicker Nebel der Nervenſpannung nachtheilig werden könnte.

Barclay hatte dieſe Umſtände vermuthlich nicht gehörig bedacht. Er begab ſich inzwiſchen, zwei Monate vor der

angeſetzten Zeit, zu einem alten Pachter in Yorkſhire in die Koſt, und befolgte alle Regeln, welche ihm derſelbe vorſchrieb. Dieſer Pachter war ein großer Kenner alles deſſen, worauf man wetten mochte, beſonders verſtand er ſich auf die Vorbereitung derjenigen, die einen Wettgang vorhatten.

Er gab ſeinem Schüler Barclay nichts als rohes Fleiſch und ſtark verdauende Speiſen zu eſſen, brauchte ihn zu allen ſehr ermüdenden Arbeiten, ließ ihn ſchwere Laſten von Käſe und Butter auf den Schultern zu Markte tragen, und gab ihm zu zehn engliſchen Meilen ($3\frac{1}{2}$ Wegſtunden) nicht mehr als anderthalb Stunden Zeit. Kurz, der Meiſter plagte und ſchor ſeinen reichen Zögling wie einen Hühnerhund, und immer that dieſer Alles ſo flink und gut, daß der Pächter beſtändig vorausſagte, er würde gewiß den Preis davon tragen.

Der November kam inzwiſchen heran. Man hatte bei Ayton, auf der Straße von York nach Hull, eine engliſche Meile Weges mit Lampen erleuchtet, weil Barclay, laut der getroffenen Bedingungen, gerade um Mitternacht ſeinen Weg antreten mußte. Gleich aus dem Anſatze ſchloß man viel, und in dem Maße als er rüſtig fortfuhr, ſtiegen die Wetten. Am 4 und 8 Uhr Morgens bot man zwei gegen eins, und ſieben gegen vier für ihn. Um 11 Uhr Vormittags, als er bereits 50 Meilen ($16\frac{2}{3}$ Wegſtunden) vollendet hatte, bot man drei gegen eins, daß er gewönne. Als er 60 Meilen (20 Stunden) gegangen war, fünf und vier gegen eins. Als er 70 Meilen ($23\frac{1}{3}$ Stunden) zurückgelegt hatte, wurden ſieben und ſechs gegen eins gewettet, daß er gewinnen würde. Gegen das Ende bot man zehn und fünfzehn gegen eins.

Alle verloren, die gegen Barclay Parthie genommen. Er vollendete ſeinen langen Gang 22 Minuten und 4 Sekunden auf 9 Uhr des Abends, ſo daß er eine Stunde, ſieben Minuten und ſechsundfünfzig Sekunden weniger Zeit brauchte, als ihm erlaubt war. Er gewann die Wette ohne anſcheinende Mühe. Sechsmal hielt er an, ſich zu erholen,

eine Erfriſchung zu nehmen und die Wäſche zu wechſeln, welches gemeiniglich zwölf bis fünfzehn Minuten währte.

Das Wetter war ihm beſonders günſtig, auſſer früh von vier bis acht Uhr, da es neblicht wurde, welches ſein Feuer ſichtbar dämpfte.

Der Zulauf von Menſchen war ſehr groß. Dieſe ſorgten beſonders dafür, daß ihn nichts unterbreche. Da eine außerordentliche Anſtrengung erforderlich war, um eine ſolche Wette zu gewinnen, ſo bezeugten die Leute eine herzliche Freude über ſeinen Sieg. Als er fertig war, hörte man nichts als Jauchzen und Huſſah, und die Leute trugen ihn frohlockend auf den Schultern. Viele Männer von Stande waren bis aus Schottland gekommen, um dieſe Wette mit anzuſehen. Es ſtanden nicht nur die 10,000 Pfund Sterling der Hauptperſonen in der Wette, ſondern mehr als doppelt ſo viel, da die vielen Wettluſtigen aus Yorkſhire, Schottland und London anſehnliche Summen geſetzt hatten. Die ganze Grafſchaft York erwartete den Ausgang mit größter Theilnahme, weil in England keine Gegend iſt, wo man eben ſo ſtark wettet.

Barclay hatte eine Woche vorher den Tag bekannt gemacht, an welchem er ſeinen Wettengang machen würde. Der Platz wurde von beiden Partheien gemeſſen, und ein Pfahl am Ende der Meile eingeſchlagen. Um dieſen Pfahl mußte Barclay nach jeder Meile ſich wenden, welches anderthalb Schritte machte, die aber nicht mitgerechnet wurden. An den Pfahl wurden Leute geſtellt, die einen Kerb hinein machten, ſobald der Gänger wieder einmal herum war; auch lag ihnen ob, Acht zu geben, daß Alles in Ordnung vorging.

Ein paar Minuten vor Mitternacht war Barclay mit ſeinen Freunden, wie auch Fletcher mit den ſeinigen angekommen. Punkt zwölf Uhr wurden ſechs Repetir-Uhren geſtellt, in ein Käſtchen an den Gewinnpfahl geſetzt und das Käſtchen verſiegelt. Zu gleicher Zeit brach Barclay auf.

Er trug ein engſchlieſſendes Flanellhemd, flanellene Unterhoſen und eine flanellene Nachtmütze, ſogenannte

lammswollene Strümpfe und weite Lederſchuhe mit ziemlich dicken Sohlen.

Das Haus, in das er ging, um Erfriſchung zu nehmen, ſtand etwa 10 Ellen von der Straße; das Hingehen und Zurückkommen machte alſo 20 Ellen, die er aber nicht rechnen wollte. Als die Wette gewonnen war, ſah man ihm keine Müdigkeit an; er war noch eben ſo munter wie zuvor, und ſagte, er könnte wohl noch 20 Meilen weiter gehn.

Obgleich der Schauplatz ſeiner Gehefertigkeit auf offener Straße war, bewies man ihm doch alle mögliche Aufmerkſamkeit. Die vielen Landkutſchen, Briefkutſchen, Fuhrwagen, Equipagen, Poſtkutſchen, die Menge Cabriolette, Reuter beiderlei Geſchlechts, ꝛc. die unaufhörlich England von einem Ende zum andern durchfliegen, und beſonders in dem wohlhabenden Yorkſhire ſo häufig ſind, fuhren und ritten insgeſammt auf die Seite, um dem Wettkämpfer kein Hinderniß in den Weg zu legen. Jeder ſchien ihm einen glücklichen Ausgang zu wünſchen. Sonſt gehen die Soldaten nirgends aus dem Wege; aber hier thaten ſie es. Die Weſtyork-Miliz kam gerade des Weges auf ihrem Marſche aus Hull nach York. Sobald ſie hörte, was vorging, machte ſie Halt, und theilte ſich in zwei Diviſionen zu beiden Seiten der Straße, welches eine gute Wirkung that. Jeder Soldat rief dem Schnellgehenden zu: „Glück zum Siege!"

Die allgemeine Theilnahme diente ſehr zu ſeiner Aufmunterung. Er war damals etwa 22 Jahre alt, fünf Fuß eilf Zoll groß und ſtark gebaut.

Wenn man die zur Erfriſchung nöthige Zeit, und andere kleine Abhaltungen zuſammen rechnet, ſo wurden die 90 Meilen in nicht viel über 19 Stunden, auſſer den Schritten ins Wirthshaus, aus demſelben und um den Pfahl, zurück gelegt.

Der Ort, auf welchem Barclay wanderte, hatte verſchiedene ſanfte Anhöhen. Wenn er an dieſe kam, lief er gewiſſermaßen hinauf; die übrigen Theile des Weges ging er. Sobald er anhielt, nahm er beträchtlich viel zu ſich.

Seine Nahrung beſtand aus gekochten Hühnern, Hammelfleiſch, Brotſchnitten ꝛc. und ſein Getränk war altes ſtarkes Bier. Auf den letzten 30 Meilen hatte er einen Geſellſchafter, einen neunzehnjährigen Menſchen, der ſehr brav Schritt hielt und Hoffnung erweckte, dereinſt ein eben ſo guter Fußgänger zu werden. Als der Sieger Barclay in ſeiner Equipage nach Pocklington gefahren kam, wurden zum Zeichen der Freude die Glocken geläutet, und das Volk wollte ſich vor ſeinen Wagen ſpannen, was er jedoch nicht zuließ.

Einfluß der Pflanzen auf die Atmosfäre. — Der britiſche Fyſiker Dalton hat ſo eben eine intereſſante Notiz über die Zerſetzung der Kohlenſäure durch die Pflanzen bekannt gemacht. Seiner Berechnung nach haben während einem Zeitraum von 5000 Jahren die auf der Erde gelebten und geſtorbenen Thiere nicht 0,001 Kohlenſäure erzeugt, und daß folglich die Mitwirkung der Pflanzen, zur Reinigung unſrer Atmosfäre vollkommen überflüſſig ſcheine. Er verſichert, durch mehre Experimente gefunden zu haben, daß ſich in den warmen Gewächshäuſern weder bei Tage noch bei Nacht mehr Kohlenſäure befindet, als in der äuſſern Luft, und dies Ergebniß iſt durch häufige Wiederholungen derſelben Verſuche vollkommen beſtätigt worden.

Unduldſamkeit gegen anders glaubende Reiſende. — Lambert Danäus, ein reformirter Theolog, reiste im Jahr 1581 mit Frau und Kindern von Genf nach Holland, wohin er als Profeſſor der Theologie berufen worden. Es war ſehr kalt und trauriges Regenwetter, als er zu Straßburg ankam. Die Kinder ſchrien, erſtarrt von Näſſe und Kälte; demungeachtet wurde Danäus von allen Gaſtwirthen abgewieſen, weil dieſe Befehl erhalten hatten, „ihn nicht aufzunehmen," indem er ein reformirter Lehrer ſei. Zuletzt erbarmten ſich einige Studenten dieſer verlaſſenen Familie, und gaben ihr Obdach und Schutz in ihren Stuben.

Kritiſche Ueberſicht der neueſten und ausgezeichnetſten Erſcheinungen in deutſcher Literatur und Kunſt.

August 1839.

Süddeutſche Rufe aus Norddeutſchland. Allen deutſchen Ständeverſammlungen und dem deutſchen Volke. Nebſt einer Antwort für den Fürſten Ludwig von Solms-Lich. Von Dr. Guſtav Bacherer. 78 S. in 12. Leipzig, 1839. Feſtſche Verlags-Buchhandlung.

Als Antwort auf die unter dem Titel: „Deutſchland und die Repräſentativ-Verfaſſungen," vom Fürſten Ludwig von Solms-Lich veröffentlichte Flugſchrift, als deren Haupttendenz ſich ein unverſchleiertes rückwirkendes Streben gegen die verfaſſungsmäßige Staatsordnung im ſüdweſtlichen Deutſchland hervorſtellte, erſchien vorliegende erörternde Gegenſchrift des geiſtreichen Verfaſſers der „Sterne und Meteore" zuerſt in der Monatsſchrift „Athenäum", ſpäter in ihrer gegenwärtigen Form.

Sie iſt kernig und gediegen, ein Muſter ſchlagender Beweisführungen und überzeugender Erläuterungen. Es handelt ſich darin keineswegs um revolutionäre Schwindeleien und ins Blaue hinausgeworfene Vorausſetzungen, ſondern um bewährte Thatſachen, um erprobte Fortſchritte, um vernunftgemäße Vortheile für alle Stände, für die Geſammtheit, für den Staat überhaupt. Es iſt traurig, daß dergleichen Dinge gegen unüberlegte oder eigenſüchtige Angriffe noch vertheidigt werden müſſen.

Einige Lebens-Erfahrungen meinen jüngern Schweſtern zur Beherzigung erzählt. — Die Unvermählten. — Der Hausfreund. — Zwei Novellen von Meta Sander. VI. und 445 in gr. 12. Aarau, 1839. Im Verlag von H. R. Sauerländer.

Im Gegenſatz mit den vielen leichtfertigen, ſittenloſen Romanen, welche in neueſter Zeit alle Leſekabinette überſchwemmt, und den Geſchmack des Publikums wie den vorherrſchenden Ton der Geſellſchaft verdorben haben, inſofern ihr Gift nicht ſogar tiefer eingedrungen iſt und verderblicher ſich verbreitet hat, ſpricht die Verfaſſerin der vorligenden „Lebens-Erfahrungen" den Vorſatz aus, dem Schatze ihrer eigenen Erfahrung wirkliche Umſtände, Thatſachen, Ereigniſſe zu entnehmen, die als Beiſpiele, Lehren oder Warnungen dienen, und den Leſer auf ſeine innerſten Gefühle, Anregungen, Neigungen und Leidenſchaften aufmerkſam machen können.

Meta Sander (wir begreifen nicht, warum die Verfaſſerin gerade dies Pſeudonym gewählt, das zu ſehr an Georg Sand, und den Kumpan dieſes literariſchen Hermafroditen, Sandeau, mahnt) will ſich bemühen, durch Alles was ſie ſagt und ſchreibt, nach Oben hinzuweiſen, „nach dem Worte Gottes, von dem Einen Geiſte der Wahrheit beſeelt, welcher ewig ſich gleich geblieben Geſtern und Heute und Derſelbe in Ewigkeit." (S. IV. der Vorrede.)

Solch Vorhaben iſt löblich und ſchön; wir wünſchen aufrichtig, daß es nach Wunſch gelingen möge. An Stoff dazu ſcheint es der Verfaſſerin nicht zu gebrechen, den beiden erſten Erzählungen nach zu urtheilen, welche ſie uns gegenwärtig bietet. Beide verrathen eine reiche Einbildungskraft, eine ſcharfe Beobachtungsgabe, einen geläuterten Geſchmack, Eigenſchaften, die uns in ihr eine ausgezeichnete Schriftſtellerin mehr verſprechen.

Die erſte Erzählung: „die Neuvermählten", iſt ein

recht anziehendes, bewegliches, abwechſelndes Bruchſtück aus dem eigenen Leben der Verfaſſerin, das ſie größtentheils früher ihren Bekannten mündlich mitgetheilt, und das ſie eben ſo intereſſant gefunden, als es auch das größere Publikum jetzt finden wird. Die hinzugefügten Fantaſieſtücke ſchaden dem eigentlichen wahren Grundgehalte nicht, ſie heben ihn vielmehr noch beſſer hervor, indem ſie ihm als gefälliger Rahmen dienen.

Dieſe Mittheilung umfaßt die ganze ſchöne, wenn gleich vielfach bewegte Jugendzeit der Verfaſſerin, von ihrer Kindheit an, bis zu dem Augenblicke, wo ſie freiwillig den Entſchluß ausſpricht, unvermählt zu bleiben, und wo, ihrer eigenen Aeuſſerung nach, ihr reiferes Leben beginnt. Man entnimmt aus dieſem biografiſchen Bruchſtück, daß die Verfaſſerin wenigſtens eben ſo geübt in der franzöſiſchen Sprache iſt, als in der deutſchen, und beinah möchte man vermuthen, die ganze Autobiografie ſei anfänglich in der erſten aufgeſetzt geweſen, dann ſpäter erſt deutſch bearbeitet worden.

In der zweiten Erzählung: „der Hausfreund," tritt der Hauptzweck, welchen die Verfaſſerin bei Herausgabe ihrer Geiſtes-Erzeugniſſe ſich vorgeſtellt, poſitiver und praktiſcher hervor, als in der erſten. Das Hinweiſen nach oben ſpricht ſich in faſt allen Begebenheiten, Zufällen und Schickſalsfügungen aus, welche in dieſer Novelle ſo richtig gewählt und ſo treffend karakteriſirt neben einander gruppiren. Es iſt wirkliche Lebensmoral, lebendiger Stoff zu vernunftmäßiger Nutzanwendung in den gut und kräftig geſchriebenen Zeilen, die wir mit Nutzen und Vergnügen geleſen haben.

Die dritte Erzählung: „die Aſſaſſinen," iſt, dem eigenen Geſtändniß der Verfaſſerin nach, eine Jugendarbeit, wahrſcheinlich nach franzöſiſchen Materialien bearbeitet und ohne Zweifel urſprünglich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Wenigſtens ſcheint ſich das aus den vielen Gallizismen und den zahlreichen ganz auf franzöſiſche Weiſe ge-

ſchriebenen Namen, Worten ꝛc. zu ergeben, die ſich ſo häufig darin wiederholen.

Wir ſtehen nicht an, die beiden erſten Erzählungen als „gelungen“ zu betrachten, und die Verfaſſerin aufzufordern, bald mit ähnlichen Gaben uns zu erfreuen. Denn, wir wiederholen es, mit den Eigenſchaften, welche die Verfaſſerin wirklich beſitzt, kann und wird ſie es bald zu etwas Ausgezeichnetem und Gediegenem bringen.

Converſations-Lexikon der Gegenwart. Ein für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Converſations-Lexikons, ſo wie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen deſſelben. Neuntes Heft, Bogen 1 — 10 des zweiten Bandes. Fabriken bis franzöſiſche Philologie. Zehntes Heft, Bogen 11 — 20. Franz bis Furlanetto. Zuſammen 320 S. in gr. 8. Leipzig, 1839. F. A. Brockhaus.

Eine Geſammtüberſicht vom reichen und mannigfaltigen Inhalt des erſten Bandes des „Converſations-Lexikons der Gegenwart,“ der mit dem achten Heft geſchloſſen worden, haben wir im vierten Theile für 1839 der Bibl. d. n. Weltk. gegeben. Das neunte Heft deſſelben Werkes enthält nachſtehende intereſſante und zeitgemäße Artikel:

Fabriken. — Fahlerantz (Karl Johann). — Fahnenberg (Karl Heinrich, Freiherr von). — Falck (Niels Nicolaus). — Falklands-Inſeln. — Falſen (Chriſtian Magnus — Karl). — Faraday (Michael). — Farbendruck oder Congreve-Druck. — Fauriel (J.). — Fea (Carlo Domenico Francesco Ignazio). — Fearn (John). — Fechner (Guſtav Theodor). — Feijó (Diogo Antonio). — Feio (Joſé Victorino Barreto). —

Feldbauſch (Felix Sebaſtian). — Ferdinand I. Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin (Kaiſer von Oeſtreich). — Ferdinand II. (König beider Sicilien). — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich Joſeph (Herzog von Orleans). — Fernando (König von Portugal). — Ferreira Borges (Joſé). — Ferrer (Don Joaquin Maria de). — Fetis (Franz Joſeph). — Feuerlöſchanſtalten. — Fichte (Immanuel Hermann). — Filomena. — Flachsſpinnerei. — Fleiſcher (Heinrich Leberecht). — Flügel (Guſtav Lebrecht). — Follen (Auguſt Ludwig — Karl). — Forſell (Karl af). — Förſter (Ernſt Joachim). — Förſter (Friedrich). — Förſter (Karl). — Foß (Heinrich Hermann). — Fourier, Owen und ihre ſocialen Syſteme. — França (Ricardo Joſé Rodrigues). — Frank (Othmar). — Frankfurt am Main. — Frankfurter Attentat vom 3. April 1833. — Frankreich. — Franzöſiſche Geſetzgebung ſeit 1830. — Franzöſiſch-katholiſche Kirchen. — Franzöſiſche Literatur. — Franzöſiſche Philologie.

Der nicht minder wichtige Inhalt des zehnten Heftes umfaßt nachſtehende Gegenſtände:

Franz IV. Joſeph Karl Ambroſius Stanislaus (Herzog von Modena). — Franzén (Frans Michael). — Frauenleben und Emancipation der Frauen. — Freiesleben (Johann Karl — Karl Friedrich Gottlob). — Freimaurerei. — Freire (Auguſtinho Jozé). — Freizügigkeit. — Fremdenlegion. — Frescomalerei. — Freudentheil (Gottlieb Wilhelm). — Frey (Maximilian). — Freyberg (Maximilian Prokop, Freiherr von). — Freytag (Georg Wilhelm Friedrich.) — Friedemann (Friedrich Traugott). — Friedensgerichte. — Friedländer (Ludwig Hermann). — Friedrich Auguſt (König von Sachſen). — Friedrich Wilhelm Konſtantin (Fürſt zu Hohenzollern-Hechingen). — Friedrich Wilhelm (Kurprinz und Mitregent von Heſſen). — Friedrich Wilhelm

(Kronprinz von Preußen). — Friedrich Wilhelm Karl (Prinz der Niederlande). — Fries (Elias). — Fritzſche (Chriſtian Friedrich — Karl Friedrich Auguſt — Franz Volkmar — Otto Fridolin). — Froriep (Ludwig Friedrich von). — Fryxell (Anders). — Fuchs (Johann Nepomuk). — Funck (Johann Friedrich). — Furlanetto (Giuſeppe). — Frankreich (hiſtoriſche Ueberſicht).

Der Preis jedes Hefts des „Converſations-Lexikons der Gegenwart,“ beſtehend aus 10 enggedruckten Bogen in gr. 8. iſt auf weißem Druckpapier 8 Groſchen, auf gutem Schreibpapier 12 Groſchen und auf extrafeinem Velinpapier 18 Groſchen.

Lilien. Taſchenbuch hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen von C. v. Wachsmann. Jahrgang 1840. Leipzig, bei Karl Focke. Mit ſechs Stahlſtichen.

Herr von Wachsmann bewährt ſich ſchon ſeit längerer Zeit als ein gewandter Bearbeiter der hiſtoriſchen Novelle, die im erzählenden Dichtungsgebiete mit Recht eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Auch bewegt ſich das romantiſche Element nirgends erfolgreicher als in dieſer Art ungebundener Darſtellung. Der dießjährige Jahrgang der „Lilien“ zeichnet ſich wie die beiden frühern Jahrgänge durch intereſſante hiſtoriſche oder ſagenhafte Stoffe aus, in deren Wahl Herr von Wachsmann überhaupt ein ſehr glückliches Talent beſitzt. Von den übrigen zeichnen wir namentlich die beiden Erzählungen: „Sampiero de Ornano“ und „der Mulatte“ aus, in denen der geſchichtliche Stoff ſich in der Schale romantiſcher Handhabung zur würzigſten Lektüre entwickelt. Aber auch die beiden andern Erzählungen: „der Schatz“ und „der todte Kämpfer“ ſind ſehr leſenswerth. Beigegeben ſind ſechs hübſche Stahlſtiche, welche die verſchiedenen Heldinnen des litera-

riſchen Textes darſtellen. So empfiehlt ſich das ganze Buch den gebildeten Leſekreiſen als eine recht werthvolle Gabe.

Zeitſchriften in Deutſchland.

Alljährlich erſtehen in Deutſchland neue Zeitſchriften, die aber durch ihr ſchnelles Verlöſchen nur zu häufig den Beweis liefern, wie wenig Beruf zum Leben ſie gehabt. Unter denjenigen, welche im Verlauf der Jahre durch ein rüſtiges, dem Beſſern zugewandtes, Wirken ihr Daſein conſolidirt, verdient der nunmehr in Grimma unter der vortrefflichen Redaktion des umſichtigen Dr. Ferd. Philippi erſcheinende: „Planet. Dresdner Merkur“ — ſo wie die in Braunſchweig herauskommende „Mitternachtzeitung“ die rühmlichſte Erwähnung. Beim bevorſtehenden Jahreswechſel halten wir es für Pflicht, die Aufmerkſamkeit des Leſepublikums auf dieſe beiden Journale angelegentlichſt hinzulenken. Auch die „Abendzeitung“ bewährt je mehr und mehr einen wohlverdienten Ruf. Das „Morgenblatt“ wird ebenfalls immer im Vordergrunde der deutſchen Journalliteratur ſtehen.

Inhalt des achten Theils.

Seite

Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart. (Erſte Mittheilung.) 3
Gegenwärtiger Zuſtand der Kriegsmarine in Rußland, Nordamerika, Frankreich und Großbritannien. (Letzter Artikel.) 65
Abenteuer auf einer Reiſe durch Spanien. (Erſte Hälfte.) 84
Empfindungen eines Selbſtmörders 98
Hesperien 106
Müßiggang und Verfolgungsſucht 108
Bettelei und Betrügerei 117
Räuberei und Mordluſt 121
Abgötterei und Gottloſigkeit 124
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich:
Prozeß Peytel 155
Fortſchritte der Geologie in neueſter Zeit 185
Erfindungen, Vervollkommungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen 213
Mannigfaltigkeiten 217
Kritiſche Ueberſicht der neueſten und ausgezeichnetſten Erſcheinungen in deutſcher Literatur und Kunſt 230

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau ſind folgende gute Werke erſchienen:

Neu erſchienene Schriften:

Lebens-Erfahrungen von Meta Sander. Für jüngere Schweſtern zur Beherzigung erzählt. Enthaltend: Die Unvermählten. — Der Hausfreund. — Die Aſſaſſinen. — 1 Thlr. 20 gr. — 2 fl. 45 kr.

Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes, und zur Belehrung aller Stände, ohne Unterſchied der Konfeſſion. Wohlfeilſte Ausgabe. 8 gr. — 36 kr.

Neueſte vierte Original-Auflage:

Katholikon, oder für Alle unter jeder Form das Eine. Von Georg Victor Keller, ehemaligem Pfarrer der katholiſchen Gemeinde zu Aarau. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Von demſelben Verfaſſer iſt erſchienen:

Ideale für alle Stände. Dritte Original-Auflage. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Schul-Bücher:

Hirzels franzöſiſche Grammatik; von Prof. Conrad von Orell verbeſſerte eilfte Auflage. 15 gr. — 1 fl.

Deſſen franzöſiſches Leſebuch; von Prof. Conr. von Orell verbeſſerte fünfte Auflage. 12 gr. — 45 kr.

Kleines franzöſiſches Schul-Wörterbuch für Anfänger; wohlfeilſte Ausgabe. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Von Orells kleine franzöſiſche Sprachlehre für Anfänger; fünfte Auflage. 8 gr. — 30 kr.

Fries Anleitung zur franzöſiſchen und deutſchen Converſation. Dritte wohlfeile Schulausgabe. 14 gr. oder 54 kr.

Götzingers deutſche Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Freidank, der neue, aus vaterländiſchen Dichtern entwickelt; für Gymnaſien und Seminar-Schulen. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Hebels allemanniſche Gedichte; ſiebente Auflage mit 4 Kupf. 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr., mit 1 Kupf. 16 gr. — 1 fl.

Haupt, Muſterſammlung der Beredſamkeit. Für die Schule und das Leben. 1 Thlr. 4 gr. — 1 fl. 45 kr.

Zſchokke's Goldmacherdorf für Landſchulen; ſechste Auflage. 6 gr. — 24 kr.

Deſſen Schweizerlandsgeſchichte für das Schweizervolk; ſechste Auflage. 9 gr. — 36 kr.

Daſſelbe überſetzt in franzöſiſcher Sprache von Profeſſor Monnard; vierte Auflage. 12 gr. — 48 kr.

Zu Weihnachts-Geſchenken:

Es ſind nun vollſtändig in allen guten Buchhandlungen drei verſchiedene Ausgaben vorräthig zu haben von den beliebten

Stunden der Andacht.

Die neueſte Ausgabe in Taſchenformat, auch für Meß-Andachten geeignet, in zwölf Theilen und in gefälligem Format auf weißem Papier à 6 Thlr. — 9 fl.

Die neunzehnte Auflage in großem Druck und in acht Bänden auf halbweißem Papier à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Auf weißem Papier iſt von dieſer Ausgabe kein Vorrath mehr, und nur obige Ausgabe in Taſchenformat iſt jetzt noch auf weißem Papier vorräthig.

Die achtzehnte wohlfeilſte Auflage in Bibelformat in einem Band und in reinem Druck für Unbemittelte hauptſächlich beſtimmt, à 2 Thlr. 16 gr. — 4 fl.

Auch dieſe Ausgabe iſt beinahe wieder vergriffen, ſo daß wir ſorgen werden, eine ſolche Ausgabe in ſtehenden Lettern zu veranſtalten, um den Beſtellungen fortwährend entſprechen zu können.

Zu Neujahrs-Geſchenken:

Ausgewählte

Novellen und Dichtungen.

Von Heinrich Zſchokke.

Vierte vollſtändige Original-Auflage

in ſechszehn Theilen auf weißem Papier

à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Ferner ſind, dem Obigen ſich anreihend, erſchienen:

Genfer Novellen.

Nach dem Franzöſiſchen von H. Zſchokke.

Zwei Theile, 2 Thlr. — 3 fl.

Auch dieſe vierte Auflage der Novellen, kaum im Druck vollendet, iſt bald wieder vergriffen; der ungemein billige Preis für dieſe ſchöne beliebte Ausgabe mag allerdings auch viel zum raſchen Abgang beitragen; man findet in allen guten Buchhandlungen vollſtändige Exemplare vorräthig.

Bibliothek

der

Neueſten Weltkunde.

Geſchichtliche Ueberſicht denkwürdiger Ereigniſſe der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politiſchen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen, literariſchen und ſittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Dritter Band, ſiebenter bis neunter Theil.

Neunter Theil.

Aarau 1839.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Geheime Mittel und Wege der ruſſiſchen Diplomatik in Konſtantinopel.

Erſte Enthüllung.

Wenn die morgenländiſche Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit für England iſt, darf man ſie als von nicht viel untergeordneterm Intereſſe auch für Rußland betrachten. Für das erſte iſt es um ſeinen ganzen Handel im mittelländiſchen Meere und mit der Levante nicht allein zu thun, ſondern auch um die große Handelsſtraße, die es, zur leichtern und ſchnellern Beziehung ſeiner oſtindiſchen Erzeugniſſe, durch das rothe Meer und über Aegypten, oder durch den perſiſchen Meerbuſen und über Syrien, nach dem mittelländiſchen Meere ſich eröffnen möchte.

Gelangte nun Rußland früher oder ſpäter zum Beſitz der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei, vorzüglich Konſtantinopels, würde es, von dieſem Hauptpunkte hinweg, ſeine Eroberungen natürlicherweiſe bald weiter ausdehnen, Syrien, vielleicht ſogar Aegypten mit Leichtigkeit ſich unterwerfen, und England auf dieſer Seite für immer von ſeinen reichen Kolonien in der Halbinſel dieſſeits dem Ganges abſchneiden.

Daß Rußland aber auf einen ſolchen Zweck wirklich hinſtrebt, iſt jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, eben ſo wenig als es ſich bezweifeln läßt, daß die britiſche Politik alle ihr zu Gebote ſtehende Mittel auf-

bietet, durch welche ſie hoffen darf, ihrem entſchiedenen Gegner mehr oder weniger erhebliche Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen.

Der neuerdings zwiſchen England, Oeſtreich und Frankreich geſchloſſene Vertrag, zur Erhaltung der unverletzbaren Integrität der Staaten des Sultans, in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit und Ausdehnung, dem, wie man behauptet, Rußland unter den darin aufgeſtellten Bedingungen beizutreten ſich geweigert, — dieſer Vertrag ſoll dem muthmaßlichen Vordringen der ruſſiſchen Macht einen wo möglich unüberſteiglichen Damm entgegenſtellen. Wir zweifeln indeß ſehr, daß das petersburger Kabinet dadurch ſich ſo ſehr wird einſchüchtern laſſen, daß es ſeine Pläne auf den Orient deshalb aufgeben ſollte.

Bevor es aber zum eigentlichen blutigen Kriege kommt, wird der Federkrieg zwiſchen den Vertheidigern der britiſchen Politik und den Anhängern Rußlands unermüdlich fortgeſetzt. Daß die meiſten Herausforderungen, Ausfälle, Beſchimpfungen und Verdächtigungen von engliſchen Publiziſten herrühren, wird niemandes Verwunderung erregen, eben ſo wenig, als daß von dieſer Seite die meiſten, oft die beachtungswertheſten und pikanteſten Aufſchlüſſe, über den Gang, die Verſchürzung und die Entwickelung der Ereigniſſe, Zuſtände und Verhandlungen ebenfalls von dieſer Seite uns zu theil werden.

In Rußland iſt man gewöhnt zu ſchweigen und zu handeln. Die Politik dieſes ungeheuern Reiches iſt ein undurchdringliches Geheimniß, vom Siegel des unverbrüchlichſten Stillſchweigens verſchloſſen. Vergebens würde man ſich bemühen, einen Zipfel der

bleiernen Decke zu heben, die Alles verhüllt, was die Staatsangelegenheiten betrifft.

In England dagegen ſchwatzt und ſchreibt jeder über Alles, was ihm in den Sinn kommt, was er mehr oder weniger kennt, worüber er ſich bloß oberflächliche oder gründlichere Erfahrungen geſammelt. Daher kommt es denn auch, daß die meiſten engliſchen Flugſchriften, welche in neueſter Zeit über die „morgenländiſchen Angelegenheiten,“ vorzüglich über die immer greller hervorſpringende Spannung zwiſchen Großbritannien und Rußland, erſchienen ſind, neben vielen intereſſanten Angaben, Berechnungen, Zuſammenſtellungen ꝛc., von ſo vielen Einſeitigkeiten und durchaus falſchen Anſichten wimmeln, daß man oft nicht zu begreifen vermag, wie wirklich unterrichtete und vielſeitig bewanderte Perſonen, ernſte Politiker, oft ſogar wirkliche Staatsmänner und deren unmittelbare Organe, ſo auffallende Verſtöße gegen die geſunde Vernunft ſich haben zu Schulden kommen laſſen können.

Der Verfaſſer nachſtehenden Artikels: „Ueber die ruſſiſche Diplomatik zu Konſtantinopel,“ ſcheint unſers Erachtens in dem eben angedeuteten Falle ſich zu befinden, wenigſtens was ſeine ungemeſſenen Beſchuldigungen und Ausfälle über die Politik Rußlands überhaupt, wie die in Konſtantinopel von ſeinen Beauftragten geltend gemachte im beſondern, betrifft. Wir überlaſſen der Scharfſicht unſrer Leſer die Würdigung ſeiner Angaben, ohne die Wahrheit derſelben auf irgend eine Weiſe erörtern zu wollen. Laſſen wir ihn nun ſelbſt ſprechen.

Es iſt jetzt niemand ein Geheimniß mehr, mit

wie bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit die ruſſiſche Diplomatik Europa bei Navarin hintergangen, wo ſie, unter dem Vorwande, Griechenland zu retten, das auch noch auf andere Weiſe gerettet werden konnte, die türkiſche Seemacht vernichtete durch die Kanonen Frankreichs und Englands, der natürlichen Beſchützer des ottomanniſchen Reichs.

Eben ſo gut kennt man auch den Vortheil, den ſie von jenem Siege gewonnen, indem ſie den Friedensvertrag vom 6. Juli 1827 mit Füßen getreten, einen der Verträge, welche der neuern Politik am meiſten zur Ehre gereichen, weil, zu dem alleinigen Zwecke, dem Blutvergieſſen zwiſchen den Türken und Griechen ein Ende zu machen, die drei unterzeichnenden Mächte, allen chriſtlichen Völkern gegenüber, die feierliche Verpflichtung ſich auferlegten, „auf alle intereſſirten Abſichten Verzicht zu leiſten und ſich nicht zu bemühen, irgend einen beſondern Vortheil, gleichviel ob ein Handelsvorrecht oder eine Gebietsvergrößerung, nach dem wahrſcheinlichen Erfolge des Unternehmens, zu erzielen.“

Dieſem Ehrenvertrage zum Trotz erklärte Rußland, ein halbes Jahr nach der verhängnißvollen Schlacht von Navarin, der Türkei, die dabei ihre ganze Flotte und die Hälfte ihrer Armee eingebüßt, den Krieg.

Nach zwei langen und blutigen Feldzügen gegen einen Feind, den es im Voraus als beſiegt betrachten konnte, ließ es ſich in beſter Form zu Adrianopel die Donau-Mündungen und das dazwiſchen ligende Delta abtreten, dieſe Dardanellen anderer Art, zwiſchen denen Deutſchland ſelbſt ohne ſeine Bewilligung nicht mehr hinweg kann. Auſſerdem bedung es ſich

noch Akkapa aus, den Schlüſſel der Gebirge Zirkaſſiens, wozu ſeine Soldaten jedoch Mühe haben, das Schloß zu finden, nebſt vielen Feſtungen, militäriſchen Poſitionen und das ganze Küſtenland längs dem ſchwarzen Meere, von der Mündung des Kubra bis zum Niklausfort, d. h. eine Ausdehnung von mehr als 200 Stunden.

Es verlangte auch noch — wie wenn alle vorſtehende Erwerbungen für nichts zählten — die Schleifung der Feſte Giurgewo, die Entfernung der Muſelmänner aus der Moldau und Wlachei, die Errichtung einer Quarantaine, mithin eine wirkliche Scheidungslinie zwiſchen dieſen beiden Fürſtenthümern und dem Ueberreſt des Reiches, endlich die Verminderung der Zölle für alle Handelsſchiffe unter ſeiner Flagge, um die zwei Drittel ihres bisherigen Betrags, und die Annahme eines geheimen Artikels, in Folge deſſelben das ſchwarze Meer nach ſeinem Gutdünken geſperrt werden konnte.

Frankreich und England mußten ſich glücklich ſchätzen, daß, auf Oeſtreichs Vorſtellung, und mit Rückſicht auf den Vertrag, der „die Erwerbung jedes Handels-Vorrechts, wie jede Gebiets-Vergrößerung“ verpönte, Konſtantinopel ſelbſt nicht ſchon damals als gute Beute betrachtet ward.

Müde, ſeine eigentlichen Abſichten fortan zu verbergen, was übrigens auch unnütz war, entlarvte ſich Rußland eigenhändig in dem Kriege zwiſchen dem Sultan und Mehemet Ali, und der Vertrag von Unkiar Skeleſſi, der die Türkei beinah zu einer ruſſiſchen Provinz macht, beweist, um welchen Preis der Zaar ſeinen Bundesgenoſſen vertheidigt hatte.

Nach ſolchen Erfahrungen mußten England, Frankreich und Oeſtreich wohl auf ihrer Huth ſein, vorzüglich England, dem es mehr als jeder andern Macht am Herzen ligen muß, was aus Aegypten, dieſem Hauptwege zwiſchen Europa und Indien, wird. Es iſt jetzt auſſer allem Zweifel, daß Rußland, das zwiſchen Aegypten und der Türkei beſtändig eine ſeine Entwürfe begünſtigende Spaltung zu erhalten ſich bemühet, für das morgenländiſche Drama eine ähnliche Entwickelung vorbereitet, wie die von Navarin, eine für die türkiſche Armee eben ſo verhängnißvolle Niederlage, als die erſte es für die ottomanniſche Flotte geweſen *).

Ganz Europa weiß, welches die Anſichten, die Hoffnungen, die Vortheile Rußlands bei Schwächung des türkiſchen Reiches ſind. Der „Oelfleck“, wie Canning ſagte, gewinnt augenſcheinlich eine immer größere Ausdehnung. Die kurzſichtigſten Augen erkennen dieſen wahrhaft römiſchen Ehrgeiz; dieſe, wenn auch langſame, doch ununterbrochene, immer dieſelbe Richtung, gleich der ſteigenden Meeresflut, verfolgende Eingreifung; dieſe endloſen Anſchwemmungen, die durch Gründung Neuſerbiens, auf der Grenze der Krimm, um Mitte des 18. Jahrhunderts, eigentlich erſt 1774 durch den Vertrag von Kainardſchi begannen.

Durch dieſen Vertrag wurden die Tataren in der Krimm nur bloß deshalb unabhängig erklärt, damit die Kaiſerin Katharina ſie 10 Jahre nachher zu Sklaven und ihr Land zu einer moskowitiſchen Pro-

*) Dieſe Vorausſetzung ſcheint durch die Niederlage des türkiſchen Heeres in Arabien beinah bewährt worden zu ſein.

vinz machen konnte. Das Privilegium, ohne irgend eine Beſchränkung alle unter türkiſcher Herrſchaft befindlichen Gewäſſer zu beſchiffen, wurde den ruſſiſchen Handelsfahrzeugen zugeſtanden, wie den Geſandten des Kabinets zu S. Petersburg das Recht zuerkannt iſt, je nach den Umſtänden zum Beſten der Moldau und Wlachei einzuſchreiten; wogegen die Türkei verpflichtet iſt, dergleichen Vorſtellungen mit der Aufmerkſamkeit und Achtung aufzunehmen, die man einer befreundeten und gefürchteten Macht ſchuldig iſt.

Man weiß nun aber, mit welchem Eifer und welcher Beharrlichkeit Rußland die Sache der beiden Fürſtenthümer verfochten, und mit welchem Nachdruck es der Pforte ſeine uneigennützige Vermittelung zu ihrem Vortheil annehmbar gemacht.

Wenn gleich ermuthigt durch einen ſo glücklichen Anfang, der durch den Frieden von Jaſſy, im Jahr 1792, noch mehr befeſtigt wurde, indem er die Abtretung der Krimm beſtätigte und das Gebiet von Ozakow (wo bald Odeſſa, das Liverpool des Pont Euxin entſtehen ſollte) Rußland zuwendete, ließ ſich die ſyſtematiſche Ueberſchwemmung dennoch nur einige Jahre zurückhalten durch die franzöſiſche Staatsumwälzung und durch den Sieger bei den Pyramiden.

Dann, von ihrem Entſetzen ſich erholend, ſetzte ſie ihren Weg bis Adrianopel fort, wo ſie zögerte, ob ſie den letzten entſcheidenden Streich wagen ſollte, oder nicht; kehrte ſie abermals um, nachdem ſie die Geſtade des Bospor, welche ſie ſchon lange zu bedecken gewünſcht, in der Nähe geſehen, zweifelte von neuem, und entſchloß ſich zum zweiten Male zum Rückzuge,

mehr Gold und mehr Vorrechte, als nach allen frühern Expeditionen, mit ſich nehmend.

Wir wiederholen es, dieſe geduldige und beharrliche Taktik iſt zur Genüge bekannt. Der Grenzgott, der manchmal wartet, aber nie zurückweicht, iſt bereits ſprichwörtlich geworden. Was die politiſche Welt jedoch nur unvollkommen weiß, und was ſie wohl mit eigenen Augen ſehen ſollte, iſt die Art und Weiſe, wie die Ruſſen die Türkei beſchützen, ſeit ſie dieſelbe nicht mehr bekämpfen.

Nie noch hat die Geſchichte das Beiſpiel eines ſo fortwährend zerriſſenen, eines ſo ungeſtraft Stück für Stück zu Grunde gerichteten Reiches, durch ſeinen natürlichen Feind, geſehen. Nie hat die Diplomatik zu verſchmitzteren Kunſtgriffen ihre Zuflucht genommen. Nie — und wir beſorgen nicht, daß man hierin uns widerſprechen werde — nie, auf keiner Szene der alten und neuen Welt, hat die Politik eine unheilſchwangere Rolle geſpielt.

Die Nachwelt, die Völkern wie Individuen die Verirrungen ihres Ehrgeizes verzeihet, wird es wahrlich den Ruſſen nicht zum Verbrechen anrechnen, daß ſie Konſtantinopel gewollt. Aber wenn ſie deſſelben ſich bemächtigt haben, wird ſie das Verderbliche ihrer Taktik hervorheben, und jedermanns Verachtung eine Eroberung überantworten, deren Hauptwaffe Hintergehung, deren Stunde Finſterniß, deren Hilfsgenoß die Peſt und deren Schlachtfeld die Kanzlei „Arena“ geweſen . . . .

Das „Entſetzliche“ im Verfahren der ruſſiſchen Diplomatik im Orient, wird bis zum Fantaſtiſchen getrieben. Es iſt kaum glaublich, und nichts als Un-

heil und Finſterniß. Es iſt die Politik aus „tauſend und einer Nacht.“

Alles Gute zu verhindern, indem man ſich das Anſehn gibt, als wolle man ſeine ſchnelle Verwirklichung befördern; — Unruhe und Chaos in alle Zweige der öffentlichen Verwaltung zu verbreiten, unter dem Vorwande, die entſtehenden Verbeſſerungen zu unterſtützen; — alle Vorurtheile des Stolzes und der Etikette zu begünſtigen, die eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen Ottomanen und Europäern aufthürmen; — die noch ſchwankenden Anhänger der Türkei zu beſtechen, die Herzhaften einzuſchüchtern, die aufrichtig ihr ergeben ſind und durch Verläumdung ſie zu ſtürzen; — in ſeine Polizei alle Rekruten der Spionirung aufzunehmen, gleichviel ob ſie Muſelmänner ſeien oder Chriſten, Katholiken oder Proteſtanten, Griechen oder Italiener, Armenier oder Juden, Engländer oder Franzoſen (denn man findet ſogar Franzoſen und Engländer, wenn gleich, Gott ſei Dank, nur in geringer Zahl, darin); — ſich unter der Geſtalt von Verſchnittenen unbemerkt in die Umtriebe des Harems zu miſchen, die einen ſo großen Einfluß ausüben auf das höhere Verwaltungs-Perſonal; — dergleichen Serail-Intriguen noch zu vermehren, und aus dieſer geheimnißvollen Stätte willkürlich mit Seidenfaden, die nicht ſelten Stricke werden, der Reihe nach alle Paſchas des Reichs in Bewegung zu ſetzen; — durch ſchlau abgeſtattete Berichte das Mißtrauen und den Haß der Muſelmänner gegen die Chriſten zu erregen, um dieſe vertheidigen und die Unterjochung beider vorbereiten zu können, indem man ſich äuſſerlich den Anſchein der Verſöhnung gibt; — jede Han-

dels- und Ackerbau-Unternehmung zu hemmen, aus Beſorgniß, daß das Land, wenn es nicht mehr faſt Alles vom Auslande zu kaufen braucht, auch nicht mehr fortwährend verarmt und ſich entvölkert; — überall Zwietracht zu ſäen, und jedes Volkslaſter ſich zum mächtigen Bundesgenoſſen zu machen; — alle Perſonen zu ſpielen und alle Larven zu probiren; — jedem ſeine Rolle einzulernen, ohne daß er es bemerkt, den Beförderern der Reform eben ſo wohl, als den Vertheidigern des Veralteten, den Neuerern wie den Ulemas; — alle Veränderungen öffentlich zu loben und im Geheimen auf Wiederherſtellung der Janitſcharen hinzuarbeiten; — einerſeit den Fanatismus des großen Haufens zu vermehren und anderſeit den Inſtinkt des Despotismus und der Zerſtörung, der dem Osmanli-Karakter eigenthümlich iſt, zu pflegen; — mit einem Worte, die Regierung zu Veränderungen durch Staatsſtreiche zu vermögen, und das Volk gegen dieſe Veränderungen aufzuwiegeln, in der Hoffnung, daß, wenn die beiden Oppoſitionen einſt gegeneinander treffen, der Stoß heftig genug ſein werde, um das ganze übel zuſammengefügte Gerüſt der muſelmänniſchen Neugeburt auf einmal zu zertrümmern, um dann, wenn Alles wohl vorausberechnet iſt für einen unvermeidlichen Ruin, und bis der Saame zur Frucht gereift, ſich das Anſehn zu geben, als ſei man ein großer Freund des Statu quo, aus Liebe zur öffentlichen Ordnung und zur Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts; — Mäßigung zu heucheln gegen einen niedergeworfenen Feind und Enthaltſamkeit gegen eine geſchändete Schöne; — als Meſiſtofeles für ſich zu lächeln, mit jenem Glauben an das Böſe, der durch Erfolg noch

mehr verſtärkt wird und innerlich den Himmel ſelbſt herauszurufen, um es mit der Hölle aufzunehmen*).... das iſt die Rolle, die Rußland geräuſchlos in Konſtantinopel ſpielt, ohne Prahlerei, ohne viele Worte, dagegen mit einer Beharrlichkeit, die nur an einer mächtigen und nachdrücklichen Verbindung des übrigen Europa Schiffbruch leiden kann.

Es fehlt an Thatſachen nicht, die beweiſen, daß dies Gemälde keineswegs übertrieben, und daß Rußland nicht weniger ſouverän und thätig iſt in der Türkei, als wir es dargeſtellt. Was ſich vor einiger Zeit in der Moldau und Wlachei, und ganz neuerdings in Serbien zugetragen, beſeitigt darüber jeden Zweifel. Die wlachiſchen Abgeordneten wollten die Veränderungen nicht billigen, die gegen den Sinn der Landes-Verfaſſung verſtießen, und auf nichts weniger hinzielten, als die Oberherrlichkeit aus den Händen des Sultans in die des Zaars überzutragen.

Welches Mittel ergriff nun Rußland, um ſie dazu zu nöthigen? Es beſchwerte ſich bei der Pforte über den Geiſt der Empörung, der ſich plötzlich der wlachiſchen Verſammlung bemächtigt habe, und erhielt einen Firman, wodurch ihm die beiden Fürſtenthümer auf Diskretion überlaſſen wurden. Damit der Triumf der ruſſiſchen Miſſion zu Konſtantinopel von niemand beſtritten werden könne, wurde ein entſchiedener Anhänger Rußlands, der Fanariot Logotheti, beauftragt, den Wlachen den Firman zu überbringen, der beſtimmt war, ſie auf ihre bevorſtehende Knechtſchaft vorzubereiten.

*) Dergleichen Uebertreibungen und leere Fraſen werden endlich lächerlich.

In Serbien ward Fürſt Miloſch, weil er weniger gefällig ſich gezeigt, als die beiden Hospodare der Wlachei und Moldau, die beide im Solde des Zaars ſtehen, durch einen andern Firman der Pforte Rußland aufgeopfert. Unter der Vorſpiegelung, die Freiheiten des ſerbiſchen Volkes zu vermehren, das unabhängig und ruhig unter der väterlichen Regierung ſeines Befreiers lebte, benutzte Rußland die mißvergnügte Stimmung des ſerbiſchen Adels gegen Miloſch und den Sultan, ließ einen Senat bilden, zuſammengeſetzt aus den vorzüglichſten Mitgliedern dieſes Adels, und machte es dem Fürſten unmöglich, ferner zu regieren.

Von Rußland durch die Hand des Sultans geſtraft, weil er den letzten nicht hatte verrathen wollen, durch die Umtriebe der Senatoren aufs äusserſte getrieben, ſah Miloſch, nachdem er ſich kompromittirt, ſich genöthigt abzudanken. Vor einem Jahre ſagte Fürſt Dolgoruki, beauftragt von ſeiner Regierung, den Fürſten von Serbien zu gewinnen, nach einer langen Unterredung, und als ſein Vorhaben ihm nicht gelungen war, mit zornigem Ton zu ihm:

„Bedenken Sie, daß Sie nicht allein von der Pforte abhängig ſind, und daß Rußland, welches ſouveräne Fürſten macht, ſie auch wieder beſeitigen kann.“

Stellt man dieſer Drohung die Abdankung des Fürſten Miloſch gegenüber, ſo wird man ſich leicht überzeugen, welchen Einfluß die ruſſiſche Politik auf die zu Konſtantinopel ausübt. Es geſchieht hier nichts, durchaus nichts, wobei nicht Buteniew (der ruſſiſche Geſandte) zu Rath gezogen worden; und es iſt zu bemerken, einerſeits, daß alle Neuerungen, ſogar

die in der Kleidung, einen ruſſiſchen Anſtrich haben, anderſeits, daß Rußland ſeine Unterſtützung beſonders den Reformen angedeihen läßt, welche am meiſten die religiöſen Vorurtheile des Volks verletzen.

Bei dieſer Gelegenheit hat es ausdrücklich eine Theorie hervorgebracht, die nothwendigerweiſe einen großen Eindruck auf des Sultans Gemüth machen mußte, was unglücklicherweiſe auch vollkommen gelungen iſt. Es hat ihm zwei Wege angedeutet, auf denen man zur Geſittung gelangen kann: der eine gefahrvoll und revolutionär, der von England und Frankreich verfolgte; der andere vernünftig und ſicher, der von Rußland eingeſchlagene.

Zur Unterſtützung dieſes Syſtems pries es dem Sultan das Verfahren Peters des Großen an, der dem Abendlande wohl ſeine Wiſſenſchaften, ſeine Künſte und ſeine materiellen Beförderungsmittel entlehnte, demungeachtet aber dem aſiatiſchen Despotismus getreu blieb. Der Despotismus als Zweck und Peter der Große als Muſter, das war es aber grade, was dem Karakter des morgenländiſchen Fürſten entſprach, der die Dere-Beys gebändigt und die Janitſcharen ausgerottet hatte.

Rußland begnügte ſich jedoch nicht bloß mit theoretiſchen Plänen, es verſprach auch ſeinen unmittelbaren Beiſtand gegen die Hinderniſſe, welche dieſe Art, die Geſittung zu begreifen, im Innern erwecken konnte. Denn jedesmal wenn gewiſſe Anzeichen von Unzufriedenheit gegen eine unvolksthümliche Veränderung ſich bemerkbar machten, wiederholte Buteniew, der nicht ſelten der verborgene Urheber der Maßregel geweſen, die Dienſterbietungen des Kaiſers ſeines

Herrn, und gab ſich alle Mühe, die türkiſche Regierung zu beruhigen.

Das geſchah auch vorzüglich dann, als der Sultan Mahmud, ohne irgend einen überlegenen Beweggrund das Verbot des Korans übertretend, ſich malen und ſein Bild in den Kaſernen wie in allen öffentlichen Gebäuden aufhängen ließ.

Die franzöſiſchen und engliſchen Geſandten erlaubten ſich vernunftgemäße Vorſtellungen dagegen. Aber weder ihr Rath, noch das Murren des Volks, noch ſelbſt einige Feuersbrünſte und drohende Inſurrektions-Anzeichen vermochten über die Einflüſterungen Buteniews die Oberhand zu bewahren. Die Kaſernen wurden beinah in Belagerungszuſtand erklärt, und die Bildniſſe wurden feierlich aufgehängt.

Am andern Morgen beglückwünſchte der ruſſiſche Geſandte den Sultan über dieſen geſittenden Staatsſtreich, den er in jeder Hinſicht eines Peter des Großen würdig erklärte. Armee und Volk erblickten in dieſer Maßregel, wie Buteniew vorausgeſehen, nichts als ein „gottloſes Begehen, das Allah unumgänglich beſtrafen müſſe." Wollte man den ruſſiſchen Reformatoren glauben, müßte Mahmuds Bruſtbild ſich ſchon auf allen Münzen des Reichs befinden.

Rußland wird auf keinen Fall eher ruhen, als bis es den Nachfolger der Kaliſen vollkommen in einen moskowitiſchen Fürſten verwandelt hat, weil alsdann die Zwietracht zwiſchen ihm und ſeinem Volke vollbracht ſein wird, und Zaar wie Sultan nur **Eins** ſein werden.

Die Ruſſen haben ſelbſt von Mahmuds Verkehrtheiten Vortheil zu gewinnen ſich bemüht. Man weiß

unter andern, daß er, nach dem Beiſpiel eines berühmten Mannes, manchmal durch Ausſchweifungen und ſtarke Getränke von den Beſchwerlichkeiten ſeiner Regierung ſich zu zerſtreuen ſuchte. Weit entfernt ihres Kredits ſich zu bedienen, um ihm bemerkbar zu machen, wie ſehr er durch ſolch Betragen in den Augen der chriſtlichen Nationen und ſeines eigenen Volkes ſich ſchadete, ermuthigten ihn die Ruſſen vielmehr in ſeinen Exzeſſen, denen ihm zufolge, alle ausgezeichneten Genies ſich überließen, und es fehlte ihnen in ihrer eigenen Geſchichte an Beiſpielen nicht, um im Nothfall die Bedenklichkeiten des mohametaniſchen Fürſten zu beſeitigen.

Sie, die Chriſten, überhäuften mit Schmeicheleien und Geſchenken die 7 oder 8 Mignons, die Mahmud immer umringten, weshalb denn auch dieſe Elenden dem Zaar ganz ergeben waren. Wahrſcheinlich war es in der Hoffnung, den Sultan einem ſo verderblichen Einfluſſe zu entnehmen, oder wenigſtens die Wirkungen deſſelben zu ſchwächen, daß Reſchid Paſcha die Errichtung von zwei Staatsräthen, wovon der eine, Ahkia mi Adlije genannt, ſeine Sitzungen im Serail hielt, während der andere oder Babi Ali ſich bei der Pforte verſammelte, für eine Sache von ſo großer Wichtigkeit hielt.

Dadurch, daß er ſolchergeſtalt den Divan vom Geheim-Sekretariat Seiner Hoheit abſonderte, hoffte er den Berathungen der Pforte mehr Unabhängigkeit zu verleihen, und auf den Harem die jungen Ganymeden zu beſchränken, die ihren Jupiter bis zu ſeinem Tode ſo viele Fehler haben begehen laſſen. Die ruſſiſche Kanzlei bewieß dem Handelsmann, der ganz im

Geheimen den Rhum und Champagner lieferte, worin Mahmud ſich ſo oft betrank, eine nicht geringe Aufmerkſamkeit. Durch ſeine Neigung zum Trunk hatte der unglückliche Fürſt, ohne es zu bemerken, ſein Leben auf Diskretion Feinden überlaſſen, die zu Allem fähig waren . . . . . .

Rußland vernachläßigte auch nichts, um den Politikern, die ſich ernſtlich mit der Neugeburt des ottomaniſchen Reichs beſchäftigten, eine traurige Zukunft zuzubereiten. Gegen ſie war jede Waffe gut, zuerſt Verläumdung, und im äuſſerſten Falle Gift. Um nur zwei auffallende Beiſpiele anzuführen, ſo wurde Pertew Paſcha, der letzte Türke genannt, nur ſeiner Rechtſchaffenheit und Vaterlandsliebe wegen von ſeiner Höhe geſtürzt und bald darauf erwürgt.

Durch Gift war zwei Jahre vorher der Gründer des „*Moniteur Ottoman*“, der Franzos Blacque, bei Seite geſchafft worden, und zwar in demſelben Augenblicke, wo der Sultan, um ihm ſeine ganz beſondere Achtung zu beweiſen, ihn mit einer geheimen Sendung von hoher Wichtigkeit bei der franzöſiſchen und britiſchen Regierung beauftragt hatte.

Nach beendigter Quarantaine verließ Blacque das Lazareth von Malta und ſtattete einige diplomatiſche Beſuche ab, bevor er ſeine Reiſe fortſetzte. Er befolgte ſeit einiger Zeit ein homöopathiſches Verfahren. Eines Morgens, als er eine leichte Unpäßlichkeit verſpürte, ließ er ſich von ſeinem Bedienten eins der Pulver reichen, die von den Anhängern Hahnemanns ſo hoch gerühmt werden. Das gewöhnlich ſo unſchuldige, wo nicht heilſame Mittel, wirkte diesmal heftiger und Blacque, der eine Krankheit zu beſeiti-

gen wähnte, ließ ſich durch denſelben Diener eine zweite Doſis geben. Einige Stunden nachher war er todt . . . .

Wer aber war dieſer Bedienter? Nichts mehr und nichts weniger als ein Grieche, über den man ſeitdem die kläglichſten Nachrichten beigebracht. Während Blacque mit dem Tode rang, ſperrte er den zwölfjährigen Sohn deſſelben, ſeiner Bitten und ſeines Geſchreis ungeachtet, in ein Nebenzimmer, um ihn zu verhindern, ſeinen Vater noch lebend zu ſehen. Einige Zeit vorher hatte er durch eine angebliche Unvorſichtigkeit beinah Vater und Sohn erſtickt, indem er in ihr Schlafzimmer einen übel angezündeten Mangal, oder tragbaren Ofen, brachte, obgleich er ſehr gut wußte, wie man ſich bei ſolchen Zurüſtungen zu benehmen hat, womit man in der Türkei gewöhnlich die Zimmer zu wärmen pflegt.

Es ergibt ſich aus leider zu ſpät eingezogenen Mittheilungen, daß er, eines Diebſtahls wegen, aus einem Hauſe in Pera weggejagt worden, daß er, einige Zeit vorher, wegen ſeines übeln Betragens und ſeiner beinah fanatiſchen Anhänglichkeit für die Ruſſen, ſeine Glaubensgenoſſen, das franzöſiſche Geſandtſchafts-Hotel hatte verlaſſen müſſen. Dieſe Anhänglichkeit für die Ruſſen war um ſo gefährlicher, weil ſie ihn nicht verhinderte, ihnen alles erdenkliche Böſe nachzuſagen, ſeitdem er in Blacques Dienſt ſtand.

Und ſollte man es glauben, dieſer Tangenichts, der laut über die Ruſſen ſchimpfte, dieſer Spitzbube, den man öffentlich beſchuldigte, daß er ſeinen Herrn vergiftet habe, brauchte ſich nur auf der ruſſiſchen Kanzlei zu zeigen, um ſogleich einen Paß zu erhalten,

der ihm die Sicherheit bot, ſich der türkiſchen Polizei zu entziehen und ſich ungeſtraft nach Odeſſa zu begeben.

Darum auch, wenn ein ottomaniſcher Beamter jetzt auf das wahre Beſte des Staats hinarbeitet, betrachtet ihn die öffentliche Meinung zu Konſtantinopel und Pera als zu einem tragiſchen Ende voraus beſtimmt. Spricht man mit einem ächten Muſelmann von dem hohen Anſehn, worin Reſchid Paſcha gegenwärtig ſteht, ſo hört man ihn rufen, falls er einiges Vertrauen zu uns hat:

„Gott behüte ihn vor der Rache der Ruſſen.“

Blacque und Pertew Paſcha, die von derſelben Schule waren, wie Reſchid, welches Ende haben ſie genommen?.... Wohl ſchreibt die ruſſiſche Geſandtſchaft auf Rechnung des Schickſals und der Vorherbeſtimmung die Kataſtrofen, von denen nie andere, als Vertheidiger der Türkei hinweggerafft werden. Aber wie große Fataliſten die Türken auch ſeien, beruhigt eine ſolche Erklärung ſie doch nicht beſonders. Man kann ſich davon überzeugen durch die Maßregeln, welche jetzt von allen Paſchas, von alle denjenigen ergriffen werden, die, ohne an den Zaar verkauft zu ſein, eine thätige Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten ſpielen, um ſich vor dem „ruſſiſchen Trank (moskow Scherbett)“ zu bewahren.

Bei dieſer Gelegenheit erinnern wir noch, daß eine der Urſachen, welche die Türken vermocht, dem Koran zum Trotz gegen die Peſt ſich zu ſchirmen, daher rührt, daß ſie bemerkt, wie ihre Feinde ihre Nachläßigkeit benutzten, um ihnen die anſteckende Seuche in ihre Häuſer zu ſchicken.

Es ſcheint, und die Muſelmänner beſtätigen es, daß wenn die ruſſiſche Polizei den Entſchluß gefaßt, eines gefährlichen Osmanli ſich zu entledigen, ſie ihm zu eigenen Händen, durch einige ihrer vertrauten Beauftragten, welche ſchon die Peſt gehabt, eine eigends für ihn verpeſtete Miſſive überbringen läßt *). Ein ſo abſcheuliches Mordmittel war beinah unfehlbar, weil die Türken die Gegenſtände berührten, ohne ſie vorher zu entpeſten.

Uebrigens vertheidigen ſich die ruſſiſchen Agenten nur leichthin gegen die Anklagen, die ſich auf allen Seiten wider ihre verbrecheriſche Politik erheben, weil dadurch ein für ihre Entwürfe beförderliches Entſetzen erhalten wird. Im Fanar und in Pera, dieſen beiden ruſſiſchen Vorpoſten, geſtehen die, welche mit der Geſandtſchaft in genauer Beziehung ſtehen, Alles zu, und folgern daraus, daß die Türkei früher oder ſpäter eine moskowitiſche Provinz werden müſſe. Von ſeinen Rathgebern unterrichtet, durchſchauete Mahmud endlich ſelbſt, was um ihn her vorging, weshalb er ſich endlich auch England über Hals und Kopf in die Arme warf.

Leider kann, ohne thatkräftige Unterſtützung von Seite Oeſtreichs und Frankreichs, der Türke nie ankämpfen gegen einen Feind, deſſen Vorpoſten nur wenige Tagreiſen von Konſtantinopel entfernt ſind, deſſen von dem faſt immer wehenden Nordwind begünſtigte

*) Dieſe verruchte Angabe, die ohne alle Beweiſe auf gerathewohl hingeworfen wird, iſt mehr als abgeſchmackt, ſie iſt empörend.

Flotte, binnen drei Tagen im Gewäſſer des Bospor vor Anker gehen kann.

Bereits, wie wir geſehen, Gebieter der Moldau, der Wlachei, Serbiens und eines Theils von Armenien, können die Ruſſen auſſerdem noch über den größten Theil der europäiſchen Bevölkerung des Reichs verfügen, beſonders über die Griechen, deren geſchickt geweckter Fanatismus (wir ſprechen nicht von den Hellenen oder freien Griechen, ſondern von den noch unter türkiſcher Botmäßigkeit ſtehenden) mit Ungeduld die Zeit erwartet, wo ſie das orthodoxe Hochamt in der Sofienkirche feiern, und ſich mit Gottes und der Ruſſen Hilfe, an Katholiken und Proteſtanten rächen können, die nach ihren Begriffen eben ſo wenig Chriſten ſind, als die Muſelmänner und die Götzen-Anbeter.

Um an die Möglichkeit ſolcher geheimen Umtriebe und an ihren vollkommenen Erfolg zu glauben, muß man die morgenländiſchen Sitten kennen, deren Grundlage, bei Sklaven wie bei Gebietern, Eigenſucht und Schlauheit iſt: Selbſtſucht, weil die Menſchen, die keine bürgerlichen Rechte beſitzen, und denen es unterſagt iſt, irgend ein Urtheil über das Verfahren ihrer Regierung laut werden zu laſſen, für nichts anders exiſtiren können, als für das gegenwärtige oder zukünftige Leben des Individuums, oder höchſtens für das Wohlergehen der Familie; Schlauheit, weil dies Laſter bei Sklaven daſſelbe iſt, wie bei unabhängigen Menſchen die Freiheit, das Gegengewicht der Tirannei.

Im Orient, wo politiſche Freiheit nicht einmal dem Namen nach beſteht, bemüht ſich der Schwache

durch List dem Starken zu entgehen, der ſeinerſeit, um ſeine Ueberlegenheit zu bewahren, „an ſeine Löwenhaut auch noch einen Fuchspelz nähet.“ Die Verſchürzung der Stärke und der Liſt, das konſtituirt in der Vergangenheit den vollſtändigen Mahometaner, gleichviel ob er Perſer, Türke oder Araber ſei. Die Juden, Armenier und Griechen dagegen haben, als unterjochte Völker, nur die Hälfte der Haut, die der Liſt. Sie wiſſen ſich ihrer aber vortrefflich zu bedienen, vorzüglich die Griechen vom Fanar, dieſer verfaulte Ueberreſt des oſtrömiſchen Reichs, noch mehr herabgewürdigt durch 400jährige Knechtſchaft, zu feig, um in Nachahmung der Griechen Rumeliens, des Peloponnes und der Inſeln, etwas für ſeine Befreiung zu unternehmen, und es vorziehend, dem ruſſiſchen Macchiavellismus in Konſtantinopel zu dienen, als in Athen frei zu leben.

Durch ſich ſelbſt morgenländiſch, iſt Rußland in alle dieſe Geheimniſſe der Sitten des Orients eingeweihet. Es hat, auf ſeine Weiſe, über die „Hilfsquellen“ der Türkei poſitive Studien gemacht, und dieſe Studien haben es gelehrt, daß ſo lange Mahmud nicht durch überlegene Streitkräfte unterſtützt wird, jede allgemeine Maßregel, welche er oder ſein Nachfolger, entweder aus eigenem Antriebe, oder auf den Rath ſeiner Bundesgenoſſen annehmen dürfte, unfehlbar gegen die geheimen Umtriebe und die verborgenen Mittel ſcheitern muß in einem Lande, deſſen Bewohner aus einer Menge feindlich geſinnter Raſſen beſtehen, wo die Familie Alles iſt, weil da der Staat nur vertreten wird durch den Sultan und die ſchwache Minderheit rechtſchaffener Männer, welche Mahmuds

Genie um ſich hervorgerufen; wo es kein Band gibt, ſelbſt nicht für die dominirende Raſſe, weil das einzige, das ſeine zerſtreuten Mitglieder zuſammen hielt, die von der Geiſtlichkeit und dem großen Haufen übel ausgedeutete Religion, jeder von Grund aus zu beginnenden Verbeſſerung hindernd ſich entgegen ſtellte.

Zudem kämpft Rußland in vollſtändiger Rüſtung. Aſien und Europa angehörig durch ſein Gebiet und ſeine Bevölkerung, verbindet es mit mehr Stärke eine Gewandtheit, wogegen die Politik des alten Roms, die ebräiſche Schlauheit, der italieniſche Macchiavellismus und der katholiſche Jeſuitismus ſelbſt unſchuldig ſind, wie die Worte eines jungen Mädchens, die byzantiniſche Gewandtheit mit einem Worte. Denn dem oſtrömiſchen Griechenland hat das große Zaarenreich ſeine religiöſe und moraliſche Erziehung zu verdanken, es iſt der diplomatiſche Prometeus dieſes rohen Erdklotzes geweſen.

Möchte es nicht ſcheinen, als wenn das Volk, das zur Zeit ſeines höchſten Ruhmes die ſchönen Künſte bis zum äuſſerſten Grade der Vollkommenheit ausbildeten, beſtimmt geweſen, in ſeinem Verfall den Inſtinkt der Schelmerei und der Beſtechlichkeit ebenfalls bis zum nec plus ultra zu bringen. Denn wahrlich, ſeinem Zögling nach zu urtheilen, iſt die griechiſche Intrigue jetzt eben ſo vollkommen in ihrer Niedrigkeit, als es früher die helleniſche Bildhauerkunſt in ihrer Erhabenheit war.

Durch die Eroberung Konſtantinopels aus ſeinem frühern Körper verbannt, hat der griechiſche Geiſt des oſtrömiſchen Reiches ſich nach Rußland geflüchtet, von wo er, nach einer Inkarnation mit dem aſiatiſchen

Despotismus, triumfirend ſeine Stadt zurückfordert, um da nachzuſinnen über die Demüthigung des katholiſchen Roms, ſeines alten Feindes, wie über die Eroberung der ganzen Erde durch Unterjochung aller Völker, die nicht zur morgenländiſchen Kirche ſich bekennen.

Die Eroberung der Welt zu einem fanatiſchen Zwecke, das iſt das Geheimniß der ruſſiſchen Einheit, das iſt das Geheimniß jenes zermalmenden Despotismus, der mit Stolz von einer zahlloſen Volksmenge getragen wird, weil er, im Austauſch der Sklaverei, ihm eine reiche Aerndte jetzt zu erlangenden Ruhmes, eine noch reichere Hoffnungsärndte für die Zukunft verſpricht.

Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart.

Letzte Mittheilung.

Die zweite Abtheilung des in vielfacher Hinſicht ſo beachtungswerthen, pikanten und zeitgemäßen Werkes von dem geiſtreichen, unſre heutigen politiſchen und moraliſchen Gebrechen ſcharf zergliedernden Dr. Guſtav Bacherer, das unter obigem Titel vor Kurzem erſchienen iſt, und woraus wir unſern Leſern bereits einen intereſſanten Auszug vorgelegt haben, enthält unter fünf von Leben und Wärme ſprühenden Artikeln vorzüglich einen über „Freimaurerei und Jeſuitismus," dem wir die merkwürdigſten Stellen entheben wollen.

„Zumeiſt gingen die Bekämpfer des neuzeitlichen Zuſtandes der Maurerei von der Anſicht aus, es ſei bei dem gegenwärtigen Standpunkte unſrer Kultur der dichte Jſisſchleier, der die Freimaurerei als Geheimbund charakteriſire, belachenswerth," ſagt der Verfaſſer, „und Beſtrebungen, welche ſich ausſchließlich nur mit dem Höchſten der Menſchheit beſchäftigen, verdienten um ſo weniger dem Blicke der Geſammtheit entzogen zu ſein. Beſonders energiſch zeigte ſich in dieſer Hinſicht der vortreffliche Zſchokke in Aarau, während einer der kräftigſten Geiſter unſrer Tage, der für die Wiſſenſchaft und die Menſchheit zu früh verblichene Krauſe mit nichts Geringerm als dem

völligen Umſturze der gegenwärtigen Form der Maurerei umging, um auf deren Ruinen ein neues erhabenes aber durchſichtiges Gebäude aufzuführen. So phantaſtiſch und überreizt auch manche Ideen Krauſe's waren, ſo vermochten ſich gleichwohl viel kühle doch edle Geiſter deren überraſchendem Eindrucke nicht zu entziehen, indeß der ſcharfblickende Menſchenfreund, ſich der Großartigkeit dieſer Humanitätstendenzen erfreuend, zugleich mit ſtiller Wehmuth die Unmöglichkeit ihrer Ausführung erkannte. In ſeinem begeiſterungsvollen Streben, auf dem Boden der gegenwärtigen Maurerei einen neuen Bund der Menſchheit zu gründen, hielt ſich Krauſe ſeines dem Bunde geſchwornen Eides quitt, und verletzte darum auch die einfachſten gegen den Orden übernommenen Verpflichtungen.

„Ueberraſcht von einer Begeiſterung, welche, eben ſo großartig als unpraktiſch, in ihren Folgerungen ſich als perfid gegen eingegangene Verbindlichkeiten erwies, erkannten zugleich die zunächſt betheiligten Logen der deutſchen Freimaurer, daß Krauſe's Beſtrebungen ſich zwar als unfähig darſtellten, den beabſichtigten neuen Bau aufzuführen, wohl aber geeignet, den alten zu untergraben, ohne Chancen einer wahrhaft heilſamen Reformation zu bieten. Gegen die nahe liegende Möglichkeit ſolcher fatalen und unglückſeligen Reſultate griff man zu den nöthigen Abwehrmitteln, und Krauſe's Einfluß in maureriſchen Dingen verſtummte.

„Was jedoch von Feinden der Maurerei und von Unwiſſenden über Verfolgungen geſalbadert wurde, welche Krauſe wegen ſeiner Neuerungsplane von Seiten des Bundes und hauptſächlich von einigen Logen nDresden erfahren haben ſollte: ſo gehören dieſe

Redensarten in das Kapitel jener zahlreichen Abgeſchmacktheiten, welche verläumderiſcher Unſinn gegen die Freimaurerei angehäuft. Nachdem wir nun aber hier ganz allgemein die Anſichten vieler rechtſchaffener und geiſtreicher Männer, nach welchen die Freimaurerei ſich als Geheimbund überlebt hätte und deshalb als ſolcher zu wirken aufhören müſſe, mitgetheilt: ſei es uns vergönnt, auf jene Ueberzeugungen, von welchen in allen Epochen und Perioden der hiſtoriſchen Maurerei die Mehrzahl der Verſtändigen und vom Weſen des Bundes wahrhaft durchdrungenen Freimaurer erfüllt war, hinzudeuten, wornach nämlich der Maurerbund nur als Geheimbund die Fülle jener ſegensreichen, unſichtbar, im Stillen aufgehenden, und die kommenden Jahrhunderte befruchtenden Saaten auf den Boden der Menſchheit ausgießen kann, von deren ſich ewig verjüngendem Daſein uns die innere und äuſſere Geſchichte der Menſchheit zureichende Beweiſe liefert.

„Es gibt Wahrheiten, die nicht von Allen erkannt, es gibt Strebungen, die nicht von jedes Menſchen Geiſt gewürdigt werden können: Wahrheiten, die, wie die Unſchuld der Jungfrau, ihres beſeligenden Zaubers verluſtig gehen, wenn ſie in nackter Schöne dem ſo frechen als blöden Blicke des moraliſchen Pöbels offen ſtehen; und Strebungen, die ihre Spitze, den Honig ihres Segens verlieren, wenn ſie, von Vielen geübt, von noch viel Mehren verkannt und mißverſtanden, zu jeder Stunde dem chamäleontiſchen Urtheile der unzurechnungsfähigen Menge preisgegeben ſind.

„Wenn einſt die Zeit gekommen ſein wird, wo

das Weſen der Maurerei, ihre tiefſte Innerlichkeit, Niemandem mehr ein Geheimniß iſt, dann iſt die Erfüllung auch ihrer oberſten Zwecke nahe und die Menſchheit wird aus dem Menſchenthume hervorgegangen ſein. Chriſten und Juden, Muhammedaner und die Söhne des Brama werden ſich dann als Brüder, als die Kinder Eines Gottes erkennen: aus Chriſten, Juden, Muhammedanern und Heiden, die wir jetzt noch ſind, werden wir dann Menſchen geworden ſein.

„Das Urbild der Menſchheit, in dem unſre Unmenſchlichkeit im Laufe der Jahrtauſende jeden uranfänglichen Zug vernichtet und geſchändet hat, wird dann in ſeiner irdiſch-möglichen Vollendung wieder hergeſtellt ſein. Man wird dann nicht mehr fragen: „Biſt du ein Jude — biſt du ein Chriſt? ꝛc.“ — ſondern Menſchen werden zu Menſchen reden, Menſchen mit Menſchen verkehren. Wie ferne jedoch die Zeit noch ſei, bis ſolches erhabene aber aus der Weltſeele ſelbſt hervorſteigende Ideal verwirklicht werde: das wird jeder im Buche der menſchlichen Leidenſchaften und Unvollkommenheiten leſende Forſcher ſich ſelbſt am beſten zu ſagen wiſſen.

„Vielleicht mögen bis zu ſolchem Zeitpunkte noch Jahrtauſende vergehen, neue Völker und Religionen erſtehen und verſchwinden: über dem Einen Ewigen aber, das kein Wechſel zerſtören kann, und was als Zug des Menſchheitbildes in jeder geſchaffenen Menſchenſeele kräftiger oder ſchwächer ſich ausprägt: wird noch einmal aus dem in hundert Religionen zerklüfteten Menſchenthume eine in ſich feſt und harmoniſch geſchloſſene Menſchheit ſich erheben. Bis

dorthin werden die ewigen Wahrheiten, auf welchen das Geheimniß dieſes erhabenen moraliſchen Prozeſſes ruht, die Wiſſenſchaft nur weniger über die ganze Erdkugel zerſtreuten Menſchen bleiben.

„Dieſe Wiſſenſchaft iſt der poſitive Inhalt des Weſens der echten und gerechten Freimaurerei. Damit iſt nicht geſagt, daß nur der Freimaurer von dieſer Wiſſenſchaft durchdrungen ſein und letztre nur von ihm allein gepflegt werden könne. Es gibt vielmehr, Gott ſei Dank! unter allen Gebildeten Völkern eine große Anzahl ſogenannter Profanen, die von den, den Inhalt jener Wiſſenſchaft bildenden Wahrheiten weit inniger erfüllt und für deren Pflege viel ernſter beſorgt ſind als Hunderte von Freimaurern. Jene ſind Freimaurer der That, dieſe ſind's dem Namen nach. Jene üben die Pflichten des Bundes großentheils unbewußt; dieſe üben ſie weder mit noch ohne Wiſſen, weil ſie das Weſen ihres Bundes nicht erfaßt, von den Wahrheiten deſſelben ſich nicht durchdrungen haben, oder, wenn dies auch der Fall, moraliſch zu verderbt ſind, um die aus jener Erkenntniß hervorgehenden Pflichten zu üben; weshalb ſie in allen Fällen ſich des Namens eines Freimaurers durchaus unwürdig erzeigen. Dieſe ſind, um uns eines derben Ausdrucks zu bedienen, die räudigen Schafe der Heerde; ſie ſind es, warum gegen den Bund zu allen Zeiten ſo ſchwere Anklagen erhoben worden ſind: denn wer vermöchte gegen den Orden an und für ſich, wenn er von deſſen Weſenheit durchdrungen iſt, ein Wort der Anklage zu erheben?

„Entweder müßte er ein geiſtiger Tropf, oder ein ſittliches Ungeheuer ſein. Der nächſtligende Zweck

der Maurerei: Veredlung der Menſchheit, Erweckung der Gefühle für Humanität und Geltendmachung derſelben in allen Verhältniſſen des Menſchenlebens, woraus ſodann ein Menſchheitsleben ſich ergibt, das ſich zu immer höherer ſittlicher Potenz und Allgemeinheit geſtaltet: iſt, wie Jeder, der der Einweihung in das tiefere maureriſche Myſterium fähig iſt, leicht erkennen wird, die Grundlage des Strebensinhalts des Maurerbundes.

„„Wenn es ſo iſt“ — werden mir die Vorwitzigen entgegenrufen — „warum treibt denn die Maurerei ihr Weſen nicht im Freien, vor Jedermanns Augen, damit männiglich erprüfen kann, was an der Sache Wahres und Falſches iſt?““ —

In dieſer Frage der vorwitzigen Beſchränktheit ligt ſchon die bereits von uns oben angedeutete Antwort des Bundes. Die ſonnenklare Wahrheit, wenn ſie ohne den magiſchen Schleier, womit ſie dem blöden Menſchenauge ihren ſtrahlenden Glanz verbirgt, in nackter Schöne in der Welt erſchiene, würde nicht mehr die keuſche, ernſte, hochheilige Jungfrau ſein, vor welcher die Lüge bebend und die Tugend anbetend niederſinkt; ſondern eine gewöhnliche Dirne, an deren Reizen der große Pöbel ſein freches, rohes Auge weidete, ohne von dem ernſten Sonnenglanze ihrer Göttlichkeit durchleuchtet zu werden. Hat doch ſelbſt Chriſtus ſeine erhabenen Lehren in den Schleier des Gleichniſſes gehüllt, damit ſie nicht dem Sinne des Volks verloren gingen. Hätt' er ſie in den ernſten Umriſſen ihrer wahren Innerlichkeit vorgetragen: wahrlich, entweder wäre dann ihr Sinn nicht eingedrungen in der Zuhörer Gemüth, oder dieſe hätten

ſich bebend vor ſolchen ernſten, hohen Verkündigungen geflüchtet.

„In dem einen wie in dem andern Falle wären die Wirkungen ſeiner Lehren auf die rohern Gemüther verloren gegangen.

„Gleiche Bewandtniß hat's mit den eigentlichen Geheimniſſen des Maurerbundes. Verſucht es, ihren Schleier zu lüften und ſie Glied für Glied dem Bewußtſein der Geſammtheit einzuverleiben: dann ſind mit Eins ihre zauberiſchen Harmonien verklungen, und wo einſt das ſanft und unſichtbar fließende Balſam-Oel ihres Daſeins ſich ergoß, ligt nun die Aſche ihres Segens ausgeſtreut. Ungeſehen und ungeahnt müſſen ſich die Wahrheiten und die Thaten der Maurerei aus ihren einſamen, hinter feſte Pforten verſchloſſenen Werkſtätten — in welchen wackere Hände am Tempel der Menſchheit bauen — in die Höhen und über die Niederungen des Lebens erheben, ſegnend, befruchtend, ermunternd. Ihre Thaten ſollen gefühlt, doch nicht geſehen werden; ihr Einfluß ſoll unaufhaltſam vorwärts treiben, ohne daß der Profane das mächtige Rad erkenne, wodurch das geſchieht. Der Maurer erwartet keinen Dank, keinen Zuruf der Menge, ihm genügt, daß ſeine That ſein Geheimniß bleibt.

„Vor noch nicht geraumer Zeit iſt in Darmſtadt aus der Hand eines in Frankfurt am Main angeſtellten Geiſtlichen ein Buch über Freimaurerei und die „jeſuitiſche Propaganda“ erſchienen, worin vom Maurerbunde viel Rühmens erhoben und überhaupt mit ihm viel Spiegelfechterei getrieben worden iſt. Der Maurerbund wird dieſe Schrift des-

avouiren. Es iſt peinlich, eine Sache ſo wichtiger und ernſter Art auf den Markt filanthropiſcher Quackſalberei gezogen zu ſehen; um ſo peinlicher, wenn ſtatt des homeriſchen Schlachtgeſanges erzener Wahrheit nur die ſchimmernden Fraſen kleinlicher Privat-Eitelkeit vernommen werden. Da es geſchah, daß ich ſelbſt nach dem Umfange meiner maureriſchen Kenntniſſe hier mehre karakteriſtiſche Merkmale des Bundes andeutete, ſo bedenke man, daß dies nothwendig zu geſchehen hatte, um den aus dem Maurerorden ſich erhebenden Gegenſatz des Jeſuitismus: einen Tendenz-Begriff, den wir in unſrer Ueberſchrift der Maurerei entgegengeſtellt, um ſo ſicherer aufzufinden. Im Verfolge der nähern Erörterung deſſelben werden hoffentlich die Gegenſätze von Jeſuitismus und Maurerei ſcharf genug hervortreten, um dem unbefangenen Blicke, dem bis jetzt dieſe Erkenntniß noch abgegangen, in das Weſen und in die Natur der beiden Inſtitute eine hinreichende Einſicht zu verſtatten.

„„Du biſt Petrus; auf Dir will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen!“ Alſo ſprach der Herr nach den Satzungen unſers heiligen Buches zu der Apoſtel Einem deſſen Namen er ausrief, und in dieſen Worten empfing ſpäter die Welt die buchſtäbliche Begriffs-Beſtimmung des Papſtthums. Der Papſt, als Stellvertreter und uneingeſchränkt bevollmächtigter Miniſter des Herrn auf Erden, iſt hiernach der Inbegriff und Mittelpunkt der Kirche. Auſſerhalb der letztern ſelbſt, nach der römiſch-katholiſchen Auslegung, kein Heil. Und der Herr ſprach weiter: „Petre, weide meine

Lämmer!“ Und denen, welche nicht als Lämmer ſich weiden laſſen, rief er zu: „Hinweg, ihr Verfluchten, ich kenne Euch nicht, hinweg in das hölliſche Feuer!“ Auf dieſe Worte baute der römiſche Katholizismus ſeine abſolute Ausſchließlichkeit.

„Alles auſſer ihm iſt dem Verderben der Hölle anheimgegeben. Der Papſt iſt der Stellvertreter des Herrn auf Erden: alle ſeine Ausſprüche ſind daher Ausſprüche des Herrn; und das Geſetzbuch des Herrn erhält Sinn und Bedeutung erſt durch die Auslegung des Papſtes. Die höchſte Autorität und Beweisſtelle des römiſch-katholiſchen Chriſten iſt immer der Papſt, deſſen Herrſchaft gegründet iſt auf Petrus, den Fels, an deſſen Statt er „die Lämmer weidet.“ Sei du, vermöge deiner Handlungs- und Denkungsweiſe ein Gott: ſo biſt du gleichwohl ein fluchwürdiger Teufel ohne deinen unbedingten Glauben an den Papſt. Dies iſt der koloſſale Grundgedanke der Hierarchie, das Grab der Freiheit der Geiſter und der Gewiſſen.

„Wir haben dies vorausgeſchickt, um nicht unvorbereitet zu einer kurzen Erörterung überzugehen, in welcher wir die Zwecke der „Geſellſchaft Jeſu“ und hiermit den Jeſuitismus par excellence zu ſchildern gedenken. Die Idee der „Geſellſchaft Jeſu“ entſprang bekanntlich dem überreizten Gehirne eines verrückten Spaniers, des Don Inigo Loyola,*)

*) Hoſpinian, Prediger in Zürich, erzählt vielmehr im vierten Buche ſeines Werkes: „De origine monachorum (vom Urſprung der Mönchsorden)“, daß 1366 zu Siena ein Adelicher, Namens Johann Kolumbinus, lebte, der übereinſtimmend mit ſeiner Gattin eine religiöſe Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts ſtiftete, welche vom Volk „Jeſuiten“ genannt

eines Menſchen, der nach einem der Göttin Flagrantia gewidmeten Leben, in welchem er die Kräfte ſeines Geiſtes zugeſetzt, auf den ſinnreichen Einfall gerieth, ſich auf das Kapital der chriſtlichen Jenſeits-Seligkeit zu verlegen, nachdem er wie geſagt, die Freuden des Dieſſeits genugſam gekoſtet hatte.

„Niemand beſſer als unſre religiöſen Fanatiker und Sektirer wiſſen zu würdigen, welche ſeltſamen und ſpukhaften Geſtalten aus einem urſprünglich abgeſtumpften, nachmals aber zu unnatürlicher Ueberreizung forcirten Gehirne zu erſteigen vermögen, und ihnen zunächſt werden deshalb die Viſionen Loyolas, welche ihn zu einem Ritter des Herrn erkoren, erklärlich ſein. Wie es aber geſchieht, daß ſelbſt dem Unſinne jezuweilen ein großer geheimer Sinn zu Grunde ligt und der denkende Weltgeiſt ihn nicht ſelten zum Urkeime und zur Kauſalität großer geiſtiger Geſtaltungen erkieſt: alſo kam es auch, daß das nach und nach aus Loyolas ſchwärmeriſcher Seele ſich herausbildende Bewußtſein von der Nothwendigkeit eines geiſtigen Baues, auf welchem Petri Fels feſter als auf der wankenden Ueberzeugung des Menſchengeſchlechts ruhe, in ſeinem Geiſte auch zugleich den Grundriß dieſes Baues ausbildete.

---

wurde, und zwar allein deshalb, weil ihre Mitglieder des Tages mehr als tauſendmal, bald ſeufzend oder flehend, bald dankend und fröhlich den Namen des Heilandes anriefen. In dieſem Orden lebten die Männer abgeſondert von den Frauen, obgleich beide Klaſſen derſelben Regel unterworfen waren. Ihrer Verpflichtung gemäß mußten ſie täglich 150 mal das Vaterunſer und eben ſo oft das Avemaria beten.

Anmerk. des Herausgebers der Bibl. d. n. Weltk.

„Nach dieſem Grundriſſe entſtand — wir nehmen an, daß es die Vorſehung ſo gewollt — die geiſtige Organiſation der „Geſellſchaft Jeſu.“ — Alle Fähigkeiten ſeines Geiſtes und der Seele, den ganzen Inbegriff ſeiner Perſönlichkeit opferte das Mitglied der Geſellſchaft Jeſu ſeinem Orden hin, gleichwie dieſer als Totalität in die Zwecke des päpſtlichen Stuhles zerrann und aus dieſen wieder geboren ward. Ein unſichtbarer geiſtiger Bund, über die ganze chriſtliche Erdkugel ſich erſtreckend, ſollte er mit den geheimen Waffen des Geiſtes, mit allen Fähigkeiten der Seele auf die chriſtliche Menſchheit wirken, um deren Auge den Miſſethaten der Hierarchie, deren Ohr den Ermahnungen eigner und fremder Vernunft zu verſchließen, vor Allem aber alle Leidenſchaften und Gebrechen, alle Schwächen und Tugenden der Menſchen zum Dienſte der Hierarchie zu kirren, ſie hierzu auszubeuten, und mit dem theils offen, theils verhüllt, immer aber unter ſchaurigen Grimaſſen aufgepflanzten Schreckbilde der päpſtlichen Machtvollkommenheit in allen das Jenſeits betreffenden Fragen, die geſammten Geiſter zu knechten und ſie zu willenloſen Sklaven des Alleinwillens Roms zu brandmarken.

„Der Zweck heiligt die Mittel!“ ſolche Deviſe grub Loyola in das unſichtbare Panner des von ihm geſtifteten Ordens ein, die Saat und Schlangeneier einer unabſehbaren Reihe von Miſſethaten und Schändlichkeiten aller Art damit ausſtreuend. Mord, Betrug, Verrath des Heiligſten, alle Verbrechen, welche der erhabne Stifter unſrer Religion als Todſünden bezeichnet, galten und gelten dem Jeſuitenbunde für gebene-

deite Begriffe, wenn ſie nur Mittel zu den Zwecken der Kirchen-Tirannei in ſich ſchlieſſen.

„Eine unſichtbare Geiſterkette, ein Geheimbund im engſten Sinne des Worts, ſollten die „Freunde Jeſu" in allen Geſtalten und Verwandlungen in das innerſte Heiligthum des Familienlebens und in die engſten Schlupfwinkel der chriſtlichen Geſellſchaft dringen, theils unter der Maske des Laſters, theils mit dem ſchimmernden Aushängeſchild der Tugend, je nach der Natur und dem Erforderniß des einſchlagenden Zweckes. Hier ſiehſt Du einen Jeſuitenjünger im ehrlichen Gewande des Kriegers ſich die Meiſterſchaft des Ordens erwerben; dort im gleißenden Gewande des Prieſters herrſcht ein Andrer über alle Gefühle und Gedanken des Kreiſes, in dem er ſich bewegt; in den Höhlen des Laſters ſelbſt ſiehſt Du den verkappten Jeſuiten den frechen Wüſtling ſpielen, um auch hier die Seelen, nicht zur Tugend zurückführen, ſondern ſie zum Dienſte Petri zu knechten.

„Alſo geſchah es, daß dieſer Orden — in ſeiner Totalität eine furchtbare und unwiderſtehliche Macht, die ihre Netze über die ganze Chriſtenheit auswarf und langehin die Springfeder des Papſtthums war, woran der heilige Vater nur drücken durfte, um die unerhörteſten und großartigſten Zwecke ins Daſein zu führen — die von ihm bethörten Völker theils durch Liſt, theils durch Gewalt, theils durch tiefe Gelehrſamkeit, theils durch das brachium sæculare zu den Füßen des päpſtlichen Stuhles niederhielt und, als endlich der Chriſtenheit die ihr ſo lange Zeit ſchändlicherweiſe vorenthaltene Freiheit durch Luther errungen war, den Chriſtianismus auf den Pfad des

„alleinſeligmachenden Glaubens,“ das heißt in den Geiſteskerker der Hierarchie wieder großentheils zurückbrachte. An das Walten dieſes Ordens knüpfen ſich die traurigſten und fürchterlichſten Erinnerungen der chriſtlichen Menſchheit; er ſchlug die Tugend in Banden, überlieferte den frei denkenden Geiſt dem ſcheußlichen Inquiſitionstribunal, mordete hier die Unſchuld, protegirte dort das Laſter, und dies Alles zu Nutz und Frommen der „alleinſeligmachenden“ Kirche, im Dienſte des Stellvertreters Jeſu. Denn in der Welt ſollte es nur einen Herrſcher geben: die römiſch-katholiſche Kirche. Alle Geſchaffenen, ſo die Leiber, wie die Seelen, mußten ihr im unbedingteſten Gehorſam unterthan ſein.

Jeder Einzelne konnte nur in ſo ferne auf Individualität Anſpruch machen, als ſie innerhalb der Kirche und ihrer Herrſchaft ſich ausſprach. Auſſer ihr war das Individuum — vernehmt darüber Gregor VII, unſeligen Andenkens! — nichtiger Staub und dem ewigen Fluche verfallen. Weil aber die Hierarchie zugleich auf dem Grundſatze eines werdenden, alle Welt umfaſſenden Univerſalreichs fußt, waren ihre Leibtrabanten, die Jeſuiten, und die übrige Knappenſchaft (die andere geiſtlichen Orden umfaſſend), nicht nur gehalten, das gegenwärtige Gebäude der Hierarchie feſt und feſter zu kitten, ſondern auch es unabläſſig zu erweitern. Denn immer größer ſollte — nach dem Willen des Herrn — die Heerde der gutmüthigen Schafe werden.

„„Mehret Euch, und ich werde Euch alle mit gleicher Liebe ſcheeren!“ — ſolchen Segen haucht der heilige Vater — der nie ſtirbt — alltäglich über die

chriſtlichen Schafe aus. Mit Fanatismus ward das Werk der Bekehrung vornehmlich von Jeſuiten in jedem Welttheile betrieben. Schritt für Schritt, den ſie hierbei gingen, gruben ſie eine Tragödie in den Lebensgrund der zu Bekehrenden. Eine Kette ſcheußlicher Verbrechen begleitete ſie allerorten hin. Jedoch thaten ſie dies Alles im Namen des Herrn, und die Opfer, die ſie ihm brachten, waren ihm wohlgefällig; denn der Herr ſprach: „Es ſoll ein Hirt und eine Heerde werden!" —

„In der ſtarren Exkluſivität der „alleinſeligmachenden" Kirche liegt die furchtbare Tragik ihrer Unmenſchlichkeit und Unchriſtlichkeit. Alle Humanität, alle geiſtige Freiheit und Selbſtſtändigkeit, alle wahre Moral geht in dieſer Ausſchließlichkeit unter. In der Geſellſchaft Jeſu aber erhielt dieſes Syſtem ſeine folgerichtigſte Verarbeitung. Deshalb iſt unter den charakteriſtiſchen Merkmalen der Intenſität dieſes Ordens zunächſt die infamſte Intoleranz zu nennen; aus dieſer ſich entwickelnd, ergibt ſich die vollendetſte Inhumanität; ihr letzter Grund iſt eben jene hohlköpfige, dem wahren Weſen des Chriſtianismus ſchnurſtracks entgegengeſetzte Ausſchließlichkeit; ihr letztes Reſultat: jämmerlicher, geiſtesknechtender, verbrecheriſcher Despotismus.

„Hieraus ergeben ſich ſonnenklar die direkten Gegenſätze von Freimaurerei und Jeſuitismus. Jene will den durch die hundert Vorurtheile der Geburt, der Erziehung, des religiöſen Glaubens ſeiner wahren Menſchheit entkleideten Sterblichen wieder zum Menſchen erheben: zum freigeſchaffenen, mit warmer Liebe, Hingebung und Aufopferung für Seines-

gleichen ausgeſtatteten Menſchen; dieſer, der Jeſuitismus, macht alle jene Vorurtheile zu des Menſchen Tugenden, ſtellt ihm ſeine geiſtige Knechtſchaft als ein erhabnes Verdienſt gegen Gott und die Kirche dar, und lehrt ihn ſtatt der Liebe: Haß und Verfolgung; ſtatt des Segens: Fluch.

„An der Spitze der Freimaurerei erhebt ſich das Sinnbild der allgemeinen Menſchenliebe; an jener des Jeſuitismus verfolgungsſüchtige Ausſchließlichkeit. Die Freimaurerei will den freigebornen Geiſt des Menſchen dem Urbilde ſeines Schöpfers immer näher führen; der Jeſuitismus lenkt ihn tief und tiefer von demſelben ab, macht ihn zum fanatiſchen Sklaven eines lächerlichen Götzenbildes und löſcht jeden Zug der ihm angebornen Menſchheit in ſeinem Weſen aus: verrenkt ihn zum moraliſchen Wechſelbalg und zur geiſtigen Blindſchleiche. Ich will die Parallele nicht weiter führen, denn mir graut vor den rieſenhaften Schatten, die ich einem ſtets vollere Sonnen werfenden Lichte entgegenzuſetzen hätte. Genüge es an den angedeuteten Gegenſätzen, um auch dem wenig geübten Auge einen klaren und ſelbſtſtändigen Blick in das Innere der erörterten Tendenzbegriffe möglich zu machen.

„Man wird mir vielleicht zur Schwächung der den Jeſuitismus zeichnenden Farben entgegenhalten, es ſei das Inſtitut der Jeſuiten in den meiſten Ländern der chriſtlichen Kultur vernichtet, und wo es noch vorhanden, erſchein' es nach den Forderungen der Zeit modifizirt. Gutmüthiger Philiſterglaube! Der Orden iſt nicht ein Haar breit von ſeinen urſprünglichen Grundſätzen abgewichen, und wenn er heutzutage ſachte und leiſe auftritt, ſo ſei dies als

ein Verdienſt unſers aufgeklärten Zeitalters geprieſen, das alle Höhlen und Geheimwege der Hyder aufgedeckt und uns eine Kenntniß ihres Giftes und damit ein gehöriges Gegengift an die Hand gegeben hat. Die lokale Rehabilitation jedoch der Jeſuiten in Baiern und Oeſterreich, und die immer wachſende Frequenz der Jeſuitenſchule in dem ſchweizeriſchen Freiburg, worin nachgehends die Elite der notabeln Jugend Europa's aufgefunden wird: mag den traurigen Beweis liefern, daß dem Orden neue Chancen zugeſtrömt ſind, welche von ihm ſicher als Auſpizien ſeiner vollkommnen Wiedergeburt begrüßt werden.

„Auf die Natur dieſer Hoffnungen gründet ſich die neuerliche Keckheit Roms dem Gouvernement Preußens gegenüber und aus den heilloſen Pöbelrandalen in Köln ſchaut ein jeſuitiſcher Zeigefinger hindurch. — Neben dieſem profeſſionellen Jeſuitismus, als dem Dogmen-Inhalte der „Geſellſchaft Jeſu,“ iſt in den neuern Zeiten noch ein andrer, dem obigen geiſtesverwandter und deshalb auch von ihm den Namen leihender Jeſuitismus zur Reiſe gekommen, der, ohne Ordenskreuz, in unſerm moraliſchen Leben überhaupt und in der Politik insbeſondre die Blüthe der Freiheit untergräbt und unter dem verſchiedenſten Farbenausdrucke nach allen Richtungen der rationellen Thätigkeit hin den Rückſchritt befördert.

„Dieſer Jeſuitismus macht ſich offenbar in der Mangelhaftigkeit, Gebrechlichkeit und innern Perfidie vieler unſrer gegenwärtigen Zuſtände, und prägt ſich aus in jenen wetterwendiſchen, ſtets nach dem Winde des Augenblicks ſich richtenden Grundſätzen der Einzelnen, die mit mehr oder mindrer Machtausſtattung die

Stimmführer der Gegenwart, in höhern und niedrern Kreiſen, ſind. Er prägt ſich aus in jener Halbheit der Geſinnung, die von keinem andern Motive als dem individuellen Egoismus ausgreift, und in jener Lügenhaftigkeit der Abſichten und Richtungen, womit die Menſchen die Keime ihres edlern Seins und ihrer beſſern Beſtimmungen mehr und mehr ſich ausreuten.

„In ſeiner Perſonifikation zeigt ſich dieſer Jeſuitismus mit einem feinen, glatten, ewig lächelnden Geſicht, gegen jedermann freundlich, nachſichtig gegen das Laſter und deſſen Anwalt, verbindlich gegen die Tugend und deren begeiſterten Lobredner. Hinter dieſer Maske aber birgt ſich ein eitles, egoiſtiſches, jeden Verrathes fähiges Herz, dem nichts Menſchliches heilig und unverletzbar iſt, wenn es zum eignen Vortheil oder im Dienſte irgend eines Idols des menſchlichen Stumpfſinnes und Fanatismus — welcher Art auch dieſer ſei — benützt werden kann.

„Dieſen Jeſuitismus findet Ihr in allen Ständen, im erſten Stock und zu ebner Erde, gleich energiſch repräſentirt. Hier ein geſcheiteltes Haupt mit dem frommen gottgefälligen Blicke, mit den Redensarten von chriſtlicher Liebe und Demuth auf der gleißenden Zunge, aber mit der giftigen Schlange des Eigennutzes und des Hochmuthes in der eiteln, aufgeblaſenen Bruſt; dort der patriotiſirende Demagog mit ſeinen hochtönenden Phraſen von Menſchenrecht, Freiheit und Humanität, aber die Seele voll verbrecheriſchen und verrätheriſchen Ehrgeizes und verkäuflicher Geſinnung. Im Rathe der Miniſter, im Konſiſtorium der Prälaten, in der Gemeindeverſammlung der Bürger — wo ſoll

ich ſie alle aufſuchen, dieſe Unzahl der modernen verkappten Jeſuiten? —

„Trotz der vielen Keime des Guten, die in ihr liegen, trotz der vielen raſchen Entwickelungen, die aus ihr hervorgehen — leben wir in einer recht niederträchtigen, perfiden Gegenwart, die wir nur darum noch erträglich finden, weil der Periode der Wiedergeburt immer eine Periode des Verfalls vorhergehen muß.

„Ich habe Eure Blicke für wenige Momente auf zwei große geheimnißvolle Organiſationen und moraliſche Schöpfungen gelenkt, die ſich im geiſtigen Prozeſſe vornehmlich der neuern Zeiten ſtets mit erbitterter Energie bekämpften: auf Freimaurerei und Jeſuitismus; die erſtere angedeutet als die Weſenheit eines ſcharf begrenzten und keiner Mißdeutung fähigen Tendenz-Begriffes — den letztern hingegen vorgeführt nach ſeiner Inhalts-Beſtimmung als geiſtlicher Orden und als allgemeine Bezeichnung für alle verrätheriſchen und perfiden Beſtrebungen in Politik, Religion und Bürgerthum der Neuzeit.

„Freimaurerei und Jeſuitismus haben ſich jederzeit gegenſeitig aufs beſtimmteſte ausgeſchloſſen, weil ſie niemals neben einander zu ſicherer Herrſchaft gelangen können. Die Freimaurerei ſtrebt nach einer allgemeinen Verbrüderung der Menſchheit, und verbreitet aus ſolchem Grunde die Ideen der allgemeinen Menſchenliebe neben der Lehre von der abſoluten moraliſchen Perſönlichkeit des Individuums; der Jeſuitismus hingegen als Ausdruck der Tendenzen der „Geſellſchaft Jeſu“ führt den letzten Grund ſeiner Beſtrebungen auf die unbedingte „vom Welterlöſer auf dieſelbe übergegangene“ Alleinherrſchaft der Kirche

über alle geſchaffenen Weſen und Geiſter zurück, löſcht hiermit die moraliſche Perſönlichkeit des Individuums aus, und ſchleudert ſeinen Fluch gegen die ganze auſſer der Kirche lebende Menſchheit. Karakter der Freimaurerei iſt: Erweckung aller im Menſchen liegenden Fähigkeiten zum Dienſte der Humanität, der Bruderliebe, der geiſtigen Freiheit, des Weltlichts; Karakter und Strebeziel des Ordens der „Geſellſchaft Jeſu“ hingegen: Unterdrückung und Abſtumpfung aller edlern Qualitäten der Menſchenſeele, Verfinſterung der Gemüther zu blinder Ergebung in den fremden Alleinwillen, religiöſe Verknechtung, Haß und Fluch für Alle, die nicht im Zirkelkreiſe der Kirche ſtehen: dies Alles im Namen des Herrn und um die Kirche auf dem rohen Fels des chriſtlichen Sklaventhums für die Ewigkeit ſicher zu ſtellen.

„Denn nicht unſre Leiber genügen der Kirche — was ſollte ſie auch mit dieſen? — und nicht unſre Steuern, ſo hoch ſie auch ſchon ſich belaufen mögen: nein, in unſern Seelen, in unſerm Gewiſſen will ſie herrſchen, und kein Gedanke unſers Geiſtes, keine Anwandlung unſers Gemüths ſoll *unſer* ſein, wenn es nicht alſo der Wille der Kirche iſt. Deshalb auch ſind die Freimaurer zu allen chriſtlichen Zeiten von dem päpſtlichen Stuhle exkommunizirt geweſen, und der Bund ſelbſt wird der katholiſchen Chriſtenheit als ein Abſud der Höllengeiſter denunzirt, welchem zu fluchen ein Werk chriſtlicher Pflicht und Liebe ſei.

„Aus den neuerlichen Manifeſtationen der Maurerlogen in Amerika und Belgien, welche ſich kürzlich ſpezielle politiſche Zwecke geſetzt, hat die Hierarchie in unſern Tagen friſchen Zündeſtoff geſchöpft, um

einen neuen Fluch auf den Orden der Freimaurer zu ſchleudern. In jenen Logen nahmen nämlich die Humanitätstendenzen des Bundes eine materielle politiſche Färbung an, und bildeten ſich zu einer feſten geſchloſſenen Oppoſition wider die Anmaßungen der Hierarchie und des politiſchen Despotismus und gegen das heilloſe und fluchwürdige Treiben der jeſuitiſchen Finſterlinge. So wenig nun auch ein Heraustreten der Logen aus der ſtreng geſchloſſenen Peripherie der im Verlaufe unſrer Erörterungen angedeuteten Humanitätsſtrebungen maureriſch mit Recht erfolgen kann: ſo wird doch wohl von keinem Vernünftigen getadelt werden, wenn in Fällen, wie die angeführten, dem Maurerbunde poſitive Richtungen im Intereſſe der Menſchheit emaniren, zumal wenn ſich in ihm noch allein die Kräfte einer ſolchen Gegenwirkung darſtellen, und ſonſt von Niemandem der Nothſchrei der religiöſen und bürgerlichen Freiheit und Geſittung vernommen wird.

„Was alſo hier als Grund einer Anklage des Maurerbundes erſcheinen möchte, ſtellte ſich bei genauer Prüfung vielmehr als ein neues Wahrzeichen dar, in welchem Verhältniſſe die Maurerei zu den Erwartungen und Beſtrebungen der Menſchheit ſteht.

„Ich bin nicht gewillt, manche Mängel und Gebrechen des Inſtituts der Freimaurerei in Abrede zu ſtellen, und ich habe im Verlaufe meiner Darſtellung auf einige derſelben ſelbſt hingezeigt; aber es wäre unſinnig, wegen der Krankheit einzelner ſchadhaften Theile dieſen ganzen herrlichen Organismus des Siechthums zu beſchuldigen, ſo wie es von Blödſinn zeugen würde, wenn man nicht auch dieſem Inſtitute, gleich

allen übrigen menſchlichen Schöpfungen den Karakter immer größrer Vervollkommnung und eines Strebens nach allſeitigem Geſunden zugeſtehen wollte. Seien auch einige ſeiner äuſſern Theile von Zeit zu Zeit welk und ſchadhaft: im Organismus ſelbſt der Freimaurerei ligt in ſichrer Stätte der Keim ewiger Exiſtenz und Verjüngung, ſo daß er früher oder ſpäter über der Aſche ausgebrannter Vorurtheile, welche bisher den Menſchen vom Menſchen ſchieden, und über dem geſtürzten Despotismus jeder Art in mannhafter Schöne, der ſtrahlende Siegesvogel des Bundes einer zu ſich ſelbſt zurückgekehrten Menſchheit, ſich erheben wird.

„Bis dorthin denke ſich jeder biedre Menſch als ein nothwendiges Glied der großen Bruderkette, worin kein Sproſſe des andern entbehren kann: und handle in ſolcher Ueberzeugung ſtets im Geiſte der Liebe, der Schönheit und der Wahrheit: auf deren Dreieinigkeit allein, als den Grundtönen der moraliſchen Schöpfung, die Harmonie des Alls ſich gründen kann.“

Die übrigen Aufſätze: „Fixe Ideen; moderne Hundstage; die blutigen Berge; Reiſe-Diskuſſionen,“ ſind ebenfalls reich an treffenden Bezeichnungen, freimüthigen Reminiszenzen, ſinnreichen Anſpielungen auf unſre ziemlich zerrüttete, ſchwankende, verzagte, die Zukunft Deutſchlands kompromittirende Gegenwart. Leider vergönnt der uns zugemeſſene beſchränkte Raum uns nicht, auch darüber in nähere Erläuterungen einzutreten, weshalb wir uns begnügen müſſen, auf das bedeutungsvolle Werk des Dr. Bacherer ſelbſt zu verweiſen.

Szenen ſchrecklicher Barbarei und unmenſchlicher Verworfenheit.

Kaiſerthum Marokko.

Unter den Fürſten, die in Marokko regierten, war Muley Archid einer der grauſamſten. Durch blutige Eroberungen bahnte er ſich 1667 den Weg zum Throne, der ihm nicht gebührte, und behauptete ſich auf demſelben unter den härteſten Bedrückungen ſeiner Unterthanen. Er beraubte die Großen ihrer Reichthümer, unter dem Vorwande, ihnen die Mittel zur Empörung zu benehmen, und vertheilte ſie unter ſeine Krieger, die er ſich dadurch verbindlich machte. Alles Volk ſeufzte unter dem härteſten Sklavenjoche; die Hinrichtungen nahmen kein Ende. Der Barbar fand ein eigenes Vergnügen an grauſamen Todesſtrafen, und wenn ihn die Laune anwandelte, mußte der Schuldige wie der Unſchuldige ſeinem Blutdurſt zum Opfer dienen.

Einer von Archids Alkaiden (Richtern), der von einer Reiſe zurück kam, und ihm die Sicherheit ſeiner Landſtraßen rühmen wollte, ſagte ihm, daß er einen Sack mit Nüſſen angetroffen, den niemand aufgehoben hätte.

„Woher weißt du denn, daß es Nüſſe waren?“ fragte Archid.

— Ich habe ſie mit dem Fuße berührt, antwortete der Alkaide.

„Gut,“ ſagte Archid, „ſo haue man ihm den Fuß ab, um ſeine Neugierde zu beſtrafen.“

Eines Tages ließ der Barbar zweihundert Einwohner von Fetz an die Orangenbäume bei ſeinem Schloſſe anbinden, und hieb einigen die Köpfe, andern die Beine ſelbſt ab. Wie er einmal einige umgebracht hatte, weil ſie nach ſeiner Meinung ihr Geld vor ihm verſteckt hatten, ſo ließ er ihre Weiber rufen, ſtellte ſie mit den Brüſten zwiſchen den Deckel eines Koffers, und ſtand ſo lange darauf, bis ſie bekannten, wo das Geld war. Er würde, nachdem er das Geld erhalten hatte, dieſe armen Weiber dennoch haben erſäufen laſſen, wenn man ihn nicht durch Ueberredung davon abgebracht hätte.

Wenn er bei einer Hinrichtung Mitleiden bei jemand gewahr ward, ſo mußte dieſer das Leben ebenfalls hergeben, und zwar unter der ſchändlichen Erklärung, daß er an dem Vergehen auch Theil habe. Es trug ſich einmal zu, daß Archid eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer an einem abgelegenen Orte mit einander antiaf. Er glaubte, daß ſie beide der Liebe gepflogen hätten, und ließ ſie daher durch ſeine Neger zuſammen binden, befahl ſodann, dem Frauenzimmer Pulver beizubringen und anzuzünden, und ließ endlich beide von den Füßen ſeines Pferdes todt treten.

Nachdem Archid einige Jahre gegen das Leben ſeiner Unterthanen gewüthet hatte, fand er 1672 ſeinen Tod, als er in der Trunkenheit auf einem Pferde durch die Zitronenbäume bei ſeinem Palaſte rennte, und ſich den Kopf an einem Aſte derſelben einſtieß.

Jetzt bemächtigte ſich des Thrones einer von den Brüdern des Verſtorbenen, Muley Jsmael, ein

Tirann, wie die Erde vielleicht nie einen geſehen hat. Viele Jahre hatte er mit einer Menge innerer und äuſſerer Feinde zu kämpfen, welche ihm die Regierung ſtreitig machten, allein er wußte ſich unter allen Gefahren zu behaupten. Er führte Krieg mit ſeinen Brüdern, mit ſeinen Neffen, ſeinen eigenen Söhnen, die ſich gegen ihn empörten, mit den Algierern, Engländern, Franzoſen und Portugieſen, zwar mit abwechſelndem Glück, aber nur der Tod im hohen Alter vermochte ihm den Thron zu rauben.

Bei einer beiſpielloſen Grauſamkeit beſaß er viel Geiſtesgegenwart und Menſchenkenntniß, ſeine Antworten waren kurz und voll Energie, und ſein Scharfſinn erregte Bewunderung. In Widerwärtigkeiten bewies er eine ſeltene Faſſung, und nie betrübte er ſich über einen Unfall, der ſeinen Thron erſchüttern konnte. Auf die Nachricht davon ſagte er:

„Wenn Gott mir das Reich gegeben hat, ſo kann es mir niemand entreiſſen.“

Er nannte ſich ſelbſt einen Freund Gottes, und ſchrieb ſeine glückliche Regierung dem beſondern Schutze Mahomets zu, von dem er in grader Linie abzuſtammen behauptete. Das Volk wußte er zu bereden, daß er bei den grauſamſten Hinrichtungen bloß den Willen Gottes vollbringe.

Im Kriege war Muley Ismael unermüdet, immer ritt er an der Spitze ſeiner Truppen, ſtellte ſie ſelbſt in Schlachtordnung, bezahlte ihren Sold und muſterte ſie in eigener Perſon. Im Reiten und Pfeilwerfen war er ungemein geübt, in Speiſe und Trank vorzüglich mäßig. Nach Beſiegung ſeiner wichtigſten Geg-

ner verlegte er ſeine Reſidenz nach Mequinez, das ihm ſchon ſein Bruder Archid ehedem zum Aufenthalte angewieſen hatte, und verherrlichte dieſe Stadt durch einen prächtigen Palaſt. Sein Eifer im Bauen und Niederreiſſen war ſo auſſerordentlich, daß Prinzen, Soldaten und Gefangene ohne Unterſchied vor ſeinen Augen an ſeinen Gebäuden arbeiten mußten, er ſelbſt öfters Hand anlegte, die Arbeiter mit Lanzenſtichen antrieb, oft auch die Saumſeligen am Leben ſtrafte.

Hierdurch ſuchte er, wie er ſagte, ſeinen unruhigen Unterthanen eine ſtätige Beſchäftigung zu geben, welche er mit einer Menge Ratzen in einem Sacke verglich, die ſich bald durchfreſſen, wo man ſie nicht beſtändig ſchüttelte. Ein beſonderer Schein von Heiligkeit, den Muley Jsmael annahm, mußte dazu dienen, die Ehrerbietung des Volks gegen ſeine Perſon zu erhöhen.

Er war ein ſehr eifriger Mahomedaner, hielt die ſtrengſten Faſten, beobachtete alle Religionsgebräuche ſehr genau, und ließ ſich den Alkoran, als Richtſchnur aller ſeiner Handlungen vortragen. Bei wichtigen Unternehmungen legte er ſich auf die Erde, und gab göttliche Eingebungen vor. Er bildete ſich viel auf den Namen eines Talbe oder Geſetzlehrers ein, und predigte auch als ſein ſolcher in den Moſcheen. Die Religion, behauptete er, mache ihn zum unumſchränkten Gebieter von Leben und Vermögen ſeiner Unterthanen, die deshalb ſeine Sklaven wären. Oft mordete er diejenigen, welche ihm in Weg kamen, bloß zum Zeitvertreibe, und er hieb Köpfe bloß darum ab, um ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Um ſeine Gewalt ſehen zu laſſen, zwang er einige, ſich vom Felſen herabzuſtürzen. Seine Unterthanen

ließen ſich die unerhörteſten Grauſamkeiten gefallen, und manche hielten ſich ſogar für glücklich, die Opfer ſeiner Wuth zu werden, weil ſie glaubten, daß ſeine mörderiſche Fauſt ſie grade ins Paradies ſchicke. Ja die Thorheit ging bei dieſen Betrogenen ſo weit, daß ſie manchmal von den entlegenſten Orten ſeines Reichs her kamen, um ſich von ihm den Kopf herab ſäbeln zu laſſen.

Die Kleidung des Despoten, die er des Tags wohl dreimal veränderte, und beſonders die Farbe derſelben, war ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, weil man daraus auf ſeine gute oder üble Laune ſchließen konnte. Grün war ſeine Leibfarbe und für diejenigen ein gutes Zeichen, die mit ihm zu thun hatten; trug er aber gelb, ſo zitterte jedermann, weil er dann gewöhnlich eine blutige Verrichtung vor hatte. Selbſt ſeine vornehmſten Lieblinge waren nicht vor ihm ſicher, wenn er ſich in Wuth befand. Gewöhnlich war er ſelbſt der Scharfrichter derer, die er zum Tod verurtheilte, und ſeine ungerechten Hinrichtungen rechtfertigte er mit dem beſtimmten Lebensziel des Getödteten.

Er mordete den Sohn eines Sklavenhüters, den er wegen ſeiner ſcherzhaften Einfälle allen Günſtlingen vorzog, durch einige allzuharte Streiche, und der beliebteſten ſeiner Weiber brachte er, weil ſie auf Mehl getreten war, eine tödtliche Wunde mit dem Dolche bei, und ließ hernach den Arzt, der ſie vergeblich zu heilen bemüht war, wegen mißlungener Kur hinrichten. Einen Schwarzen tödtete er ohne andere Urſache, als um die Schärfe ſeines Beils zu prüfen und einen ſaumſeligen Arbeiter ließ er einmauern. Die

Strafe mußten auch öfters ſeine Alkaiden leiden, die ein Gebäude, das er ihnen aufzuführen anbefohlen hatte, nicht vollenden konnten.

Oft ließ er ganze Oerter und Dörfer mit ihren Bewohnern verbrennen und vertilgen, bloß wegen eines Einzigen, der ſeine Befehle nicht befolgt hatte. In Ermanglung einer Brücke ließ er einſt die ſämmtlichen Kriegsgefangenen niederhauen, und von ihren Leibern, die er mit Schilfrohr an einander band, einen Damm im Fluſſe machen, über welchen er ſeine Armee führte.

Ein nicht ungewöhnlicher Zeitvertreib für Muley Ismael war es, mit einem Sprunge das Pferd zu beſteigen, den Säbel herauszuziehen, und dem Sklaven, der ihm den Steigbügel hielt, den Kopf abzuſchlagen. Oefters bereiſete er ſeine Länder, und hatte bei ſolchen Reiſen allemal zwei oder drei Flinten, und ein paar Säbel und Lanzen bei ſich, damit wenn eines ſeiner Mordgewehre etwa untauglich würde, ſogleich ein anderes vorhanden war, denn es trug ſich einmal zu, daß das einzige Schwert, das er bei ſich hatte, beim Niederſäbeln eines Schwarzen ihm auf der Stelle zerbrach. Einige ſtarke Kerle mußten dieſe Gewehre mit der Spitze in der Höhe, und einige junge Leute kurze Stöcke von Braſilienholz, Stricke in Knoten zum Peitſchen geflochten, und verſchiedene Kleider zum Umwechſeln, wenn das eine blutig geworden war, nebſt einem Beile hinter ihm hertragen.

Einſt klagte ein Araber darüber, daß ihm einige von Ismaels Negern ſein ganzes Eigenthum, zwei Ochſen, geſtohlen hätten. Der Tirann ließ ſogleich alle angeklagte Neger umbringen, und nach ihnen den Araber ſelbſt. Einen Mauren ließ er zu einer andern

Zeit an den Schwanz eines Maulthiers binden, und ſo in ſeinem eigenen Gefolge von Marokko nach Mequinez ſchleppen; der Sohn mußte auf ſeinen Befehl denſelben Weg etwas hinterher reiten, damit er von ſeinem unglücklichen Vater ein Stück nach dem andern finden möchte.

Einmal ließ er einem ſeiner Arbeiter einen großen Stein dergeſtalt auf den Kopf fallen, daß er ihm die Hirnſchale zerſchmetterte, und da nicht viel Gehirn zum Vorſchein kam, ſagte er: „Dieſer hatte kein Gehirn, deswegen mußte er aus der Welt, um denen Platz zu machen, die welches haben."

Da er einmal eine dicke Maurin ſah, ſo ſagte er zu ihr:

„Du Beſtie, wie biſt du ſo fett geworden und meine Hunde ſind ſo mager? Ihre Wärter geben dir ohne Zweifel das Fleiſch, womit ſie gefüttert werden ſollen; ich will jetzo, daß meine Hunde das Fleiſch wieder bekommen."

Er befahl hierauf, daß man ein Stück nach dem andern von der Maurin ſchneiden und den Hunden vorwerfen ſoll, je nachdem ſie Luſt zu freſſen hätten.

Sechshundert Araber hatten ihre Schatzung nicht bezahlt; Muley Ismael ſandte daher einen Alkaiden mit genugſamer Mannſchaft ab, und befahl ihm, daß er alle ihre Köpfe bringen ſollte. Dieſer brachte die Köpfe und Ismael zählte ſie, da aber einer fehlte, ſagte er zu dem Alkaiden: „Du Hund, haſt wohl einen ſilbernen, ſtatt eines Fleiſchkopfes genommen!" befahl ſodann, daß man ihm ſeinen Kopf abſchneiden, und ihn unter die übrigen werfen ſollte, worauf er ſelbige

wieder durchzählte, und ſodann ſagte: „Nun habe ich meine kleine Rechnung in Ordnung gebracht.“

Ein kleines Kind bat einmal um Gnade für ſeinen Vater, den Ismael zum Tode verurtheilt hatte, und gebrauchte die beweglichſten Worte. Als es nun unter anderm ſagte, daß es mit Freuden für ſeinen Vater ſterben wollte, wenn nur derſelbe am Leben bliebe, ſo antwortete der Unmenſch dieſem Kinde: „Deine Bitte ſoll erfüllt werden; dein Vater ſoll leben, aber nur bis morgen, und weil du mich verſicherſt, daß du mit Freuden ſterben willſt, ſo gebt mir meinen Säbel!“ Mit dieſem hieb er es ſogleich in Stücken, und that ſelbſt den Tag darauf ein Gleiches mit dem Vater.

Zahlloſe Mordthaten beging Muley Ismael, um ſeine herrſchende Leidenſchaft, den Geldgeiz, zu befriedigen. Tag und Nacht ſann er auf Vermehrung ſeiner Güter, und ſein Schatz war ein unergründlicher Schlund, aus dem nichts wieder heraus kam. Er erpreßte von ſeinen Unterthanen unmäßige Summen, beraubte ſie oft der nothwendigſten Habſeligkeiten, und ihr Leben ſtund in Gefahr, wenn man bei ihnen Geld vermuthete.

Sobald jemand über einen Andern, Diebſtahls halber, ſich beſchwerte, mußte der Dieb das Geraubte wieder erſtatten, nicht aber dem Eigenthümer, ſondern dem Muley Ismael; die Unterthanen klagten daher nur aus Rachgier, oder damit ihnen nicht mehreres geraubt werde. Den Juden und chriſtlichen Kaufleuten war der Despot ſehr gewogen; aber auch ſie preßte er zuweilen, und erſann ganz ſonderbare Urſachen, an ſie zu kommen, um eine tüchtige Summe von ihnen zu erhalten. So ließ er einſt alle reichen Juden unter

dem Vorwande, als ob er mit ihnen einen wichtigen Handel abzuſchließen hätte, zu ſich kommen. Als ſie ſich nun alle eingefunden hatten, ſchrie er ihnen mit zorniger Geberde zu, daß ſie ihn 30 Jahre über die Ankunft ihres Meſſias getäuſcht und er jetzt nicht mehr länger warten wolle, ſie ſollten ihm deshalb auf der Stelle ſagen, ob und wenn ihr Meſſias erſcheinen werde; wo nicht, ſo ſollten ſie ſämmtlich Gut und Leben verlieren, weil er nicht geſonnen ſei, ſich von ihnen länger zum Beſten haben zu laſſen.

Die Juden flehten zitternd um 8 Tage Bedenkzeit, die ihnen unter neuen Bedrohungen endlich zugeſtanden wurden. Während dieſer Woche brachten ſie eine beträchtliche Summe Geldes zuſammen und überreichten ſie dem Kaiſer mit den Worten:

„Ihr Meſſias werde unfehlbar in 30 Jahren erſcheinen.“

Muley nahm das Geld und entließ ſie mit den Worten:

„Ich ſehe wohl, ihr betrügeriſchen Hunde, daß ihr hofft, ich werde in 30 Jahren nicht mehr am Leben ſein. Aber euch zum Trotz will ich ſo lange leben, um das Vergnügen zu haben, euch oder euern Söhnen die Köpfe abſchneiden zu laſſen.“

In ſeiner eigenen Familie, beſonders gegen ſeine Weiber und Kinder, verübte Muley Ismael Grauſamkeiten, die Schauer und Entſetzen erregen. Auch hier wollte er nicht geliebt, ſondern gefürchtet ſein. Er hatte vier ordentliche Gemahlinnen, auſſer dieſen eine Menge Beiſchläferinnen aus allen Nationen. Ihre Zahl belief ſich auf 500, die den innern Theil des Schloſſes zwiſchen einem Zwinger von dreifachen

Mauern bewohnten. Blickten ſie jemand anders, als den Despoten an, ſo wurden ſie mit dem Tode beſtraft; beim geringſten Vergehn ließ er ſie von Verſchnittenen peitſchen.

Eine der Schönen wurde ſtrangulirt, weil ſie eine Pomeranze auf einem Spaziergange abgebrochen hatte. Andere brachte er um ihre Brüſte. Ohne des Tirannen Erlaubniß konnte keines dieſer Frauenzimmer das andere beſuchen. Vierzehn dieſer Bemitleidenswürdigen wurden alle Zähne ausgeriſſen, weil ſie einander beſuchten. Viele unerhörte Grauſamkeit, die der Barbar in ſeinem Serail verübte, erlaubt uns die Scham nicht zu erzählen. Die Kinder weiblichen Geſchlechts, welche ihm von ſeinen Sklavinnen geboren wurden, ließ er gleich bei der Geburt umbringen; diejenigen von ſeinen rechtmäßigen Gemahlinnen ließ er am Leben.

Ohne alle Bildung ließ der Tirann ſeine Kinder aufwachſen, und nur in den erſten Lebensjahren trug er ſie zuweilen auf den Armen, oder führte ſie an der Hand — der einzige Zug, wo er ſich als Menſch karakteriſirte. Seine Söhne, die ohne alle Zucht blieben, wuchſen unter den ſchändlichſten Verbrechen heran. Sie plagten, plünderten, nothzüchtigten und ermordeten nicht allein Chriſten und Juden, ſondern auch Mauren. Ohne Scheu raubten ſie Alles, was ihnen gefiel, weshalb jedermann ſeine beſten Sachen verſteckte, ſobald ſich dieſelben in Mequinez ſehen ließen. Muley beſtrafte ihre Schandthaten nicht, ſondern ſandte ſie, wenn ſie erwachſen waren, als Gouverneurs in die Provinzen, wo ſie das arme Volk aufs grauſamſte mißhandelten.

Was Muley Jsmael für ſeine Kinder zu wenig

that, das that er für ſeine Pferde zu viel; ſie wurden von ihm am beſten gehalten. Ihre Anzahl belief ſich auf 600. Täglich wurden ſie von ihm beſucht. Fand er nicht Alles in gehöriger Ordnung, gab es blutige Strafen. Auch eine groſse Anzahl reiſſender Thiere unterhielt er zu Mequinez in beſondern Behältern. Die Sklaven, die ſie warten muſsten, wurden ihnen öfters zum Raube, weil ſie ſich gegen ihre grimmigen Anfälle nicht vertheidigen durften. Oft hetzte der Kaiſer Löwen und Tiger mit ſeinen Lieblingshunden zuſammen. Geriethen nun letztere in Gefahr, ſo befahl er den Sklaven, ſie den Löwen und Tigern aus den Rachen zu reiſſen, wobei es ſelten für die armen Menſchen ohne Arm- und Beinverluſt ablief. Lieſs er die Sklaven mit den Thieren kämpfen, was häufig geſchah, muſsten gewöhnlich die erſtern letztern unterligen.

Einſt lieſs Muley Ismael einen Löwen in einen Teich werfen, und befahl einem Chriſtenſklaven, dem Thiere nachzuſpringen und es zu ertränken. Der Sklave gab ſich vergebens alle mögliche Mühe, um des Löwen Schwanz zu erwiſchen, und ihn deſto leichter unter das Waſſer ziehen zu können, vermochte es aber nicht dahin zu bringen, denn der Löwe ſchwamm immer auf ihn zu, und hieb ihm mit ſeinen Klauen ſo tief in den Leib, daſs dieſer Armſelige kaum vom Tode gerettet werden konnte.

Einſt ſchmeckte der Tirann ſelbſt etwas von der Gefahr, der er die armen Chriſtenſklaven ſo oft ausſetzte. Er machte von der Höhe der Mauer des Thierzwingers eine Löwin dergeſtalt auf ſich erbittert, daſs dieſes ergrimmte Thier einen Sprung that und ihn

mit ſeinen Klauen an der Bruſt packte. Er würde auch dem Thiere zum Raube geworden ſein, wenn ihn nicht ſein Panzer, den er beſtändig auf dem Leibe trug, davor geſchützt hätte.

Zu den Lieblingsthieren des Despoten gehörten auch die Katzen. Er hielt deren vierzig, wovon jede einen beſondern Namen hatte und von ihm ſelbſt gefüttert wurde. So ſehr er aber dieſe Thiere favoriſirte, ſo beſtrafte er doch ihre Vergehungen manchmal auf die grauſamſte und närriſchſte Weiſe. Man hinterbrachte ihm eines Tages, daß eine dieſer Katzen ein Kaninchen aus ſeinem Garten gefreſſen habe, und dies ſetzte ihn in ſolche Wuth, daß er einem ſeiner Henkersknechte befahl, dieſes Thier durch alle Straßen von Mequinez zu ſchleppen, ſcharf auf daſſelbe zuzupeitſchen und dabei auszurufen:

„So lohnt mein Herr den böſen Katzen!“

worauf er ihr den Schädel abſchlagen ſollte, welches auch pünktlich vollzogen wurde.

Da Muley Ismael die Erziehung ſeiner Söhne gänzlich vernachläſſigte, und auch ſie öfters mit äuſſerſter Härte und Grauſamkeit behandelte, ſo war es kein Wunder, daß ſie gegen ihn ſelbſt die Waffen ergriffen und ihn vom Throne zu ſtürzen drohten. Dies that zuerſt Sidan, der aus Herrſchſucht eine Empörung anfing, ſich aber doch bald wieder zum Gehorſam bequemte. Dann ergriff 1702 Muley Ismael dritter Sohn, Achmet, den ſein Vater zum Statthalter von Sus ernannt hatte, die Waffen aus Verzweiflung über die gewaltſame Hinrichtung ſeiner Söhne. Er brachte die Provinz Sus in Aufſtand, eroberte St. Crux und war im Begriff, den Vater in Mequinez zu

belagern, als er von ſeinem Bruder Affet überfallen, geſchlagen und ſein Vorhaben vernichtet wurde.

Sein älterer Bruder Mahomed, der zum Nachfolger ernannt war, ließ ſich durch dieſe mißlungenen Anſchläge nicht abhalten, eine gleiche Empörung um eben dieſe Zeit zu wagen. Er bekriegte ſeinen Vater einige Jahre, und ließ ſich 1705 zum Kaiſer ausrufen. Sidan ſuchte hier das Andenken ſeiner ehemaligen Treuloſigkeit dadurch auszulöſchen, daß er ſeines Vaters Waffen gegen ihn führte, welches er mit ſolchem Glücke that, daß er die Truppen des rebelliſchen Bruders ſchlug und ihn ſelbſt gefangen bekam.

Schrecklich war das Schickſal des gefangenen Prinzen. Muley Ismael beſchloß ſeinen Tod, zog ihm ſelbſt acht deutſche Meilen von Mequinez entgegen und ſandte vierzig Chriſtenſklaven mit einem großen Keſſel, hundert Pfund Theer und eben ſo viel Talg und Oel voraus. Ihnen folgte ein Karren mit Brennholz und ſechs Schlächtern, alle mit ihren ſcharfen Meſſern in der Hand. Das fürchterliche Schauſpiel ſetzte ganz Mequinez in Angſt. Der Lärm und Schrecken drang bis in das Innere des Palaſtes, in welchem ſich eine Tochter des gefangenen Prinzen befand. Doch Muley Ismael war taub gegen ihr Flehen und zog ſeine Straße.

Als der Prinz ſeinen Vater erblickte, fiel er auf die Erde, küßte ſie, näherte ſich hierauf ſeinem Vater und flehte um Gnade. Der Despot ſprach kein Wort, ſondern ſetzte dem Unglücklichen ſeinen Spieß aufs Herz. Als dieſer zu gleicher Zeit den Keſſel mit Pech und Oel nebſt den Schlächtern erblickte, ſagte er voll Schrecken zweimal: „Um Gottes Willen, mein Vater,

vergib mir! Vergib mir um des heiligen Propheten Mahomeds willen!“

Der Tirann ſprach nicht eine Silbe, ſondern gab ein Zeichen, den Prinzen zu greifen und auf den Karren zu ſetzen. Zwei Kerle ſtiegen mit ihm hinauf, hielten ihm den rechten Arm, einer am Ellenbogen, der andere an der Hand, und legte das Gelenk derſelben rechts auf den Rand des Keſſels. Hierauf rief Muley Ismael einem der Schlächter zu, die Exekution zu vollſtrecken. Dieſer aber, weit menſchlicher, als ſein Herr, trat zurück und ſagte: Er wolle ſeines Beherrſchers Sohne die Hand nicht abſchneiden, ſondern lieber ſeinen Kopf verlieren, der ihm auch von dem Tirannen augenblicklich zu den Füßen gelegt war. Er rief hierauf einen andern, der auf des Barbaren Befehl dem Prinzen Mahomed die rechte Hand abſchnitt. Dieſe Marter erduldete der Unglückliche mit ziemlicher Gelaſſenheit; als ihm aber darauf der Fuß abgehackt wurde, brach er in ein ziemliches Geſchrei aus.

Nach dieſer kannibaliſchen Exekution ſagte Muley zu dem Verſtümmelten:

„Merkſt du nun daß ich dein Vater bin? Vorher haſt du mich nicht gekannt.“

Nahm eine Flinte und ſchoß den Schlächter nieder, der die blutige That verrichtet hatte. Als der halbtodte Prinz dies ſah, ſagte er in einem ſpöttiſchen Tone:

„Seht, welch ein vortrefflicher Mann! bewundert ſeine Herzhaftigkeit; er mordet den, der ihm gehorcht, wie den, der ihm nicht gehorcht. Sein Thun iſt lauter Thorheit; Gott aber iſt gerecht, groß und herrlich!“

Nachdem Muley Ismael befohlen hatte, ſeines

Sohnes Fuß und Arm zu Stillung des Bluts in das in dem Keſſel ſiedende Pech zu ſtecken, ſo ritt er nach Mequinez zurück und befahl vier Alkaiden, ſeinen Sohn bei Verluſt ihres Lebens lebendig dahin zu bringen.

Als der Barbar in Mequinez an das Haus kam, in welches ſein Sohn gebracht werden ſollte, ſtieg er vom Pferde, küßte oft unter vielen Thränen die Erde und ritt in ſein Schloß.

Sobald ſich die Nachricht von dem ſchrecklichen Schickſal des Prinzen verbreitet hatte, erfolgte ein ſolches Wehklagen, Heulen und Schreien, daß Muley allen Weibern den Tod drohte, die noch den geringſten Lärm machen würden. Vier davon konnten ihre Betrübniß nicht verbergen, welche er in ſeiner Gegenwart erdroſſeln ließ. Einer von Mahomeds Söhnen ſtürzte ſich, als er das Schickſal ſeines Vaters erfuhr, vom Dache ſeines Hauſes herunter und ſtarb.

Der verſtümmelte Prinz kam Abends nach Mequinez auf einem Mauleſel, den Arm in einer Binde und den Fuß in einem hölzernen Stiefel; ſeinen Kopf hatte er im Mantel gehüllt. Die Wunden lieſſen ſich ziemlich gut an; ſeine Wundärzte, welche Chriſten waren (denn der Unglückliche wollte keine andere haben), thaten ihr Möglichſtes, und verlieſſen ihn keinen Augenblick. Allein ſeine Wunden fingen an zu ſtinken, und er verſchied am zwölften Tage nach der Exekution.

Muley Jsmael beſchloß nun, ſeinen Blutdurſt an dem General des Prinzen, dem Alkaiden Melek zu ſättigen, der ſeinen Gebieter eigentlich verrathen hatte. Er ließ einen Sägemeiſter zu ſich kommen und fragte ihn: ob er einen Menſchen entzwei ſägen könne? Wie er dies bejahte, ſprach er:

„Nun denn, ſo nimm acht Kerle und ein Paar deiner beſten Sägen, und ſäge den Verräther Melek damit entzwei.“

Der Säger fragte, ob in der Länge oder in die Quer. In die Länge, vom Kopfe nach der Mitte zu, war des Barbaren Antwort. Aber nach einem kurzen Beſinnen wandte er ſich zu den Söhnen des Alkaiden Bouhafra, deren Vater von dem Alkaiden Melek wegen einer wirklichen Verrätherei hingerichtet worden war, und ſagte: „Geht und laßt ihn ſägen, wie ihr wollt, um eures Vaters Tod zu rächen.“ Der Säger nahm nun acht Männer, wickelte die Säge ein, damit der Armſelige ſie nicht ſehen möchte. Melek wurde mit Ketten gebunden unter ſtarker Bedeckung auf einen Mauleſel geſetzt; mehr als 4000 Männer, Weiber und Kinder, die alle ſeine Verwandten waren, begleiteten ihn. Unter dem Geheul und Geſichter zerreiſſen der letztern rauchte der Verurtheilte eine Pfeife Taback, und ſchien ſeinem ſchrecklichen Ende unverzagt entgegen zu ſehen. Man zog dem Unglücklichen ſeine Kleider aus, legte ihn auf ein Brett, das auf einen Balken gelegt wurde, worauf die Säger ihm Arm und Füße banden und den Anfang zu ſägen an ſeiner Hirnſchaale machten. Doch hier bedienten ſich des Bouhafra Söhne der ihnen eingeräumten Gewalt, und lieſſen ihn von unten auf zwiſchen die Schenkel ſägen, weil er ihrer Meinung nach zu ſchnell den Geiſt aufgegeben haben würde, wenn der Anfang beim Kopfe gemacht würde.

So ging dieſe ſchreckliche Exekution, vor der die Menſchheit erbebt, unter dem gräßlichen Geſchrei des Gepeinigten und der Zuſchauer vor ſich. Als er bis Mitte des Leibes durchſägt war, wurde die Säge her-

ausgenommen und am Kopfe wieder angeſetzt. Hier bat der Elende um einen Trunk Waſſer, welches aber ſeine Freunde verhinderten, damit er deſto ſchneller tod ſein würde. Man ſägte ihn vom Scheitel bis zur Mitte des Leibes, wo dann der Leichnam auf beiden Seiten auseinander hing. Die ganz mit Blut beſpritzten Säger ſtanden zuweilen ohne Beſinnung da, und die Sägezähne riſſen ſolche Stücke ab, daß die meiſten Zuſchauer es nicht anzuſehen vermochten.

Nach vollzogener Hinrichtung erſchienen die Säger vor dem Kaiſer mit ihrer eingewickelten Säge, Hände und Kleider ganz mit dem Blute des Ermordeten beſudelt. Als der Despot den Verlauf der Hinrichtung von ihnen erfahren hatte, wollte er ſeiner abſcheulichen Uebelthat den Anſtrich einer rechtmäßigen Handlung geben, und ſagte zu den Umſtehenden:

„Die Urſache, warum ich den Verbrecher in zwei Theile habe ſägen laſſen, iſt die, weil er an mir und an meinem Sohne zum Verräther geworden war; die eine Hälfte des Leibes iſt für mich, die andere für meinen Sohn.“

Hierauf erhielt jeder der Henkersknechte zwei Dukaten, der Meiſter aber vier. Alle übrigen Gefangenen wurden unbarmherzig hingerichtet; die meiſten wurden lebendig geſpießt und ſtarben erſt am dritten Tag, nur wenige wurden durch bloße Enthauptung begnadigt.

So wüthete dieſer Barbar, mit deſſen Greuelthaten man noch viele Bogen füllen könnte, bis in ein Alter von 81 Jahren. Schon im Jahre 1704 belief ſich nach einer ſehr genauen Berechnung die Zahl derer, die er ſeit ſeiner Thronbeſteigung mit eigener Hand ermordet hatte, auf 3000. Und dieſer Unmenſch verübte ſeit-

dem noch 23 Jahre lang die ſchrecklichſten Grauſamkeiten, bis er den 22. März 1727 an einem krebsartigen Schaden im Unterleibe ſtarb. Seine Schmerzen nahmen gegen das Ende ſeines Lebens auſſerordentlich zu, und ſeine Krankheit war ſo höchſt unangenehm, daß troz alles Räucherwerks niemand bei ihm bleiben konnte. Er wurde tod in ſeinem Bette gefunden, ohne daß jemand bei ſeinem Ende zugegen war.

Nach einigen Nachrichten hinterließ er 900 Söhne, denen er größtentheils nicht mehr als ihren Unterhalt gab, und 300 Töchter. Von ſeinen rechtmäßigen Söhnen lebten bei ſeinem Tode nur noch zwei, Achmed Deby und Abdalmelech. Sie bekriegten einander wegen der Thronfolge, und mehre Jahre floß Blut in Strömen, bis endlich Abdalmelech, nachdem ſein Bruder erdroſſelt worden war, den Thron in Beſiz nahm. Es brachen aber immer wieder neue Unruhen aus, und Abdalmelech ſtarb 1747, nachdem er ſiebenmal abgeſezt und jedesmal wieder zurückgerufen worden war. An Grauſamkeit gab er ſeinem Vater Muley Jsmael nichts nach, und wie dieſer fand er an eigener Ausübung der Hinrichtungen ſein größtes Vergnügen.

Einſt ließ er acht junge Ehemänner, welche ſich nach altem Gebrauche „Könige“ nannten, aus Eiferſucht über dieſen angemaßten Titel, an Mauleſelſchwänze binden und todſchleppen. Einen Alkaiden, der den Tribut verweigerte, ließ er in den Bauch eines Ochſen ſtecken und ſo jämmerlich umkommen. Oft mußten ſich die Sklaven unter einſtürzende Mauern ſtellen, damit ſie unter denſelben begraben wurden. Jn einer einzigen Woche ließ er einmal 2000 ſeiner Unterthanen tödten . . . . . .

Wirkungen der Geſittung auf den moraliſchen Karakter der Völker.

Es iſt ſeltſam genug, daß man genöthigt ſein muß, zu beweiſen, wie die Fortſchritte der Ziviliſation keine Urſache der Entartung des Menſchengeſchlechts ſind. Es iſt nicht minder wahr, daß — nicht einmal jener Kaſte zu gedenken, die in der Ziviliſationsreiſe das erſte und oft ſelbſt das einzige Thema ihrer Deklamationen findet, die uns, wenn das von ihr allein abhinge, gern wieder in den Abgrund der Barbarei verſenken würde, um deſto beſſer im Trüben fiſchen zu können — daß, ſagen wir, der eben aufgeſtellte Satz Manchem paradox erſcheinen wird. Man unterſuche nur etwas genauer die Idee, welche die meiſten Menſchen ſich von ihrer eigenen Ausbildung machen. Man nimmt an, daß die Vereinigung vieler Menſchen, die Geſellſchaften und die Nationen, wie die Individuen, auch ihre Kindheit, ihr Mannes- und ihr hohes Alter haben; aber zu gleicher Zeit glaubt man, daß die Fortſchritte des Alters auf ſie eine ganz entgegengeſetzte Wirkung, als auf die Individuen, ausüben. Man meint, daß nur die Individuen mit den Jahren weiſer werden. Hinſichtlich der Nationen behauptet man, daß ſie, je älter, um ſo ſchlechter und verdorbener werden, und es ſei gerade im Greiſenalter, verſichert man, wo ſie ſich den größten Unordnungen und Ausſchweifungen überlaſſen, wo ſie unruhiger und verdorbener werden, als zu den Zeiten ihrer vollen jugendlichen Kraft. Aber woraus beſtehen denn die Nationen,

wenn nicht aus Menſchen? Und hat man je geſehen, daß der Greis ungeſtümer und unvernünftiger als der Jüngling iſt? Man gibt zu, daß die Nationen, je älter, je ziviliſirter werden; aber man fügt ſchnell hinzu, je mehr ſie ſich ziviliſiren, um ſo entnervter, ausgearteter und verworfener werden ſie auch.

Dieſer Prozeß, den die Unvernunft aller Zeitalter der Ziviliſation angehängt hat, kann leider nichts Befremdendes mehr haben; denn die Idee, daß unſer Geſchlecht ausartet, je mehr es im Alter vorwärts ſchreitet, iſt faſt ſo alt als unſere Erde, oder vielmehr, als die Tradition von derſelben. Um ihren Urſprung zu entdecken, müßte man bis zur Sündfluth hinauf ſteigen; denn die Sündfluth war ja nichts mehr und nichts weniger, als eine Beſtrafung der entarteten Menſchen. Homer, in ſeinen Geſängen, macht ſeinen Landsleuten oft den Vorwurf, den Wuchs und die Stärke der trojaniſchen Helden verloren zu haben. Plinius verſichert ſehr ernſthaft, daß die menſchliche Geſtalt von Tag zu Tag immer kleiner werde. Cuncto mortalium genere minorem in dies fieri. Wenn wir von den Alten zu den Neuern übergehen, ſo ſehen wir Schriftſteller von den allerentgegengeſetzteſten Meinungen die Ziviliſation beſchuldigen, daß ſie die Menſchen verderbe.

„Das tägliche Steigen und Fallen der Gewäſſer des Ozeans,“ ſagt Rouſſeau, „iſt nicht regelmäßiger dem Gange des Geſtirns unterworfen, das nur zur Nachtzeit ſein Licht gewährt, als das Geſchick der Sitten und der Redlichkeit den Fortſchritten der Wiſſenſchaften und Künſte unterworfen iſt. Man hat die Tugend in dem Maße entfliehen ſehen, als die

Aufklärung ſich über unſern Horizont erhob, und dasſelbe Fänomen iſt zu allen Zeiten und an allen Orten beobachtet worden."

„Schon einmal," ſagt Benjamin Conſtant, „ſchien das menſchliche Geſchlecht im Abgrunde verſunken zu ſein. Damals auch hatte es eine lange Ziviliſation entnervt ... Jedesmal," fügt er hinzu, „daß die Menſchen bis auf den Gipfel einer außerordentlichen Ziviliſation gelangen, ſcheinen ſie, mehre Generationen hindurch, vollkommen entartet zu ſein."

„Wir gehören nicht," bemerkt Chateaubriand, „zu jenen chimäriſchen Geiſtern, die unaufhörlich verbeſſern wollen, aus der einzigen Abſicht, weil, ihrer Meinung nach, die menſchliche Natur einer Vervollkommnung ohne Ziel entgegenſchreitet. Die Vorſicht hat dieſer Vervollkommnung Schranken geſtellt. Um ſie aufzuhalten, iſt es Demjenigen, der uns geſchaffen hat, genügend geweſen, die Sitten des Menſchen in Kontraſt mit ſeiner Aufklärung zu bringen, und ſein Herz ſeinem Verſtande gegenüberzuſtellen."

Wir haben eine dicke Flugſchrift über den Zuſtand Englands vor Augen, deſſen Herausgabe allgemein dem britiſchen Miniſterium zugeſchrieben wird. Eine der Hauptbemerkungen in derſelben iſt die, daß die ruſſiſche Nation noch nicht bis zu derſelben Ziviliſationsreife, als die übrigen europäiſchen Völker, gelangt iſt, weil — ihre Sitten noch nicht ſo verdorben ſind.

Ein warmer Freund und Vertheidiger aller veralteten Lehren behauptete gradezu, „daß die Geſellſchaften allein in Folge einer zu hoch geſteigerten Ziviliſation untergehen, wie die Menſchen wegen zu

großer Dickleibigkeit umkommen, und daß man eben dadurch die unbegreiflichen Gährungen unſrer Epoche erklären müſſe.“ Ein Anderer meinte, „daß das Erſte, was eine weiſe Regierung zu thun habe, wenn ſie ſich Ruhe und Sicherheit verſchaffen wolle, darin beſtehe, mit achtundvierzigpfündigen Kanonen (in ſo fern dies möglich ſei) gegen Alles zu Felde zu ziehen, was zur Vermehrung der Aufklärung und zu den Fortſchritten der Ziviliſation beitragen könne.“

Man könnte mit leichter Mühe einen dicken Band aus allem dem bilden, was gegen die Ziviliſation geſchrieben worden iſt. Und dieſe Sprache iſt, wie man bemerkt hat, nicht allein die verſchrobener und mürriſcher Geiſter, ſie iſt vielmehr der Ausdruck eines Volksvorurtheils, das ſelbſt mehren Schöngeiſtern eigen iſt, und das, in mehr als einem Lande, von der herrſchenden Gewalt getheilt wird. Niemand vermag es abzuläugnen, daß die Ziviliſation uns ſcharfſinniger, gelehrter, reicher, höflicher macht; aber man will zugleich, daß ſie uns auch verderbe. Die Einen klagen ſich an, uns unruhig und aufrühreriſch zu machen. Andere behaupten, daß wir dadurch ſchwächlich und kleinmüthig werden. Noch Andere ſagen, daß wir ihr den Egoismus und die Sinnlichkeit verdanken. Aber alle eben angedeuteten Mängel und Fehler, mit welchen uns die Ziviliſation begaben ſoll, ſind nicht geeignet, uns Freiheit zu gewähren, und wenn das doch ihre Hauptaufgabe ſein ſoll, ſo würde die unſrige auf jeden Fall übel beſtellt ſein. Wir würden dann Unrecht haben, behaupten zu wollen, daß die freieſten Völker auch immer die ziviliſirteſten geweſen ſind. Doch, unterſuchen wir

dieſen Tendenzprozeß, den man der Zivilisation von allen Seiten macht, ein wenig mehr in der Nähe. Was iſt Zivilisation? Dies Wort muß, unſers Erachtens nach, von Civitas, oder Stadt, abgeleitet werden. Die Vereinigung der Menſchen in einer Stadt bildet die Geſellſchaft. Zivilisation heißt alſo ſoviel als, die Menſchen zur Stadt, zur Geſellſchaft geeignet machen, folglich, ihnen geſellſchaftliche Ideen und Gewohnheiten beibringen. Eine Zivilisation, die anti-civile, oder anti-geſellſchaftliche Wirkungen hervorbrächte, würde dieſen Namen nicht verdienen und ihn nicht in Anſpruch nehmen können, weil ſie grade das Gegentheil von dem ſein mußte, was man gewöhnlich darunter verſteht. Wenn man alſo behauptet, daß die Zivilisation auf die Zerſtörung des Staats hinzielt, ſo behauptet man einen Unſinn, eine ſich ſelbſt widerſprechende Sache, wie das die alleinige Kenntniß des Worts beweiſet.

Aber, entgegnet man, das Wort Zivilisation wird beſonders und ausſchließlich gebraucht, um die Induſtrie, die Künſte, die Wiſſenſchaften, den Reichthum zu bezeichnen, und es iſt das Eigene des Reichthums und alles deſſen, was dadurch erzeugt wird, die Entartung der Sitten zu veranlaſſen. Auf dieſen Einwurf bieten ſich zwei ſehr einfache Antworten dar. Zuerſt: Diejenigen, die das Wort Zivilisation auf ſolche Weiſe in Anwendung bringen, machen davon einen übeln Gebrauch. Sie gaben ihm einen zu beſchränkten Sinn; denn es bedeutet Alles, was uns zur Stadt, zur Geſellſchaft geeignet, und nicht allein, was uns theilweis geſellig macht. Es umfaßt eben ſowohl die Sitten, als die Wiſſenſchaft, und es iſt

abgeſchmackt, zu ſagen, daß die Ziviliſation uns für die Geſellſchaft zuſtutze, ohne uns irgend eine gute geſellſchaftliche Gewohnheit zu geben, ſondern uns vielmehr zu entarten. Obgleich eine ſolche Erklärung die einzig mögliche iſt, ſo wird ſie von den Menſchen, die beſtimmte und vollkommene Ideen darüber zu haben vorgeben, doch nicht alſo genommen, und wenn ſie eine Nation ziviliſirt nennen, ſo wollen ſie nicht allein dadurch ſagen, daß ſie reich, höflich, aufgeklärt, induſtriös ſei, ſondern vorzüglich auch, daß ſie gute Gewohnheiten habe, daß ſie die Gerechtigkeitsverwaltung und die Moral beſſer begreife und ausübe, als jede nichtziviliſirte, und daß ſie beſſer wiſſe, unter welchen Bedingungen es den Menſchen nöthig ſei, gut in der Geſellſchaft zu leben. — Sodann: ſelbſt in dem Fall, daß man mit dem Worte Ziviliſation nicht unmittelbar die Idee der Moral verbinden, ſondern allein annehmen wollte, daß es nur Kunſt und Reichthum der Völker bedeute, ſelbſt dann noch würde es Unſinn ſein, zu behaupten, daß ſie zur Verſchlechterung der Sitten hinziele.

Es iſt wahr, daß die Künſte die Sitten ſanfter machen: aber es iſt nicht wahr, daß ſie ſie verderben. Man wirft ihnen vor, den Muth zu ſchwächen und alle kriegeriſchen Tugenden zu zerſtören; aber ſie thun noch mehr, ſie unterdrücken den Krieg ſelbſt. Ihr Beſtreben geht dahin, die wilden Tugenden der erobernden Völker unnöthig zu machen. Sie lehren den Menſchen das Geheimniß, im Wohlſtande neben einander zu leben, ohne ſich gegenſeitig zu ſchaden. Sie verſetzen ſie in eine Lage, wo ſie bequem ohne jenes übernatürliche Beſtreben beſtehen können, wel-

ches ſich ſonſt die kriegeriſchen Völker oft auferlegen mußten, und das der Menſchheit nicht lange möglich iſt. Selbſt jene Tugend, die durch beſondere Hinderniſſe, die ihr aufſtoßen, abgenutzt, durch Unfälle gefährdet, durch Erfolge und Vortheile ſelbſt bedrohet wird, weil die Verſchlechterung immer eine Folge des durch Raub und Mord erworbenen Reichthums iſt, vermag nur ein Räubervolk zu ſchaffen, dem ſie zuerſt ein falſches Anſehen von Größe und Adel gegeben hatte, und das endlich in einen Zuſtand der Entartung und Verworfenheit verfällt, mit dem ſich nichts vergleichen läßt.

Die Künſte ſind dem Kriege, aber nicht den kriegeriſchen Tugenden nachtheilig. Sie ſind mit dem Muth nicht unvereinbar; ſie verändern allein ſeine Natur, und ſtatt ihn zur Räuberei zu entflammen, reizen ſie ihn dagegen. Die ganze Streitfrage beſteht darin, zu wiſſen, ob der Menſch nicht eben ſowohl geeignet iſt, ſich für ſeine eigene Vertheidigung, als für den Ruin Anderer zu enthuſiasmiren? ob es nur einen Eifer zur Unterdrückung, und nicht auch einen gegen die Ungerechtigkeit gibt? Aber wer zweifelt daran noch? Die Geſchichte zeigt uns Beiſpiele genug von arbeitſamen und friedlichen Völkern, von ſolchen, die größtentheils aus Handwerkern, Landbebauern, Kaufleuten beſtanden, die durch den Drang der Selbſtvertheidigung zum Kriege gezwungen wurden, und die ihren Feinden nicht nur mit auſſerordentlicher Energie widerſtanden (obgleich ſie nicht wie dieſe die Erfahrung der Waffen und die Gewohnheit der Disziplin hatten), ſondern ſie oft ſelbſt beſiegt haben. Weit entfernt, daß die Künſte den Muth

ſchwächen, machen ſie ihn vielmehr nur um ſo edler und lebendiger. Die Griechen ſind induſtriöſer als die Türken, und auf welcher Seite zeigt ſich die meiſte Tapferkeit? — Wenn die Künſte nachtheilig auf den Muth wirkten, ſo müßten die Engländer das feigſte Volk auf der Erde ſein, und doch braucht man das Gegentheil nicht erſt zu verſichern. —

Die Künſte verhindern alſo nicht den militäriſchen Muth, und eben ſo wenig auch den bürgerlichen. In dem Maße, als die Völker ſich ziviliſiren, ſcheinen ſie weniger zum Widerſtande geneigt; aber nicht etwa, weil ſie auf die Unterdrückung vorbereitet ſind, ſondern weil dieſe ſelbſt erträglicher wird, weil die Perſonen und ihr Vermögen mehr geachtet werden. Die Ziviliſation vermindert keineswegs den bürgerlichen Muth, ſie verſtärkt ihn vielmehr, indem ſie uns unterrichtet und uns eine gewiſſe Würde gibt, die uns jede Beſchimpfung fühlbarer, jede Unterdrückung unerträglicher macht. Unſre Vorfahren duldeten Manches, das wir gewiß nicht mehr dulden würden, und wir haben ſo Manches gelitten, das unſre Nachkommen nicht mehr leiden werden. Wenn man ſelbſt gegenwärtig noch eine Menge Albernheiten und Ungerechtigkeiten begeht, ohne daß ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens und der Verachtung dagegen erhebt, ſo iſt das eben kein Anzeichen, daß wir bereits zu ziviliſirt ſind, ſondern grade im Gegentheil, daß wir noch nicht genug Kultur hatten, und der Beweis davon ligt nicht allein in der Gleichgültigkeit, mit welcher der große Haufe dieſe Exzeſſe angeſehen hat, ſondern vielmehr in der Unzufriedenheit, welche eine kleine Zahl aufgeklärter und rechtſchaffe-

ner Menſchen darüber geäuſſert haben, woraus man die Schlußfolge ziehen kann, daß, wenn die Aufklärung und Rechtſchaffenheit allgemeiner geweſen wäre, jene Ausſchweifungen der Unvernunft nicht würden haben ſtattfinden können. — Und um nun auch noch ein Wort über die Wirkung der Ziviliſation auf den bürgerlichen Muth zu ſagen, dem man den Vorwurf machen will, ſich nicht mehr ſo leicht regieren zu laſſen, ſo geht man darin zu leicht von einem Extreme zum andern über; denn nichts iſt ſicherlich dem Empörungsgeiſte unähnlicher, als der Haß politiſcher Schurkereien, und man iſt deswegen noch kein Revolutionär, weil man kein Freund der Verworfenheit iſt. Man kann im Gegentheil behaupten, daß die Geſellſchaft ſich nie anhängiger an ihre Geſetze, treuer gegen ihre Verfaſſung zeigt, als wenn die Fortſchritte der Ziviliſation ſie gelehrt haben, ihre Regierung gegen alle Ehrgeizigen und gegen alle Heuchler zu vertheidigen, die ſie unaufhörlich zum Böſen verleiten.

„Aber“, ſagt man, „die Künſte haben uns bereichert und auf dieſe Weiſe verderbt.“ Dieſer Mißgriff iſt eben ſo auffallend, als alle vorher geäuſſerten. Es würde begreiflich ſein, wenn man das von der Raub- und Bedrückungskunſt ſagen wollte. Es iſt glaublich, daß die verſchiedenen Künſte, mit deren Hilfe der Eroberer, der Dieb, der Intrigant, der Agioteur ſich das Vermögen Anderer zu verſchaffen wiſſen, zu ihrer Verſchlechterung beitragen können, ſelbſt wenn ſie dadurch ſich bereichern. Aber wie kann man ſo beſchränkt, oder frech ſein, dieſelbe Wirkung den nützlichen, wirklich erzeugenden Künſten zuzu-

ſchreiben? Darf man ſo die arbeitende mit der vernichtenden, die rechtſchaffene mit der verächtlichen Klaſſe verwechſeln? Was haben die induſtriöſen Menſchen mit den Chevaliers d'industrie gemein? Wenn, um zu beſtehen, dieſe mehr als eines Laſters bedürfen, ſo haben jene an einer Tugend genug. Während der Höfling (wie Montesquieu ſagt) „die Hauptmittel ſeines Erfolgs in der Niederträchtigkeit, der Schmeichelei, dem Verrath, der Treuloſigkeit, dem Wortbruche, der Verachtung und Verletzung aller bürgerlichen Pflichten findet“, bieten ſich dem wahrhaft thätigen Menſchen die Ausſichten des Gelingens nur in der Arbeit, Thätigkeit, Sparſamkeit, Redlichkeit, mit einem Worte, in der Ausübung aller bürgerlichen und geſellſchaftlichen Tugenden dar. Nein! die Künſte verderben den Menſchen nicht, und wenn ſie ihn bereichern, ſo machen ſie ihn zugleich auch beſſer; wenigſtens ſind ſie das beſte Mittel der moraliſchen Veredlung.

Selbſt unabhängig von allen Nebenbetrachtungen genommen, ſind die Reichthümer keine Urſache der Verſchlechterung. Wenn man an den Höfen gewöhnlich eine große Entartung findet, ſo iſt das weniger den großen Reichthümern zuzuſchreiben, die dort zuſammengedrängt werden, als der eigenen Induſtrie, durch welche ſie erlangt werden. Der Höfling wird nicht nur durch den Reichthum nicht verdorben, er verdankt ihm vielmehr das wenige Gute, deſſen er ſich noch rühmen darf. Er verdankt dem Zuſtande, in welchen ſie ihn ſetzen, jene Höflichkeit, jene Geiſtesgewandtheit, jenen Anſtand, die, wenn ſie auch nicht grade zu den Tugenden gezählt werden dürfen, doch

eben ſo viele Laſter zu verſchleiern im Stande ſind. Von allen Mitteln, mit deren Hilfe die Sitten verbeſſert werden können, iſt vielleicht der Reichthum eins der wirkſamſten. Er kann uns die Wohlthat einer beſſern Erziehung gewähren; er flößt uns die Vorliebe und die Gewohnheit beſſerer Neigungen ein; er verſetzt uns in eine Lage, in welcher unſer eigener Vortheil ein gutes Betragen von uns heiſcht; er zwingt uns zur Beobachtung des äuſſern Anſtandes, zur Erhaltung unſers guten Rufs; er verſchafft uns Muße und gibt uns die Mittel zur Hand, uns immer mehr zu unterrichten, und folglich immer beſſer zu werden. Freilich iſt es nicht genügend, das Gute und Schlechte zu erkennen, um das letzte zu vermeiden und das erſte auszuüben: man muß auch noch gute Gewohnheiten mit dem geſunden Unterrichte verbinden, aber nur auf dieſen allein können jene ſich begründen, und der Anfang aller Weisheit iſt in der Wiſſenſchaft enthalten.

Wenn man alſo unter dem Worte „Ziviliſation“ nur die Ideen der Kunſt, der Wiſſenſchaft, des Reichthums verſtehen wollte, ſo würde es dennoch unmöglich ſein, es mit dem Worte „Sittenverſchlechterung“ gleichbedeutend zu machen. Was die Menſchen verdirbt, das iſt nicht der Reichthum, ſondern die Art und Weiſe, auf welche man ihn erlangt, nicht die Kunſt, die ihn erzeugt, ſondern die Kunſt, welche auf illegitime Weiſe ſich ihn zuzueignen weiß. Aber dieſe letzte gehört nicht zur Ziviliſation, ſie iſt nur ein Auswuchs, ein Gebrechen derſelben, das leider, zur Schande der Menſchheit, immer noch fortbeſteht; da hingegen die erzeugende Kunſt, die einzige, welche wirklich einen

Theil der Zivilisation ausmacht, eben dadurch, daß ſie die Maſſe des Reichthums vermehrt, eine der thätigſten Urſachen der Verbreitung eines beſſern Unterrichts und der Vervollkommnung der Sitten iſt.

Aber wenn die Zivilisation, ihrer Natur nach, nicht die Verderbung der Sitten und der Geſellſchaft nach ſich zieht, wie ſoll man alsdann die Geſchichte erklären? Man erblickt in ihr keine wirklich ſtarken Nationen, als die wenig kultivirten. Wenn die Reiche bis auf den Gipfel der Zivilisation geſtiegen ſind, ſtürzen ſie wieder zuſammen. Man betrachte nur die Staaten des Alterthums.

Iſt das wirklich in der Geſchichte, was man in ſolcher Hinſicht darin zu ſehen glaubt? Nein! Man wird nicht eine Nation in ihr entdecken, die aus Uebermaß der Kultur untergegangen iſt. Wir nehmen an, daß die Völker, wie die Individuen, ihr Scheidungsjahr haben, nach welchem ſie abzunehmen beginnen. Aber welches iſt dies Jahr? welches iſt dies Alter der Zivilisation, das die menſchlichen Geſellſchaften nicht erreichen können, ohne ſogleich wieder hinabzuſinken? Unſere Ideen über dieſen Punkt ſind ſo wenig beſtimmt, ſo ſchwankend, daß wir ſelbſt nicht einmal wiſſen, in welcher Ordnung man die zivilisirten Völker zu klaſſifiziren hat. Wir nennen Erſtgeborne der Zivilisation die Völker der erſten Zeiten, die Völker des Alterthums oder die alten Völker, und die der Gegenwart, welche die Erfahrung und Erleuchtung von vierzig Jahrhunderten geerbt haben, die nennen wir die neuern. Wir nennen die europäiſchen Nationen alt, und die amerikaniſchen, die der vereinigten Staaten z. B., jung. Aber das iſt der Wahrheit gradezu ent-

gegengeſetzt. In der Ordnung der Ziviliſation ſind die Amerikaner viel älter als wir, und wir ſind viel älter als die Völker, welche wir vorzugsweiſe die alten nennen. Wenn die menſchlichen Geſellſchaften nicht, ohne unterzugehen, einen gewiſſen Grad der Ziviliſation überſchreiten könnten, ſo würden wir ſchon längſt verſchwunden ſein; denn wir ſind ſeit Langem ſchon viel ziviliſirter, als die Völker des Alterthums es je waren. Indeſſen ſcheint es noch nicht, daß unſer Ende ſo gar nahe ſei. — —

Es iſt nicht möglich, genau zu beſtimmen, was den Untergang der erſten ziviliſirten Völker verurſacht hat. Aber wenn man über eine ſo große, ſo verwickelte und ſo weit von uns entfernte Thatſache eine nähere Meinung wagen wollte, ſo könnte man behaupten, daß ſie vielmehr aus Mangel, denn aus Reichthum an Kultur umgekommen ſind, weil ſie ihre Exiſtenz auf zerſtörende Grundſätze jeder reellen Stärke gefußt hatten, die jeder wirklichen Entwickelung zuwider ſind, nämlich dem Kriege und der Sklaverei. Man könnte ſagen, daß ſie vorzüglich deshalb umgekommen ſind, weil zu ihrer Zeit viele Völker exiſtirten, die durchaus nicht ziviliſirt waren. Nicht die Ziviliſation der Griechen veranlaßte ihren Untergang, ſondern die Barbarei der Römer. Die Römer ihrerſeits wurden nicht durch die Ziviliſation, ſondern durch die Rohheit der Gothen, der Hunnen und der Vandalen vernichtet, die mehre Jahrhunderte lang ſie unaufhörlich bedrängten. Zu der Zeit, als ihr Reich zuſammen ſtürzte, war die Barbarei auf der Erde noch viel robuſter und viel lebendiger als die Ziviliſation. Dieſe mußte alſo unter jener erligen. Jetzt iſt es umgekehrt! — — Wie

oft, ſeit ihrer Geburt, hat die Ziviliſation dieſe Kataſtrophen nicht erlebt? Man hat nach und nach Aegypten, Griechenland, Rom, Konſtantinopel untergehen ſehen. Auf dem einen Punkte erſtickt, erhob ſie ſich auf einem andern wieder, wo ſie ſich mit um ſo größerer Energie entwickelte, von wo ſie ſich wieder unaufhaltſam verbreitete. Es gibt jezt in Europa nicht eine Nation, die ſie nicht an den Boden feſtgewurzelt, die ſie nicht mehr oder weniger aufgeklärt und gemildert hätte, und wir ſehen rings um uns her keine Barbaren mehr, die ſtark genug wären, ſie zu zerſtören.

Diejenigen, die uns zu ſehr ziviliſirt nennen, machen uns einen Vorwurf, den wir in Wahrheit nicht verdienen. Wir kommen aus Uebermaß der Ziviliſation um, ſagen ſie, und dieſe Ziviliſation, ſo groß, ſo alt ſie auch immerhin ſein mag, iſt in mehrfacher Hinſicht doch in ihrer wirklichen Kindheit noch. Die meiſten unſerer Fortſchritte ſind von geſtern, die vorzüglichſten ſollen noch gemacht werden. Wenn unſere Künſte vorgeſchritten ſind, ſo ſind es dagegen unſere Privatſitten nur wenig, und unſere öffentlichen Sitten gar nicht.

Und das iſt die wirkliche Urſache unſerer Unruhen und unſerer Uneinigkeiten. Wenn die Geſellſchaft in einer beſtändigen Gährung ſich befindet, wenn es manchmal ſcheint, als wolle, als müſſe ſie ſich zertrümmern, ſo iſt das gewiß nicht deswegen, weil die Ziviliſation unſerer Künſte, unſers Geſchmacks, unſerer Gebräuche, unſerer Privatverhältniſſe ſich zu ſehr bemeiſtert hat, ſondern vielmehr, weil ſie unſere

öffentlichen Verhältniſſe noch nicht genugſam zu beherrſchen im Stande iſt.

Man beobachte nur im gewöhnlichen Leben jene Menſchen, die man ausgezeichnet und gut erzogen nennt. Bemerkt man, daß ſie ſich beſchimpfen, ſich gegenſeitig anklagen und angreifen, wie dies unaufhörlich die Regierenden gegen die Regierten thun? — Und woher entſteht bei ihnen dieſer gewöhnliche Zuſtand des guten Vernehmens? Weil ſie wiſſen, welcher Nachſicht, welchen Regeln der Gerechtigkeit und des Anſtandes ſie ſich gegenſeitig unterwerfen müſſen, um ihren Umgang ſicherer und leichter zu machen. Und woher rühren bei uns zwiſchen den Regierenden und den Regierten jene beklagenswerthen Uneinigkeiten? Weil wir in den Berührungen, in denen wir gegenſeitig ſtehen, uns nicht denſelben Regeln der Schicklichkeit und der Billigkeit unterwerfen wollen. Als Regierende ſind wir gebieteriſch und ungerecht, als Regierte unruhig und aufwiegleriſch. Kann man ſich nun noch verwundern, daß wir uns gegenſeitig nicht verſtehen, und daß unſere Zänkereien den ganzen Erdkreis mit Konfuſion überdecken? — Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir gelernt haben werden, auch in unſern öffentlichen Berührungen uns denſelben moraliſchen Regeln zu unterziehen, welche vernünftige und wohlerzogene Menſchen in ihren häuslichen Verhältniſſen beobachten. Es wird eine Zeit kommen, wo die Ziviliſation auch die Regierung in demſelben Maße, wie das Privatleben, beherrſchen wird, und wir werden dann keine Unruhen mehr haben. Die Gährung, von der die Geſellſchaft noch bewegt wird, iſt alſo

nicht ein Zeichen des **Uebermaßes**, ſondern des **Mangels** an Ziviliſation.

Ja, die Ziviliſation, die höchſte Wohlthat der Vorſehung, ſchreitet unaufhörlich vorwärts, bildet ſich unaufhörlich aus. Wir erkennen das an der Maſſe unſerer Ideen, unſerer Handlungsmittel. **Nein**, ſie verdirbt uns nicht, denn durch ſie allein wird der Menſch von der Thierheit abgeſondert und zur göttlichen Vervollkommnung erhoben. Sie mildert und läutert unſere Sitten, ſie iſt die Stütze der Gerechtigkeit, der Würde, des wahren Muthes. Sie verbindet eben ſo wohl die Ideen der Ordnung und der Moral, als die des Reichthums und der Induſtrie in ſich. Sie enthält alſo **in ſich ſelbſt** alle Elemente der Freiheit, und wir hatten doch wohl nicht Unrecht, zu behaupten, „daß die kultivirteſten Völker noch immer die freieſten ſeien.“

Anſichten und Meinungen der Tories über die Königin Viktoria, ihren Hof und ihr Miniſterium.

Erſte Herzens-Erleichterung.

Man erinnert ſich, daß während der letzten miniſteriellen Kriſis in England, als die Tory-Partei auf dem Punkte war, der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ſich wieder zu bemächtigen, ſie durch die unpolitiſche Hartnäckigkeit, womit ſie auf die Neubeſetzung einer nicht geringen Zahl Hofſtellen, in der nächſten Umgebung der Königin Viktoria, durch Perſonen, auf welche ſie ſich unbedingt verlaſſen konnte, jedes direkten Einfluſſes auf die höchſte Leitung der Staatsgeſchäfte ſelbſt entſchlug.

Wie ſchmerzlich eine ſo ungewohnte Verzichtleiſtung der Tories geweſen, ergibt ſich am beſten aus einem Aufſatze, der einige Zeit nachher in ihrem öffentlichen Hauptorgan, dem Quarterly Review (der Vierteljahrs-Revüe), unter der Ueberſchrift: „Die Königin Viktoria, ihr Haus und ihr Miniſterium“ erſchien.

Das darin abgelegte Glaubensbekenntniß iſt zu pikant, die darin enthaltenen verſchiedenartigen Aufſchlüſſe ſind zu beachtungswerth, als daß wir den Hauptinhalt des merkwürdigen Artikels nicht vorzugsweiſe unſern Leſern mittheilen ſollten. Uebrigens ſind wir weit entfernt, für Anſichten und Meinungen einſtehen zu wollen, die nicht die unſrigen ſind, und die wir weder zu vertheidigen noch zu tadeln haben. Wir überlaſſen es der Scharfſicht und dem Takt unſrer

Leſer, das darin ſich bietende Wahre und Treffende von dem ebenfalls darin herrſchenden Falſchen und Uebertriebenen, die Kerne von der Spreu, zu ſondern, und daraus nach eigener individueller Ueberzeugung die Nutzanwendung zu entnehmen, welche in Ihren Augen die richtigſte iſt.

Wirkliches Talent, welches immerhin die politiſche Fahne ſei, wozu es geſchworen; jedes die Dunkelheit erhellende Licht, woher es komme; erläuternde Vernunft, überall, wo ſie ſich geltend macht, müſſen in einem Werke, wie das unſrige, jederzeit ein gelehriges Echo finden. So begreifen wir unſre Aufgabe und ſo bemühen wir uns, ihr Genüge zu leiſten. Kommen wir jetzt zu dem Aufſatze ſelbſt.

„Gut oder übel,“ ſagt der Verfaſſer des Artikels im Quarterly Review, „haben unſere Grundſätze in einer ſo bedenklichen und zarten Angelegenheit (die die Königin Viktoria ꝛc. betreffend) eine unbeſtreitbare Ueberlegenheit, nämlich die, daß ſie nicht, wie die ihrigen, nach dem Ereigniſſe und zur Unterſtützung der Umſtände aufgeſtellt worden.

„Im Juli 1837, einige Tage nach der Thronbeſteigung der Königin, als ſich noch keine nahe bevorſtehende Veränderung in der Verwaltung des Königreichs vorausſehen ließ, ſchrieben wir die ſeitdem profetiſch gewordenen Worte:

„„Ohne Mißtrauen zu ſetzen in Lord Melbournes Anhänglichkeit für die Intereſſen der Königin, müſſen wir dennoch ſagen, daß die von ihm angenommenen Maßregeln dem Lande Veranlaſſung gegeben, ſich zu beſchweren. Wir wollen von der augenſcheinlich politiſchen Rolle ſprechen, die er einigen von den Damen

verliehen, woraus er den Hofſtaat der Königin gebildet.

„„Es würde ohne Zweifel abgeſchmackt von uns ſein, uns zu beſchweren, daß die hohen Aemter und Würden des königlichen Hauſes von Perſonen eingenommen werden, welche die Meinungen des Miniſters theilen; die mit ſolchen Verrichtungen beauftragten Männer ſind verpflichtet, in ſeinem Sinne zu ſtimmen, und die Damen ſelbſt müſſen bei Hofe keinen ihm feindſeligen Einfluß geltend machen.

„„Es iſt jedoch ein großer Unterſchied zwiſchen dem übertriebenen Eifer, den man bei Leuten entſchuldigt, die in einen politiſchen Konflikt verflochten ſind, und den duldſameren, gemäßigteren Meinungen, die bei den Großwürdeträgern, aus denen die Privatgeſellſchaft des Monarchen zuſammengeſetzt iſt, herrſchend ſein ſollen.

„„Die Ehrfurcht und die Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchuldig iſt, muß nothwendigerweiſe leiden, wenn die den Souverän umgebenden Perſonen ausſchlieſſend zu einer Partei gehören, die den lebhafteſten Antheil an den politiſchen Streitigkeiten nimmt.

„„Wir alle wiſſen, welche ſkandalvolle Szenen in andern Zeiten die Hintanſetzung eines ſo heilſamen Prinzips veranlaßt hat, und wenn ſchon wir hoffen, daß ſie ſich nicht mehr erneuern können, müſſen wir doch ſagen, „daß die Ernennung der Frauen der Miniſter und der Töchter der Miniſter“ zu den Aemtern des königlichen Hauſes, unter mehr als einer Beziehung ein ſehr tadelnswerthes Begehen iſt. Der höchſte Poſten im Palaſte wird jetzt von der Tochter eines Miniſters und Schweſter eines ſeiner Amts-

genoſſen bekleidet; der zweite von der Gattin des Lord-Präſidenten des Miniſterraths; der dritte, vierte, fünfte oder ſechste von den Töchtern des Lord-Groß-ſiegelbewahrers, des Kanzlers der Schatzkammer und ihren politiſchen Anhängern.

„„Es läßt ſich durchaus nichts ſagen gegen den perſönlichen Ruf irgend einer dieſer Damen. Aber es iſt weder den konſtitutionellen Grundſätzen, noch den Schicklichkeiten des praktiſchen Lebens gemäß, daß der Souverän inner den engen Grenzen einer Klicke beſchränkt ſei, wie achtungswerth auch die Perſonen ſein mögen, woraus ſie beſteht. Es iſt weder konſtitutionell noch ſchicklich, daß, mit den öffentlichen Angelegenheiten oder mit Zerſtreuungen beſchäftigt, im äuſſern wie im innern Leben, er unaufhörlich dieſelben Geſichter wieder finde und die gleichen Stimmen höre, die einen wie die andern zu einer und derſelben Familie gehörig.““

„Wir fügten noch hinzu:

„„Daß dadurch der innere Haushalt der Königin in große Verlegenheit gerathen dürfte, weil er die Rückwirkungen jeder politiſchen Umgeſtaltung zu erleiden haben würde, oder, was noch bedenklicher ſei, daß die politiſchen Veränderungen abhängig ſein würden von perſönlichen Zuneigungen und von der beſondern Gunſt des Monarchen.““ (Q. R. Juli, 1837.)

„Das waren unſre Vorausſichten. Wir ſuchen nicht die mindeſte Eigenliebe darin, wenn wir auf ihre von traurigen Ereigniſſen bewahrheitete Richtigkeit hindeuten. Und wenn wir unſre Leſer bitten, die Erinnerung davon zu bewahren, iſt es allein deshalb,

weil dadurch auf die ſchlagendſte Weiſe tauſend Verläumdungen widerlegt werden, die man gegen das Benehmen Sir Robert Peels und ſeiner Freunde in Umlauf gebracht. Die von ihnen im Mai 1839 vertheidigten Grundſätze waren ihre Grundſätze vom Juli 1837. Sie ſtellten ſie damals ohne irgend einen andern Beweggrund auf, als dem Wunſche, das häusliche Glück oder die politiſchen Pflichten der jungen Königin nicht kompromittirt zu ſehen.

„Nach Schlichtung dieſer vorläufigen Angelegenheit gelangen wir zu einer bei weitem wichtigern. Die Anwendbarmachung der vorangeführten Grundſätze von Seite des Herzogs von Wellington und Sir R. Peels, iſt ſie richtig, konſtitutionell, nothwendig geweſen, oder war ſie, wie man mit ſo leichtſinniger Kühnheit verſichert, unnütz, gradezu beleidigend, ohne geſchichtliche Beiſpiele ähnlicher Art?

„Rufen wir vor Allem mit wenigen Worten uns die Umſtände ins Gedächtniß.

Eine 18 Jahr und einen Monat alte Prinzeſſin, erzogen in der größten Zurückgezogenheit, unerfahrener, als ihr Alter es vorausſetzen laſſen ſollte, ſieht ſich plötzlich zur Regierung eines großen Reiches berufen. Sie wählt nicht, ſie nimmt den Miniſter ihres königlichen Vorgängers an. Dieſer Miniſter, der vor ihrer Thronbeſteigung wahrſcheinlich nicht zehn Worte mit ihr gewechſelt, ernennt ſogleich alle Perſonen, aus denen das Kabinet der Königin, ihr Hof und ihre vertraute Geſellſchaft zuſammengeſetzt ſein ſoll.

„Mehr noch, er beſetzt unmittelbar alle den Frauen vorbehaltenen offiziellen Poſten, und belehnt mit dieſen

Aemtern Damen, von denen die Königin die meiſten nie geſehen, die ohne allen Zweifel ſehr achtungswerth waren, von denen das Publikum jedoch nichts anderes wußte, als daß ſie die Frauen, Schweſtern, Töchter, oder wenigſtens die Verwandten und Befreundeten der Miniſter und ihrer leidenſchaftlichſten Anhänger waren.

„Die Gemahlin des Präſidenten des Miniſterraths wurde erſte Hofdame; eine Schweſter des Staatsſekretärs für Irland Oberhofmeiſterin; eine andere Hofdame, eben ſo die Gattin des Lord-Lieutenants von Irland; die Schweſter des Kriegsminiſters wurde Kammerfrau der Königin, und die Schwägerin des Staatsſekretärs der innern Angelegenheiten, wie die Tochter des Kanzlers der Schatzkammer, befanden ſich unter den Ehrenfräulein; der Frau, der Schweſter und der Tochter des Lords Durham, Spencer und Grey nicht zu gedenken, die, wenn gleich die Genannten nicht zum Kabinet gehören, nichts deſto weniger in der Whigpartei von noch größerer Bedeutung ſind, als die Miniſter ſelbſt.

„Solche durchaus politiſche Wahlen laſſen ſich nicht beſchönigen durch die beſondere Vorliebe der Königin für dieſe oder jene Perſon. Kaum drei oder vier der auf ſolche Weiſe bezeicheten Damen konnten bei der vom Miniſter ihnen zugeſtandenen Gunſt der königlichen Beiſtimmung ſich erfreuen.

„Wollte man einen Beweis von dem eben Geſagten, würde man ihn in einer um ſo mehr verbreiteten, weil äuſſerſt ſchlagenden Hofanekdote finden. Als die Liſte der Damen angefertigt wurde, blieb die Herzogin von Kent, Mutter der Königin, dieſer Arbeit nicht allein

vollkommen fremd, ſie wurde ſogar erſt durch das allgemeine Gerücht und durch die Zeitungen vom Ergebniß derſelben unterrichtet. Konnte wohl etwas beſſer, als dieſe übertrieben beurtheilte Zurückhaltung, einen rein offiziellen Karakter Lord Melbournes Entſcheidung verleihen?

„Und man will uns jetzt ſagen, daß eine ſolche Entſcheidung, das Werk eines gewiſſermaßen der Königin dadurch allein aufgedrungenen Miniſters, daß ſie ihn eben da im Amte fand, als der Zepter in ihre jungen Hände gerieth, man will uns jetzt ſagen, daß eine ſolche Entſcheidung dann nicht kontrollirt werden könne, wenn ein Miniſter einem andern ſeinen Platz überläßt.

„Wir wiederholen es abſichtlich (denn man muß nichts verſchwiegen laſſen von der politiſchen Lage, mit deren Hilfe die Whigs der Macht ſich wieder verſichert haben), unter den das Haus der Königin bildenden Damen, vorzüglich unter den mit den höchſten Würden Bekleideten, die am meiſten bedrohet waren von der Ausübung des von Sir R. Peel geforderten Rechts, befand ſich nicht eine einzige Jugendfreundin der Königin, nicht eine einzige, die durch eine ausdrückliche Verkündigung ihres erlauchten Willens ihrem perſönlichen Dienſt zugewendet worden, nicht eine einzige, die mit ihr im vertraulichen Umgang geſtanden, bevor Lord Melbourne es alſo beſtimmt.

„Es gibt der Jugendfreundinnen der Königin nur wenige, und man kennt ſie genau. Die erſte von allen iſt die Herzogin von Kent, eine zärtliche und ergebene Mutter, der die Königin gleich am Anfang ihrer Re-

Digitized by Google

gierung ein glänzendes Zeugniß ihrer töchterlichen Erkenntlichkeit gegeben.*)

„Nach ihr kommt die Erzieherin ihrer Majeſtät, die vortreffliche Herzogin von Northumberland, aller Anhänglichkeit und Achtung würdig; endlich einige junge Geſpielinnen, erkoren aus den Fräulein von adelicher Herkunft und ausgezeichnetem Geiſte, mit denen die Herzogin von Kent ihre Tochter umgeben.

„Das waren die wirklichen Freundinnen der Königin, und jedermann weiß, mit welcher Achtung, Gunſt und Erkenntlichkeit ſie von den gegenwärtigen Rathgebern der Krone behandelt worden.

„Wie dem auch ſei, haben wir doch eben geſagt, wie es mit dem Hofe beſchaffen war, als des Landes Wohlfahrt Lord Melbournes Austritt aus dem Miniſterium forderte. Nach ſeinem Rathe an die erhaltende Partei ſich wendend, ſchrieb die Königin den 7. Mai an Lord Wellington und beſchied ihn am andern Morgen zu ſich. Die beiden Unterhaltungen, welche ſie mit Sr. Herrlichkeit hatte, und ihre drei Beſprechungen mit Sir R. Peel ſind dem Publikum nicht bekannt geworden. Doch hat man genug geſagt, um danach die hauptſächlichſten Umſtände feſtſtellen und den Ueberreſt andeuten zu können.

„Der Herzog von Wellington hat ſeitdem erklärt, daß, da er den Dienſtag Abend hatte, um über die Zuſammenkunft am andern Morgen nachzudenken, er

*) In ihrer an den geheimen Rath gerichteten Rede am 20. Juni 1837, ſagte die Königin Viktoria unter andern: „Erzogen in England, unter den Augen einer ſehr liebevollen Mutter, habe ich von Kindheit an die Staatsverfaſſung dieſes Landes achten und lieben gelernt.“

im voraus mit ſich ſelbſt die Hauptpunkte feſtſtellte, welche dabei verhandelt werden ſollten, unter andern „die der Königin bemerkbar zu machende Nothwendigkeit, ihren erſten Miniſter aus den Mitgliedern des Unterhauſes zu nehmen“, und als unvermeidliche Hinzufügung die Wahlen, wodurch „einige Veränderungen in der Zuſammenſetzung des königlichen Hofſtaats“ zu bewerkſtelligen waren.

„Denn es ſchien ihm unmöglich, daß wirkliche Politiker dem Auftrage ſich unterziehen konnten, England zu regieren, ohne auf die Umgebung Ihrer Majeſtät des Einfluſſes und der gewöhnlichen Kontrolle verſichert zu ſein, welche das ſich zurückziehende Kabinet in einem ſo hohen Grade ſich zugewendet. Das Land mußte daraus erkennen, daß die neuen Miniſter des vollen Vertrauens der Monarchin ſich erfreuten.

„Die Wichtigkeit der „regierenden Königin“ als politiſche Perſon, weit überlegen der einer „Königs-Gemahlin;“ die gegenwärtige Anordnung des königlichen Hauſes; ihr politiſcher, der erhaltenden Partei feindſeliger Karakter; der Einfluß der dadurch auf eine Monarchin ausgeübt werden konnte, die ihres Alters, ihres Geſchlechts und ihrer Unerfahrenheit wegen ſich leicht leiten ließ: alle dieſe Betrachtungen wurden von dem edeln Herzog mit der hohen Umſicht erwogen, die niemand ihm ſtreitig macht. Seine Erörterungen gingen ſelbſt noch weiter.

„„Ich dachte an die Möglichkeit, Bedingungen oder Beſtimmungen hinſichts dieſes Einfluſſes oder Kontrollirungsrechts auf das königliche Haus geltend zu machen,“ ſagt er in der parlamentariſchen Debatte am 14. Mai. „Es ſchien mir, daß die Perſon,

welche auf dem Punkte war die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen, und die fähig geweſen wäre, ſolchen Beſchränkungen ſich zu unterziehen, nothwendigerweiſe verſprechen mußte, ihre Pflicht nicht zu erfüllen, weil ihre Pflicht darin beſtehen konnte, vom Souverän die Entfernung dieſes oder jenes Individuums zu verlangen, das hinderlich, vielleicht gar gefährlich für eine gute Verwaltung des Landes geworden.

„„Es ſchien mir, daß kein Mann, des königlichen Vertrauens würdig, eine ſolche Stipulation annehmen konnte, wie auch eine ſolche Stipulation von Ihrer Majeſtät mir nicht einem Manne in Vorſchlag gebracht werden zu können ſchien, den ſie würdig genug erachtet hätte, um ihre Macht ſeinen Händen anzuvertrauen.“

„Mit ſolchen Geſinnungen und in ſolcher Gemüthsſtimmung begab ſich Lord Wellington am Mittwoch, den 8. Mai, Morgens, zur Königin. Mit Ausnahme des von ihm ertheilten Raths, Sir Robert Peel mit Bildung des neuen Kabinets zu beauftragen, erklärte er, ſich nicht ermächtigt zu fühlen, etwas von dem zu ſagen, was während dieſer Konferenz geſprochen wurde. Aber wenn er hinzufügt:

„„daß ſich nicht ereignete, was in Oppoſition geweſen wäre mit ſeinen allgemeinen Grundſätzen über die Bildung eines Kabinets, oder mit ſeinen beſondern Grundſätzen über die Verwaltung des königlichen Hauſes,““

ſtehen wir nichts an zu glauben, daß die Betrachtungen des edeln Herzogs, wie wir nach ihm ſie mitgetheilt, Ihrer Majeſtät vorgeſtellt, keinen ernſtlichen

Einwurf nach ſich gezogen. Sobald die Königin Sir R. Peel annahm und ihn zu ſich rufen ließ, unterſchrieb ſie ſtillſchweigend die weiſen Fingerzeige, welche der Herzog ihr geben zu dürfen ſich berufen gehalten.

„Ihre Majeſtät hatte den Wunſch geäuſſert, Sir R. Peel noch an demſelben Tage (Mittwoch, den 8. Mai), um 2 Uhr Nachmittags, bei ſich zu ſehen. Er gehorchte dem ihm zugekommenen Befehl, nahm das ihm gebotene Zutrauen an und bat um Erlaubniß, Tags darauf der Monarchin einen allgemeinen Plan zur Zuſammenſetzung eines neuen Miniſteriums vorlegen zu dürfen.

„Bei dieſer erſten Audienz ließ nichts die Schwierigkeit vorausſehen, die ſich bald unüberſteiglich allen ferneren Schritten entgegen ſtellen ſollte. Die Königin geſtand bloß, daß ſie ſich mit vielem Bedauern von ihren bisherigen Miniſtern trenne und daß ſie mit ihnen zufrieden geweſen: wohlwollende Aeuſſerung, der wir nur die Folgerung zu entnehmen haben, daß die Königin entſchloſſen war, nicht zurück zu weichen vor dem Opfer ihrer perſönlichen Neigungen, wenn ſie einſähe, daß ſie im Widerſpruch mit dem allgemeinen Beſten ſeien.

„Donnerſtag den 9. Mai legte Sir R. Peel Ihrer Majeſtät die Liſte von den Männern vor, die er mit den erſten Staatsämtern zu belehnen die Abſicht hatte. Es waren folgende:

der Herzog von Wellington; Lord Lyndhurſt; der Graf von Aberdeen; Lord Ellenborough; Lord Stanley; Sir Jämes Graham; Sir H. Hardinge; Goulbourne.

„Auſſerdem verlangte er von der Königin noch die

Bevollmächtigung, ihren Hof dergeſtalt zuſammen zu ſetzen, daß die neuen Diener Ihrer Majeſtät ein öffentliches Unterpfand des ihnen gewordenen Zutrauens hätten, wobei er zugleich die Abſicht ausſprach, ſo viel als möglich, und ohne dadurch den Karakter der angenommenen Maßregel zu vernichten, den perſönlichen und Privat-Neigungen der Monarchin gemäß zu Werke zu ſchreiten *).

„Da nun die Königin den Wunſch äuſſerte, dem Grafen von Liverpool ein Amt anzuvertrauen, das ihn ihrer Perſon nähere, bewarb ſich Sir R. Peel unmittelbar um die Erlaubniß, dem Bezeichneten die Stelle eines Oberhofmeiſters des königlichen Hauſes anzutragen **). Er fügte hinzu, daß er ſehr wünſche, eine ähnliche Erneuerungsweiſe auch auf die hauptſächlichſten von den Damen des königlichen Hauſes bekleideten Stellen anwendbar machen zu können. Ihre Majeſtät antwortete hierauf:

„„Daß alle Perſonen, welche jetzt dieſe Aemter bekleideten, in denſelben erhalten würden, indem es ihr gefalle, fügte die Königin hinzu, daß keinerlei Veränderung in dieſem Theile ihres Dienſtes vorgenommen werde ***).““

„Eine ſolche Erklärung, worauf weder ſeine letzte Unterredung mit der Königin, noch ſeine Kenntniß der konſtitutionellen Geſchichte des Landes ihn vorbereitete, ermächtigte Sir R. Peel, alle begonnenen Unterhandlungen abzubrechen und ſich unmittelbar zurückzuziehen.

*) Schreiben Sir R. Peels, vorgeleſen im Parlament.

**) Ibid.

***) Ibid.

„Allein Alter und Geſchlecht der Souveränin, wenn ſchon ſie keinen Einfluß ausüben auf ihre Rechte und konſtitutionellen Prärogativen, haben doch einen ſolchen auf die Art und Weiſe, wie man gegen ſie ſich benimmt.

„Darum, ſtatt ohne weiteres auf den ihm gewordenen Auftrag zu verzichten, wie es geſchehen wäre, hätte er dem König Georg, oder dem König Wilhelm ſich gegenüber befunden, glaubte Sir Robert Peel der Königin rathen zu dürfen, noch einmal mit dem Herzog von Wellington ſich zu beſprechen, bevor ſie ihre Autorität zur Feſthaltung eines an ſich wenig wichtig ſcheinenden Prinzips, das jedoch die ernſteſten Folgen nach ſich ziehen konnte, geltend machte. Ihre Majeſtät zeigte ſich geneigt, noch einmal den edlen Herzog zu ſehen, der nun von neuem zu ihr beſchieden ward.

„Seine Herrlichkeit hat nicht die Einzelnheiten dieſer zweiten Beſprechung bekannt gemacht. Auf die unbeſtimmten Ausdrücke der von ihm ſchon einmal gebrauchten Formel ſich beſchränkend, ſagte er bloß,

„„daß nichts von ſeiner Seite in Oppoſition geweſen ſei mit den Grundſätzen, welche er der Königin in ſeiner erſten Unterhaltung mit ihr bereits aus einander zu ſetzen die Ehre gehabt.““

„Es ſcheint übrigens, daß ſeine Vermittelung ohne alle Wirkung blieb. Ihre Majeſtät erklärte ihm, wie ſie ſpäter auch Sir R. Peel erklärte, daß ſich ihr Wille nicht geändert habe, jedenfalls ſich vorbehaltend, ihre endliche Entſcheidung erſt am andern Morgen wiſſen zu laſſen.

„Bis hierher ſtützt ſich unſre Schilderung auf un-

beſtreitbare Zeugniſſe, wogegen noch niemand Einſpruch gethan; denn es handelt ſich von den Angaben Lord Wellingtons und den im Unterhauſe vorgeleſenen Briefen Sir Robert Peels. Sehen wir nun, ob Lord Melbourne und Lord John Ruſſell uns eben ſo klare, eben ſo befriedigende Ergebniſſe bieten können.

„Am Dienſtag Morgen, nach dem Votum des Unterhauſes über den Geſetz-Entwurf hinſichts der Angelegenheiten Jamaikas, boten die Miniſter ihre Demiſſion. Sie wurde angenommen und das Parlament ward noch denſelben Abend davon unterrichtet.

„An dem gleichen Dienſtag Abend (wenn man Lord J. Ruſſell glauben darf) rieth Lord Melbourne der Königin, den Herzog von Wellington rufen zu laſſen, und „„er hielt es für ſchicklich, Ihrer Majeſtät anzudeuten, wie man in ſolchen Fällen ſich zu benehmen pflege *).“

„Man bemerkt hier eine wichtige Verſchiedenheit zwiſchen der Angabe Lord J. Ruſſels und der Lord Melbournes. Der letzte verſichert, daß er erſt am Mittwoch Morgen der Königin ſeinen Rath „über die zu treffende Wahl und das dabei zu haltende Benehmen“ annehmbar machte **).

„Lord Ruſſell hat unſtreitig Recht. Denn der erſte Brief der Königin an den Herzog von Wellington iſt vom Dienſtag Abend; dagegen ſcheint es, daß nach der gegebenen, angenommenen und den Kammern verkündigten Demiſſion, nach Mittheilung des guten Raths, über was die Königin zu thun habe,

*) Parlaments-Debatte vom 13. Mai.

**) Parlaments-Debatte vom 14. Mai.

nach der Zuſammenkunft ſeines Nachfolgers mit Ihrer Majeſtät, deren Zutrauen in dieſem Augenblicke dem letzten zugewendet ſein mußte, der austretende Miniſter, der am Mittwoch Morgen im Palaſte ſich wieder eingefunden, neue Anſichten über Perſonen und Dinge vorlegte.

„Freilich erklärte Lord Melbourne im Oberhauſe, daß er bei dieſer zweiten Unterredung keinen Rath hinſichts der Damen des königlichen Hofes ertheilte. „„Er erwartete nicht, er konnte nicht ahnen, es ſchien ihm nicht denkbar, daß Ihrer Majeſtät gewiſſe Vorſchläge gemacht werden könnten *).“

„Wir bezweifeln nicht die Angabe des edeln Vikomte, wie erſtaunlich ſie uns auch ſcheinen mag. Sie iſt nach Allem ein ziemlich überflüſſiger Beweis, daß ſeine politiſchen Ideen in nichts denen Lord Wellingtons, Sir R. Peels und Lord Stanleys ähnlich ſind, die über die Angelegenheit, hinſichts der Damen des königlichen Hauſes vollkommen übereinverſtanden waren, und deren Vorausſicht als ganz natürlich bezeichnet werden kann.

„Denn es gab in ganz London nicht einen einzigen Klubb, wo, als man die Demiſſion der Miniſter erfuhr, nicht ſogleich die Frage aufwarf, welche Damen am königlichen Hofe ebenfalls ihre Entlaſſung nehmen würden? Sagen wir noch, daß dieſe Vorausſicht erzwungen war, weil es niemand einfallen konnte, daß ein Miniſter, oder beſſer noch ein Mitglied des Ober- oder Unterhauſes, auf das von ihm bekleidete Amt verzichte, ohne daß ſeine Gattin ſich deshalb

*) Parlaments-Debatte vom 14. Mai.

genöthigt ſehen konnte, das ihrige bei Hofe ebenfalls nieder zu legen.

„Uebrigens iſt es erwieſen, ohne daß es jemand eingefallen wäre, dieſen Umſtand zu beſtreiten, daß am Dienſtag Abend die in Rede ſtehende Sache während der Mahlzeit von einigen der Amtsgenoſſen Lord Melbournes, in Gegenwart Seiner Herrlichkeit, aber wahrſcheinlich ohne daß dieſelbe darauf Acht gab, erörtert worden.

„Das neuerdings von Lady Durham gegebene Beiſpiel war alſo ſeinem Gedächtniß nicht mehr gegenwärtig? Vier Monat waren hinlänglich geweſen, um Lord Melbourne eine Begebenheit vergeſſen zu laſſen, worin er ſelbſt eine Hauptrolle geſpielt? Man hatte Lord Durham eine Audienz bei der Königin verweigert, um die er ſich beworben. Sogleich verließ ſeine Gemahlin den von ihr bei Hofe bekleideten Poſten. Man kann ſehen *), auf welche Weiſe wir ihr Begehen beurtheilten.

„Nach förmlicher Billigung ſowohl des Benehmens Ihrer Majeſtät, als der beiden in Ungnade gefallenen Gatten, fanden wir in dieſem „weniger unbedeutenden Zwiſchenvorfalle, als er ſcheinen mochte“ (das waren unſre eigenen Worte), ein Anzeichen, wodurch die Unſchicklichkeit des von Lord Melbourne angenommenen Syſtems, hinſichts der Wahl der Hofdamen der Königin, ſich beurkundete.

„Aber ſprechen wir nicht mehr von einem bloßen Gerücht, einer mehr oder weniger treffenden Ausdeutung, ſondern einer poſitiven, allgemein bekannten

*) Quart. Rev. Januar, 1839.

Thatſache, die nicht ohne Belang und Wichtigkeit iſt. In der miniſteriellen Abendzeitung „Globe“, leſen wir unterm Donnerſtag, den 9. Mai, einen Artikel folgenden Inhalts:

„„Der wohl bekannte, von Ihrer Majeſtät gefaßte Entſchluß, nicht zu dulden, daß eine miniſterielle Veränderung irgend einen Einfluß auf ihre Hofdamen ausübe, hat eine lebhafte Mißſtimmung bei den Tories erregt.“

„Man muß nun aber wiſſen, daß eine um 4 Uhr Nachmittags ausgegebene Abendzeitung, ſpäteſtens um 2 Uhr unter die Preſſe kommen muß. Freilich wiſſen wir nicht beſtimmt, wann Sir R. Peel mit der Königin geſprochen; aber es iſt nicht wohl annehmbar, daß es Vormittags geweſen, und wir erfahren aus Lord Melbournes eigenem Munde*), daß gegen das Ende dieſer Unterhaltung, über die Frage hinſichts der Hofdamen, ein Zweifel entſtanden.

„Eine Erörterung folgte darauf, die ohne entſcheidendes Ergebniß blieb; daher die Miſſion an den Herzog von Wellington, der als Vermittler und Schiedsrichter berufen ward. Neue Erörterung zwiſchen der Königin und Sr. Herrlichkeit, worauf eine zweite Beſprechung Ihrer Majeſtät mit Sir Robert folgte. Alle dieſe Unterhandlungen mußten natürlicherweiſe einige Zeit dauern, bis endlich die „Entſcheidung“ der Königin auf den andern Morgen verſchoben wurde.

„Das Alles aber, war es nichts als eine Komödie? War Ihrer Majeſtät Entſchluß ſchon gefaßt, bevor

*) Parl. Deb. vom 14. Mai.

Sie mit Sir R. Peel in Berührung trat? Hatte eine geheimnißvolle Mittheilung den Redaktor des „Globe" davon benachrichtigt, ehe Sir Robert ſelbſt die aufzuwerfende Schwierigkeit kannte, ehe der Herzog von Wellington davon unterrichtet war?

„Wie geht es auſſerdem noch zu, daß dieſer Entſchluß dem Lande durch ein akkreditirtes Organ des Kabinets Melbourne bekannt gemacht wurde, während zwei Staatsmänner vorausſetzten, daß Ihre Majeſtät noch reiflich darüber nachdenken wolle, und daß dies einen ganzen Tag früher geſchah, als ſie ſelbſt die offizielle Nachricht davon durch ein Schreiben vom Freitag Morgen erhielten?

„Wir überlaſſen der Scharfſicht unſrer Leſer, alle dieſe Fragen ſich ſelbſt zu beantworten.

„Auf jeden Fall war das Ergebniß der Geſchichts-Lektionen, welche Lord Melbourne am Mittwoch Morgen der Königin ertheilt, daß Donnerſtag, um 6 Uhr Se. Herrlichkeit ſich wieder im Kabinet der Monarchin befand, und zwar von neuen Schwierigkeiten umringt, die Lord Melbourne ſelbſt einem Mißverſtändniß zuſchreibt. Denn ihm zufolge täuſchte ſich die Königin über den wirklichen Belang der Worte Sir Robert Peels, und glaubte, daß der ehrenwerthe Baronet förmlich die Verabſchiedung aller gegenwärtig ſie umgebenden Hofdamen verlangt habe, obgleich es, wie man geſehen, nur um Zugeſtehung des Rechts zu thun war, in gewiſſer Beziehung das weibliche Perſonal des königlichen Hauſes zu verändern."

„Lord Melbourne erklärt, er habe dieſen „irrthümlichen Eindruck" getheilt, den die Dunkelheit von Sir Roberts Rede im Gemüthe der Königin gelaſſen. Er

rief ſogleich das alte Kabinet zuſammen und diktirte Ihrer Majeſtät nachſtehendes Schreiben an Sir R. Peel in die Feder:

„„Buckingham Palaſt, 10. Mai.

„„Die Königin hat nachgedacht über den von Sir Robert Peel Ihr gemachten Vorſchlag, Ihre Kammerdamen (ladies of her bedchamber) zu verabſchieden, und kann Ihre Einwilligung nicht geben zu einer Maßregel, welche Ihr eben ſowohl dem Gebrauche zuwider, als Ihre Privat-Neigungen verletzend ſcheint.“

„Uebelwollen könnte das Geſchraubte dieſer Anzeige bemerken, die mit keinem Worte ſagt, ob die Königin das Prinzip beurtheilt, oder bloß die Anwendbarmachung deſſelben durch das neue Miniſterium, obgleich dies eigentlich der Hauptpunkt war. Er wurde es in einem noch viel höhern Grade, als Sir R. Peels Antwort der Königin zugeſtellt worden, indem dieſe Antwort von der Art war, daß dadurch der irrthümliche Eindruck beſeitigt werden mußte, von dem geleitet Ihre Majeſtät und die gegenwärtigen Rathgeber der Krone gehandelt hatten. Man las darin unter andern folgendes:

„„Es war eine weſentliche Zugehörung des Mandats, womit Ihre Majeſtät Sir R. Peel beehrt, daß er einen ſprechenden Beweis von der wohlwollenden Mitwirkung und dem Zutrauen Ihrer Majeſtät habe, Beweis, der ſich für die Nation und für ihn aus dem von Ihrer Majeſtät ihm zugeſtandenen Rechte ergeben haben würde, in gewiſſer Beziehung dieſen Theil des königlichen Hauſes zu verändern, den Sie ganz bewahren zu wollen erklärt.“

„Nach dieſem Schreiben konnte über Sir Roberts Abſichten kein Zweifel mehr obwalten. War er dunkel im Geſpräch, ſo ſpricht er ſich ſehr deutlich aus mit der Feder in der Hand. Der „irrthümliche Eindruck“ konnte alſo nicht mehr fortbeſtehen; Lord Melbourne geſteht das ſelbſt förmlich zu. *)

„Von Neuem befanden ſich die Sachen auf dem Punkte, wo ſie am Donnerſtag Morgen waren, vor allen Erörterungen zwiſchen der Monarchin und den Vertretern der erhaltenden Partei. Die politiſchen Beweggründe, welche Lord Melbourne genöthigt, ſich zurückzuziehen, beſtanden noch in ihrer ganzen Stärke; der einzige Vorwand, den er hatte, um ſeinen Poſten wieder einzunehmen, dieſer irrthümliche Vorwand entging ihm, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge.

„Man ſollte nun glauben, er werde der bereits erkannten Nothwendigkeit ſich unterwerfen. Keineswegs. Das alte Kabinet faßte den ſonderbaren Entſchluß, alles was bisher ſich zugetragen, als nicht geſchehen zu betrachten. Es blieb im Beſitze der Macht, wie wenn der mit den irländiſchen Angelegenheiten beauftragte Ausſchuß nicht die Miſſion erhalten hätte, Lord Normanbys Verwaltung zu kontrolliren; wie wenn der Jamaika betreffende Geſetzentwurf der doppelten parlamentariſchen Probe widerſtanden hätte; wie wenn

*) Wie viele unnütze Worte und überflüſſige Beweisführungen, um wo möglich zu verſchleiern, daß die Tories einen großen politiſchen Mißgriff begangen, indem ſie ſelbſt gleich anfänglich eine Schwierigkeit aufgeſtellt, welche ſie, einmal feſtgewurzelt in der Machtvollſtreckung, mit einiger Feinheit und ohne beſondern Widerſtand von Seite der Königin, allmählig wohl hätten beſeitigen können....

Lord Brougham und Lord J. Ruſſell übereinverſtanden wären hinſichts der Lehre vom unendlichen Fortſchritt; wie wenn endlich die Königin nie mit Sir R. Peel und dem Herzog von Wellington unterhandelt hätte....

„Das Alles iſt ſo unbegreiflich, daß man in Verſuchung gerathen möchte, eine in den Sälen der hohen Diplomaten ſehr verbreitete Meinung anzunehmen, nämlich daß Lord Melbourne, nachdem er von Sir R. Peels (letztem) Schreiben in Kenntniß geſetzt worden, übereinſtimmend mit ſeinen Amtsgenoſſen der Königin vorgeſtellt, „daß das Prinzip Ihrer Majeſtät ſich unmöglich feſtſtellen laſſe, und man abermals neue Unterhandlungen mit Sir Robert anknüpfen müſſe.“

„Erſt nach entſchiedener Ablehnung dieſes Vorſchlags habe Lord Melbourne, wenn ſchon wider Willen, mit ſeinen Freunden die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wieder übernommen. Es war nun darum zu thun, das unmöglich feſtzuſtellende Prinzip zu vertheidigen, weshalb das reſtaurirte Kabinet ſeinen Entſchluß folgendermaßen formulirte:

„„Die mit dem Zutrauen Ihrer Majeſtät beehrten Diener haben Kenntniß genommen von dem durch Sie an Sir R. Peel gerichteten Schreiben, wie von der Antwort Sir R. Peels, beide vom 10. Mai datirt, und ſind der Meinung:

„„daß wenn, um der Verwaltung einen befriedigenden Karakter von Einfluß und Stabilität zu verleihen; um ihr in den Augen aller die Art konſtitutioneller Mitwirkung zu verleihen, ohne welche ſie nicht entſprechend wirken könnte, es vernunftgemäß iſt, daß die hohen Stellen der Krone und die Aemter

des königlichen Hofes, die von Parlamentsmitgliedern bekleidet werden, mit inbegriffen ſeien in die dem neuen Miniſterium zur Verfügung gelaſſenen politiſchen Anordnungen, dies Prinzip ſich nicht auf die Stellen ausdehnen könne, die von Damen im Hauſe Ihrer Majeſtät eingenommen werden."

„Solch ein politiſcher Aforismus mußte nothwendigerweiſe unſer Erſtaunen erregen, und die praktiſche Kühnheit des Miniſteriums Melbourne, wie auſſerordentlich ſie auch manchmal iſt, hatte uns auf eine ſolche Theorien-Verwegenheit noch nicht vorbereitet; ſie iſt vorzüglich auffallend bei den Whigs, die ſeit 200 Jahren gegen Alles, was Aehnlichkeit hat mit einem geheimen Einfluſſe, einer weiblichen, unter den Vorhängen des Throns verborgenen Kabale geſchrieben, deklamirt und manchmal noch ärgeren Spuk getrieben haben.

„Sie haben alſo auf einmal die arme Königin Henriette, die Herzogin von Orleans, die Maria von Modena und die Königin Anna vergeſſen, die Caſtlemaines, die Portsmouths und die Orkneys, die Mashams, die Howards und die Kilmannseggs, die verwittwete Prinzeſſin und ſo viele andere, deren angeblicher Einfluß auf die Regierung das Ziel der verläumderiſchen Deklamationen und der giftigen Schriften von fünf oder ſechs Whigs-Generationen geweſen, die Unterzeichner der oben mitgetheilten ſonderbaren Erklärung mit inbegriffen. Die auffallendſten, die empörendſten Widerſprüche ſind alſo nicht im Stande dieſe Helden politiſcher Rechtſchaffenheit zurückzuhalten?....

„Die Sache verlohnt ſich übrigens wohl der Mühe,

ſie anders zu erörtern, als mit Argumenten ad hominem, oder ſelbſt mit Argumenten ad feminam. Ehrfurcht für die Königin hat bisher den Häuptern der erhaltenden Partei den Mund verſchloſſen. Aber die verfaſſungswidrigen Anmaßungen des Kabinets Melbourne machen eine ernſte Prüfung, vielleicht gar parlamentariſches Einſchreiten erforderlich. Es iſt an uns, den Erörterungen voranzuſchreiten, welche ohne Zweifel dieſer verhängnißvolle Eingriff in die königliche Prärogative veranlaſſen wird.

Mazzini über den gegenwärtigen Zuſtand Italiens und ſeine bevorſtehende Zukunft.

Zweiter Brief.*)

Der Karbonarismus von 1820.

Die italieniſche Sache iſt eine Volksſache; in ſeinem Volke iſt die ganze Kraft Italiens. Seine Inſurrektion kann entweder nur ein vereinzelter Aufſtand ſein, oder eine große nationale Umwälzung. Wie aber kann man von Nationalität ſprechen, ohne zum Volke**)

*) Vergl. mit dem erſten Brief im ſiebenten Theil für 1839 der Bibl. der neueſten Welt.

**) Der Verfaſſer verſteht, ſeinen Vorbilden, den franzöſiſchen Propagandiſten, gemäß, unter Volk nicht etwa die Geſammtmaſſe der Bevölkerung eines Landes, ſondern nur den großen, ungebildeten, leicht zu leitenden Haufen, den man ziemlich häufig auch als „Pöbel“ zu bezeichnen pflegt.

zurückzukehren, für welches, über welches und durch welches heut zu Tage allein die Nationalitäten ſich begründen können?

Die Rivalitäten und örtlichen Strebungen des Ehrgeizes, der dem Menſchen angeborne Inſtinkt, Alles zu individualiſiren, die Keime des Föderalismus, oder mit einem Worte der „Zerſtückelungsgeiſt“ karakteriſiren ganz beſonders ſowohl die Geburts- als die Emporkömmlings-Kaſten und Ariſtokratien. Der verſchmelzende Geiſt dagegen lebt im Volke; in ihm beruhet das Einheits-Prinzip. Denn Einheit, wenn ſie nicht despotiſch iſt, hat als Grundlage Gleichheit, und Gleichheit läßt die Mitwirkung Aller zu.

Italiens Geſchichte iſt die Geſchichte ſeines Volks. Alles was Italien Großes in Ausführung gebracht, iſt ein Werk des Volks, oder der Kirche, als Kirche und Geiſtlichkeit aus dem Volke hervorgegangen und ſeine Sache vertraten. Die Nation iſt in ihren auffallendſten Zügen immer die Demokratie (!) geweſen. Verſchwindet die Demokratie, ſo iſt die Geſchichte der Nation nichts mehr als die Geſchichte der Knechtſchaft, und dieſe wird im Auslande geſchrieben.

Wir bemerken in dem Allem eben ſo wenig die Adelichen im erſten Range, als wir die Geſtalt eines Karls des Großen auf dem Thron gewahren. Nichts erinnert uns hier an die langen geſchichtlichen Kämpfe, die faſt alle übrigen Völker ausgebildet haben, bei denen zu einer gewiſſen Zeit der Adel den nationalen Fortſchritten gegen eine unterdrückende Monarchie ſich beigeſellt, wie in England, und wo, zu einer andern Zeit, der Monarch, einem unruhigen Adel zum Trotz, die Einheit des Landes und die allmählige Frei-

machung der Städte bewerkſtelligt hat, wie in Frankreich.

Bei uns war der Adel nie eine Kaſte von beſonderer Thätigkeit und Initiative. Man kann ſeine Geſchichte ſchreiben, wie die der Condottieri, ohne im geringſten die der Nation zu berühren. Die Nation hat nie anders für ihre „Entwickelung" gekämpft, als durch das Volk; ich verſtehe darunter eben ſo wohl ihre intellektuelle und künſtleriſche Entwickelung, als ihre bloß politiſche. Denn mit Ausnahme von zwei oder drei berühmten Perſonen, die ſich in ihren Schriften auf die Seite des Volks geneigt, wie unter andern Alfieri, ſind aus dem Volke ſelbſt alle unſre großen Männer, Schriftſteller ꝛc. hervorgegangen.

Der Herd der italieniſchen Geſittung iſt von jeher eine Stadt geweſen, ſo der Reihe nach Mailand, Florenz, Venedig, jene großen Gemeinden des Mittelalters. War es um Rivalitäten in Betreff der geiſtigen Ueberlegenheit zu thun, ſah man nur Städte, wie z. B. Mailand und Pavia gegenſeitig um den Preis ſich bewerben. Nirgends bemerkt man einen Kampf zwiſchen einer Kaſte und einer Stadt.

Der Adel ſelbſt kannte ſo gut ſeine eigene Unmacht, er fühlte ſich ſo unfähig irgend etwas zu erheben, oder ſein eigenes Leben zu leben, daß er im Auslande ſich eine Fahne erkor und ſich gibelliniſch machte. Kaum aber war dieſe Fahne ihm unnütz geworden, in dem Augenblicke wo ſie faſt das ganze Europa überſchattete, ſo wendete er ſich wieder den Plebejern zu, um Aufnahme in eine der kaufmänniſchen Zünfte in den Städten ſich bewerbend. Und da wo er herrſchte, wie in Venedig, ſehn wir

ihn von der Tyrannei zu der ſchamloſen Freiheit von 1798 übergehen.

Im Allgemeinen iſt jetzt die Gleichheit triumfirend in Italien, wo nicht in ſeinen politiſchen Anſtalten, doch in ſeiner Verfaſſung und in ſeinen Sitten. Es gibt da keine feudale Knechtſchaft, keine Zuſammendrängung des Grundeigenthums in wenige Hände mehr, und was man den Adel nennt, übt ohne Vermögen keinen fiſiſchen oder moraliſchen Einfluß mehr aus. In den Staaten, wo er noch mächtig zu ſein ſcheint, wie in Neapel und Piemont, verdankt er ſeine Stellung nur der königlichen Gunſt, deren gehorſamer Diener er iſt, und ſelbſt der ſolchergeſtalt gewonnene geringe Einfluß iſt durchaus individuell.

Das Leben der adelichen Familien iſt höchſt unbedeutend, weil ſie keine Macht haben über die Nation, ihres faſt durchgängig fremden Urſprunges, oder ihrer entehrenden Erhebung wegen.*) Denn die meiſten rühmlich bekannten geſchichtlichen Namen des Mittelalters ſind jetzt von der Weltbühne verſchwunden.

Es gibt jetzt in Italien nicht ein einziges ariſtokratiſches Element, das man als vorherrſchend bezeichnen könnte, oder das beſondere Zeichen von Lebensfähigkeit gäbe. Daher kommt es denn auch, daß die wenigen Erinnerungen, die noch auf die Einbildungskraft Italiens wirken, durchaus volksthümliche Uebertragungen ſind: zu Genua der bekannte Mortier

*) Mehre Jahrhunderte hindurch adelten die Päpſte ſyſtematiſch ihre Neffen, ihre ehelich oder unehelich erzeugten Kinder. Das iſt der Urſprung beinah aller adelichen Familien im heutigen Rom.

von 1746, in Neapel Maſaniello, Rienzi in Transtevere und zu Mailand vielleicht Carroccio. Vergebens würde man bei den Bewohnern dieſer Städte nach ihren Herzogen und Baronen forſchen. Alles iſt tod auf dieſem vulkaniſchen und verſchlingenden Boden, tod auf immer, ausgenommen was nie ſtirbt, das Volk. In ihm, in ihm allein kreiſet noch Leben, ſprudelt noch eine Quelle der Kraft.

Dies zu jeder wahrhaft italieniſchen Unternehmung unumgänglich erforderliche Lebensprinzip, eben ſowohl ſichtbar in den Ereigniſſen der Gegenwart, wie in denen der Vergangenheit, iſt bisher von den Häuptlingen aller Empörungen übel verſtanden, vergeſſen oder gar verrathen worden. Das Volk, der „Rieſe der Umwälzungen," iſt nie zur Vertheidigung der Sache ſeines Landes aufgerufen worden, ſeine Vorſteher haben ſich vielmehr immer bemühet, es mit Schweigen zu übergehen und es vom Schauplatze der Begebenheiten entfernt zu halten. Sie haben es immer gefürchtet. Sie haben die öffentlichen Angelegenheiten dergeſtalt geleitet, daß es an nichts theilzunehmen hatte. Sie haben es gleich vom Beginn von Allem entfernt gehalten, und ihm ſodann ſeine Unthätigkeit zum Vorwurf gemacht .... Alſo iſt, Gott ſei Dank, die italieniſche Angelegenheit noch nie entſchieden worden, und wir dürfen noch Alles hoffen.

Ich achte Erfahrung; meines Erachtens kann ſie jedoch nur da in Anwendung gebracht werden, wo eine Aehnlichkeits-Grundlage vorhanden iſt. Man irrt ſich, mir zufolge, ſehr, wenn man Zukunft nach Vergangenheit beurtheilen will, mit Bezugnahme auf die Grundſätze, die beide beherrſchen. Die Möglichkeit, aus der

Vergangenheit auf die Gegenwart zu folgern, verſchwindet, ſobald man die Frage in ein neues Bereich verſetzt.

Wie laſſen ſich z. B. die Schwankungen einer italieniſchen Inſurrektion nach dem Erfolg oder dem Mißlingen einer monarchiſchen Inſurrektion berechnen? Wie kann man nach der vereinzelten Bewegung einer Kaſte die eines ganzen die Arena betretenden Volkes beurtheilen? Und dennoch werden ſolche Urtheile täglich geltend gemacht und als durch Erfahrung begründet dargeſtellt. Es iſt, glaube ich, ein ganz anderes Verfahren erforderlich, um den eigentlichen Gehalt einer Sache genau zu beſtimmen. Man muß nämlich das Prinzip, das in der Vergangenheit herrſchend geweſen, auf ſeinen einfachſten Ausdruck reduziren, und es mit dem vergleichen, der es wahrſcheinlich in Zukunft leiten wird......

Die Nation iſt in Italien noch nie auf dem Kampfplatze erſchienen. Die revolutionären Unternehmungen ſind immer mißglückt, weil ſie, zu nationalen Zwecken und in einem nationalen Sinne geſchaffen und vorbereitet, gleich von Anfang an dieſes Karakters beraubt und in einer durchaus entgegengeſetzten Richtung geleitet worden.

Die italieniſche Bewegung von 1820/21 war ein Werk des Karbonarismus. Sie berief zu praktiſcher Erprobung alle Irrthümer der großen Verbündung, die man wohl nie ganz unparteiiſch beurtheilt hat, und die ich mit wenigen Worten in ihrem wahren Lichte darzuſtellen mich bemühen will.

Der Karbonarismus, dieſe weit ausgedehnte Verbündung der Freiſinnigkeit (in dem Sinne, welchen

man mit dieſem Worte während den Kämpfen der Reſtauration verband), enthielt in ſich ſelbſt ein allen Ausführungs-Verſuchen ſich entgegenſtellendes weſentliches Hinderniß, den Mangel eines feſten, poſitiven Glaubens, und als unvermeidliche Folge Mangel an Einheit. In dem Augenblicke ſich erhebend, wo eine rieſige aber tiranniſche Einheit, die Souveränetät Napoleons, mit den Trümmern einer umgeworfenen Welt zuſammengeſtürzt war, wo neue Hoffnungen und alte Anſprüche von allen Seiten unaufhörlich ſich bekämpften, wo das noch etwas ungewiſſe volksthümliche Vorgefühl mit den Erinnerungen einer Vergangenheit zuſammenſtieß, die man wieder ausgraben und neu beleben wollte; in einem ſolchen Augenblicke mußte der Karbonarismus wohl die Eindrücke ſo verſchiedenartiger Elemente abſpiegeln, und in zweideutiger Geſtalt aus dem Zwielicht hervorgehen, das in dieſer Kriſis-Epoche ganz Europa bedeckte.

Die königliche Beſchützung, die ihm gleich bei ſeinem Erſcheinen zu Theil wurde, und die er ſo lange bewahrte, als man in ihm eine Waffe gegen das kaiſerliche Frankreich erblickte, trug ebenfalls nicht wenig dazu bei, ihm jene ungewiſſe Richtung zu verleihen, welche die nationale Idee ſeines Urſprungs vernichtete.

Später, als er ſich verrathen ſah, ſchüttelte er freilich das Joch ſeiner Beſchützer ab; doch vermochte er nicht gänzlich einer trügeriſchen Bahn und falſchen Wendungen ſich zu entreiſſen. Er beharrte darauf, ſeine Häuptlinge im erſten Range der Geſellſchaft zu erkieſen und zu glauben, daß die Wiedergeburt Italiens von den höheren Ständen und nicht vom Volke, dem alleinigen Hebel aller großen Umwälzungen, ausgehen

müſſe. Das war ſein erſter und ſein hauptſächlichſter Irrthum, unvermeidlich bei jedem politiſchen Körper, der keinen feſten, eifrigen, religiöſen Glauben hat in ein umfaſſendes, fruchtbares Prinzip, das ihm bei jeder Gelegenheit als Fahne dienen kann.

Im eigentlichen Sinne hatte der Karbonarismus kein Prinzip, inſofern man nicht eine Verneinung alſo nennen will. Er hatte die Mittel zu zerſtören, aber nicht die wieder zu erbauen. Allein übereinſtimmend gegen das fremde Joch, enthielt er ſpäter in ſich eine Partei für die Vertretungs-Monarchie und eine andere für die Republik.

Vor ſolchen Schwierigkeiten, die ſeine Häuptlinge nicht zu überſteigen vermochten, machte er auf halbem Wege Halt. Sein Loſungswort war „Freiheit, Unabhängigkeit," und weiter nichts. Den Begriff und die Erklärung eines ſo unbeſtimmten Wortes, wie es das „Freiheit" war, überließ er der Zukunft und der Nation, wie er die Stände nannte, von denen er am meiſten abgehangen haben würde, wäre die Umwälzung zu Stande gekommen.

Durch eine ähnliche Halbmaßregel ſetzte er an die Stelle des Wortes Einheit das Wort Eintracht, und ließ ſolchergeſtalt allen möglichen Hypotheſen freies Feld. Ueber die Gleichheit verlor er nicht ein Wort, oder wenn er genöthigt war, von Zeit zu Zeit davon zu ſprechen, geſchah es auf eine ſo ungewiſſe und ausweichende Weiſe, daß jedes ſeiner Mitglieder, je nach ſeiner individuellen Tendenz, daraus auf die chriſtliche, oder bürgerliche, oder politiſche Gleichheit folgern konnte.

Alſo, ohne die Zweifel zu beſeitigen, wovon die

Gemüther bewegt wurden, ohne zu ſagen, ſogar ohne zu wiſſen, was er denjenigen in Vorzuſchlag bringen ſollte, die für ihn bei Zeit und Gelegenheit einſtehen mußten, ohne zu wiſſen, ſage ich, was er dem Volke anzubieten hatte, das er zur Empörung führen wollte, bemühete ſich der Karbonarismus unaufhörlich, neue Rekruten zu gewinnen.

Er fand deren in Menge in allen Ständen. Denn überall gab es ſehr viele Mißvergnügte, die er alle aufnahm, indem er nichts mehr von ihnen verlangte, als das Verſprechen, zu Umſturz der beſtehenden Ordnung der Dinge ihm behilflich zu ſein. Er fand ſie mit großer Leichtigkeit, weil grade das Schwankende und Geheimnißvolle, womit er ſeine unbedeutendſten Handlungen umhüllte, etwas äuſſerſt beſtrickendes für die Einbildungskraft des Italieners hatte.

Alle Forderungen der Menge vorausſehend, die er durch das unerforſchliche Labyrinth ſeiner vielverſchlungenen, um nicht zu ſagen verworrenen, Hierarchie mit ſich fortſchleifte; wohl wiſſend, daß er im Grunde nichts recht Befriedigendes zu bieten habe, eignete er ſich zahlloſe, unverſtändliche Sinnbilde an, um ſeine Schwäche dahinter zu verbergen. Unfähig, ſich an die Vernunft zu wenden, imponirte er ſeine Anhänger durch das Schauſpiel ſeiner Vendite oder Verſammlungen, wonach er ſie einem blinden Gehorſam gegen ſeine Verfügungen unterwarf. Dieſer Befehl war jedoch mehr ein Vertheidigungs- als ein Wirkungsmittel, deſſen ſtrenge Befolgung überdem unmöglich war.

Daher rührte ein fühlbarer Mangel an Disziplin, jeſuitiſche Vorbehaltungen, die Gewohnheit, leichthin zu behandeln, was ein geheiligtes, religiös gebildetes

und erhaltenes Band hätte ſein ſollen. Aller dieſer Verſtöße ungeachtet breitete er ſich dennoch immer mehr aus, und ſeine anſcheinende Macht überſtieg bald allen Glauben. Man hätte eine ganze Welt damit neu erbauen können.

In der von ihm verfolgten Richtung verſtand der Karbonarismus gar keinen Gebrauch von ſeiner eigenthümlichen Kraft zu machen. Obgleich er in das Volk eingedrungen war, hatte er doch kein Vertrauen in daſſelbe, und wenn ſchon er ſeine Anhänger aus ihm wählte, war es weniger um ſie zum Kampfe zu führen, als ſie die Revüe paſſiren zu laſſen, und dadurch die ausgezeichnetſten Glieder der Geſellſchaft anzuziehen, die er für ſich zu gewinnen hoffte.

Er vermochte indeß eben ſo wenig den Eifer der Jünglinge zu begreifen, die mit lauterer, von Enthuſiasmus belebter Seele tauſendweis ihm zuſtrömten, ein Vaterland, eine Republik, eine allgemeine Wiedererhebung ſich ſelbſt und den andern Nationen gegenüber von ihm erwartend. Er ſtellte ſie unter die Vormundſchaft takt- und zukunftsloſer Greiſe, die nichts kannten, als die Ideen des Kaiſerthums, deſſen Kälte und abgeſchmackte Etikette ſie hatten. Später, als die Unmöglichkeit, noch länger geheim zu bleiben, ihn zu handeln zwang, und er die Nothwendigkeit der Einheit zur Thätigkeit einſah, ohne dieſe Einheit in einem großen Prinzip finden zu können, bemühete er ſich, ſie auf einen Menſchen überzutragen. Das hieß ſich für die Monarchie erklären und die Sache Italiens aufgeben . . . . . .

Wo iſt in Italien die königliche Familie, wo iſt der Mann, der durch den Glanz ſeines Namens und

ſeiner Thaten des Beifalls der ganzen Halbinſel würdig wäre und allen ihren Bewohnern gleiches Vertrauen einflößen könnte? - Neapel wird ſich nie einem piemonteſiſchen König unterwerfen, eben ſo wenig als Piemont einem neapolitaniſchen Monarchen.

Die Menſchen verbrüdern ſich in einer Idee, in einem Glauben, weil beide, über Alles erhaben, nie das angeborne Gleichheitsgefühl verletzen. Es iſt jedoch nicht mehr daſſelbe, ſobald es um ein Individuum zu thun iſt. Man gewahrt alsdann nur einen Menſchen unter andern Menſchen, und es iſt ſchwer, die Empfindlichkeit aller zu vermeiden.

Es bleibt bei ſolchen Umſtänden nur die Wahl unter drei Mitteln: man muß entweder einen fremden Souverän wählen, oder eine Verbündung italieniſcher Fürſten, wie ſie ſind, organiſiren, oder den vom Sieg auf dem Schlachtfelde Begünſtigten, gleichviel, wer er ſei, auf den Thron erheben.

Die erſte Maßregel führt zu Vernichtung aller Nationalität unter dem fremden Einfluſſe; die zweite zur äuſſern Schwäche und vielleicht auch zu den innern Zerwürfniſſen des Mittelalters; die dritte eröffnet uns die militäriſche Tirannei eines Napoleon, nebſt ihrem Gefolge von Anarchie und eines unvermeidlichen proviſoriſchen Zuſtandes. Die Leute, welche in Italien einer der vorangedeuteten Maßregeln ſich zuneigen, nennen ſich praktiſche Menſchen. Sie nennen Theoretiker und Poeten alle die, welche nicht ihrer Meinung ſind.

Aber die Vorausſicht der Häuptlinge des Karbonarismus führte ſie nicht einmal ſo weit. Als rückwirkende, zerſtörende, meiſtentheils ſehr kurzſichtige

Menſchen, hatten ſie weder politiſche Auffaſſungskraft, noch das Gefühl geſellſchaftlicher Einheit, noch irgend einen Glauben. Sie predigten politiſche Freiheit und gleichzeitig, wie wenn der Menſch nicht ein einfaches Ganze wäre, wie wenn die Erziehung ſich zertheilen könnte, predigten ſie auch literariſche Knechtſchaft. Sie nannten ſich Chriſten, wonach ſie, auf eine befremdende Weiſe Aberglauben und Glauben, Papſt und Religion verſchmelzend, die jungfräuliche Begeiſterung der Jugend durch ihren filoſophiſchen Skeptizismus und durch ihre der Kritik des 18. Jahrhunderts entnommenen Verneinungen beſudelten. Sie waren, mit einem Worte, mehr oder weniger aufgeklärte Sektirer, aber nicht Menſchen einer nationalen Religion.

Alſo, obſchon ſie kein Vertrauen in den Konſtitutionalismus ſetzten und die Monarchie verſpotteten, wählten ſie ſie doch, weil ſie ihnen vor Allem unmittelbare Hilfsquellen eröffnen und ihnen die Mühe erſparen konnte, den großen Haufen zu leiten, von dem umringt ſie ſich nicht wohl befanden und in dem ſie nur Elemente der Unordnung gewahrten.

Endlich — und das war der Hauptirrthum faſt aller Häuptlinge der italieniſchen Aufſtände — ſchmeichelten ſie ſich, daß die einer Inſurrektion verliehene königliche Taufe Oeſtreichs Schwert in der Scheide halten, und man um jeden Preis den Beiſtand irgend einer großen Macht, namentlich Frankreichs oder Englands, ſich zuſichern würde. Sie ſahen Karl Albert von Piemont und Franz von Neapel ihre Bahn betreten..... und ſagten zu einem von beiden, vielleicht zu allen beiden:

„Du ſollſt König von Italien ſein.“

Dann überlieſſen ſie es der Zukunft, die unvereinbaren Anſprüche dieſer beiden angeblich revolutionären Fürſten in Uebereinſtimmung zu bringen.

Die Zukunft kam und bewies, welches die Wirkungen eines Grundſatz-Mangels bei Menſchen ſind, die als Revolutions-Häuptlinge auftreten. Sie bewies, daß nicht Zahlenſtärke die Macht bildet, ſondern inniges Zuſammenhalten der bildenden Elemente. Es ſtellte ſich der Inſurrektion kein Hinderniß entgegen. Aber unmittelbar nachher brach überall Zwietracht aus.

Alle von den Karbonari Angeworbenen, um deren Glauben, oder um deren Idee über das Schickſal der Nation jene ſich nicht bekümmert, ſondern denen ſie blos zugerufen: „Umgewälzt!“ — alle dieſe Leute, deren Aufgabe nun vollbracht war, nahmen jeder ſeine Individualität wieder an, und ſtritten ſich unter einander, über was nun nothwendig ſei, ferner zu beſtimmen.

Der Eine glaubte für eine einzige Monarchie konſpirirt zu haben; ein Anderer proklamirte den Föderalismus; Einige waren für die ſpaniſche Staatsverfaſſung, Andere für die franzöſiſche Charte; noch Andere — und dieſe bildeten damals die Minderheit unter den Verſchwörern — wollten eine Republik, oder die Wiederherſtellung der italieniſchen Republiken; alle beſchwerten ſich, daß man ſie hintergangen, weshalb ſie ſich feindſelig gegen die proviſoriſchen Regierungen zeigten, oder in gehöriger Entfernung unthätige Zuſchauer blieben.

Es gab im eigentlichen Sinne zehn Oppoſitionen ſtatt einer. Die Regierung machte den Parteien den Vorwurf, ihre Lage allerſeits ſchwierig zu machen,

und wirklich betrachtete man ſie von allen Seiten, gleich vom Anbeginn an, mit Mißtrauen.

Was aber hatte ſie gethan und was that ſie nun, um Vertrauen zu verdienen? — Sie ſelbſt nichts als eine Partei, und die ſchwächſte von allen, weil ſie nur einen Namen auf ihre Fahne zu ſetzen hatte, fühlte ſo gut ihre Schwäche, daß ſie weder vorwärts noch rückwärts zu ſchreiten wagte. Sie ſuchte nun die Entſchuldigung ihrer Unbeweglichkeit ſelbſt in dem von ihr eingeflößten Mißtrauen, das ſie vernünftigerweiſe durch verdoppelte Thätigkeit hätte beſeitigen ſollen. Sie konnte es, der Schwierigkeiten der Erklärung ungeachtet, die gleich anfänglich hätte gegeben werden ſollen, und die dringend nothwendig war inmitten der unvermeidlich während den erſten Tagen einer Umwälzung herrſchenden Aufregung.

An Elementen zur Bildung eines Kerns, den man an die Spitze des Volks, das nur ein Zeichen zum Einſchreiten erwartete, hätte ſtellen können, eben ſo wie an die Spitze der Jugend, die ſich in freiwillige Kompagnien organiſiren wollte, fehlte es nicht. Aber zu dem Allem waren militäriſche Kenntniſſe erforderlich und daran gebrach es den Häuptlingen gänzlich. Sie bedurften der Freiheit in ihren Bewegungen, ohne ſie erlangen zu können.

Dadurch, daß man der italieniſchen Inſurrektion ein königliches Haupt gab, feſſelte man ſie. Man umſchloß ſie von einer Menge Bande, die Einige vielleicht hätten löſen mögen, die man jedoch nur durchhauen konnte. Denn gute oder böſe Ereigniſſe ſind die Früchte logiſcher Geſetze, und von dem Augenblicke, wo man, wenn auch nur vorübergehend, die konſti-

tutionelle Monarchie annahm, neigte man ſich auch undirekt dem Grundſatze zu, daß das Volk noch nicht reif genug ſei, um ſich zu emanzipiren und ſich ſelbſt zu regieren, folglich noch unter Vormundſchaft bleiben müſſe, weshalb man ſich genöthigt ſah, es nicht zu ſehr auf den Kampfplatz zu ſtoßen, es nicht über die Maßen aufzuregen und es nicht zu bewaffnen.

Daraus erwuchs denn auch die Nothwendigkeit, Beiſtand und Hilfe anderwärts zu ſuchen, ſeine Zuflucht zu Diplomatik zu nehmen, die Kabinete der fremden Regierungen zu ſondiren und durch Zugeſtehungen einige Verſprechen zu gewinnen; und ſobald Neapel an die Spitze der Revolution den König geſtellt, d. h. grade den, gegen den man die Umwälzung bewerkſtelligt, war es unvermeidlich, aus Achtung für die durch die monarchiſche Verfaſſung ihm zugeſtandene Macht, ihm die freie Wahl ſeiner Miniſter und der militäriſchen Anführer, mithin die Fähigkeit zu laſſen, zuerſt Schwäche, dann Verrath einzuführen, um ſpäter mit den Verbündeten ſich zu verſtändigen und den Bannſtrahl von Laybach gegen die Inſurrektion zu ſchleudern. Man that das Alles und Aergeres noch.

Die Schilderung der inſurrektionellen Bewegung in Neapel iſt ſehr unvollſtändig in der „Geſchichte beider Sizilien“, von Coletta, und dennoch iſt der eben genannte der einzige, der würdig davon geſprochen. Dieſe Bewegung iſt noch ganz zu beſchreiben, und ich mag hier nicht einmal eine leichte Skizze davon geben.

Die Inſurrektion mißlang, nachdem ſie, eine nach der andern, alle Folgen ihrer falſchen Poſition erdul-

det; nachdem ſie, von Anfang an, ihre nationale Tendenz verleugnet, indem ſie die Verbrüderung mit Ponte Corvo und Benevent, den zum Kirchenſtaat gehörigen, aber vom neapolitaniſchen Gebiet umſchloſſenen Landestheilen, die zu den Waffen gegriffen, ebenfalls die ſpaniſche Staatsverfaſſung angenommen und ihre Vereinigung mit Neapel verlangt hatten, zurückgewieſen; nachdem ſie dekretirt, daß der Krieg defenſiv ſein ſolle, und daß die öſtreichiſche Armee, die ſchon durch die päpſtlichen Staaten marſchierte, ſo lange nicht als eine feindliche zu betrachten ſei, bis ſie die neapolitaniſche Grenze angegriffen; nachdem ſie endlich Alles aufgeboten, um den revolutionären Eifer Mittel-Italiens zu lähmen.

Was aber hat die piemonteſiſche Umwälzung gethan, um die ihr zu Theil gewordene Aufgabe zu vollbringen, ſie, die ausbrach, als jene Fehler ſchon vollbracht waren, welche ſie alle hätte vermeiden können; ſie, die in der von Truppen entblößten Lombardei freien Spielraum hatte, die acht Tage nach dem Ausbruch der Bewegung 25,000 Soldaten in dieſelbe hätte einrücken laſſen können, um die Etſchlinie zu beſetzen, Mantua zu überrumpeln, das Zeichen zu einem allgemeinen Aufſtand im nördlichen und mittlern Italien zu geben, und den in Neapel vorhandenen Gährungsſtoff zu einer „öſtreichiſchen Veſper“ zu verwenden?

Nichts. Sie ſchmachtete in denſelben Banden, wurde beſchränkt auf dieſelben verhängnißvollen Grenzen und unter dem Joche eines diplomatiſchen und Provinzial-Prinzen erdrückt. Der gleiche Einfluß, der ſie verhindert, zwei Monate früher auszubrechen, als

Neapel noch nicht unterworfen war, leitete jetzt ihr ganzes Begehen und vernichtete ihre Lebensfähigkeit.*)

Selbſt in der von Santa Roſa (einem unbeſtreitbar rechtſchaffenen Manne und aufrichtigen Freunde ſeines Vaterlandes, deſſen Leben und Tod ich ehre, deſſen Verſtandeskraft jedoch nicht auf der Höhe der Umſtände war, worin er ſich verſetzt ſah, und der auch ſeine Rechtfertigung zu ſchreiben hatte) geſchriebenen Geſchichte der piemonteſiſchen Bewegung folgt man mit einem ſehr peinlichen Gefühl alle den Zögerungen, den Inkonſequenzen, den Irthümern, man könnte beinahe ſagen den Verbrechen, welche die unvermeidliche Folge des der Inſurrektion vorgeſchriebenen unausführbaren Programms waren.

Es iſt traurig, muthige und patriotiſche Männer zu ſehen, die, beauftragt ihr Vaterland zu befreien, vor den Anforderungen der Revolution und den Formen der monarchiſchen Geſetzmäßigkeit zurückbeben, welche ſie anzuerkennen ſich bereit erklärt, und die ihre Inſpirationen einer Perſon entnehmen, die ſie verachten und von der ſie nichts als Verrath zu erwarten haben; das Gute einſehend, ohne zu wagen

*) Die Nothwendigkeit, worin die Verſchwörer ſich befanden, zuerſt Karl Alberts Beiſtimmung zu gewinnen, verzögerte den Ausbruch der Revolution, die unmittelbar nach dem 12. Januar 1821 hätte beginnen ſollen. Nachdem ſie dieſe Beiſtimmung den 6. und 8. März erhalten, ergriff der Prinz von Carignan am 9. ſolche Maßregeln, daß jede Beweguug in Turin unmöglich wurde. Die Verſchwörer wurden davon unterrichtet und ertheilten Gegenbefehle. Demungeachtet kam die Inſurrektion am 10. in Alexandria zum Ausbruch. Die Verſchwörer beſtanden nun noch mehr als vorher darauf, Karl Albert an ihrer Spitze zu haben.

es in Ausführung zu bringen; eine Umgeſtaltung in den Inſtitutionen des Landes beabſichtigend, ohne jemand weder aus der Verwaltung, noch von der Spitze der Armee zu entfernen; das Gouvernement von Novare dem Grafen von Latour und das von Savoien dem Grafen von Andezeno überlaſſend, obgleich beide als erklärte Feinde der Revolution bekannt waren; in ihrer Proklamation von einer europäiſchen Epoche ſprechend, ohne es zu wagen den Namen Italien zu betonen; den Krieg vorausſehend, begreifend, daß man im Volke allein die dazu erforlichen Mittel finden könne, und demungeachtet nichts thuend, um dies Volk für die Revolution zu intereſſiren, ſondern vielmehr es zurückhaltend, aus Beſorgniß, daß es das vorausgeſtellte Programm nicht genau beobachten könne; ſich enthaltend die Wahl-Verſammlungen zuſammen zu rufen; jede Maßregel vermeidend, wodurch man den Zuſtand des Volks hätte verbeſſern können, und ſo viel ſie vermochten, den einzigen Vortheil zu beſchränken, den die volksthümliche Initiative einer Junta entriſſen hatte.*)

Was wollten ſie aber eigentlich und welche Hoffnungen nährten ſie? Als Karl Albert von ihnen ſich abwendete, begriffen ſie, daß ſie verloren ſeien. Die letzte Glücksfälligkeit jener königlichen Geſetzmäßigkeit, wodurch ſie eine Nation zu ſchaffen ſich bemüht, ver-

*) Nach dem Aufſtand in Genua, wo dem bereits bekannten Wunſche von Karl Felix zuwider, eine Junta ſich gebildet, die den Preis des Salzes auf die Hälfte herabſetzte und einige Eingangszölle unterdrückte. Die Zentral-Regierung ihrerſeits erklärte dieſe Verfügungen für nichtig und dekretirte, daß der Salzpreis nur um ein Viertel zu vermindern ſei.

ſchwand mit ihm. Als der Feind erſchien, fand er ſie von Allem entblößt, ohne militäriſche Hilfe, ohne Hoffnung, ohne feſten Plan.

Sie flohen in der größten Unordnung und ſchifften ſich über Hals und Kopf zu Genua ein, geſchützt von dem Volke, das ſich zuerſt erhoben und deſſen Beiſtand ſie abgelehnt hatten, das ſeitdem mit gekreuzten Armen und düſterm Blick Zuſchauer geblieben, feſt überzeugt, daß weder ſeine Sache, noch ſeine Leute im Spiele waren, und das demungeachtet in dieſem Augenblicke zur Vertheidigung der italieniſchen Freiheit ihnen ſein Blut, ſeine Stadt und ſeine Erinnerungen von 1746 darbot. Sie lehnten das Alles ab und zogen auf und davon; bloß um zu beweiſen, daß ſie nicht vor den Oeſtreichern flöhen, ſondern vor Sofismen, kamen ſie faſt alle, nach Wundern der Tapferkeit, bei Völkern um, die, was ſie zur Vertheidigung der Freiheiten Spaniens und Griechenlands gethan, nie vergeſſen werden.

Solches waren die Handlungen der Karbonari, jener Verbündung, die ſo tiefe Wurzeln in den Boden Italiens geſchlagen, und ſich in Verfolgung eines bloßen Hirngeſpinnſtes erſchöpft. Es war ein ungeheurer, gewaltiger Körper, dem nichts als ein Kopf fehlte.

Nicht an guten Abſichten gebrach es ihr, ſondern an Ideen, nicht am Gefühl, ſondern am Begriff der Nationalität. Durch oberflächliche Beobachtung einiger fremden Länder irre geleitet, wähnte ſie ein gemeinſames Vaterland zu ſchaffen, indem ſie eine Fahne ſchwang, welche nicht die des Vaterlandes war.

Durch eine befremdende Viſion verleitet, worin ſich die ganze Unerfahrenheit eines erſten Verſuchs und der vollkommene Mangel jenes Glaubens beurkundete, der allein zu großen Thaten führen kann, hoffte ſie vollbringen zu können, was das größte Ereigniß der neuern Zeit ſein wird, und zwar ohne Krieg, ohne gewaltſame Anſtöße, ohne volksthümliche Beſtrebungen, einzig und allein durch die Veränderung einiger Worte in den Juſtitutionen des Landes.

Läßt man dagegen dieſe Fehler unbeachtet, deren die Häuptlinge allein ſich ſchuldig gemacht, welchen Muth, welche zahlloſen Beiſpiele unbekannter, doch in ihren Ergebniſſen fruchtbarer Dahingebung, haben mit Ruhm die Jugend bedeckt, die den untergeordneten Rang dieſer Verbündung bildete. Welche glorreiche Beharrlichkeit in der Erziehungs-Aufgabe, und wie heldenmüthig war nicht das Märtirerthum, das ſo oft der Preis davon wurde.

Denn nicht in Neapel und Piemont allein waren die gegen die Karbonari gerichteten Verfolgungen häufig, ſie erſtreckten ſich auch über ganz Italien. Die Menge der Verurtheilungen, im alleinigen Herzogthum Modena, beliefen ſich auf 130 bis 140. In der Lombardei wurden den 18. Mai 1821 13 Individuen wegen Hochverrath zum Tode verurtheilt, einzig und allein, weil ſie Karbonari waren. Ueber hundert Perſonen wurden in Piemont verurtheilt, und eine noch viel größere Menge hatte das gleiche Schickſal in Neapel.

Wenn der Karbonarismus nicht an und für ſich ſelbſt eine Revolution iſt, ſo bereitet er eine ſolche vor. Hat er auch die Freiheit nicht genügend er-

klärt, ſo hat er doch das Gefühl davon volksthümlicher gemacht. Hat er nicht ein geſellſchaftliches Symbol begründet, ſo hat er wenigſtens den Boden von allem Aberglauben und allen Vorurtheilen gereinigt, die ſeiner Begründung ſich entgegenſtellten. Dies Streben war augenſcheinlich im Karakter der Bewegung Italiens von 1831, welche der Gegenſtand eines dritten Briefes ſein wird.

Die Geſellſchaften in London.

Es iſt möglich, daß eine Geſellſchaft, in der ſich viele Perſonen von Bildung, Takt, Feinheit und Geiſt befinden, demungeachtet im höchſten Grade langweilig und abgeſchmackt ſei. Vielleicht gibt es auf der ganzen Erde keine Stadt, in der man ſo viele durch die Vielſeitigkeit ihres Verſtandes und ihrer Kenntniſſe, ſo wie durch die Grazie ihrer Unterhaltung, ausgezeichnete Männer findet, als zu London, uud dennoch kann nicht leicht irgendwo der geſellſchaftliche Ton geſchmackloſer und ekelhafter ſein, als eben dort. „Eine kleine Anzahl Menſchen von ganzem Herzen zu lieben,“ ſagte die Herzogin von Marlborough, „und oft die zu ſehen, die ich liebe, das iſt das größte Glück, welches ich auf Erden genießen kann.“

Aber grade das iſt in London ganz unmöglich. Man hat ſo viele Bekanntſchaften und Einladungen, daß die Stadt einem Vauxhall nicht unähnlich iſt, wo die beſten Freunde ſich die ganze Nacht über befinden können, ohne ſich zu ſehen. Bemerkt man bei

Tiſche eine Perſon, deren Manieren und Unterhaltung uns gefallen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß man eine nähere Bekanntſchaft mit ihr anknüpfen könne, denn vielleicht findet man den ganzen Winter über nicht einmal die Gelegenheit, mit ihr wieder zuſammenzutreffen.

Die Wellen bewegen und drängen ſich dergeſtalt, daß jede Leere davon ausgefüllt iſt, und man ſelbſt nicht einmal die Zeit hat, ſie zu bemerken. Daher kommt es denn auch, daß die Bewohner von London äuſſerſt gleichgültig gegen einander ſind. Zudem hat die moderne Höflichkeit die Gewohnheit einer tölpiſchen Vertraulichkeit eingeführt, der zufolge man die Hand einer neuen Bekanntſchaft eben ſo herzlich drücken muß, als die eines alten Freundes. Oft hat es mich beluſtigt, mein Ohr dieſem Worttauſchgeſumm in den Geſellſchaftsſälen zu leihen. Es iſt gar nichts Seltenes, Unterhaltungen folgender Art zu hören:

„Wie gehts, lieber Freund? Ich bin entzückt Sie zu ſehen. Iſt Miſtriß M. wieder in Wochen geweſen?“

— Wie ſo, wieder in Wochen? Ich bin erſt ſeit drei Monaten verheirathet. Sie wollen wahrſcheinlich von meiner erſten Frau ſprechen, die ſchon vor zwei Jahren geſtorben iſt.

Oder:

„Ei guten Tag, mein Beſter! Es iſt ja gewaltig lange her, daß ich Sie nicht in der Stadt geſehen. Waren Sie vielleicht ein wenig in Norfolk?“

— Nein, ich komme eben aus Indien, wo ich drei Jahre zugebracht habe.

Aller Annehmlichkeiten der Freundſchaft und einer wahren Zuneigung beraubt, erhalten ſich die Londner-

Bekanntſchaften nur durch den Austauſch der Viſitenkarten und Höflichkeitsbezeugungen. Will man auf dieſe Lebensweiſe verzichten, und ſich nur allein auf den Umgang mit ſeinen beſten Freunden und Blutsverwandten beſchränken, ſo gewinnt man dadurch nicht das Geringſte. Kommt man um ein Uhr Nachmittags zu ihnen, ſo ſind ſie noch nicht ſichtbar. Um zwei Uhr iſt der Saal mit gleichgültigen Menſchen angefüllt, die von der letzten Abendgeſellſchaft ſchwatzen und die folglich mit größerm Intereſſe angehört werden als wir. Um drei Uhr iſt man ausgegangen, um ſeine Einkäufe zu machen. Um vier Uhr geht man nach dem Park; um ſieben Uhr kleidet man ſich an; um acht Uhr ſpeiſet man mit einem Dutzend Freunde zu Mittag; um eilf kleidet man ſich von Neuem, um auf den Ball zu gehen. Man geht endlich um Mitternacht nach Hauſe, ohne mit irgend einem Verwandten oder Freunde geſprochen zu haben. Von einem ſo traurigen Daſein ermüdet, ſtürzt man ſich wieder in die Welt, die man vor Kurzem verlaſſen hatte, ohne ſich darum im mindeſten behaglicher zu fühlen.

Der erſte Mißſtand in der Londoner Lebensweiſe iſt die ſpäte Stunde, in der man zu Mittag ſpeiſet. Den ganzen Tag impransus zuzubringen, und ſich um acht Uhr zu Tiſche zu ſetzen, iſt eine Sünde nicht allein gegen den geſunden Menſchenverſtand, ſondern auch gegen die Forderungen jedes geſunden Magens. Beleſene Perſonen haben es verſucht, dieſen albernen Gebrauch durch das Abendeſſen der Römer zu rechtfertigen, aber ſie wiſſen nicht, oder wollen nicht wiſſen, daß es um drei Uhr Nachmittags ſtattfand, eine Stunde, die alle edle Einwohner von

Grosvenor-Square im höchſten Grade lächerlich finden würden.

Zur Steuer der Wahrheit muß man jedoch geſtehen, daß die britiſchen Frauen nicht ganz ſo lächerlich ſind, als die Männer, weil ſie wenigſtens gegen vier Uhr ein kleines Mahl einnehmen. Würde dieſer Gebrauch allgemein angenommen, ſo hätte man nicht nöthig, um acht Uhr ſo ſchwer verdauliche Speiſen aufzutragen, und die Geſellſchaft würde ſich dabei beſſer befinden. Denn man darf ſich nicht bergen, daß die Unterhaltung viel durch die Art und Weiſe leidet, mit welcher die Mahlzeiten ſtattfinden.

Der Wirth, die Wirthin und die unglücklichen Freunde, die man zur Hilfe ruft, ſind wenigſtens die drei Viertel des Mahls über mit der Bedienung, Verſchneidung, Anbietung u. ſ. w. beſchäftigt, weshalb ſie keinen Theil an der Unterhaltung nehmen können, und wodurch die Züge der Wirthin oft ſehr entſtellt werden. Sodann verliert man noch viel Zeit durch die Aufſuchung der Schüſſeln, die zwiſchen kleinen Apollo's und Liebesgöttern, mit denen der Tiſch überdeckt iſt, verborgen ſind. Sollte man nicht meinen, daß das Mittel, ſich bei Tiſche zu vergnügen, darin beſtehe, die Bedienten machen zu laſſen was ihres Amtes iſt, und die Gerichte zu ſehen, von denen man vorzugsweiſe eſſen möchte? Leider hat man davon in England noch keinen Begriff. Bei einem engliſchen Mittageſſen ſcheint Alles auf das Schweigen und die Beſchränktheit der Gäſte berechnet zu ſein, die denn auch nicht ermangeln, ſich recht weidlich zu langweilen.

Unmittelbar nach dem Eſſen muß man zum Ball oder Raout gehen, aber gewöhnlich braucht man mehr Zeit

von St. James-Square nach Cleveland-Row zu gehen, als von London nach Hunslow. Es iſt unmöglich, aller der Desapointements zu gedenken, die man erdulden muß, wenn man in den Saal gelangt, den die glänzende Menge erfüllt. Manchmal ſieht man einen Freund, der am andern Ende des Gemachs breit gedrückt wird, ohne daß man zu ihm gelangen kann, und da alle Bewegungen der Geſellſchaft durch einen rein mechaniſchen Druck beſtimmt werden, ſo iſt es ſehr leicht möglich, daß der Strom uns neben einen heimlichen oder offenen Feind preßt, von dem wir nicht loskommen können.

Von der Menge fortgedrängt, erſtickend in der Hitze, geblendet von den vielen Lichtern, ſcheinen alle Quellen der Vernunft vollkommen ausgetrocknet zu ſein. Der Gaſt verliert ſeine Lebhaftigkeit und wird untauglich für jede Beobachtung. Sehr wahr iſt es alſo, was Frau von Stael zu einem Briten ſagte: „In euern Raouts hat der Körper mehr zu thun als der Geiſt.“ Selbſt wenn es Menſchen gibt, die robuſt genug ſind, um noch reden zu können, ſo thun ſie es doch nicht leicht, weil ſie in dem Raum eines Quadratfußes zehn dicht zuſammengepreßte Köpfe erblicken.

Oft, wenn man es ſo weit bringt, mit Hilfe der Ellenbogen und Kniee bis zu einem Bekannten zu gelangen, kann man nichts anders thun, als ſich gegenſeitig zu fragen, wie man ſich befinde.

Gegen ein Uhr Nachts vermindert ſich das Gewühl, und wenn man durch die fünf- oder ſechsſtündige Preſſe noch nicht ganz ermüdet iſt, kann man vielleicht ſich etwas freier und annehmlicher bewegen.

Abenteuer auf einer Reiſe durch Spanien.

Letzte Hälfte.

Wie in Sevilla, fährt unſer Reiſender fort, war in Kordua (Cordova) nichts anziehender für mich, als die Hauptkirche. Die zu Sevilla ſetzt in Erſtaunen durch ihre Größe, durch ihre wirklich erhabenen Proportionen. Die Kathedrale von Kordua, deren Karakter weniger großartig iſt, intereſſirt durch ihre eigenthümliche Bauart und ihre frühere Beſtimmung. Sie war urſprünglich eine Moſchee, die dritte auf der Erde, wo nicht gleich, doch wenig zurückſtehend hinter der Kaaba zu Mekka und der Moſes-Kibla zu Jeruſalem. Sie wurde von Abderrahman I erbaut, der ſie zur ſchönſten der Welt machen wollte.

Ihr Aeuſſeres gewährt einen ſonderbaren Anblick und bietet nichts dem Auge Gefälliges. Man gewahrt nichts als dicke, aus einer gelblichen Steinart aufgeführte Mauern, etwas mehr als 30 Fuß hoch, mit maſſiven viereckigen Pfeilern, die nicht gleichförmig von einander entfernt ſind, deren verkleinerte Form der eines niederländiſchen Hauſes nicht unähnlich iſt, mit einer Bogenthür zwiſchen den Pfeilern.

Durch einen dieſer Eingänge gelangte ich in einen großen mit Orangenbäumen angefüllten Hof, Patio de los Naranjos genannt. Eine andere Thür führte mich in die Moſchee ſelbſt, und nun befand ich mich

inmitten eines Säulenwaldes, deſſen dünne zahlloſe Stämme eine Menge langer und enger Galerien bildeten, die alle nach leuchtenden Punkten führten, welche eben ſo viele offene Thüren waren. Am meiſten wurde ich von der geringen Höhe des Gebäudes betroffen. So weit, licht und hoch das Schiff der Hauptkirche zu Sevilla mir geſchienen, ſo niedrig, düſter und zuſammengedrückt ſtellte das der Kirche von Kordua ſich mir dar. Die geringe Höhe der Moſchee iſt auſſer allem Verhältniß mit ihrer großen Ausdehnung, die einen Rechtwinkel von 150 Schritt Länge auf 138 Schritt Breite bildet, was eine ſonderbare Wirkung macht, die noch durch den Kontraſt der doppelten, maſſiven Fenſterbogen mit den ſchmächtigen Säulen vermehrt wird. Dieſe Baſilika hat alſo ein gleichzeitig ſchwerfälliges und zerbrechliches Anſehn, während die rieſigen Pfeiler der Hauptkirche von Sevilla, wie gering ihre Zahl auch ſei, doch hinlänglich ſind, die Laſt des auf ihnen ruhenden ungeheuern Schiffes zu tragen.

Ein feierliches Dunkel herrſcht in dieſem Gebäude, das nur durch wenige Fenſter erhellt wird. Darum auch iſt, der blendenden Weiſſe der Wände und der Kuppel ungeachtet, wovon die andaluſiſche Sonne zurückſtrahlt, das Innere in beſtändige Dämmerung gehüllt, und wäre das Klima weniger ſchön, der Himmel weniger klar, würde man nicht mehr darin ſehen, als in einem Ofen. Die türkiſchen Moſcheen ſind düſter, wie die heidniſchen Tempel. Erſt das Chriſtenthum hat Licht in die Gotteshäuſer gebracht.

In Sevilla empfand ich ein Gefühl der Erhebung, in Kordua ein ſolches des Entſetzens. Hier iſt man

noch von den drohenden Schrecken der alten Wälder umgeben. Es iſt etwas vom Serail in der Moſchee. Die Muſelmänner ſperren ihren Gott ein, wie ihre Weiber. Die **Mezquita** (die Kirche hat dieſen Namen bewahrt) iſt jedenfalls ſehr bemerkenswerth, ſowohl ihrer Sonderbarkeit wegen, als weil ſie das einzige Denkmal von Wichtigkeit iſt, das den Chriſten nähere Andeutung gewähren kann über die innere Einrichtung der dem mohametaniſchen Kultus gewidmeten Gebäude. Leider hat ihre Umgeſtaltung in eine katholiſche Kirche dieſer Reliquie arabiſcher Baukunſt ihre volle Eigenthümlichkeit geraubt. Man hat ihr zahlreiche Kapellen angehängt. Im Mittelpunkte iſt ein Chor, der, wie prächtig er auch iſt, hier doch nicht an ſeinem Platze zu ſein ſchien, und man muß mit vollem Rechte den übeln Geſchmack, oder den übertriebenen Eifer tadeln, der die Perſpektive durch ſeine Hinzufügungen unterbrochen, das Ganze entſtellt und ihm ſeinen urſprünglichen Karakter geraubt hat.

Das Gebäude beſteht aus 29 Fachwerken oder Bogen von 9 Fuß Breite, die von Morgen gegen Abend gewendet ſind, wie aus 19 andern, 17 Fuß breiten, die anfänglich gegen den Orangenhof führten, jetzt aber mit Kapellen angefüllt ſind, und deren Richtung von Mitternacht gegen Mittag iſt. Die Säulen, welche das Ganze tragen, ſind ſo zahlreich, daß ich, um einen richtigen Begriff davon zu geben, ſie nur mit einer Baumſchule vergleichen kann. Ich habe ſie nicht gezählt; aber ein alter Kirchendiener verſicherte mich, daß deren nicht weniger als 1017 geweſen *),

*) Einige Schriftſteller behaupten, die Menge der Säulen habe ſich auf 1093 belaufen.

wovon jetzt nur noch 834 vorhanden ſind, indem man die übrigen bei Erbauung der Kapelle abgetragen. Dieſe Säulen, die gewöhnlich nicht über zehn Fuß hoch und anderthalb Fuß dick ſind (obgleich dieſe Angabe nicht als allgemeine Regel betrachtet werden kann), ſind von Jaspis, Porfyr, Sienit und den ſeltenſten Marmorarten von grauer, rother, blauer, grüner, gelber oder weiſſer Farbe, ſchön geadert und geſtreift. Die meiſten ſind ganz einfach, alle ſind ohne Sockel und von korinthiſchen Kapitälern vom hellſten weiſſen Marmor gekrönt. Darf man den Kronikenſchreibern von Kordua, Morales und Ruano, Glauben beimeſſen, ſo hätten mehre dieſer Säulen bereits zu einem auf derſelben Stelle geſtandenen Janustempel gehört, und wirklich ſchienen ſie mir, ihrem Verhältniß nach, mehr römiſchen als mauriſchen Urſprungs zu ſein.

Ein einziger Theil des Gebäudes iſt noch in ſeiner erſten Geſtalt vorhanden, nämlich eine Kanzel, die einen Raum von 40 Geviertfuß einnimmt. Sie befindet ſich zwar im Mittelpunkte der Moſchee, wird aber ſo ſehr vom chriſtlichen Chor verborgen, daß man ſie, obſchon ſie noch vollkommen wohl erhalten iſt, kaum bemerkt. Ihre Wölbung iſt 50 Fuß hoch, und bildet einen achteckigen, mit dunkelm, ſchön geſchnitztem, gemaltem und vielfarbigem Holz bekleideten Dom. Die Wände ſind mit herrlichen Arabesken geſchmückt, deren Zierlichkeit ſie nicht vor dem barbariſchen Reichthum der katholiſchen Verzierungen hat bewahren können.

Das Zankarron, oder die Mahomets-Kapelle, die ſich an die ſüdliche Mauer lehnt, übertrifft durch ihre Schönheit alle übrigen Theile der Moſchee. Sie

beſteht aus drei Umſchlüſſen (und nicht Kapellen, obſchon man ſie alſo genannt), die vom Ueberreſt der Kirche, wie der eine von dem andern, durch Jaspis- und Marmor-Säulen getrennt ſind, die doppelte, dreiblättrige Bogen von der ſonderbarſten Form tragen, deren Styl ſonſt nirgends in der ganzen Halbinſel vorhanden iſt. Der mittlere Theil iſt vorzüglich beachtungswerth. Durch eine Bogenthür gelangt man in ein inneres Gemach, um deſſen Wände ſich ein breiter Vorſprung zieht, der mit Arabesken von harmoniſcher Zeichnung und Farbe, roth, ſchwarz oder vergoldet, und mit Muſivarbeiten von Kriſtall, von unvergleichlicher Schönheit, überſäet iſt. Um dieſe Malereien ſchlingen ſich lange und ſchmale Streifen, mit Inſchriften in Goldbuchſtaben auf ſchwarzem Grunde, oder umgekehrt. Darüber iſt die bis zum Bogenſchluß mit Relief-Verzierungen bekleidete Decke, die ſich durch einen prachtvoll vergoldeten Belveder beendet, welcher von kleinen Oeffnungen, oder Fenſtern ohne Scheiben, erhellt wird. Das Innere des Gewölbes iſt ein 15 Fuß hohes Achteck. Die Wände ſind mit Säulen und Reliefbogen beſetzt, und das Gewölbe von weiſſem Marmor ſtellt eine Herzmuſchel dar. Dieſe Oertlichkeit war die Makſura, wo ehemals der Koran aufbewahrt wurde; jetzt nennt man ſie die Bibliothek.

Die von den Chriſten der Moſchee beigefügten Anhängſel, deren Beſchreibung ſehr undankbar ſein würde, datiren von 1533. Sie wurden allen Gegenvorſtellungen der Einwohner von Kordua, die das Gebäude gern in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten ſehen wollten, zum Trotz aufgeführt. Um dieſelbe Zeit erbaute man

auch den Chor und die 60 Kapellen. Leider wird dies vandaliſche Begehen durch kein beachtungswerthes Kunſtwerk ausgeglichen.

An verſchiedenen Stellen des alten Gebäudes bemerkt man hölzerne Tafeln mit alten oft unlesbaren Inſchriften. Dieſe ſind in gothiſchen Schriftzügen und beziehen ſich auf Krieger im Gefolge des heiligen Ferdinand, als er 1236 den Mauren die Stadt entriß. Auf einer der Säulen iſt ein unförmliches Kreuz, das vor mehren Jahrhunderten ein in der Gewalt der Mauren befindlicher Chriſtenſklave eingegraben haben ſoll. Dieſe durch ein kleines Eiſengitter geſchirmte Merkwürdigkeit iſt mit nachſtehender Inſchrift verſehen:

Este es el sto Christo que hizo el Cavt Tibocon Launa *),

(dies iſt das heilige Kruzifix, das der Sklave mit ſeinem Nagel eingegraben hat).

Der Orangenhof, oder Patio de los Naranjos, iſt viel geräumiger zu Kordua, als der zu Sevilla. Er bildet ein längliches Viereck von 440 auf 410 Fuß, und iſt mit Orangen-, Zitronenbäumen und Zypreſſen beſetzt, wovon viele über hundert Jahr alt ſind. In verſchiedenen Theilen des Gartens ſind Springbrunnen vom klarſten Waſſer, die eine große Ziſterne füllen, deren unterirdiſcher Behälter beinah den ganzen Hof

*) Die eigentliche Rechtſchreibung obiger Inſchrift iſt: Este es el sancto Christo que hizo el cautivo con la una. Irregeleitet durch die fehlerhafte Aneinanderfügung der Buchſtaben, überſetzt unſer britiſcher Reiſender die Inſchrift folgendermaßen: „Dieſes iſt das heilige von dem Gefangenen Tibokon Launa eingegrabene Kreuz.“

begreift. Die Wege zwiſchen den Bäumen waren ehemals mit Muſivboden von ſchönem Marmor und regelmäßiger Zeichnung geſchmückt, die Einſetzroſen um jeden Baum bildeten, um dem Stamm hinlänglichen Raum zur Ausdehnung zu laſſen. Sie ſind jetzt mit Raſen bedeckt und werden von dichten Laubdächern beſchattet, worin Tauſende von Vögeln ihre Neſter haben. Ein mauriſcher Säulengang umſchließt den Hof, deſſen ſüdliches Ende an die Moſchee ſtößt, auf drei Seiten. Gegen Mitternacht erhebt ſich ein 300 Fuß hoher viereckiger Thurm, von zierlicher Bauart, an deſſen Fuße ſich ein Portal befindet, Pradonthor genannt, wo, wie man vermuthet, die Mahometaner ihre Abwaſchungen vornahmen. An den Wänden angebrachte Inſchriften aus dem Koran erinnerten ſie an dieſe Pflicht, wonach ſie mit nackten Füßen zum Gebet in das Heiligthum traten. Dieſer Hof hat ſo gut ſeinen urſprünglichen Karakter bewahrt, daß, wenn man unter den alten Bäumen und zwiſchen den plätſchernden Waſſern das merkwürdige Pradonthor, die Moſchee mit den tauſend Säulen und vor Allem die ſchöne und fantaſtiſche Bauart des Zankarron bemerkt, man immer erwartet, einen Turban aus dem Tempel hervorkommen zu ſehen.

Nach der Moſchee iſt nichts mehr in Kordua, das an die Größe der Kalifenzeit erinnert. Die Stadt iſt klein, die Straßen ſind eng, winkelig und übel gepflaſtert. Der Erzbiſchof Roderich Ximenes ſagt in ſeiner „Historia Arabum", daß Kordua um Mitte des neunten Jahrhunderts, unter der Regierung Abderrahmans II, vierten Kalifen von Spanien, gepflaſtert worden, und man muß geſtehen, daß die Araber das

Erdpechpflaſter nicht erfunden haben. Die ſchlecht gebauten niedrigen Häuſer gewähren einen um ſo elendern Anblick, weil ſie nicht einmal Glasſcheiben haben *).

Ich durchſchritt eine Straße, worin alle Fenſter ſtatt der Scheiben mit dicken Eſparto-Matten verſehen waren, die zugleich Schatten und Friſche gewähren. Das Alles verhindert nicht, daß die Stadt in ihrer Geſammtmaſſe, mit ihren zahlloſen Gärten, ihren alterthümlichen, von Orangen-, Feigen- und Granatbäumen oder hoch emporreichenden Reben umkränzten Gebäuden, worin man eine angenehme Gebirgsluft einathmet, höchſt maleriſch ſei. Der weſtliche hoch ligende Theil der Stadt iſt der wohlhabenſte. Man ſieht da recht ſchöne Häuſer. Hier auch wohnt der Adel, „das blaueſte Blut Spaniens," wie man zu ſagen pflegt. Und wirklich haben die älteſten Familien, die, ſtolz auf ihre Grundbeſitzungen und ihre alten Stammbäume, den Forderungen und Ausgaben des Hofes ſich entziehen wollen, hier ihre Reſidenz aufgeſchlagen.

Kordua iſt buchſtäblich eine Urſtadt, worin fremde

*) Kordua iſt eine durchaus mauriſche Stadt, und wie man weiß, iſt nichts trauriger, als der Anblick einer ſolchen Stadt. Die Häuſer ſind Feſtungen oder Klöſtern nicht unähnlich. Sie haben keine, oder doch nur ſehr wenige Fenſter nach der Auſſenſeite, und oft nur eine einzige kleine und niedrige Thür. Indeß würde man ſich ſehr täuſchen, wenn man von dieſem äuſſern Anſchein auf die innere Einrichtung ſchließen wollte. So ſind zu Kordua ſelbſt die Wohnungen reicher oder vornehmer Leute wirklich ausgezeichnet durch ihre Bequemlichkeit, den Geſchmack und die zierliche Ausſchmückung der Gemächer. Ueberall bemerkt man Marmor, Alabaſter und ſchöne Vergoldungen. Uebrigens iſt die Stadt auch nicht klein, obgleich ihre Bevölkerung jetzt nicht mehr ſo beträchtlich iſt, als ſie es ehemals geweſen.

Sitten und Gebräuche noch keinen Zutritt gewonnen haben, und wo der Nationaltypus noch fortbeſteht, der ſo ganz in Kadix, ja ſelbſt in Sevilla verwiſcht iſt, wo ein Brite ſich in ſein Vaterland verſetzt glauben könnte. Ungeachtet ſeiner täglichen Verbindungen mit Kadix und Madrid, ungeachtet der von den vielen tauſend Reiſenden, welche die Eilwagen aus beiden Städten ihm zuführen, verbreiteten Anſteckung, iſt Korduа immer noch unempfindlich geblieben gegen die Mode, und der entſetzliche Uſurpator des weiblichen guten Geſchmacks, der franzöſiſche Kopfputz, iſt hier noch gänzlich unbekannt. Dagegen iſt die Mantilla noch unumſchränkt herrſchend, und die Männer zeigen ſich noch öffentlich in der ſpaniſchen Tracht eines Majo. Auſſer ſeinen Sitten, ſeinen Trachten und ſeiner morgenländiſchen Fyſionomie intereſſirt Kordua auch noch durch ſein an Ereigniſſen ſo reiches Alter, durch die alterthümliche Pracht, wovon in ihm noch ſo viele koſtbare Spuren vorhanden ſind, und durch ſeine Geſchichte, deren gedrängten Hauptinhalt wir in wenigen Worten mittheilen wollen.

Die Gründung von Kordua iſt bald den Römern oder Fönikiern (koloniſirenden Perſern), bald Herkules und ſelbſt Tubalkain zugeſchrieben worden. Ohne mich in ſo verſchiedenartige Meinungen zu verſtricken, ſage ich nur, daß nach dem gelehrten Conde der Name Korduba abgeleitet werden kann von Karta Tuba (bedeutende Stadt), und daß, wenn ſchon Strabo ſagt, daß dieſer Ort im Jahr 585 vor Chriſti Geburt durch Marcellus gegründet worden, darunter eigentlich nur eine Wiederaufbauung und Vergrößerung verſtanden ſein kann. Mehre Schriftſteller be-

haupten, daß, lange vor Eroberung Spaniens durch die Römer, Kordua eine der vorzüglichſten Städte der Turdetanen oder Turdulen, einem eingebornen Volke Andaluſiens, war. Jedenfalls iſt es zuverläſſig, daß Kordua, ſpäter Colonia patricia genannt, unter den Römern eine Stadt erſten Ranges wurde, daß es die Hauptſtadt des jenſeitigen Spaniens war, berühmt durch ſeine Schulen und Gelehrten, von welchen letzten man nur die beiden Seneka und Lukan namhaft zu machen braucht.

Duosque Senecas, unicumque Lucanum
Facunda loquitur Corduba.

(*Martial.*)

Nach der arabiſchen Invaſion ward Kordua die Reſidenz der Kalifen, und erlangte dadurch eine noch größere Wichtigkeit. Als Hauptſtadt der Sarrazenen in Spanien war Kordua zu einer Zeit, wo das ganze übrige Europa noch im Fegfeuer der Unwiſſenheit, der Barbarei und des Aberglaubens ſchmachtete, mehre Jahrhunderte lang die Zufluchtsſtätte des arabiſchen Genies, wie der Künſte und Wiſſenſchaften. Es war das abendländiſche Bagdad, die aufgeklärteſte, geſittetſte Stadt dieſes Theils der Erde, und der von ihm ausgehende Glanz war um ſo blendender, je größer die ringsum herrſchende Finſterniß noch war.

Der erſte der abendländiſchen Kalifen, Abderrahman, der um Mitte des achten Jahrhunderts in Kordua herrſchte, trug nicht wenig bei zum Ruhme und zur Vergrößerung der Stadt; doch erſt unter Abderrahman III, einem ſeiner unmittelbaren Nachfolger, gelangte ſie zum Gipfel ihrer Größe. Alles wahrhaft Nützliche, namentlich der Ackerbau, gediehen

zu einer bisher beiſpielloſen Vollkommenheit. Jede Erfindung wurde unterſtützt. Zahlreiche Unterrichtsanſtalten, worin kein Zweig menſchlicher Kenntniſſe überſehen war, und wo eben ſo wohl Aſtronomie als Arzneiwiſſenſchaft, Geometrie als Muſik, Erdkunde als Poeſie, Baukunſt und die verſchiedenartigſten Sprachen gelehrt wurden, ſtanden im ſchönſten Flor. Die von *Al Hakem*, einem Sohne Abderrahmans III, gegründete Bibliothek ſoll nicht weniger als 600,000 Bände *) enthalten haben, eine um ſo erſtaunlichere Zahl, weil damals die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war. Kordua, dem einige arabiſche Schriftſteller eine Million Einwohner geben, was jedoch unglaublich iſt, weil alsdann die Stadt, mit ihren vielen Gärten, einen Umfang von zwanzig Stunden hätte haben müſſen **), war der Sammelplatz aller ausgezeichneten Perſonen und aller Gelehrten des ganzen Landes. Seine Filoſofen erlangten eine eben ſo große Berühmtheit durch ihre vielſeitigen Kenntniſſe, als ſeine Ritter durch ihr zierliches Benehmen und ihre Tapferkeit.

Um dieſelbe Zeit erreichte der Handelsverkehr von Kordua ebenfalls ſeinen Zenith. Seine Leder- oder

---

*) Die Rede iſt nicht von 600,000 Bänden, ſondern von eben ſo viel *Handſchriften*. Alle Geſchichtſchreiber ſind darüber einverſtanden. Das alleinige Bücher-Verzeichniß beſtand aus 44 Bänden, jeder von 50 Bogen. Auſſer dieſer großen Bibliothek gab es in Kordua noch 70 andere, die natürlich weniger bedeutend waren, aber doch immer noch eine ungeheure Menge Handſchriften enthielten.

**) Die glaubwürdigſten Geſchichtſchreiber ſchlagen die Bevölkerung dieſer Stadt auf 300,000 Seelen an. Nach Einigen hatte ſie 1600, nach andern nur 600 öffentliche Bäder.

Korduan-Fabriken, denen die Schuhmacher in England ihre Benennung Cordwainers und in Frankreich Cordonniers (urſprünglich Cordouaniers) verdanken, ſeine Seidenwebereien, wie ſeine Gold- und Silbergaſe hatten in Europa lange eine ausſchließende Berühmtheit. Das Jahres-Einkommen des Königreichs überſtieg 6 Millionen Pfund Sterling (72 Mill. fl.), eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Die Stadt war ſehr groß, wenn es wahr iſt, wie ein mauriſcher Schriftſteller berichtet, daß er, immer in der gleichen Richtung fortſchreitend, 10 Meilen ($3\frac{1}{3}$ Wegſtunden) zwiſchen einer ununterbrochenen Häuſerreihe zurückgelegt. Ohne die Vorſtädte ſoll Kordua einen Umfang von 14 Meilen ($4\frac{3}{4}$ Stunden), und mit denſelben über 200,000 Häuſer, 1600 Moſcheen, 900 öffentliche Bäder und eine Million Einwohner gehabt haben. Wer vermag im heutigen Kordua noch das frühere zu erkennen? Seine Bevölkerung beläuft ſich nicht auf 20,000 Seelen *), ſein Handel und ſeine Gewerbthätigkeit ſind verſchwunden, und das majeſtätiſche Gebäude ſeiner alten Größe iſt jetzt nichts mehr, als ein unförmlicher Trümmerhaufe. Seine frühere Manneskraft iſt durch vollkommene Hinfälligkeit erſetzt worden.

Korduas Verfall ſchreibt ſich von Anfang des eilften Jahrhunderts her, wo es, in Folge der Theilung des Königreichs in mehre kleine Staaten, aufhörte die

*) Der übereinſtimmenden Verſicherung aller unterrichteten Spanier zufolge, würde Kordua gegenwärtig über 60,000 Einwohner haben. Volger gibt ihm 22,000 (oder 57,000) Einwohner, Blanc ebenfalls 22,000 und Rees, in ſeiner Enzyklopädie, nur 15,000.

Hauptſtadt zu ſein. Ferdinand der Heilige nahm es 1236, vertrieb daraus die Mauren und verwandelte die kurz vorher noch ſo blühende Stadt in eine vollkommene Einöde. Obgleich ſie ſeitdem ſich wieder ein wenig erhoben hat, wird ſie doch ſchwerlich je mehr ſelbſt nur bis zu einem bleichen Abglanz ihrer frühern Größe gedeihen. Die Zeit iſt mit ihrer Staſe über ſie hinweggegangen.

Mit Leichtigkeit entdeckt man in Kordua noch Spuren von den verſchiedenen Völkern, welche ihre Anſchwemmungen in dieſer Stadt zurückgelaſſen. Straßen, Kirchen, Klöſter, Häuſer ſind ſo zu ſagen überſäet mit zahlloſen Ueberreſten der römiſchen und der mauriſchen Herrſchaft. Die Stadtmauern, an einigen Orten von lateiniſcher, an den meiſten jedoch von maureskiſcher Arbeit, ſind hier und da mit ſpaniſchem Flickwerk überdeckt, das ihnen eben nicht zur Zierde gereicht. Sie bieten ein ſonderbares Bauſtylgemiſch, worin die Elemente der alterthümlichen, mittelalterlichen und neuern Geſittung bunt durch einander geworfen ſind. Die Guadalquivirbrücke wurde, ſagt man, im achten Jahrhundert von den Arabern auf römiſchen Grundmauern erbaut. Das ſchöne Bogenthor auf der Nordſeite der Brücke rührt ebenfalls von den Römern her, und die Seitenmauer des einen Bogens iſt mit ihren Säulen-Ueberreſten von weißem, geripptem Marmor augenſcheinlich lateiniſch, während die des andern Bogens, aus röthlichen Steinen erbaut, ohne Zweifel von den Mauren herrührt. Es gibt keine auffallendere Wahrzeichen der vielſeitigen Vergangenheit von Kordua, als dieſe unbeſtreitbaren Zeugen ſeiner langen, glanzreichen Geſchichte.

Beſchaut man das Stadtthor auf der innern Seite, ſo verſetzen die Inſchriften den Geiſt in uns viel näher befindliche Zeiten.

Faſt auf jedem Schritte gewahrt man häufige Zeugniſſe von der althergebrachten Frömmigkeit der Einwohner Korduas. Religiöſe Gedanken bieten ſich auf allen Seiten. Ein in der Mauer befeſtigter Opferſtock trägt die Inſchrift: „Limosna para el culto del Senor (Almoſen zum Kultus des Herrn).“ Eine darüber angebrachte Ankündigung beſagt: „En esta casa se piden los santos sacramentos a todas horas (in dieſem Hauſe kann man die heiligen Sakramente zu jeder Stunde fordern),“ und in der Vorausſicht, daß die trockene Proſa vielleicht nicht eindringlich genug ſein möchte, iſt auch noch die edle Dichtkunſt in Anſpruch genommen, wie nachſtehendes Pröbchen beweiſt:

Si quieres que tu alegria
No se convierta en dolor,
No te pases, peccador,
Sin alabar a Maria.

(Willſt Du nicht, daß Deine Wonne ſich in Schmerz verwandle, ſo gehe nicht vorüber, Sünder, ohne Marias Lob zu feiern.)

Bei alledem hat die Jungfrau nicht das ausſchließende Monopol der Verehrung; denn der Erzengel Rafael, Schutzpatron der Stadt, iſt ein für ſie um ſo furchtbarerer Mitbewerber, weil es unter den zahlreichen ihm zu Ehren auf allen Plätzen und faſt allen Straßenecken von Martino de Barcia, Biſchof von Kordua, errichteten Bildſäulen mehre gibt, die den Frommen, welche bei ihnen eine Station machen, einen 40tägigen Ablaß verſpricht. Ganz nahe am

Römerthor erblickt man ihn auf einer hohen Säule, an deren Sockel man die Worte liest:

„Yo te juro por Jesu Christo crucificado que soy Rafael angel, a quien Dios tiene puesto per guarda desta ciudad (ich ſchwöre Dir durch Jeſus Chriſtus dem Gekreuzigten, daß ich der Engel Rafael bin, den Gott zur Bewachung dieſer Stadt hierher geſetzt).“

Und wirklich verſichert man, daß der Erzengel mehrmals die ihm ausdrücklich anvertraute Stadt vor Krieg, Peſt und Erdbeben bewahrt habe. Demungeachtet vermindert ſich ſein Kredit von Tag zu Tag und die Einwohner von Kordua ſcheinen auf dem Punkte, alles Vertrauen zu ihrem Schutzpatron zu verlieren, was abermals eine Frucht der immer mehr um ſich greifenden Aufklärung iſt.

Wie dem auch ſei, iſt Kordua doch eine ſehr traurige Stadt, das Grab der Mauren, wo man nicht einmal die Zerſtreuung des Prado (öffentlichen Spazierganges) kennt. Nicht etwa, daß es ihm an dieſem nothwendigen Schmuck jeder andaluſiſchen Stadt gänzlich fehle; es gibt wirklich einen ſolchen, aber mit Ausnahme der Sonn- und Feſttage iſt die auf einer Höhe, weſtlich von der Stadt, befindliche Alameda ſo verödet, daß man darauf ſeinen einſamen Pasco (Spaziergang) machen kann, ohne durch Gedräng, oder das Geräuſch der ſeidenen Gewänder und das Geziſchel der Damas in ſeinen Betrachtungen geſtört zu werden.

Zur Ausgleichung dafür iſt das hier den Augen ſich darſtellende Landſchafts-Gemälde wirklich entzückend. Man denke ſich eine herrliche, fruchtbare

Ebene, die ſich mehr als eine Stunde breit, bis zur Sierra erſtreckt, deren mit Orangenhainen, Einſiedeleien und blendend weißen Klöſtern bedeckte Abhänge das Ganze wie ein Rahmen umſchließen. Wehet der Wind von den Bergen her, ſo iſt er mit den köſtlichſten Wohlgerüchen geſchwängert.

Folgt man einer nicht ſehr hohen Mauer, die ſich von der Alameda gegen Morgen hinabſenkt, ſo betritt man bald ſchattige Granatgarten, deren im Juni karmeſinrothe Blätter ſehr freundlich über das dunkle Grün des Laubes hervorblickten. Zur Rechten ſind von Schnittern belebte Weizenfelder, wo um ein Rad angeſpannte Pferde, nach morgenländiſchem Gebrauch, die Arbeit der Dreſcher verrichten; wo Prieſter in ihren weiten ſchwarzen Röcken und ihren großen, unförmlichen Hüten, die einer rieſigen Schaufel nicht unähnlich ſind, über pünktliche Entrichtung des der Kirche zukommenden Zehnten wachen. Hier und da bemerkt man einige Ueberreſte von den alten Mauern der Stadt, zur Zeit ihres Glanzes, und folgt man immerfort der Allee der alten Alameda, zwiſchen dem Fluſſe und der Ringmauer, die an dieſer Stelle von gelben Steinen erbauet, ſehr hoch und mit großen viereckigen Thürmen beſetzt iſt, ſo gelangt man endlich zur Brücke und dem römiſchen Triumfbogen, dem man den poetiſchen Namen: Thor des Orients gegeben.

Unſre Posada in Kordua war ziemlich komfortäbel. Die mit duftendem Jasmin und Paſſionsblumen überrankten Mauern des Hofes gewährten uns eine angenehme Kühle und unſere während der Hitze dicht verſchloſſenen Zimmer bewahrten uns vor den glühenden

Sonnenſtrahlen. In demſelben Hauſe befand ſich mit mir zu gleicher Zeit ein junger Madrider, der eben aus der Hauptſtadt kam, die er nach einer mehrjährigen Abweſenheit wieder geſehen. Er war ein überſpannter Bewunderer ſeiner Vaterſtadt, deren Vorzüge er bei jeder Veranlaſſung rühmte. Die *Corte**) ſchwebte ihm beſtändig auf den Lippen. Deshalb wunderte er ſich denn nicht wenig, als er erfuhr, daß ich mich nach Granada begeben wollte, obgleich die große Straße nach Madrid weit vor mir offen ſtand. Ihm zufolge war in Granada durchaus nichts Sehenswerthes, während die Corte, mit ihrem faſt unglaublichen Glanze, ihren Straßen, Paläſten, Häuſern, Alamedas, Garten ꝛc., ihrer entzückenden Lebensweiſe, ihrem lachenden Anblick, ihren Schauſpielhäuſern, Arenen, Stiergefechten und über Alles, ihren bezaubernden Madrilenas (Madriderinnen), für ihn der Himmel auf Erden war. Er konnte ſich darüber nicht erſchöpfen in Lobeserhebungen, die unveränderlich mit den Worten endeten:

„No hay sino un Madrid en el Mundo, despuès de muerte hay una ventana en el cielo por mirar Madrid (es gibt nur ein Madrid auf der Welt und nach dem Tode findet man ein offenes Fenſter im Himmel, um es dadurch zu betrachten).“

Aber was er auch ſagen mochte, ließ ich durch ſeine Beredſamkeit mich doch nicht bewegen, von meinem Vorhaben abzuſtehen. Als ich ihm erklärte, daß ich dem traurigen und ſtillen Granada vor der glän-

*) Der Hof. Unter dieſem Namen wird Madrid im ganzen Spanien bezeichnet. Es gibt noch eine alte Kronik, betitelt: „Madrid solo es Corte (Madrid iſt der alleinige Hof).“

zenden Hauptſtadt den Vorzug gebe, zuckte er verächtlich mit den Achſeln und entfernte ſich, wahrſcheinlich mit einer ſehr ungünſtigen Meinung von meinem Urtheilsvermögen.

Niederlaſſung der Jeſuiten in Paraguay.

Schon in den erſten Zeiten der Eroberung waren einige Jeſuiten nach Paraguay gekommen; aber erſt zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts lieſſen ſie ſich förmlich dort nieder. Man hatte ſie zuerſt nach Tukaman und Chili gerufen; doch ſie wollten nicht am Ufer des Meeres bleiben. Später ſiedelten ſie ſich in dem Lande an, wo ſie bemerkten, daß es ihnen leicht werden dürfte, ſich einen größern Einfluß zu verſchaffen. In derſelben Zeit begann Spanien ſchon viel von ſeinem alten Glanz zu verlieren. Sie richteten alſo ihre Blicke nach Amerika, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſchon lange vorher die Grundpfeiler zu der ungeheuern Niederlaſſung erbaut hatten, die ſie umſonſt in Braſilien zu begründen ſich bemühten, und welche die Lage der Indianer in Paraguay ihnen beſſer und leichter auszuführen vergönnte.

Jene Arten von Lehen, die den Nachfolgern der Eroberer bewilligt wurden, und die man unter dem Namen der „Kommanderien oder Statthaltereien“ bezeichnete, beſtanden noch fort, obgleich ſie, nach den Stiftungsurkunden, längſt aufgehört haben ſollten.

Gewohnt zu gehorchen, unterwarfen ſich die Indianer gutwillig, ohne ſich an ihre Privilegien zu erinnern. Wie hätte man erwarten dürfen, daß die Spanier ſie je daran erinnern würden? Man hätte ihnen dann eine eben ſo große Uneigennützigkeit zutrauen müſſen, als ſie bis dahin Habgier gezeigt hatten.

Man hatte oft wiederholt, daß es unmöglich ſei, eine Nation aus allen den herumirrenden Horden zu bilden, die das Innere Amerika's durchſtreiften. Jedermann theilte dieſe Idee, und man muß geſtehen, daß ſie für die Europäer nicht ohne Grund ſein mochte. Mehre wichtige Thatſachen dienten nur dazu, ſie noch mehr zu verſtärken. Ein geringes Menſchenhäuflein unternahm es, ſie zu widerlegen, und ein amerikaniſches Reich erhob ſich plötzlich im Mittelpunkt des großen Kontinents. Die wilden Bewohner hielten zuſammen, ſie gehorchten Geſetzen, ſie erlernten und betrieben den Ackerbau, der bald ihre Hauptbeſchäftigung wurde, ſie veränderten ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten dergeſtalt, daß es nirgends ein Beiſpiel einer ſo ſtrengen Ziviliſation gibt, das mit dem von ihnen aufgeſtellten verglichen werden könnte. Ein Schrei der Bewunderung ließ ſich von allen Seiten vernehmen; aber die Bewunderung übertreibt immer, und Menſchen, die ſich ſeither nie mit Südamerika beſchäftigt hatten, legten der Regierung, welche die Jeſuiten begründet hatten, alle nur erdenklichen Lobeserhebungen bei. Es war unbezweifelt Vieles zu bewundern; aber es gab auch eine große Menge Mißbräuche, die man mit Schweigen überging, und die nur zu bald den Zauberſchleier von dieſer glücklichen Verwaltung gezogen haben würden.

In der Gründung des Jeſuitenreiches zeigt ſich freilich ein großer, oder vielmehr ein kühner Gedanke; ja ſelbſt in der innern Verwaltung zeigt ſich eine Aufeinanderfügung glücklicher und wirklich merkwürdiger Maßregeln; aber wer hat je den Jeſuiten Thätigkeit, Talent und feſten Willen abſtreiten mögen? Nur darf man hier die Frage nicht unterdrücken: Wozu benutzten ſie dieſe Thätigkeit, dieſe Talente, dieſen feſten Willen? Haben ſie dadurch das Glück der Indianer begründen wollen? —

Es liegt viel Uebertreibung ſelbſt in den erſten Berichten über die Begründung des Jeſuitenreiches. Bleiben wir der Wahrheit getreu, und ſtellen wir die Sachen ſo dar, wie ſie ſich wirklich zugetragen haben. Das iſt das einzige Mittel, irgend einen Ausſpruch über einen hiſtoriſchen Gegenſtand wagen zu dürfen, der in einem ſo hohen Grade die Aufmerkſamkeit Europa's erregt hat, und der noch einer nähern unparteiiſchen Beleuchtung bedarf.

Eins, das man als das Merkwürdigſte in dem Syſteme der Jeſuiten betrachten kann, und was die Menſchheit am meiſten befriedigt hat, iſt die Art und Weiſe, auf welche ſie die verſchiedenen Unterwerfungen begründeten, die ſie den alten Kommanderien beifügten. Selten nur gebrauchten ſie Gewalt, und faſt immer war Ueberredung die einzige Waffe, deren ſie ſich zur ſchnellen Umgeſtaltung des geſellſchaftlichen Zuſtandes dieſer Völker bedienten. Sie verwendeten dazu eine Gewandtheit, welche die erſten Eroberer als gänzlich unnütz verworfen hatten. Azara, der eben kein Freund des Miſſionsſyſtems war, bewunderte oft die Mittel, die von der Geſellſchaft in An-

wendung gebracht wurden, um ſich neue Jünger zu verſchaffen. Sie veränderten freilich ihre politiſchen Mittel oft; aber das Mittel, was ſie zur Bildung des Volksſtammes von Italy gebrauchten, wurde nachher noch oftmal, ſeiner großen Einfachheit wegen, benutzt.

Einer der Väter der Geſellſchaft hatte nämlich vernommen, daß in einiger Entfernung von ſeinem Wohnorte ein noch vollkommen wilder Stamm der Guaranis exiſtire; er beſchloß, ſich dort hinzubegeben, ihm das Joch der Zivilisation aufzubürden, und ihn dem Chriſtenthum zu unterwerfen. Er ließ eine beträchtliche Menge großes und kleines Vieh zuſammenbringen, gebot einigen bekehrten Eingebornen, ihm zu folgen, und drang gegen die Wälder vor, in welchen jene große Horde wohnte. Die geringe Zahl ſeiner Begleiter flößte den Guaranis keine Beſorgniß ein, und ſie nahmen ihre Landsleute und den Europäer mit vieler Gaſtfreundſchaft auf. Dieſer bot ihnen das Vieh an, das er mit ſich gebracht hatte, und ſagte ihnen, daß der Wunſch, ihnen angenehm zu ſein, und ihnen Ueberfluß von Lebensmitteln in ihren Wäldern zu verſchaffen, ihm allein den Gedanken eingegeben habe, ſie zu beſuchen. Dieſe Rede verurſachte eine allgemeine Freude, und die Schmauſereien dauerten Tag und Nacht. Man fand es unnöthig, künftighin noch auf die Jagd zu gehen, weil der weiße Mann für Alles ſorgen wollte, und man dankte ihm dafür mit einer Inbrunſt, die bewies, wie tief man die erwieſene Wohlthat empfand.

Aber in Kurzem war das Vieh, das der Miſſionär mitgebracht hatte, aufgeſpeiſet. Er erbot ſich, anderes holen zu laſſen. Man nahm ſein Anerbieten

mit Entzücken an. Er ſandte einige Leute von ſeinem Gefolg ab. Dieſe kehrten mit neuen Lebensmitteln und einer zahlreichen Schaar von Dienern und Unterthanen der Jeſuiten zurück. Auch dieſe wurden ohne Argwohn aufgenommen, und die Feſte begannen wieder. Bald war auch der neue Mundvorrath aufgezehrt, und, mit einem Worte, die Sendungen wurden ſo oft wiederholt, die Begleitung der Transporte verſtärkte ſich ſo ſehr, daß die Truppe des Miſſionärs bald ſtärker war, als die wilde Horde, die nun ohne Blutvergießen unterworfen wurde. Man überredete ſie, daß Arbeit allein den Ueberfluß zu geben vermöge, an den ſie ſich nun gewöhnt hatten. So verzichtete ſie auf ihre Freiheit; und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es ſehr ſchwer geworden wäre, wenn man ſie plötzlich und mit Gewalt hätte unterwerfen wollen, ohne ihr die einzige Wohlthat der Zivilisation, eine ſichere Erhaltung, bemerkbar zu machen.

Demungeachtet war man auch mehrmals genöthigt, ſich gewaltſamer Mittel zu bedienen, und nicht alle Miſſionen begründeten ſich mit derſelben Leichtigkeit. Das hing ſehr oft von dem größern oder geringern Stolz der Volksſtämme ab. Es muß auſſerdem noch bemerkt werden, daß der chriſtliche Glaube auch ganz unabhängig von der Unterwerfung bei mehrern Horden gepredigt wurde, und daß er nach und nach heilſame Veränderungen veranlaßte, die allein zum Vortheil der Miſſionen waren, und mit dereń Hilfe man ſpäterhin Dörfer, ſelbſt in den entfernteſten Winkeln des Landes, anlegen konnte.

Alles in der innern Verwaltung der Miſſionen war ſo bewundernswürdig verſchmolzen, daß die ſtiſchen

Bedürfniſſe ſich nirgends fühlbar machten; aber indem jene nur mit den Beluſtigungen ſich zu beſchäftigen ſchienen, die den Eingebornen den Verluſt ihrer Freiheit vergeſſen machen ſollten, wußten ſie ſehr geſchickt zu verbergen, daß ſie etwas viel Ernſteres im Schilde führten. Deshalb ging das ganze Beſtreben der Jeſuiten im Anfange nur dahin, ihren neuen Anhängern Lebensmittel im Ueberfluß zu verſchaffen. Nach und nach lieſſen ſie dieſelben für die Gemeinde arbeiten, und waren ihnen dabei mit Rath und That behilflich. Dazu gehörte freilich viel Ausdauer, viel Geduld; aber Nichts läßt ſich auch in dieſer Hinſicht mit ihrer Beharrlichkeit vergleichen. Die Indianer waren wie die Kinder, unbeſorgt für den kommenden Morgen, Alles verzehrend, was ſie eben hatten, und den andern Tag nothleidend. Darum war es eben nothwendig, ein beſonderes Arbeitsſyſtem aufzuſtellen, die Eingebornen mehr zuſammenzudrängen, und eine leichtere, thätigere Aufſicht über ſie zu halten. Anfänglich waren die Arbeiten wahre Feſte, die nur zum Spaß, zur Beluſtigung betrieben wurden. Dies geſchah, um ſie Menſchen angenehm zu machen, die bis dahin durchaus nicht an dergleichen Beluſtigungen gewöhnt waren.

Die Religion vereinigte ſich mit dieſen Arbeitsfeſten. An der bezeichneten Stunde, an welcher man ſich auf das Feld begeben hatte, wurde aus friſchen Zweigen eine Art grüner Dom erbaut, unter welchem man ein Madonnenbild aufſtellte. Die Muſik begann; die Arbeiter nahmen den Altar auf ihre Schultern, und trugen ihn mit ſich auf das Feld, wo ſie ihn mit Blumen bekränzten, und rings um ihn her arbeiteten, um auf dieſe Weiſe auch zugleich der Gottheit

gefällig zu ſein. So lange dieſe Arbeiten oder Zeremonien dauerten, ließ ſich beſtändig die Muſik vernehmen, um durch luſtige Stückchen ihren Eifer um ſo mehr zu ſtählen.

Dies Mittel würde vielleicht bei uns in Europa ziemlich ſeltſam ſcheinen; aber in Paraguay hatte es die heilſamſten Folgen, und übte es den größten Einfluß aus. Es begeiſterte die Trägſten, und diente den Fleißigern zum Sporn. Zudem gefiel dieſer feſtliche Anſtrich der Arbeit den Indianern ſelbſt nur einige Jahre lang, und ſie mieden ihn nach und nach von ſelbſt; aber während deſſen hatten ſie ſich auch ſchon ſo ſehr an die neue Thätigkeit gewöhnt, ſie hatten ſo wohl einſehen gelernt, wie ſehr ſie zu ihrer Erhaltung nothwendig ſei, daß ſie eines andern Antriebes, als ihres Vortheiles, nicht mehr bedurften. Im Anfange wurde nur der Mais, der Matte oder Thee von Paraguay, und die Baumwollenſtaude gebaut, wo das Erdreich dazu günſtig war. Die Erzeugniſſe gehörten nicht unmittelbar dem Bebauer; ſie wurden in Vorrathshäuſer zuſammengebracht, die einer ganzen Gemeinde gehörten und woraus ſie wieder zu gleichen Parteien vertheilt wurden. Dadurch aber wurde der Eifer nicht ſonderlich angefeuert, und erſt nachdem man einem Jeden ließ, was er durch ſeinen Fleiß gewonnen hatte, hob ſich auch der Ackerbau immer mehr.

Die Kleidung war auſſerordentlich einfach. Es koſtete viel Ueberredung und Mühe, bevor ſich das Volk in Paraguay entſchloß, die europäiſche Art, ſich zu bekleiden, anzunehmen. Man ſuchte ſie daher auf den Unterſchied der Kleider, und die Vorzüge, die damit verbunden waren, aufmerkſam zu machen, um

ihren Ehrgeiz zu reizen. Dies Mittel verfehlte ſeinen Zweck nicht. Das Volk bekleidete ſich anfänglich nur mit einem ſchlichten, weißen Gewande; die Vorſteher der Gemeinden aber erhielten auffallend glänzende Uniformen, die man aus Europa hatte kommen laſſen.

Die Weiber wurden wie die Männer ernährt, und waren beinahe auf dieſelbe Weiſe gekleidet. Sie theilten die Arbeiten und Beſchäftigungen der Männer; doch verwandte man im Allgemeinen bei weitem weniger Sorgfalt auf ihre Bildung, und nach und nach wurden ſie einzig nur zum Spinnen der Baumwolle, und zu den innern, häuslichen Geſchäften gebraucht.

Erſt durch die Miſſionen erfuhr man, daß die Amerikaner, vielleicht mehr als die Bewohner der alten Erdhälfte, mit jener Induſtrie begabt ſeien, die zugleich Geſchicklichkeit und Beobachtung erfordert, und daß, wenn ſie in ihre einfachen Wohnungen nicht alle die Geräthe aufgenommen, deren Nutzen wir ihnen gezeigt haben, es nur blos deshalb iſt, weil ſie ihren Gebrauch nicht achten, weil jeder Augenblick, den ſie der Ruhe rauben müſſen, ihnen zu koſtbar erſcheint, um dadurch Gegenſtände erkaufen zu wollen, die ihnen nicht unumgänglich nothwendig erſcheinen. Die große Zahl geſchickter Arbeiter, die von den Jeſuiten gebildet wurden, nöthigt dem Beobachter wirklich Bewunderung ab. Uebrigens wurden ihre Talente allein zur Ausſchmückung des Kollegiums und der Kirchen benutzt, und es ſcheint nicht, daß man ihnen vergönnt habe, das Innere ihrer eigenen Wohnungen zu verändern, oder daß ſie eine beſondere Luſt dazu verſpürten, ſobald man ſie dazu nicht eigens anhielt.

Während dieſen Arbeiten, mit dem unruhigen

Karakter, der ſo innig an der Natur hängt, und den man nicht mildern kann, ohne ihn gänzlich umzugeſtalten, begingen die Indianer nothwendigerweiſe mancherlei Fehler, oder vielmehr, ſie erinnerten ſich oft an ihre alte Unabhängigkeit, die ſie mit Inbrunſt ſich wieder zurückwünſchten, und von der ſie angefeuert ihre Arbeit mehrmals verlieſſen. Die Weiſe, auf welche man ſie deshalb beſtrafte, war eben ſo lächerlich als grauſam. Jene Stäupung, die ſie zu Kindern herabwürdigte, mußte, wenn ſie ihnen nicht plötzlich einen entſcheidenden Entſchluß faſſen ließ, ihre Seele entarten und, indem ſie ſie demüthigte, ihnen ihre ganze Energie nehmen. Das war ein Mißgriff, der zu tief in das Syſtem der Jeſuiten eingewurzelt war, als daß ſie ihn hätten beſeitigen können, und der ihnen immer zum Vorwurf gereichen wird. Die nothwendige Polizei, um die Ruhe im Innern dieſer Völkerſtämme zu erhalten, wurde von Leuten verwaltet, die man aus Eingebornen ſelbſt erwählte. Ihre Strenge war faſt übertrieben, und die leichteſten Vergehen wurden mit den härteſten Strafen belegt. Dieſen Menſchen war auch zugleich die Exekution der Verordnungen überlaſſen, durch welche jede Familie verpflichtet war, zu einer beſtimmten Stunde zu Hauſe zu ſein, durch welche die Arbeiten einer jeden beſtimmt und durch welche ſelbſt Geſetze für die Vergnügungen vorgeſchrieben wurden.

Es lag nicht in der Politik der Beherrſcher Paraguay's, den kriegeriſchen Geiſt der Nationen, die ſie unterjocht hatten, gänzlich zu vernachläſſigen, deshalb hatten die Beamten der Miſſionen auch den Auftrag, eine gewiſſe Zahl Männer, aus denen man eine Miliz

gebildet hatte, und deren man ſich mit Erfolg bedienen konnte, in den Waffen zu üben. Jeder Flecken unterhielt einen Trupp Fußvolk und Reiterei, und um nicht geradezu gegen die alten Gebräuche der Indianer anzuſtoßen, hatte man, indem man ihnen Feuergewehre in die Hände gab, ſie dennoch der Waffen ihrer Vorfahren nicht gänzlich beraubt, und ſie waren deshalb vorzüglich geſchickt im Schleudern. Der Erfindungsgeiſt der Jeſuiten wußte ſich auch Artillerie zu verſchaffen. Die der Chineſen und einiger orientaliſchen Völker gab ihnen wahrſcheinlich die Idee ein, aus ungeheuern Bambusſtämmen Kanonen zu verfertigen.

Es würde eine üble Kenntniß des Karakters der Indianer verrathen haben, wenn man nicht mit allen dieſen Arbeiten einige prunkende Zeremonien verbunden hätte. Darum wurden alle Feſte der chriſtlichen Kirche in jeder Gemeinde hochgefeiert. Dabei wurden die glänzenden Prozeſſionen, die militäriſchen Uebungen, die Muſik und der Tanz am meiſten in Anſpruch genommen. Muratori und Charlevoix haben zwar ihre Beſchreibungen dieſer Feſte offenbar übertrieben; aber ſo viel iſt gewiß, daß eben dieſe religiöſen Zeremonien einen großen Einfluß auf die Bewohner der Miſſionen ausübten, die dadurch zugleich an ihre alten Feſte in den Wäldern erinnert wurden. Späterhin vermochten jedoch dieſe allgemeinen Feſte nicht mehr den gänzlichen Mangel an Vergnügungen im Innern der Familien zu erſetzen, und ſie lebten in einer auffallenden Monotonie.

Durch die Sorgfalt, welche die Jeſuiten darauf verwendeten, mit den Nachbarnationen, die ſie ſich noch nicht hatten unterwerfen können, immer in den

freundſchaftlichſten Verhältniſſen zu ſtehen, durch ihr raſtloſes Beſtreben, die Erzeugniſſe der Landwirthſchaft immer zu vermehren, nahm auch in kurzer Zeit die Bevölkerung des Landes zu. Aber ungeachtet dieſes Wohlſtandes brachte es der Krone Spaniens, die ſich immer umſonſt bemühte, die innere Verwaltung genauer kennen zu lernen, weshalb ſie mehrmals Beauftragte zur Unterſuchung abſendete, doch beinahe nicht das Geringſte ein. Der Eintritt in die Miſſionen wurde den Abgeordneten der Vizekönige verweigert, und wenn ſie ja einige Biſchöfe zur Ausübung ihrer Funktionen betraten, ſo wurden, während der Zeit ihres Aufenthalts, glänzende Feſte gefeiert, die ſie verhinderten, genauer zu unterſuchen. Sie erblickten nur ein glückliches Volk, weil ſie das Innere der Familie nicht kennen lernten. Die Verpflichtung, nichts von ihren eigenen Arbeiten bewahren zu dürfen, und die Unmöglichkeit, gewiſſe Grenzen zu überſchreiten, nahm den Eingebornen allen edlern Antrieb. Die Verwaltung der Miſſionen war ein wirkliches Fänomen; aber es fehlte ihr, um diejenigen, die von ihr regiert wurden, glücklich zu machen, etwas, das ſie ihnen nie zugeſtehen zu wollen ſchien: die Freiheit.

Das Mutterland betrachtete das neue Reich, das ſich im Schooſe ſeiner Beſitzungen erhob, zuerſt mit großer Ruhe und Sicherheit. Später ſah es mit Beſorgniß das Einkommen der Geſellſchaft ſich vermehren, und das Gerücht, daß das Gebiet der Miſſionen Gold und Edelſteine enthalte, verbreitete ſich. Man bemerkte nicht, daß ſein eigentlicher Reichthum in der Fruchtbarkeit des Bodens und in der wohlverſtandenen Kultur deſſelben lag. Dieſe Speicher des Ueberfluſſes,

in denen alle Erzeugniſſe aufgehäuft waren, wurden die unerſchöpflichen Quellen ſeines Wohlſtandes.

Sei es nun, daß die Jeſuiten endlich genöthigt wurden, den europäiſchen Ideen endlich nachzugeben; ſei es, daß ſie den Ideen der Eingebornen ſelbſt etwas zugeſtehen wollten, ſo entſchloſſen ſie ſich, nicht mehr als die Vorſteher und Fürſten der Miſſionen ſich zu zeigen. Sie bekleideten deshalb ein Oberhaupt aus dem Stamme der Guaranis mit der Scheinwürde eines Kaziken, und erhielten ihn ſo lange aufrecht, bis ſie ſelber geſtürzt wurden, wo auch dieſer Schatten mit ihrer Macht entwich. Im Grunde aber waren die Jeſuiten die abſoluten Beherrſcher des Landes, und ſie hatten am meiſten ihre Autorität dadurch befeſtigt, daß ſie ſich mit einer faſt göttlichen Achtung und Ehrfurcht umgaben. Jedes Dorf wurde durch einen Pfarrer regiert, der manchmal noch einen Vikar, der ebenfalls zum Orden gehören mußte, zum Beiſtand hatte. Dieſer Pfarrer zeigte ſich ſeiner Gemeinde äuſſerſt ſelten und nur bei den wichtigſten Veranlaſſungen. Man ſah ihn nie anders, als in den Funktionen, die ihm anvertraut waren, oder bei einigen beſondern Feſten, und überall nahm er den erſten Rang ein. Dieſer Gebrauch, mit den Bewohnern der Miſſionen nur ſo ſelten als möglich in Berührung zu kommen, wurde ſo weit getrieben, daß der Geiſtliche die Kranken nicht beſuchte, ſondern daß ſie in ein beſonderes Gebäude in der Nähe der Kirche gebracht werden mußten, wo ſie die letzte Oelung erhielten.

Die Pfarrer übten zugleich eine ſtrenge Wachſamkeit über Alles aus, was zum allgemeinen Beſten des Volks gereichen konnte; deshalb glaubten die Jeſuiten

auch in der Folge ſehr eifrige Anhänger gewonnen zu haben, als eine zweite Generation herangewachſen war, die das Andenken der alten Unabhängigkeit nicht mehr in einem ſo hohen Grade, als ihre Vorgänger, hatte. Man muß jedoch nicht glauben, daß die Miſſionen immer ſo ruhig und zufrieden geblieben ſeien, als dies von den Jeſuiten behauptet wird. Ihre Exiſtenz war noch nicht von langer Dauer, und ſchon mußten ſie ſich nicht allein den Angriffen der wilden Horden entgegenſtellen, ſondern ihre Milizen mußten auch einen thätigen Antheil an den Zwiſtigkeiten nehmen, die Buenos-Ayres und Paraguay bewegten. Europa ſcheint nie die Kriege gekannt zu haben, von denen ſie der Schauplatz waren, und die häufige Hungersnoth, die ſie verheerte. Ein einziger Gedanke hat es nur beſchäftigt, und es war ein glänzendes Trugbild.

Fragt man nun, in welchem Zuſtande ſich jetzt die Miſſionen befinden, und welches Reſultat für ſie aus der Vertreibung der Jeſuiten entſproſſen iſt? — ſo kann man darauf antworten, daß, wenn auch ihr früherer Wohlſtand übertrieben worden, ihr Verfall ohne die letzten Begebenheiten doch nicht ſo vollſtändig geweſen ſein würde. Ohne Zweifel hatte die thätige Verwaltung der Väter einen günſtigen Einfluß auf die allgemeine Lage ihres Reichs; aber nichts vermag uns zu beweiſen, daß ſie auch das Glück ſeiner Bewohner befördert haben würde. Die Rationen, die man ihnen am Ende einer jeden Woche ertheilte, haben ſie nachher ſelber gewonnen, und bei den Indianern iſt die Freiheit des Wirkens das erſte Mittel aller Befriedigung, wie die Beſchränkung bei ihnen die Quelle aller Unzufriedenheit iſt. Es iſt wahrſcheinlich,

daß unter ihren alten Verwaltern ſie einen blühenden Staat gebildet, und daß ſie ſich den Geſetzen unterworfen haben würden, deren Strenge ihre Vorfahren erſchreckte, indem ſie jenen edeln Muth verminderte, der alle großen Thaten zu erzeugen vermag. Es bleibt nur noch zu wiſſen übrig, ob man Alles für ein Gut aufopfern dürfe, das man nicht zu begreifen im Stande iſt, und das erſt von der Nachkommenſchaft begriffen werden kann.

Es iſt an und für ſich ſchon viel, die umherirrenden Völker ſo weit gebracht zu haben, ſich in Dörfern niederzulaſſen. Sie fanden auf ihren bebauten Feldern die Vortheile, die ihre Wälder ihnen nicht darzubieten im Stande waren. Man laſſe ihnen die Wohlthaten der Ziviliſation fühlen, aber man bürde ſie ihnen nicht auf als eine Laſt, und die Zeit wird ihnen mehr lehren, als der Zwang; dies Beiſpiel der Koloniſten wird genügend ſein. Unglücklicherweiſe iſt ein großer Theil derſelben während den letzten Kriegen zerſtreut worden; aber es ſind doch noch einige derſelben übrig geblieben.

Um die Wahrheit zu ſagen, ſo ſcheint es, daß man ſich in dieſen Gegenden bis jetzt nur wenig damit beſchäftigt hat, die alten Niederlaſſungen zum allgemeinen Beſten zu wenden, und daß eine verdammliche Unachtſamkeit Alles vernachläſſigt hat. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen wohlwollender Bewachung und abſoluter Beherrſchung. Es ſcheint, daß man eine größere Thätigkeit in den Mitteln entwickeln konnte, durch welche der Verfall der Niederlaſſungen hätte verhindert werden können, und daß man es nicht gethan hat. Ein ausgezeichneter Reiſender hat

letzthin die von Braſilien abhängigen Niederlaſſungen beſucht, und er iſt nicht wenig über die faſt unglaubliche Veränderung erſtaunt, die wenige Jahre in ihrer Lage hervorgebracht haben. 1768 belief ſich die Bevölkerung der ſieben braſilianiſchen Flecken auf 30,000 Seelen. Als die Spanier ſich 1801 daraus zurückgezogen, zählte man nur noch 14,000 Einwohner darin; 1814 6395 in der ganzen Provinz, und 1821 kaum noch 3000 Individuen im Ganzen. Dieſe Verminderung würde beinahe unerklärlich bleiben, wenn man nicht wüßte, welche große Vorliebe die Indianer für ein unabhängiges Leben haben. Es iſt alſo vorauszuſetzen, daß ein großer Theil der alten Bewohner der Miſſionen wieder in die Wälder zurückgekehrt iſt, und das Nomadenleben aufs Neue ergriffen hat.

Bei dieſen Emigrationen kann die Ziviliſation nicht anders als verlieren. Dieſe Menſchen leben vielleicht glücklicher, aber ſie bilden keine Nation, und der Unthätigkeit ſich überlaſſend, werden ſie endlich, wie in den übrigen Theilen Amerika's, ganz erlöſchen. Wenn man dagegen auf der andern Seite die ſchöne Zukunft betrachtet, die für das Land aus ihrer Vereinigung entſprieſſen müßte, ſo kann man nicht anders, als ihre Zerſtreuung bedauern. Wenn es ſich aber nur um die Glückſeligkeit der gegenwärtigen Generationen handelt, ſo kann man freilich die Indianer nicht beklagen, wie ihre Väter zu leben; denn ihr eigentliches Unglück beſteht darin, ſich neuen Bedürfniſſen unterwerfen zu müſſen.

Die Verfertigung der Bücher, der Bücherverkehr und die Kunſtgriffe der Buchhändler im alten Rom.

Die Römer unterſchieden ſorgfältig die Librarii, oder Bücher-Abſchreiber, von den Bibliopolæ, oder Bücher-Verkäufer, zwei Wörter, deren Sinn und Bedeutung man manchmal verwechſelt hat. Man nannte ſie auch noch Antiquarii, weil ſie alte Werke kopirten, und Amanuenses, weil dieſe Ueberſchreibung mit Hilfe der Hand bewerkſtelligt wurde.

Man weiß jetzt, daß die Römer eine Art Stereotipie (Kunſtplattenſchrift) kannten, eben ſo wohl als die Stenografie (Schnellſchreibkunſt), als deren Erfinder man den Dichter Ennius nennt.

Faſt alle Abſchreiber waren Sklaven. Die, welche ihren Gebietern gute Dienſte leiſteten und ſich bei ihnen beliebt zu machen wußten, gewannen früher oder ſpäter ihre Freiheit, obſchon ſie immer in demſelben Hauſe bleiben mußten, wo man ſie jedoch mit ehrender Auszeichnung behandelte. Man weiß, wie groß Cicero's Freundſchaft für ſeinen freigelaſſenen Tiro war, dem er die Erziehung ſeines Sohnes anvertraute. Die reichſten und aufgeklärteſten Bürger, die ſich aus beſonderer Vorliebe mit Literatur beſchäftigten, unterhielten eine Menge Kopiſten, die größtentheils zur Abſchreibung griechiſcher Werke gebraucht wurden. Beinahe alle Großen machten ſich eine Ehre daraus, eine prächtige Bibliothek zu haben. Man nennt unter

andern die Sylla's, des Attikus, Lukull's und Julius Cäſar's, welcher letzte den berühmten Varro mit Anordnung der ſeinigen beauftragte, indem er zugleich dem großen Rechtsgelehrten Labeo, der als Gallier und Fremder in Rom nicht öffentlich lehren konnte, in ſeinem Hauſe die wohlwollendſte Gaſtfreundſchaft zugeſtand.

Unter den in Rede ſtehenden Abſchreibern gab es, wie noch jetzt, viele Unwiſſende, die nichts als Buchſtaben zu machen wußten, ohne etwas vom Inhalt des Werkes zu verſtehen. Selbſt Frauen und Mädchen unternahmen es, alte Schriften zu kopiren. In faſt allen Kirchen befanden ſich in den erſten Zeiten des Chriſtenthums mehr oder weniger junge Mädchen, die Tag und Nacht mit Abſchreiben der heiligen Schriften und der Werke der Kirchenväter beſchäftigt waren. Die Verfolgungen, welche unaufhörlich die Vernichtung unzähliger ſolcher Bücher nach ſich zog, ließ es den Kopiſten nie an Arbeit fehlen. Origenes hatte zu ſolchem Zwecke, auſſer einer Menge Arbeiter, mehr als 50 Mädchen in ſeinem Hauſe, mit deren Hilfe er viele Exemplare von der Bibel verfertigte, die er ganz durchgeſehen und überſetzt hatte. Er ſagt irgendwo, daß ſeine weiblichen Schreiber mit eben ſo großem Eifer als Geſchmack ihrer ſchwierigen Aufgabe Genüge leiſteten, und man weiß, daß dies Lob aus guten Gründen nicht als von Galanterie eingegeben, ſondern als vollkommen unparteiiſch betrachtet werden kann.

Zur Zeit der erſten Kaiſer wurde der Buchhandel, in dem von uns mit dieſem Worte verbundenen Sinne, ein beſonderer und wichtiger Handelszweig, und die, welche ſich damit beſchäftigten, bildeten eine eigene

Zunft, ein Kaufmanns-Kollegium, das ſeine in der römiſchen Geſetzgebung aufs klarſte feſtgeſtellten Reglemente und Privilegien hatte. Der berühmte Kritiker Quintilian ermahnt in verſchiedenen Stellen ſeiner Werke den Buchhändler Trypho, ſeinen Freund, der damals in Rom den meiſten Zuſpruch gehabt zu haben ſcheint, dem Publikum keine andere als gute und korrekte Werke zu verkaufen. Der Betreffende befolgte den ihm ertheilten Rath. Reicher oder geſchickter als die andern Buchhändler, wählte er ſeine Abſchreiber unter den unterrichtetſten und fähigſten Leuten, deren Arbeiten freilich mit ſchwerem Golde bezahlt werden mußte. Er war der Brockhaus, der Cotta ſeines Jahrhunderts, was ihm jedoch einen hohen Begriff von ſeinem perſönlichen Verdienſte gab. Weil es damals noch nicht gebräuchlich war, daß die Cäſaren den Eifer und die Erfolge eines Bücher-Verlegers mit einem Freiherrntitel oder einem Orden belohnten, ernannte Trypho, obſchon er ein eben ſo geſcheuter wie umſichtiger Mann war, ſich eigenmächtig zum Doctor librarius.

Faſt alle Werke von einigem Werth wurden auf beſonders zubereitetes Schaafleder, oder auf Ziegenhaut, was wir jetzt Pergament (Pergamena) nennen, geſchrieben. Dergleichen Häute waren etwa 25 Zoll lang und 15 Zoll breit. Sie wurden aneinander befeſtigt, zuſammen genähet oder geleimt. Das nur auf einer Seite beſchriebene Blatt bildete ein Viereck, deſſen Länge der Breite der Haut gleichkam. Die beſchriebenen Häute wurden an zwei Rollen von Zedernholz befeſtigt, deren Unverderblichkeit vor allen übrigen ihnen den Vorzug zugeſtehen ließ, und deren

Enden der Luxus entweder mit Kugeln von noch koſtbarerm Holze, oder von indiſcher Aloe, Elfenbein, Perlmutter, Gold und Edelſteinen ſchmückte. Aufſchriften auf Elfenbeinplatten, den Titel des Werks andeutend, waren an den Rollenkugeln befeſtigt. Die Rollen oder Bände lagen in Fächern von Zedernholz oder wohlriechendem, harzigen fönikiſchen Wachholderholz, die kleiner als die bei uns gebräuchlichen waren. Dergleichen Bibliotheken waren mithin weit mehr wie die unſrigen der Feuersgefahr und den Angriffen der Würmer und Inſekten ausgeſetzt. Man begreift eben ſo leicht, daß ſolche Bände nicht ſo viel Text enthielten, als die unſrigen. Die 800,000 Bände des Serapeion von Alexandria enthielten kaum ſo viel, als 60,000 neuere Bände. Die zwölf Bücher der Aeneide bildeten lange zwölf Bände, die Georgiken bildeten deren vier und die Hirtengedichte eins von den dickſten. Man gedenkt indeß eines vollſtändigen Homer, der auf einer einzigen Rolle von 100 Klaftern (430 Fuß) Umfang geſchrieben war.

Wenn man nun auch ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt die Büchermenge ins unendliche vermehren konnte, muß man doch nicht glauben, daß es im Alterthum an allen Mitteln gebrach, ſich deren ebenfalls eine beträchtliche Zahl zu verſchaffen. So iſt es auſſer allem Zweifel, daß die frühern Abſchreiber ihre Aufgabe viel ſchneller in Ausführung brachten, als unſre heutigen Schriftſetzer. Drei oder vier Kopiſten, mit der aufgewickelten Rolle vor ſich, konnten auf eben ſo vielen Häuten die Handſchrift zwei- oder dreimal ſchneller abſchreiben, als einer unſrer Setzer ſeinen Bogen beendet, des Zeitverluſtes mit dem An-

ordnen der Seiten, den Korrekturen und dem eigentlichen Druck nicht zu gedenken. Jedenfalls muß man nicht überſehen, daß ſie ſolchergeſtalt nur drei oder vier Exemplare zu Stande brachten, während wir deren tauſendweis erhalten können.

Die Alten machten wenig Gebrauch von der heutigen Form der Bücher, die rechtwinkelig iſt, obgleich ihnen dieſelbe nicht unbekannt war. Sie ward erſonnen von Attala, König von Pergamus, demſelben, dem man auch die Erfindung des Pergamentes zu verdanken hat. Die älteſten griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften haben dieſe Form, nur ſehr wenige ſind in Rollen.

Die Bände beſtanden, wie bereits geſagt, aus mehren aneinander befeſtigten Blättern, die um einen Stock, Umbilicus genannt, gewickelt waren. Die Auſſenſeite der Blätter hieß Frons, die äuſſerſten Enden des Stockes wurden Cornua genannt und waren gewöhnlich mit Verzierungen von Gold, Silber, Elfenbein ꝛc. beſetzt. Auf der Auſſenſeite war das Wort Συλλαβος (Silbenbuch) zu leſen.

Nach dem Pergament bedienten ſich die Römer noch verſchiedener anderer Subſtanzen zur Verfertigung der Bücher, namentlich: 1. des ägytiſchen Papyrus: wenige Handſchriften dieſer Art ſind zu uns gelangt; 2. der Flachsleinwand: die ſybilliniſchen Bücher, mehre Geſetze, Briefe der Kaiſer, Verträge, Annalen ꝛc. waren auf Holzblöcke oder Tafeln mit Flachsleinwand bedeckt (libri lintei) geſchrieben; 3. des Leders: dergleichen Bücher, libri in corio, deren Ulpian gedenkt, beſtanden aus Blättern von verſchiedenen andern Häuten, als deren man ſich gewöhnlich

zu ſolchem Zweck zu bedienen pflegte; 4. des Holzes: die Bücher dieſer Art, libri in schedis, beſtanden aus dünnen mit dem Hobel fein geglätteten Brettern; 5. des Wachſes: Plinius ſpricht oft davon, daß die Römer ihre Schreibtafeln, oder Schedae, mit einer dünnen Wachsſchicht bedeckten, um deſto leichter Veränderungen darauf vornehmen zu können, was bei den Büchern in schedis nicht möglich war, weshalb viel weniger geeignet waren zu Werken, die beſonders zierlich und korrekt ſein mußten, als die Wachsbücher, oder libri ceræi; 6. des Elfenbeins: dieſe Bücher, die man auch „elefantiniſche“ nannte, waren auf Elfenbein-Tafeln geſchrieben. Man bediente ſich ihrer vorzüglich zur Anfertigung der Senats-Dekrete. Sie wurden ſorgſam im Friedenstempel aufbewahrt.

Sagen wir auch noch einige Worte über die innere Einrichtung der Bücher, oder über die Ordnung und Aneinanderfügung des Stoffes in den lateiniſchen Handſchriften. Dieſe Ordnung hat ſich mehrmals verändert. Anfänglich waren die Buchſtaben nur in Zeilen geſondert; erſt viel ſpäter gelangte man zu den Unterabſonderungen in Worte, Perioden, Sektionen, Paragrafen und Kapitel. Zu Ende jedes Buches ſetzte man, ſtatt des Wortes „Finis“ ein <, Coronis genannt. Alle Blätter wurden mit Zedernöl gewaſchen, oder mit Zitronenſchalen belegt, um die Bücher vor Inſekten zu bewahren.

Die römiſchen Buchhändler hatten Verzeichniſſe von den von ihnen feilgebotenen Werken. Sie nannten ſie Silbenbücher. Darin befolgten ſie jedoch nicht die alfabetiſche Ordnung, wie es in unſern Tagen zu geſchehen pflegt, ſondern die Zahlenordnung.

Das Inhaltsregiſter war am Anfang des Buches. Viele Buchhändler ließen die abgeſchriebenen Werke von ihren Verfaſſern ſelbſt durchſehen und verbeſſern, um ſie ſo richtig als möglich zu machen. Aulus Gellius bezeichnet einen Buchhändler, der jedermann aufforderte, ihm den mindeſten Fehler in den von ihm verlegten Werken nachzuweiſen.*) Man entnimmt daraus, daß der ſchöne Wahlſpruch: „Sine munda“, nicht neu iſt. Es gab jedoch auch Buchhändler, fügt derſelbe Schriftſteller hinzu, die ebenfalls nur vollkommen korrekte Bücher zu haben behaupteten, und die unter dieſem Vorgeben um ſo unverſchämter das Publikum betrogen. Die jetzt von ihren Hauptherden, Stuttgart und Leipzig, in unſerm „ehrlichen“ Deutſchland immer weiter um ſich greifende epidemiſche Krankheit der ekelhaften buchhändleriſchen Marktſchreiereien graſſirte alſo auch damals ſchon.

Es gab zu Rom mehre dem Bücherhandel eigens vorbehaltene Stadtviertel. Aulus Gellius ſagt an zwei Orten, daß es in den Sigillarien**) einen Bücher-

*) Wie Gleditſch in Leipzig.

**) Man nannte alſo den Stadttheil bei der Sublieius-Brücke. Hier, behauptete man, habe Herkules, nachdem er den Tirann von Iberien, Geryo, erſchlagen, ſeine Heerde zur Tränke geführt. Zur Verewigung dieſes Ereigniſſes war ſchon im höchſten Alterthum eine Feierlichkeit, die Sigillarien genannt, geſtiftet worden. Das Feſt wurde alſo der kleinen, aus Siegel- und andern Ringen, Armſpangen, Kameen ꝛc. beſtehenden Geſchenke wegen genannt, die man ſich gegenſeitig zuſchickte. Es dauerte vier Tage hintereinander und kam unmittelbar nach den Saturnalien, die drei Tage währten, was alſo zuſammen eine ganze Feſtwoche machte. Da die Saturnalien den 14. vor den Januar-Kalenden (unſerm 19. Dezember) be-

markt gab, wo man die Werke von Virgil und Horaz um billige Preiſe kaufen konnte. Ein zweiter Bücherbazar befand ſich auf dem großen von Julius Cäſar umbaueten Platze, wo Martials Gedichte zum Verkauf ausgeſtellt waren. Mehre Buchladen befanden ſich auch in der den Sandalen-Verfertigern angewieſenen Straße.

Die Buchhändler klebten Zettel, worauf die Titel der in ihrem Laden vorhandenen Werke angedeutet waren, an die Säulen ihrer Hausflur; andere befeſtigten ſie an den Thüren. Die Entdeckungen, welche man in Pompeji gemacht, laſſen in dieſer Beziehung keinen Zweifel mehr. Fügen wir noch hinzu, daß die Buchladen, gleich den Sälen der Bartſcheerer, gewiſſermaßen halb öffentliche Orte waren, wo die Schriftſteller ihr gewöhnliches Stelldichein hatten. Sie durchlaſen hier das „Diurnum“, den Moniteur, oder die offizielle „Staatszeitung“ des kaiſerlichen Roms, durchblätterten die beliebteſten Werke und beſprachen ſich über die Tages-Neuigkeiten. Wir ſind alſo auch in dieſer Hinſicht, mit unſern Leſekabinetten und Leſegeſellſchaften, nur die Nachahmer unſrer Vorgänger im Bereiche der höhern geiſtigen Kultur.

Die römiſchen Buchhändler vernachläßigten ebenfalls, wie unſre Zeitgenoſſen von A. bis Z., jene kleinen Kunſtgriffe und Anlockungsmittel nicht, wodurch das Publikum hinters Licht geführt werden kann. So geſchah es nicht ſelten, daß ſie den Namen eines beliebten Schriftſtellers auf ein neues Werk ſetzten, deſſen wirklicher Verfaſſer noch nicht bekannt war,

gannen, ſo fiel der Anfang der Sigillarien auf unſern 22. und ihr Ende auf unſern 25. Dezember.

und dem ſie dadurch einen gewiſſen Erfolg zuzuwenden ſich bemüheten. So berichtet Galian, daß man ſeinen Namen auf das Werk eines andern ſetzte, daß jedoch ein Filolog, der mit ſeinem Styl vertraut war, den Betrug bald entdeckte. Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß die römiſchen Buchhändler die von ihnen verlegten Werke auf Subſkription herausgaben, oder daß die Macht eines „unerhört wohlfeilen Anerbietens“, einer „beiſpiellos billigen Publikation“, eines „unglaublichen Faſtumſonſt“, eines „himmelſchreiend niedrigen Preiſes“, und ähnlicher „Puffs“ oder „Püffe“ von derſelben Qualität, ihnen bekannt war, der wundervollen Wirkungen lobredneriſcher Anzeigen und angeblicher Kritiken in befreundeten Blättern gar nicht zu gedenken.

Der Bücherpreis, wenn man die Seltenheit des Papyrus und die Theurung des Pergamentes, wie die große Mühe des Abſchreibens in Beachtung zieht, war ziemlich mäßig. Bemerkten die Buchhändler, daß viele Nachfragen um ein und daſſelbe Werk eingingen, ſo erhöhten ſie ſogleich den Preis deſſelben. Der Buchhändler Abrectus ſtellte den Preis des erſten Buches der „Epigrammen Martials“ ſo niedrig, daß nach Abzug der Auslagen für den Ankauf des Pergaments und das „Honorar“ des Kopiſten, ihm beinah nichts übrig blieb, und dennoch beſchwerte ſich der Dichter, daß er ſein Buch zu theuer verkaufe. Luzian macht ſich luſtig über einen unwiſſenden Kröſus, der gern eine bändereiche Bibliothek haben wollte und ſich auf die ſpaßhafteſte Weiſe von den Buchhändlern hintergehen ließ.

Die letzten machten eben ſo wohl Jagd auf einen

ausgezeichneten Schriftſteller, als die franzöſiſchen und engliſchen Buchhändler in neueſter Zeit. Entdeckten ſie einen ſolchen mit Talent begabten, ſo belagerten, umgarnten, behelligten ſie ihn ſo oft und ſo lange, bis er endlich gern oder ungern mit ihnen kapituliren und ſich in ihren Sold begeben mußte. Sie ließen ihm dann weder Ruhe noch Raſt, bis er ein neues Werk ſchrieb, oder ſeine bereits begonnenen beendigte. Trypho verfuhr ganz auf dieſe Weiſe gegen Quintilian.

Von den Bücherfreunden ward nicht ſelten der Preis eines Werkes ſehr hoch getrieben, wenn man wußte oder vermuthete, daß es eigenhändig vom Verfaſſer geſchrieben worden. Man nannte das den „Affektionspreis.“ Aulus Gellius ſagt, daß man bis auf 200 Goldſtücke (über 1300 fl. rhein.) für die Handſchrift der Aeneide gab. Dieſer Preis war gar nicht übertrieben, wenn man weiß, daß gewiſſe Verſchwender mit acht oder zehntauſend Seſterzien eine ſeltene aus entfernten Gegenden gekommene Leckerei bezahlten, und daß oft Mahlzeiten gehalten wurden, die dem Gaſtgeber über 120,000 Gulden unſers Geldes koſteten.

Die Hoffeſte in Petersburg.

Der orthodoxe Kalender bezeichnet einen Feſttag; die Kutſchen raſſeln von allen Seiten, mit Männern in glänzenden Uniformen mit Bändern, Sternen, Kreuzen und andern Ehren Brimborions (Anſchlagszetteln) überdeckt, angefüllt, vorn- und hinten-auf eins, zwei, drei, vier Bedienten, in bunten Livreen, geſtreift wie die afrikaniſchen Eſel, nach Zwiebel und Knoblauch riechend, wie die Heiducken des Freiherrn von Zorobabel.

Auch ich werfe mich ſchnell ins Zeug, nicht etwa weil ich auch zu U. L. F. von beſonderer Gnade nach Hofe wallfahren muß, mit einem winzigen Beinſchlenker, ſonſt auch Etikette-Degen genannt, an der Seite, und dem Claque unterm Arm, ſondern vielmehr weil jedes Narrenfeſt ein angeborner Feiertag für mich iſt.

Auf dem Platze, vor dem Winterpalaſt, ſind ſechs bis achthundert Kutſchen in Reihe und Glied aufgefahren. Man möchte faſt meinen, die ganze Wagenburg der Filiſter vor ſich zu ſehen, wenn nicht die harlekinartigen Wappen an denſelben den filoſofiſchen Träumer unwillkürlich in das Carbonaro-Jeſuiten- und Gänſeleberpaſtetenjahrhundert zurückriefen. Ich ſpaziere, zwar nicht wie Simſon, der den Füchſen ſeiner Zeit den Hintern verſengte, und tauſend Tagdiebe mit dem Kinnbacken eines Maulthiers (denn wahrſcheinlich waren dieſe Eſel-Bankerte ſchon in der Mode) erſchlug, ſondern wie ein Bürger des neunzehnten

Jahrhunderts, der es, Dank ſei den unermeßlichen Fortſchritten der Ziviliſation und der zwangloſen Aufklärung ſeiner Zeit, beinahe ſo weit gebracht hat, zu wiſſen, daß er die Luft gratis einſchnaufen darf, zwiſchen den Karoſſen hin und her, in die Länge und in die Quer.

Ich halte Muſterung, etwa wie ein Zenſor in einem verdächtig riechenden Aufſatz, und Jedermann möchte gar zu gern wiſſen, wer ich bin. Die Einen halten mich für einen Kutſcher, die Andern für einen Pferdehändler, noch Andere ſagen, es iſt der neue Hofmodeſchneider. Die Polizeiſpione ihrerſeits, die in Petersburg eben ſo häufig ſind, als die gutwilligen Jungfern zu — —, beſchauen mich rechts und links, von oben bis unten, von hinten und vorn. Als Reſultat ihrer ſcharfſinnigen Beobachtungen ergibt ſich endlich, daß ich entweder ein Maulaffe, oder ein Spitzbube, oder einer ihrer verehrlichen Superioren und geheimen Vorgeſetzten ſei, der ſich inkognito von ihrem Dienſteifer und ihrer polizeilichen Gewiſſenhaftigkeit überzeugen wolle. Dieſe letzte Vorausſetzung wird die vorherrſchende und ich ſehe die nordiſchen Sbirren bei meiner Näherung mit ſklaviſcher Furcht auf die Seite treten.

Während die bebänderten in halbe Incroyables (zu halber Gewichtigkeit) traveſtirten Herren im großen Saale den Hof machen, und ſich wie begoſſene Sperlinge zuſammenducken, erblicke ich vor mir achthundert Köpfe, von denen die einen immer maleriſcher als die andern ſind, und ich muß eingeſtehen, daß es ſchwer ſein würde, eine intereſſantere Geſichtsgallerie als die dieſer ruſſiſchen Kutſcher, zuſammenzubringen.

Iſt das nicht Jupiter auf ſeinem Thron? Welche Augen, welche Stirn, welcher Bart! Das Zucken dieſer Augenbraunen ſcheint die Nähe des zerſchmetternden Blitzſtahls zu verkündigen, ein Blick dieſer ſprühenden Flammenſterne ſcheint den Erdball zu entzünden, und die Zyklopen ſelbſt entſetzt zu verſteinern. Dieſer gewaltige Kopf, in dem die eiſerne Kraft, der wetterſchnelle Entſchluß vorherrſchend zu ſein ſcheinen, ruht ſinnend auf der breiten Schulter, die ein langer, ſchwarzer, glänzender Bart, von Kinn und Wangen herabſtießend, zur Hälfte verhüllt. Welcher feſte, nervigte Hals, welche kräftige Muskeln, die dieſe Schultern in Bewegung ſetzen! Und dieſes Model eines Zeuskopfes iſt das eines ruſſiſchen Kutſchers! Aber ſetzt ihn auf welchen Rumpf ihr immerhin möget, er wird überall imponiren, überall Furcht und Schrecken verbreiten.

Ein paar Schritte weiter glaube ich einen Moſes vor mir zu ſehen. Ein langer, in breite Locken geſchlagener Bart, der ſich auf der Bruſt in zwei Spitzen theilt. Welches tiefforſchende Auge! Sollte man nicht vermuthen, dieſer Menſch grüble ein Geſetzbuch für alle Kutſcher des ganzen Erdballs nach? Sollte er je der Geſetzgeber ſeiner Raſſe werden, ſo könnte man ſeiner zur Bewunderung der Nachwelt aufgeſtellten Bildſäule, ſtatt den beiden Geſetztafeln der Iſraeliten, als Attribut eine Peitſche in die Hand geben, und Pferde und Ruſſen werden Reſpekt dafür haben. Und wenn in der That je einmal ein ähnlicher Kodex die Welt bereichern ſoll, ſo müßte man, und von Rechtswegen, ſeine Redaktion einem Erzruſſen überlaſſen. Wer kennt beſſer den Plati (die Peitſche), wer verſteht beſſer mit Pferden umzugehen, als er?

Ein Ruſſe auf ſeinem Gaul gleicht einem Zentaur; Roß und Mann bilden nur Eins. Er kennt aufs Genaueſte alle Gewohnheiten, die Sitten und den Karakter dieſer Thiere. Er ſpielt mit ihnen und erlaubt ihnen allerlei, oft ſehr fühlbare Liebkoſungen mit Huf und Zähnen, ohne böſe zu werden. Er gibt ihnen gutes, überflüſſiges Futter und ſchlägt ſie nie aus Laune oder zur Unzeit. Wird ein Pferd wild, ſo lenkt er es nicht gegen die Mauer, weil er dadurch ſeine Furcht und Unmacht verrathen würde, ſondern er hält die Zügel feſt, ermüdet es und läßt es austoben, wonach er es ſtraft, und ſanft wie ein Lamm in den Stall zurückbringt.

Auf einem dritten Kutſcherſitz bemerke ich einen Roſſebändiger, deſſen Kinn noch nicht von dem Schmuck des reifen Mannesalters umgeben iſt. Einige durchſichtige Löckchen ſproſſen auf ſeiner Oberlippe hervor. Ein dicker Haarwulſt birgt ſeine Schläfe und einen Theil ſeiner Wangen. Die reiche Geſundheit glänzt auf dieſem braunen mit Karmin ſchattirten Geſichte. Es iſt der Kopf des farneſiſchen Herkules.

Geſellſchaftliches Leben in den Niederlanden.

In den höhern Klaſſen, dem Adel z. B., hängen die Frauen zu Brüſſel noch ſehr an Vorurtheilen und die Männer an der Einfachheit, wenn man ſich ſo ausdrücken darf. Die lieben Ahnen und die alten Stammbäume ſtehen noch in ſehr hohen Ehren, und haben nichts von ihrem antiken Werth verloren. Die mittlern Klaſſen ſind etwas vernünftiger und bekümmern ſich nicht viel um ihre Vorfahren, wenn ſie ihnen nur brav holländiſche Dukaten hinterlaſſen haben; das iſt alles, was ſie von ihnen verlangen. Der Hausherr arbeitet und vergnügt ſich öffentlich; das iſt in der Ordnung. Die Hausfrau ſteht der Kaſſe vor, zählt, wacht und verſchafft ſich heimliche Zerſtreunngen; das iſt klug. Beide haben übrigens ihr beſonderes Vermögen, oder wie der Normann ſagt, ihren geſchiedenen Bourſicot (Seckel).

Einige monotone Unterhaltungen, einige Klatſchereien des Stadtviertels, füllen die Mußeſtunden der Familienmutter aus. Der mehr auf Ruhm bedachte Gatte bringt die ſeinigen in hochtrabenden Geſellſchaften zu, an denen eben kein Mangel iſt. Geſellſchaft des Klubbs, in der man das Vergnügen haben kann, mit großen Herren ſich am Ecarté zu Grunde zu richten; philharmoniſche und harmoniſche oder Harmoniegeſellſchaft, in der man mehr Geſchrei als Geſpräch, weniger Melodie als Getöſe vernimmt, wo man mehr

lange als kurze Ohren ſieht, wo man ſich für etwas Rechtes hält, weil man ſich in den Schatten der Büſte des erlauchten Landsmannes Gretry ſetzt, wie wenn Genie und Mittelmäßigkeit eins wären, philadelphiſche Geſellſchaft, aus Handwerkern beſtehend, in der man Perſonen höhern Standes als Beſucher zuläßt, und deren geringſte Sparre darin beſteht, einmal monatlich den Kothurn anzulegen; adeliches Konzert, zu dem allen eiteln Bürgerlichen der Zutritt geſtattet wird; philantropiſche Geſellſchaft, wo man ſich zwei- oder drei-, höchſtens viermal wöchentlich boxt; Leſegeſellſchaft, wo man die Freundſchaft nach der Melodie: Allons, enfans de la patrie! beſingt; apolloniſche Geſellſchaft, wo man ſich ſehr ernſthaft über die wichtige Frage, welches das dümmſte Journal ſei, ob das Orakel, oder die Zeitung von Gent, ſtreitet... und hundert andere Vereinigungen, wo jeder, der bezahlt, das Recht hat, ſich ſo lächerlich zu machen, als er nur immer will und — kann.

Die Verſammlungspunkte der untern Volksklaſſen ſind die öffentlichen Beluſtigungsorte, vorzüglich die eliſäiſchen Felder, die man den türkiſchen Garten von Brüſſel nennen kann. Dort werden auſſerdem noch die Feſte der Zünfte und die Hochzeiten gefeiert und während den Kermeſſen (Kirchweihen) findet dort Alles, was der Pöbel ſehr naiv gute Geſellſchaft nennt, Zutritt für eine Plankette *).

Nichts iſt ſo kleinlich und unbedeutend, als die Kermeſſen, die die Bevölkerung von ganz Brabant in Bewegung ſetzen. Einige alberne Spiele, eine große

*) Münze, ungefähr 6½ Batzen an Werth.

Volksmenge, die im dichteſten Gedränge ſich auf und niederwälzt, Spaziergänge, die mit Fußgängern und Kutſchen angefüllt ſind, auf allen Seiten das Geſchrei der Trinker und die Langeweile der Ueberſättigung auf allen Geſichtern, das iſt das Schauſpiel, welches ſich jeden Sonntag, am Jahrestage der Einweihung irgend einer Kirche oder alten Kapelle der Hauptſtadt, darſtellt. Die guten Flammländer erinnern dabei an die Orgien der Eroberer Indiens, mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich in Hopfengebräu ſtatt in Traubenblut berauſchen. Bogenſchießen iſt ihre Lieblingsleidenſchaft, und ſie ſind darin ſehr geübt.

Man weiß, daß der Hof abwechſelnd ein Jahr zu Brüſſel und ein Jahr im Haag ſich aufhält. Kaum hat die Kutſche des Königs die Hauptſtadt Belgiens verlaſſen, ſo eilen alle Höflinge, alle Zivil-, Militär- und Finanzbeamten ihr nach, und verſchwinden wie ein Schwarm von Storchen, der ſeine Wünſche und Hoffnungen an die Ufer der Zuiderſee überträgt. Brüſſel, das kurz vorher alle Zeichen einer großen Opulenz trug, iſt plötzlich in eine große Einöde verwandelt, deren Einförmigkeit mit nichts verglichen werden kann. Im folgenden Jahre findet wieder der alte Kontraſt im entgegengeſetzten Sinne ſtatt, und Lakaien, Beſoldete, Kammerherrn, Zivil-, Militär- und Finanzbeamte erſcheinen im Gefolge des Monarchen und bringen Leben, Luxus und Glanz.

Es iſt für Brüſſel zu bedauern, daß der Hof dort nicht beſtändig verweilt; es würde bald eine der ſchönſten und blühendſten Städte Europas werden. Aber auch ſchon jetzt hat es manches Anziehende. Nichts Majeſtätiſcheres, als ſein neuer Umſchluß; nichts Be-

lebteres und Maleriſcheres, als ſeine Kanäle im Herzen der Stadt, mit Segeln und Matroſen bedeckt; nichts Originelleres, als die gothiſchen Zirkel, welche die meiſten Häuſer krönen; nichts Auffallenderes, als das Gemiſch deutſcher, ſpaniſcher und franzöſiſcher Bauart, die Vergoldung der Vorſprünge mehrer Gebäude, die lebhaften Farben, die auf allen Seiten glänzen und ein wirklich einziges, durchaus morgenländiſches Gemälde bilden. Alle Plätze ſind ſchön, vorzüglich der vor dem Stadthauſe. Der königliche Platz erinnert an das ſchöne Viereck zu Nancy, und der des heil. Michel iſt ſehr angenehm. Einige Stadtviertel, die Uferdämme, der neue Kornmarkt, die Umgebungen der Münze, ſind ganz beſonders ſchön. Die Magdalenaſtraße, die ſich von einem Hügel allmählig und regelmäßig herabſenkt, entzückt alle Fremden. Aber die Pracht des Parkviertels übertrifft alles Uebrige bei weitem. Seine Hauptſtraße, die des Geſetzes, iſt wirklich grandios. In ihr befindet ſich der Palaſt der Generalſtaaten und eine doppelte Reihe ſehr ſchöner Gebäude, die gemeiniglich von Miniſtern oder fremden Monarchen bewohnt werden; aber mit Ausnahme dieſer ſeltenen Fälle ſtehen ſie immer leer, und die Straße iſt ſo öde, daß das Gras üppig zwiſchen den Steinen hervorwuchert.

In dieſer Straße und in den Umgebungen des Parks wohnte eine Kolonie Engländer, die, immer ſtolz und egoiſtiſch, ſich ſelbſt genug ſind. Im Mittelpunkt der Stadt befindet ſich die franzöſiſche Kolonie, deren Mitglieder, wie zu den Zeiten des revolutionären Ausſchuſſes, ſich ſelten mehr als zwei- oder dreimal zuſammen zeigen, und in einem beinahe ganz ver-

ödeten Stadtviertel niſtet die ſpaniſche Kolonie, die beſtändig friert und ſich nach dem glückſeligen Iberien zurückſehnt. Aus der Mitte der Geſammtbevölkerung erhebt ſich, wie eine Zeder über dem Schilf, der Stamm Iſraels, der, reich oder arm, gleich verachtet wird, ohne daß man recht weiß, warum?

In Hinſicht der Sitten iſt Brüſſel für den Fremden ein unerklärliches Räthſel. Die Verſchiedenheit der Gebräuche, karakteriſirt durch den beſondern Einfluß eines jeden Stadtviertels, iſt ein Labyrinth, das ihn erſchreckt, und aus dem er nur durch Zeit und Beharrlichkeit einen Ausgang zu finden vermag. Wir haben geſehen, daß der Park nur von Fürſten, Miniſtern, reichen Bankiers und überhaupt vom hohen Adel bewohnt wird. Es iſt das Eldorado der Hauptſtadt, in dem es mehr Gold, folglich mehr Sorgen gibt, als in der ganzen übrigen Stadt.

Man ziehe eine mit der Senne gleichlaufende Linie, die vom alten Markt unten am Hofberge entlang bis zum Schärbeckthor geht, und man hat zwei an Sitten, Gebräuchen und Sprache durchaus verſchiedene Städte. Die Unterſtadt, die den weſtlichen Theil bildet, iſt ganz flamländiſch, und iſt den alten Gebräuchen der Väter ſklaviſch treu geblieben. Sie bedient ſich ausſchließlich der Nationalſprache und hat gegen jede andere großen Widerwillen. Deshalb auch iſt jede Neuerung gehaßt, vorzüglich dann, wenn ſie den Geldbeutel in Kontribution ſetzt. Die Mode bleibt unabänderlich dieſelbe, und man erkennt die Einwohner der Unterſtadt auf den erſten Blick, an dem Rock mit breiten Schößen des Mannes und an der

Faille *) der jungen Frau. Die Wohnungen ſind reinlich, aber altväteriſch, und die meiſten Hausgeräthe haben ſchon ſieben oder acht Generationen gedient. Die Bewohner der Oberſtadt haben ſich dem Schwunge überlaſſen, den die franzöſiſche Revolution dem ganzen Europa gegeben. Sie haben die alten belgiſchen Sitten abgeſchüttelt und dagegen die franzöſiſchen, nebſt der Sprache, angenommen.

*) Die Faille iſt ein Stück ſchwarzes Seidenzeug, deſſen Parallelogrammform unabänderlich dieſelbe bleibt, und den Kopf, die Schultern und Hüften bedeckt. Es iſt beſondere Koketterie, ſich mit der Faille ſo zu drapiren, daß die Formen dadurch beſonders ausgezeichnet werden. Die Flammländerinnen ſind darin auſſerordentlich geſchickt.

Digitized by Google

Landleben in Großbritannien.

Wer ſich einen genauen Begriff von dem Karakter der Engländer machen will, muß ſie nicht allein in der Hauptſtadt beobachten, er muß ſie auch auf dem Lande beſuchen. Er muß in Weilern und Dörfern, in Schlöſſern, Maierhöfen und Hütten wohnen. Er muß die Gärten und Wälder durchirren, und auf den grünen Pfaden, längs den Hecken, wandeln. Er muß ſich auf die Jahrmärkte und zu andern ländlichen Beluſtigungen verfügen. Er muß mit den Gewohnheiten und Neigungen der Menſchen aller Klaſſen ſympathiſiren können.

In gewiſſen Ländern ziehen ſich die reichſten und unterrichtetſten Familien nach den großen Städten. Das Land wird nur von dem ungebildeten Bauern bewohnt. In Großbritannien dagegen iſt die Hauptſtadt nur ein Stelldichein, wo die höhern Klaſſen einen kleinen Theil des Jahres in Zerſtreuung und in rauſchenden Vergnügungen zubringen. Nach dieſer Art von Karneval nehmen ſie die Gewohnheiten des Landlebens, die ihnen mehr zu behagen ſcheinen, wieder an. Die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft ſind über das ganze Königreich verbreitet, und an den entfernteſten Orten findet man Leute von gutem Ton.

Die Engländer ſcheinen ganz für dieſe Lebensweiſe geſchaffen zu ſein. Sie lieben ihre Mühen und Reize. Sie haben ſehr lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur. Es iſt bei ihnen eine wirkliche Leidenſchaft. Die Stadtbewohner ſelbſt, die vielleicht ihr

ganzes Leben zwiſchen ihren Backſteinmauern und im Gewühl der Straßen zugebracht, gewöhnen ſich leicht an die Stille eines ländlichen Aufenthalts. Der Kaufmann wählt ſich einen ſolchen in der Nähe der Hauptſtadt. Er iſt eben ſo ſtolz auf ſeine Blumen und Früchte, als auf den Erfolg ſeiner Handelsunternehmungen. Selbſt diejenigen, deren Daſein in einem dunkeln Laden und in den beſchränkten Geſchäften des Kleinhandels verſchwindet, ſind nicht unempfindlich für den Zauber der Natur. In den dunkelſten und lärmendſten Stadtvierteln der City bietet das Saalfenſter den Anblick eines Blumenbeetes dar. Jeder Winkel, in welchem ſich nur ein wenig fruchtbare Erde befindet, wird mit Raſen und Blumen bedeckt, und die geſchmackvollen Baumpflanzungen auf den öffentlichen Plätzen geben ihnen beinahe das Anſehen eines Parks.

Wer die Engländer nur in der Stadt ſieht, iſt leicht geneigt, ſich eine wenig günſtige Meinung von ihrer Geſelligkeit zu machen. Der Geſchäftsmann denkt dort nur an das, was er zu thun hat, der Weltmenſch wird durch tauſend kleine Verpflichtungen und durch das Drängen unzähliger Beluſtigungen zerſtreut. Darum haben beide immer ein ſo unſtätes, bewegliches Aeuſſere. Sie können nirgends raſten, und wollen immer weiter und weiter. In demſelben Augenblicke, wo ſie über einen Gegenſtand ſprechen, beſchäftigt ſie ihr Geiſt ſchon mit einem andern. Wenn ſie einen Freund beſuchen, berechnen und kürzen ſie die Zeit ab, die ſie bei ihm zubringen wollen, um zugleich ein Dutzend gleichgültiger Perſonen zu ſehen. Eine ſo ungeheure Stadt, wie London, iſt ganz geeignet, die Menſchen intereſſirt und perſönlich zu machen. Bei ihrem flüch-

tigen Begegnen können ſie nur über Gemeinplätze ſprechen. Sie zeigen nur die Oberfläche ihres Karakters. Die kalte Atmoſphäre, in der ſie leben, verengt ihr Herz und läßt die beſten Eigenſchaften nicht entfalten.

Nur auf dem Lande überläßt der Engländer ſich ſeinem natürlichen Gefühl. Er entreißt ſich den kalten Formalitäten und der negativen Höflichkeit der Stadt. Er verzichtet auf ſeine mürriſchen Gewohnheiten. Er wird heiter und zutraulich. Im Schooſe der Bequemlichkeiten des zierlichen Lebens der Städte, die er auf ſein Landleben überträgt, erklärt er ſich frei vom geſellſchaftlichen Zwang. Er häuft Alles um ſich her auf, was ihm Unterricht, Zerſtreuung und Uebung gewähren kann. Bücher, Gemälde, Muſik, Zeitungen, Pferde, Hunde und Jagdgeräth ſind ihm unentbehrlich. Er legt ſeinen Gäſten eben ſo wenig Zwang auf, als ſich ſelbſt; aber im wahren Geiſte der Gaſtfreundſchaft vereinigt er Alles, was ſein Haus angenehm machen kann.

Kein Volk kommt dem engliſchen in der maleriſchen Gartenkunſt gleich. Die Engländer haben die Natur ſo genau ſtudirt, ſie haben ein ſo treffendes Gefühl ihrer ſchönen Formen und ihrer harmoniſchen Kombinationen, daß jede ihrer Schöpfungen wirklich paſſend und nicht zurückſtoßend, wie in Frankreich und in der Schweiz, iſt. Die reizendſten Parthien, die man in andern Ländern nur in wilder Einſamkeit erblickt, ſind hier um den beſcheidenen Herd des häuslichen Lebens vereinigt.

Nichts iſt impoſanter, als das Gemälde, welches ein engliſcher Park darbietet. Große Wieſenflächen breiten ihren dunkelgrünen Teppich aus. Haine von

Rieſenbäumen und niedrigem Gebüſch werfen ihre prächtigen Schatten darüber hin. Der feierliche Prunk der Boskete harmoniert vollkommen mit den Dammhirſchheerden, die ſie ſchweigend durchirren; mit dem Haſen, der im Graſe hüpft; mit dem wilden Vogel, der die Luft wie ein Pfeil durchſchneidet. Bald zieht ſich der murmelnde Bach in mäandriſchen Bogen am Saum des Waldes entlang; bald breitet er ſeine glänzenden Fluthen aus in das Becken eines See's. In jedem heimlichen Winkel ſchimmert ein Fiſchteich, von tauſend Bewohnern belebt, die den Wanderer zu begrüßen ſcheinen. Auf ſeinem klaren Spiegel malen ſich die romantiſchen Parthien der Umgegend, die ein alterthümlicher Tempel oder irgend eine einſame Bildſäule ſchmückt, welche die Zeit mit Moos bedeckt hat. Das Ganze trägt den Stempel einer wirklich klaſſiſchen Majeſtät.

Aber was noch bewunderungswürdiger als das Alles genannt werden kann, das iſt das ſchöpferiſche Talent, das die einfachen Wohnungen der Mittelklaſſe ſchmückt. Die unfruchtbarſte Erdſcholle wird unter der Hand eines Briten bald ein kleines Paradies. Mit einem Blicke bemerkt er Alles, was ſich daraus machen läßt, und ſchon ſchwebt ſeine Einbildungskraft der künftigen Landſchaft vor. Er pflanzt Bäume und weiß geſchickt ihre Wirkung und ihren Schatten zu vertheilen. Bald ſproſſen Blumen empor, deren zarte Nüanzen er ſinnig vertheilt. Ein Raſenteppich umſchlingt, ein Bach bewäſſert ſie. Eine bläuliche Fernſicht überraſcht in einem Winkel. Das ſind alle ſeine Kunſtgriffe. Er entwirft und vollbringt das Alles mit derſelben ruhigen Beharrlichkeit, wie ein

Maler, der mit Vorliebe ein begonnenes Gemälde vollendet.

Der Aufenthalt der Reichen auf dem Lande hat über die landwirthſchaftliche Oekonomie einen gewiſſen Geſchmack und eine Zierlichkeit verbreitet, die ſelbſt den unterſten Volksklaſſen nicht fremd geblieben ſind. Der Taglöhner ſelbſt ſchmückt ſeine Hütte und den kleinen Raum um ſich her mit Emſigkeit aus. Die grüne Hecke, die ſein kleines Bereich umſpinnt, die Raſenbank vor der Thür, die mit Buchsbaum umgebenen Beete, der Jasmin und das Kaprifolium an der Mauer des Hauſes, der Blumenſcherben am Fenſter, der Epheu, deſſen Immergrün die Oede des Winters erheitert, das Alles beurkundet den Einfluß, der aus höhern Quellen entſpringt und ſich überall verbreitet. Wenn die Liebe, wie die Dichter behaupten, ſich nur in Hütten gefällt, ſo müſſen es wenigſtens engliſche, und nicht etwa polniſche ſein.

Die Vorliebe der höhern Klaſſen für das Landleben hat in Großbritannien dem Nationalkarakter eine wohlthätige Richtung gegeben. Es gibt vielleicht keine ſchönere Menſchenrace, als die des engliſchen Adels. Statt jenem weichlichen, weibiſchen Aeuſſern, wodurch ſich die Menſchen der höhern Klaſſen in den meiſten andern Ländern auszeichnen, haben ſie jene glückliche Miſchung von Zierlichkeit und Kraft, von Friſche des Geſichts und Stärke der Konſtitution, die man ihren Bewegungen in freier Luft zuſchreiben muß. Die oft angeſtrengten Uebungen geben ihnen zugleich eine gewiſſe Seelenſtärke und etwas Männliches und Einfaches in ihren Manieren, das die Zerſtreuungen der Städte nicht ganz zu verwiſchen im Stande ſind.

Auf dem Lande nähern ſich auch die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft etwas mehr. Die Marken ſind nicht ſo ſchroff bezeichnet, und nicht ſo ſchwierig zu überſteigen, wie in den Städten. Die Landarbeiten erniedrigen den Menſchen nicht. Er fühlt ſich nicht entartet, wie in andern Gewerben. Der Bauer kann einfach und roh, aber nie gemein und pöbelhaft ſein. Darum fühlt ſich der durch ſeine Manieren am meiſten ausgezeichnete Menſch auch nicht durch eine Berührung mit dem Landmann zurückgeſtoßen und empört, wie das manchmal mit Arbeitern und Handwerkern in der Stadt der Fall iſt. Die ländlichen Vergnügungen nähern die Stände, und es ſcheint, als wenn Hörnerſchall und Hundegebell in allen Gemüthern dieſelbe Wirkung hervorbringen. Aus dieſer Urſache vielleicht ſind die ariſtokratiſchen Klaſſen populärer in Großbritannien, als in irgend einem andern Lande.

Dieſe Miſchung der verſchiedenen Bedingungen hat denn auch der engliſchen Literatur einen beſondern Karakter gegeben. Daher rührt der Gebrauch der dem ländlichen Leben entlehnten Vergleichungen, und die unvergleichlichen Beſchreibungen der Natur in den britiſchen Poeſien, ſeit der „Blume und dem Blatt“ von Chaucer, die gewiſſermaßen in den Kabinetten die Friſche und den Duft der Landſchaften verbreitet haben. Die Dichter anderer Länder (mit Ausnahme des deutſchen Kleiſt und einiger Andern) ſcheinen der Natur nur kurze Gelegenheitsbeſuche abgeſtattet und ihre oberflächlichen Reize beobachtet zu haben, während die Briten in der innigſten Vertraulichkeit mit ihr leben, ihr in ihre geheimnißvollſten Tempel folgen und ihre leiſeſten Launen bemerken. Kaum

bewegt der Wind die pyramidaliſche Pappel, ein Blatt rauſcht herab und überſchauert den Raſen; ein Waſſertropfen ſpiegelt ſich am Halm; eine Quelle ſprühet im Morgenſtrahl; ein Veilchen verbreitet ſeinen ſüßen Duft, und ihre Einbildungskraft regt ſich, ihre Bilder entſtehen; ſie ſchwärmen unſtät umher in dem Feenpalaſt der Natur.

Aber auch der Anblick des Landes hat ſeine Eigenthümlichkeiten. Ein großer Theil der Inſel iſt vollkommen eben, und würde ohne die Reize der Kultur einförmig ſcheinen. Ueberall erblickt man Schlöſſer und Paläſte, um welche die Gärten und Luſtwälder eine Art von Stickerei bilden. Man hat keine großen, erhabenen Anſichten, aber eine unendliche Menge kleiner Szenen ländlicher Ruhe und ländlichen Glücks. Jeder alte Meierhof, jede mit Moos bedeckte Hütte iſt maleriſch, und da die Wege ſich neben den lebendigen Hecken und durch zerſtreute Gebüſche dahinſchlängeln, ſo wird das Auge beſtändig durch kleine zierliche Landſchaften angezogen und erfreut.

Der vorzüglichſte Reiz des offenen Landes in Großbritannien iſt jedoch das moraliſche Gefühl, das ſie erzeugen. Sie ſtellen die Ideen der Ordnung, der Sicherheit, die vor Langem feſtgeſtellten Grundſätze, die alten Gebräuche, die geachteten Gewohnheiten dar. Alles ſcheint das Produkt einer ruhigen und regelmäßigen Exiſtenz durch eine lange Reihe von Jahrhunderten zu ſein. Die alte Kirche mit ihrem maſſiven Portal, ihr gothiſcher Thurm, die gemalten Fenſterſcheiben, die ſehr ſorgfältig aufbewahrt werden; die Denkmäler der Häupter und Krieger eines andern Zeitalters, der Vorfahren der gegenwärtigen Beherr-

ſcher des Bodens; die Grabſteine mehrer auf einander gefolgten Generationen ehrenwerther Landleute, deren Nachkommenſchaft noch denſelben Boden bebaut, und vor demſelben Altare kniet; die Wohnung des Pfarrers mit ihren unregelmäßigen, halb modernen, halb gothiſchen Nebenbauten, nach dem Geſchmack der verſchiedenen Zeiten und Bewohner; der Fußpfad, der durch lachende Triften und Hecken zum Gottesacker führt; das benachbarte Dorf mit ſeinen ſchwarzen Firſten und alten Bäumen; der antike Herrenſitz, der ſich vereinzelt in der Ebene oder auf dem Scheitel eines Hügels befindet und die umgebende Szene zu beſchützen ſcheint: alle dieſe gewöhnlichen Karaktere einer engliſchen Landſchaft verkünden herkömmliche Ruhe, erbliche Uebertragung lokaler Anhänglichkeit und Tugend, die Produkte des Bodens zu ſein ſcheinen, und die eine feſte Garantie, ſo wie eine intereſſante Idee von dem moraliſchen Zuſtande der Nation darbieten.

Erfindungen, Vervollkommungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen.

Zertheilung der Gewitterwolken und Beſeitigung der Hagelſchläge durch kleine Luftballons.

Die anziehende und zertheilende Kraft der Gewitterableiter iſt um ſo ſtärker, je höher ſie ſind. Nichts beweiſet das beſſer, als die häufigen mit fliegenden Drachen angeſtellten Experimente, und in dieſer Beziehung kommt nichts den Ergebniſſen gleich, welche der Fyſiker Romas, zu Nérac, in Frankreich, erzielt hat. Der eben Genannte bemerkte mehrmals, daß ſogar, während der Dauer ſeiner Experimente, Blitz und Donner gänzlich aufhörten. Eben ſo gelang es dem Doktor Linning, zu Charlestown und dem Fyſiker Charles, obgleich beide weniger im Großen operirten, als Romas, Gewitterwolken in ganz gewöhnliche Wolken zu verwandeln.

Die Bildung des Hagels ſcheint unbeſtreitbar verbunden mit dem Vorhandenſein einer großen Menge entzündbaren Stoffes in den Wolken. Beſeitigt man dieſen Stoff, ſo wird der Hagel nicht entſtehen, oder er wird in ſeinem anfänglichen Zuſtande bleiben und als unſchädlicher Graupenhagel auf die Erde niederfallen. Die großen Vortheile, welche die Landwirthſchaft in gewiſſen Ländern von der Beſeitigung der

mit großen Schloßen begleiteten Gewitter gewinnen würde, laſſen ſich nicht bezweifeln. Ein Bewohner des ſüdlichen Frankreichs ſchrieb in die Enzyklopädie:

„Es vergeht kein Jahr, wo der Hagel nicht die Hälfte, manchmal die drei Viertel der Sprengel von Rieux, Comminges, Couſeran, Auch und Lombez verheert.“

Das alleinige Gewitter am 13. Juli 1688 ſuchte in Frankreich nicht weniger als 1039 Gemeinden heim. Einer offiziellen Unterſuchung zufolge, wurde der Schaden auf 25 Millionen Franken (mehr als 11½ Millionen rhein. Gulden) angeſchlagen. Wenn um etwa 300 Fuß über die Luftſchicht emporragend, bis zu der gewöhnlich die äuſſerſten Spitzen der Gewitterableiter emporreichen, kleine Nadeln Feuerzungen von 10 bis 12 Fuß Länge werden, was würde erſt geſchehen, wenn das ganze Syſtem drei-, vier-, zehnmal höher, bis zum untern Saume der Wolken reichte, und wenn die ableitende Metallſpitze, in unmittelbarer Verbindung mit dem bis zur Erde gehenden Drath, ſich beinahe ſenkrecht, oder in der Stellung eines gewöhnlichen Blitzableiters darböte?

Arago meint, es ſei gar nichts Gewagtes, vorauszuſetzen, daß man, mit Hilfe eines ſolchen Verfahrens, die ſtärkſten Gewitter zertheilen könnte. Er wollte, daß man dazu ſich feſtgehaltener Luftballons bediente, die man noch viel höher ſteigen laſſen könnte, als Romas Drachen. Gäbe man dieſen Luftbällen nur eine mittelmäßige Größe, würde die dafür zu machende Ausgabe bei weitem nicht ſo groß ſein, als die für das viele in den Weinbergen ganz unnützerweiſe verſchoſſene Pulver, das keine mit Hagel belaſtete Wolken

zu verſcheuchen vermag. Jedenfalls würde es ſich wohl der Mühe verlohnen, ein Experiment in Ausführung zu bringen, deſſen muthmaßlicher Erfolg einen ſo wohlthätigen Einfluß auf die ganze Landwirthſchaft ausüben würde.

Gelungene Verwendung der Elektrizität gegen Lähmungen und Nervenſchmerz.

Der berühmte Doktor Magendie hat letzthin zwei junge Männer geheilt, die an Lähmung der Geſichts-Muskeln litten. Bei beiden hat er die in Rede ſtehende Paralyſie durch Anwendung der Elektrizität auf die Nerven ſelbſt, vermittelſt Platina-Nadeln, beſeitigt.

Eine Frau wendete ſich an ihn, ſehr heftiger Nervenſchmerzen wegen, woran ſie ſeit fünf Jahren litt, und die ihr keinen Augenblick Ruhe lieſſen, ſo daß ſie ſelten oder nie ſchlafen konnte. Dieſer Nervenſchmerz war nicht immer auf derſelben Seite, ſondern bald hier, bald dort; aber immer und überall mit gleicher Heftigkeit. An dem Tage, wo Magendie ſie beſuchte, war der Schmerz in der untern Kinnladennerve. Er leitete die Elektriſche Strömung dagegen, und der Schmerz ging ſogleich in die Zunge über. Er bohrte nun eine Nadel in die rechte Seite der Zunge, wendete die Strömung dagegen und trieb den Schmerz in die Nerve unter der Augenhöhle, von wo er ihn auf dieſelbe Weiſe verſcheuchte, eben ſo wie aus der Stirnnerve, von wo er gänzlich verſchwand, ohne glücklicherweiſe vorher noch in die Naſenwurzel ſich zu flüchten, wie der Fall dem Dr. Roux ſich geboten, was Magendie indeß nicht zu entmuthigen vermochte, weil er es nicht für unmöglich hielt, auch

dahin eine elektriſche Strömung mit Hilfe einer feinen Platina-Nadel zu leiten.

Die Kranke wurde auf ſolche Weiſe geheilt. Wahr iſt es, daß der Schmerz noch einige Verſuche machte, ſich wieder zu erzeugen; ſie waren jedoch nur ſchwach, ſehr leidlich und verhinderten den Schlaf nicht mehr. Eine einzige Verwendung der Elektrizität war hinlänglich, ihn augenblicklich zu beſeitigen. Später hatte Magendie Gelegenheit eine andere Frau zu ſehen, die ſeit langen Jahren an einem hartnäckigen Nervenſchmerz litt, deren Hauptſitz faſt immer in der rechten Zungennerve war. Durch das oben angedeutete Verfahren wurde der Schmerz augenblicklich in die obere Kinnladennerve getrieben, woraus er, ohne Wiederkehr, vollkommen verſchwand.

Schlöſſer ohne Schlüſſel.

Eine ganz neue Art Schlöſſer, zu deren Verſchlieſſung und Eröffnung man keines Schlüſſels bedarf, wird ſeit einiger Zeit von den Schloſſermeiſtern Tiſſier und Beugé, in Paris, verfertigt. Vorzüglich beachtungswerth iſt das unter der Benennung „allgemeines Schloß“ bezeichnete, deſſen man ſich, mit einigen kleinen Veränderungen, zur Verſchlieſſung aller Gegenſtände bedienen kann. Dies Schloß, deſſen Mechanismus und deſſen Verſchlingungen gänzlich von einer runden Büchſe umſchloſſen ſind, wird im Innern und in Mitte einer Thür angebracht. Es hat nur einen Zentralknopf äuſſerlich wie innerlich. Auf dieſem Knopf ſind weder Buchſtaben, noch Zahlen, noch ſichtbare und fühlbare Zeichen irgend einer Art. Es öffnet und ſchließt ſich

innerlich wie äuſſerlich mit einer Hand, eben ſo leicht zur Nachtzeit als am Tage, und ohne das mindeſte Geräuſch, was ſeine Kombinationen verrathen könnte. Es ſetzt direkt in ſeinen Umſchluß zwei, drei oder vier runde, filetirte Riegel, wie Preſſeſchrauben mit viereckigem Gang, welche die Thür an ihrer befeſtigten Seite anbolzen. Sie kann von zwei Perſonen verſchloſſen werden, ohne daß die eine in Abweſenheit der andern ſie wieder zu öffnen im Stande iſt. Der innere Bau dieſes Schloſſes iſt nach einem ganz neuen Syſtem, ſowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen, und faſt alle Theile, woraus es zuſammengeſetzt iſt, ſind rund. Sein letzter Vortheil beſteht darin, daß, um es an eine Thür zu befeſtigen, kein größeres Loch nothwendig wird, als für ein Schlüſſelſchloß. Ueberdem wird dies Loch beſtändig durch den Stahlknopf verſchloſſen, der hier den gewöhnlichen Knopf erſetzt, deſſen man bedarf, um die Thür hinter ſich zuzumachen.

Die weiſſen Elefanten von Siam und Pegu.

Die größte Merkwürdigkeit und Koſtbarkeit des Hofes von Siam beſteht in den weiſſen Elefanten. Sie ſind jedoch jetzt nicht mehr ſo ſelten, als ehemals, wo man ſie als göttliche Fänomene anbetete und ſie oft ein Gegenſtand blutiger Kriege wurden. Der König von Siam hat deren gegenwärtig fünf, was jedoch als ein auſſerordentlicher und ſehr glücklicher Zufall betrachtet wird. Die weiſſen Elefanten ſind nichts weniger als ſogenannte Albino's, doch ſind ihre Augen vollkommen geſund und ertragen ſehr gut das Licht, obgleich die Iris auch bei ihnen weiß iſt. Ihr

Haar iſt nicht ganz ſchneeweiß, ſondern vielmehr gelblich, aber ſeltener, feiner und kürzer, als bei den andern Elefanten.

Wir bemerkten unter den fünf Wunderthieren des Königs von Siam eins, das uns beachtungswürdiger als alle übrigen ſchien. Es war ganz mit kleinen ſchwarzen Flecken, von der Größe eines Kreuzers, bedeckt. Die Einwohner von Siam hatten eine große Ehrfurcht für dieſe Thiere. Glücklich, wer ein ſolches entdeckt. Er erhält eine ſilberne Krone und die Strecke Landes, über welche man das Geſchrei des Elefanten vernommen. Auſſerdem iſt er und ſeine Familie bis in die dritte Generation durchaus abgabenfrei.

Der weiſſe Elefant zu Awa hat ſein beſonderes Miniſterium, beſtehend aus einem Wungeh (Miniſter des Innern), einem Wundack (Miniſter des Aeuſſern), einem Scrogeh (Miniſter der Finanzen), einem Nackhaan (Miniſter des Hauſes) und mehren untergeordneten Offizieren. Seine Wohnung befindet ſich dicht am Palaſt des Königs, und beſteht aus einer langen, offenen, von zahlreichen hölzernen Pfeilern getragenen Gallerie, an deren äuſſerſtem Ende ein großer, ſchwarzſammeter, mit Gold geſtickter Vorhang das geheiligte Thier vor den Blicken des Volks verbirgt, das ſeine Gaben vor demſelben niederlegt. Seine weitläufige Wohnung iſt innen und auſſen vergoldet. Sie ruht auf vierundſechszig Pfeilern, von denen die Hälfte ebenfalls vergoldet iſt. Seine Vorderfüße ſind mit ſilbernen und die Hinterfüße mit kupfernen Ketten umſchlungen. Sein Bett beſteht aus einer mit blauem Tuch überzogenen Matratze, über welche ein reicher

Teppich ausgebreitet iſt. Sein Geſchirr iſt überaus prächtig und mit Gold, Diamanten, Rubinen und andern Edelſteinen beſetzt. Seine Bettelbüchſe, ſeine Fußringe und ſeine Speiſegeſchirre ſind von gediegenem Gold. Er hat nicht weniger als tauſend Bedienten.

Vorſündflutliche Erfindung der Handſchuhe.

Der Handſchuh iſt ein ſchon im höchſten Alterthum bekanntes Kleidungsſtück. David ſagt im 108. Pſalm, daß er ſeinen Handſchuh auf Edom werfen wolle. Daſſelbe Wort erſcheint auch im Buche Ruth, und damit darüber kein Zweifel ſtattfinden könne, erklärt der Talmud ausdrücklich, daß man ſich die Hände bekleidet. Homer ſchildert den ehrwürdigen Laerkus in ſeinem Garten mit Handſchuhen arbeitend, damit die Dornen nicht ſeine Hände zerreiſſen möchten. Xenophon, in ſeinem Gemälde von der Verweichlichung der Perſer nach Cyrus Tode, ſagt: daß, nicht zufrieden, ihren Leib, ihre Füße und ihre Arme vor den Wirkungen der Luft zu bewahren, ſie auch noch ihre Hände mit Pelzwerk bedeckten.

Varro bezeugt das Alter der Handſchuhe bei den Römern. Im zweiten Buche de re rustica empfiehlt er, die Oliven mit der bloßen Hand zu pflücken, damit ſie ihre Schmackhaftigkeit behalten. Athenäus, in ſeinem Gaſtmahl der Sophiſten, berichtet, daß die Freſſer ſich immer mit Handſchuhen zu Tiſch ſetzten, um die noch heiſſen Stücke anfaſſen zu können und an Gefräßigkeit die übrigen Gäſte zu übertreffen. — Es iſt eine wahre Schande, ruft der Stoiker Muſonius Rufus, daß ein geſunder, kräftiger Menſch ſeine

Hände mit weichen und warmen Stoffen bedeckt! Uebrigens waren dieſe Vorwürfe nicht immer gegründet. Hatte der Schreiber des ältern Plinius Unrecht, bei dem Ausbruche des Veſuv ſeine Handſchuhe anzuziehen, um die Bemerkung ſeines Herrn niederzuſchreiben?

Von dieſem Zeitpunkte an bis zum neunten Jahrhundert bemerken wir eine große Lücke in der Geſchichte der Handſchuhe; aber ſie mußten während dem ein ganz eigener Gegenſtand des Luxus geworden ſein, weil es die Kirche ſelbſt für gerathen hielt, darüber eine eigne Ordnung aufzuſtellen. Unter Ludwig dem Dicken gebot das Konzilium zu Aix: daß die Mönche nur ſchaafoder bocklederne Handſchuhe tragen dürften. Ihre Größe, die im Mittelalter übertrieben war, hat ſeitdem allmälig abgenommen.

Die Handſchuhe haben in mehren Zeremonien eine bedeutende Rolle geſpielt. Wir leſen: daß 1002 die Biſchöfe von Paderborn und Moncero einen Handſchuh zum Zeichen der Einſetzung in ihre Würde erhielten. Favin behauptet, daß der Gebrauch, bei der Krönung der Könige von Frankreich Handſchuhe zu ſegnen, eine alte, morgenländiſche Sitte war, die man bei Ertheilung gewiſſer Aemter beobachtete. In der Folge war es ein Zeichen der Ungnade und Entſetzung, wenn man einem Edelmann ſeine Handſchuhe abforderte. Man bemerkt davon ein Beiſpiel unter der Regierung Eduards II von England. Der Graf von Carlisle wurde zum Tode verurtheilt, weil er im geheimen Briefwechſel mit den Schottländern geſtanden. „Der Henker," ſagt Walſingham, „riß ihm ſeine Spornen ſeine Schuhe und Handſchuhe ab."

Ein anderes Privilegium des Handſchuhes beſteht darin, als ein Zeichen der Herausforderung betrachtet zu werden. Die Gottesgerichte geben dieſem Gebrauche, ſo wie dem Zweikampf, den Urſprung, und er beſteht in Deutſchland und England immer noch. 1816 forderten ſich auf dieſe Weiſe in Gegenwart des Lordmajors von London zwei Perſonen, die ihre Streitſache nicht anders beilegen zu können vermeinten, heraus, und ſie würden wahrſcheinlich das Schauſpiel eines ſogenannten Gottesgerichts erneuert haben, wenn die öffentliche Meinung ihr Vorhaben nicht gar zu lächerlich gefunden und auf dieſe Weiſe beſeitigt hätte. Bei der Krönung des letzten Königs von Großbritannien und Irland wurde dieſer gothiſche Gebrauch ebenfalls aufgewärmt, und ein vom Scheitel bis zur Ferſe bepanzerter Ritter fuhr im Hofe von Weſtminſter allen Vorübergehenden mit ſeinem Handſchuh unter die Naſe, und forderte alle diejenigen, die gegen die Rechte Georgs IV irgend einen Einwurf zu machen hätten, zum Kampf heraus.

Eine alte Sitte, die ſich in einigen Theilen Deutſchlands noch erhalten hat, beſteht darin, daß Jeder, der einen herrſchaftlichen Pferdeſtall betritt und nicht ſeine Handſchuhe auszieht, Strafe bezahlen muß. In unſern Tagen haben die Handſchuhe alles hiſtoriſche Intereſſe verloren. Nichts iſt allgemeiner, als dieſes Kleidungsſtück, ſowohl bei blühenden Jungfrauen, als bei geſchminkten Matronen, bei jungen Zierbengeln, als bei alten Krückenſtößern; um ihren Gebrauch zu verbannen, würde die Filoſofie des Portikus umſonſt ihr Geſchrei erſchallen laſſen.

Ein italieniſcher Jeſuit, gezeichnet von einem franzöſiſchen Dilettanten.

Man führte mich in den Geſellſchaftsſaal des reverendissime Luigi Fortis, achtzehnten Generals des Ordens oder der Geſellſchaft Jeſu. Während ich ihn feſten Fußes erwartete, betrachtete ich die Gemälde des Gemachs, deſſen Ausſchmückung ſehr einfach war. Hier ſehe ich den Jeſuiten Garnet, in dem Augenblicke, wo er, der von ihm angezettelten Pulververſchwörung wegen, gehängt und in vier Stücke zerriſſen werden ſoll. Ein Engel erſcheint ihm, ſpricht ihm Muth zu und zeigt ihm den für ihn geöffneten Himmel. Ein anderes Gemälde ſtellt den letzten König von Sardinien vor, der zu Rom im Jeſuitennoviziat geſtorben iſt. Er kniet vor einem Betſtuhl, auf welchem man einen Todtenkopf erblickt, wahrſcheinlich um den Monarchen zu erinnern, daß er abgeſchieden ſei für die Welt, und nur für die Geſellſchaft, der er ſich zugewendet, noch fortexiſtire. Die Vorſehung hat ihr dieſe Ehre geraubt. Er ſtarb, bevor er wirklicher Jeſuit war. Dieſer Umſtand iſt der Geſellſchaft ſehr unangenehm geweſen, weil ſie nach ihren Geſetzen alle ihre Mitglieder beerbt. Der König hatte dieſen Titel noch nicht, aber er ſollte ihn erhalten. Um ſich die ihnen dadurch zukommenden Vortheile zuzuſichern, ſind die Schüler Molina's auf den Gedanken gerathen, den Verſtorbenen als Jeſuit anzukleiden und auszuſtellen. Zu der königlichen Familie ſagten ſie: „Man beerdigt mit dieſem Gewande nur die Mitglieder unſers Ordens, folglich gehörte der König, der es trägt, zu ihm, und wir haben das unbeſtreitbare Recht, ihn zu beerben.“

Daher entſtand ein Prozeß, der endlich durch höhere Vermittelung in Güte und durch Vergleich beigelegt worden iſt.

Ich wollte eben die Inſpektion der übrigen Gemälde fortſetzen, als die Thür ſich öffnete. Ein kleiner Greis, in grober, roher Sarſche gekleidet, trat herein: es war der General. Sein Geſicht iſt ruhig und ſanft, ſein Blick etwas ſüßlich. Nichts Stolzes und Gebieteriſches in ſeinem Weſen; ſein ganzes Aeuſſere ſcheint nur Einfachheit und Menſchenliebe zu athmen. Ich will mich ihm zur Linken ſetzen, er nöthigte mich, an ſeiner Rechten mich niederzulaſſen. Ein altes ruſſiſches Sprichwort ſagt: „Man empfängt den Mann nach ſeinem Kleide und nach ſeiner Miene, und beurtheilt ihn nach ſeiner Rede und nach ſeinem Benehmen."

Nach einigen Gemeinplätzen der Höflichkeit ſuchte ich zu erforſchen, auf welche Weiſe es am erſten und beſten möglich ſei, zu meinem Zwecke zu gelangen. Ich verſuche es, mir meinen Weg in ſeine Seele durch die Augen zu bahnen; aber eine breite Haut über den rechten Augapfel verweiſet mich zum linken, den ich unbeweglich finde, wie einen weit hinausgeſtellten Vorpoſten, und ſeine ſchwarze Kutte ſcheint eben ſo vollkommen ſeine Gedanken zu verhüllen, wie ſeinen ganzen Körper. Dieſe Haltung ſetzt mich in nicht geringe Verlegenheit; jedoch nach einem Stoßſeufzerlein an Eskobar drückte ich mich folgendermaßen aus: „Vergönnen Sie mir, ehrwürdiger Pater! das Organ aller frommen Seelen zu ſein, die durch die Wiederherſtellung Ihres vortrefflichen Ordens in Entzücken gerathen ſind."

Nachdem ich dieſe Worte ausgeſprochen, wendete der General den Kopf ein wenig gegen mich, ſendete mir einen Lichtſtrahl ſeines ſehenden Auges zu, und betrachtete mich mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Einige Momente nachher bemerkte ich an den vermehrten Faltenwürfen ſeiner Augenlieder die Abſicht, mir zulächeln zu wollen. Dadurch ermuthigt fuhr ich fort: „Ja, unter den glücklichen Auſpizien der Geſellſchaft Jeſu wird Europa, wird der Erdball, von den revolutionären Stürmen hin- und hergeworfen, endlich Ruhe gewinnen, die verlorne Ordnung wieder herzuſtellen, die Religion wieder befeſtigen, die Sitten reinigen, der Kirche die nothwendige Macht zuſichern, die heilſame Trennung der Stände bewerkſtelligen, die ungereimten und gottloſen Methoden des neuern Unterrichts abſchaffen, den Geiſt in die von der Natur und der wahren Politik ihm vorgeſchriebenen Grenzen beſchränken, und dadurch den Unfug des Alleswiſſens und des daraus entſpringenden Unglaubens abſtellen können. Frankreich vorzüglich, für welches jetzt die Bemühungen des Ordens eine ſo glorreiche Ausſicht eröffnen, bedurfte ſeiner am meiſten. Durch ihn hoffte es ſich wieder zu erheben zu der wahren Ziviliſation, die nur unter Leitung religiöſer Innungen möglich iſt; durch ihn wird es wieder den erhabenen Rang unter den Nationen gewinnen, der ſeinen Monarchen den Titel der allerchriſtlichſten Könige zuſicherte. Frankreich hat während ſeiner langen Abweſenheit ſo viel geduldet, ſo hart gelitten: um ſo inniger empfindet es jetzt die Wirkung ſeiner Heilmittel. Aber große Uebel können nur durch große Maßregeln beigelegt werden,

und wenn der Orden Frankreich nicht eben ſo behandelt, wie Paraguay . . . . ."

— Wie Paraguay? fiel mir der General in die Rede, und ſeine Aufmerkſamkeit, die kurz vorher etwas zerſtreut zu ſein ſchien, feſſelte ſich an dies einzige Wort. Wie Paraguay? wiederholte er.

„Ja, wie Paraguay; und das Wunder, das Sie dadurch in Frankreich bewirken müßten, würde noch größer, noch auſſerordentlicher ſein. In der neuen Welt hatten Sie nur Wilde zu bekehren, nur aufzubauen; in Frankreich dagegen finden Sie ein durch eine verdorbene Ziviliſation im höchſten Grade entartetes Geſchlecht, und um erbauen zu können, müſſen Sie erſt das Gebäude ſeines Stolzes und ſeiner Anmaßlichkeit abbrechen und es der Erde gleich machen. Schon haben Ihre vortrefflichen Anſtalten zu Montrouge, zu Saint-Acheuil, zu Saint-Anne und an dreißig andern Orten, tiefe Wurzeln geſchlagen und überall junge Zweige emporgetrieben, die ſich immer mehr entfalten und immer größere Kraft gewinnen; aber leider geht das Alles zu langſam noch."

— Sie haben Recht! ſagte der General, und wendete ſich noch um zwei Zoll mehr zu mir; aber was iſt anders zu machen? Man muß zuerſt den Boden beackern, um die Saat darauf ausſtreuen zu können. Der Thau des Himmels wird das Uebrige thun.

„Das iſt ohne Zweifel viel," entgegnete ich, „doch ſcheint es mir, als ſei es unter den jetzt obwaltenden, höchſt günſtigen Umſtänden nicht genug. Wer weiß, ob je eine ähnliche Gelegenheit ſich darbieten dürfte. Ein frommer Fürſt, deſſen bewunderungswürdiger Eifer auf eine ſo herzerhebende Weiſe ſich offenbart,

deſſen ganzes Beſtreben nur dahin zu gehen ſcheint, den Orden in ſeinem ganzen frühern Glanze wieder herzuſtellen, und deſſen ganzes Wiſſen und Wollen nur auf ihn ſich beſchränkt; welches Zeichen himmliſcher Gnade!“

— Wir erkennen es dafür, erwiederte mein Nachbar, und blickte ſtarr vor ſich hin; wir erkennen es. Er ſchwieg, und ich ſah mich genöthigt, fortzufahren, wenn die Unterredung nicht abgebrochen ſein ſollte.

„Es ſcheint mir, daß das Uebel noch nicht in ſeiner Wurzel angegriffen worden. Sie reinigen unaufhörlich die Extremitäten des geſellſchaftlichen Körpers; aber im Herzen ſtrömt das verdorbene Blut.“

— Was ſoll man thun?

„Eine Miſſion in Paris verordnen.“

— Eine Miſſion in Paris? — (Er bewegte faſt unmerklich den Kopf.) Man greift uns dort auf allen Seiten und auf eine wirklich unwürdige Weiſe an. Die letzten Ereigniſſe ſind Ihnen nicht unbekannt.

„Um ſo beſſer, ehrwürdiger Pater! um ſo beſſer. Der, unter deſſen Fahne Sie ſtreiten, wurde auch beſchimpft, auch verleumdet; das iſt eine Aehnlichkeit mehr zwiſchen Ihnen und ihm. Zudem hat der Wind der Verfolgung immer nur dazu gedient, das Schiff der Religion einem ſichern Hafen zuzuführen. Sie ſind noch lange nicht ſo verfolgt worden, als ich es Ihnen, Ihres eigenen Vortheils wegen, wünſche.“

— Aber eine Miſſion in Paris iſt nichts Kleines.

„Um ſo größer wird Ihr Verdienſt ſein, ſie zu Stande gebracht zu haben. Eine geringe Zahl Uebelwollender ſchreit zwar und gebehrdet ſich wie raſend, aber es gibt Mittel, ſie zum Schweigen zu bringen;

die Zenſur z. B. Die große Zahl der wahrhaft Aufgeklärten erwartet nur das Zeichen, um ſich ſelbſt zu zeigen und ihre Schultern dem Kreuze der Miſſion darzubieten. Was ſollte dem Orden unmöglich ſein, der ſo viele erhabene Mitglieder zählt, die ſo viele Wunder gethan und dem frommen Katalog ſechs Heilige gegeben haben?“

— Ja, rief der General mit triumfirender Stimme und glänzendem Blick: ſechs Heilige, ohne der Seliggeſprochenen zu gedenken! — Der ehrwürdige Pater erklärte mir nun auf meine Frage ziemlich umſtändlich, welcher Unterſchied zwiſchen einem Heiligen und einem Seliggeſprochenen ſtattfinde. Von ſo vieler Güte bezaubert, rief ich aus: „Ha, ehrwürdiger Pater! wo iſt die glückliche Zeit, in welcher Sie das Ohr der Könige hatten!“

— Der Himmel bewahre uns vor ihrer Wiederkehr! ſagte er mit ſtrenger Miene und erhob ſich. Die Händel und Intriguen der Höfe ſind nicht in unſerm Bereich. Wir dürfen und wollen uns nicht in ſie miſchen. Sie ſind eben ſo ſehr unſern Geſetzen, als unſern Sitten entgegengeſetzt. Der Unterricht des Volks, das iſt unſere einzige Beſtimmung.

Ich beurlaubte mich bei dem General, der mir ſcheidend noch zurief: Beſorgen Sie nichts, wir gehen unſern ſichern, unverirrlichen Weg!

Hiſtoriſches und literariſches Quodlibet.

Die erlauchte Herkunft.

Als Joſeph Bonaparte den Thron von Neapel mit dem von Spanien verwechſelte, beſchwerte ſich Napoleons Schweſter Karoline bei ihm, daß ſie nur Großherzogin von Berg und kaiſerliche Hoheit ſei, da man doch ihre Schwägerin mit dem Titel Majeſtät begrüßen müſſe. Sie verlangte mit einigem Ungeſtüm von ihrem Bruder, daß er ihr ſo bald als möglich eine königliche Krone zuwenden möge. „Gemach, Frau Schweſter,“ ſagte der Behelligte: „Faſſen Sie ſich ein wenig in Geduld. Ihrer Sprache nach zu urtheilen, ſollte man vermuthen, daß ich himmelſchreiendes Unrecht gegen Sie habe, und Ihnen die Krone Ihres verſtorbenen Vaters unrechtmäßigerweiſe vorenthalte.“

Verfängliche Fragen und naive Antworten.

Was iſt die Filoſofie?

— Das Leben der Seele, die Leuchte des Genies, die Wiſſenſchaft des Herzens, die Wolluſt der Vernunft.

Was iſt die Gerechtigkeit?

— Die am meiſten hofirte Maske auf der Redoute der Leidenſchaften.

Was iſt der Ehrgeiz?

— Die Tochter der Ueberſpannung, die Schweſter der Aufgeblaſenheit und die Mutter der Grauſamkeit.

Was iſt die Liebe?

— Die Tarantel des Herzens, der Skorpion der Seele.

Was iſt der Haß?

— Die Spinne der Leidenſchaften.

Was iſt der Krieg?

— Die Peſt des menſchlichen Geſchlechts, die Schande der Menſchheit.

Was iſt die Geſchichte?

— Das Gedächtniß der Vergangenheit, der Gedanke der Gegenwart, das Urtheil der Zukunft.

Was iſt die Oekonomie?

— Die Heuchelei der Geizhälſe.

Was iſt ein Eiferſüchtiger?

— Der Gequälteſte von allen Märtirern, der Gefährlichſte aller Wahnſinnigen.

Was iſt ein Dummkopf?

— Eine Lampe ohne Oel, ein Acker ohne Frucht, ein Himmel ohne Geſtirn, ein vom Schlag gerührtes dem Körper unnützes Glied.

Was iſt die Erkenntlichkeit?

— Der Fönix der Empfindungen.

Was iſt ein Höfling?

— Der Affe ſeines Meiſters.

Was iſt das Leben?

— Der mehr oder minder lange, mehr oder weniger beſchwerliche Weg, der aus dem Nichts zur Ewigkeit führt.

Was iſt die Ewigkeit?

— 0.

Digitized by Google

Gegen die Loterien geſchleuderte ſchönredneriſche Brandrakete.

Einer der vorzüglichſten Redner in der franzöſiſchen Deputirtenkammer, Benjamin Conſtant, ſagte in der Sitzung vom 9. Juni 1826:

„Wenn es auf den öffentlichen Plätzen, oder irgend einem verborgenen Winkel ein Spiel gebe, das unvermeidlich den Verluſt des Spielers nach ſich zöge, wenn der Direktor dieſer abſcheulichen, betrügeriſchen Unternehmung eingeſtände, daß der Gewinn ihm zugeſichert ſei, das heißt, daß er ſich im Widerſpruch mit den Geſetzen der allergewöhnlichſten Rechtlichkeit befinde, daß, um den Erfolg ſeiner ſchändlichen Spekulation zu ſichern, er der am leichteſten zu betrügenden und zu verderbenden Klaſſe Fallſtricke legt; wenn er den Armen mit Verführung umgarnt, daß er den Unſchuldigen zu den ſtrafbarſten Handlungen verleitet; daß er, um ſeine Leute zu betäuben, zu Aufſchneidereien und Lügen ſeine Zuflucht nimmt; daß dieſe Aufſchneidereien und Lügen am hellen Tage und in allen Straßen ausgeſchrien werden; daß ſeine unſinnigen und illuſoriſchen Verſprechungen vor den Ohren der Leichtgläubigkeit und Unwiſſenheit erſchallen und begierig von ihnen eingeſogen werden; daß er heimliche und bequem ſich darbietende Mittel erſonnen, damit die von ihm Betrogenen ſich in den Abgrund ſtürzen, ohne daß die Vernunft ſie zu erleuchten, die Furcht des Todes zurückzuhalten, das Geſchrei ihrer Umgebung ſie vor der Verſuchung zu bewahren im Stande iſt: wenn er hinzufügte, daß, um ſeinen treuloſen, unaufhörlich erneuerten Einladungen zu entſprechen, Dienſtboten ihre Herrſchaften beſtehlen, Männer ihre Frauen,

Väter ihre Kinder berauben, während er, ganz ruhig in ſeiner Raubhöhle ſitzend, Hehler und Mitſchuldiger zugleich, ſeine Hand ausſtreckt, um das geſtohlene Gut, oder die dem Elend und der Nahrung ganzer Familien abgekargten Zentimen zu empfangen, indeſſen ſein unmenſchliches Verfahren die Urſache beſtändiger Unordnungen und Geſetzübertretungen iſt, wodurch Tauſende in's tiefſte jammervollſte Elend geſtürzt, oder zu Verbrechen verleitet werden, und ihr Daſein entweder durch Selbſtmord, oder auf den Galeeren, oder auf dem Schaffot beendigen; welches Gefühl müßten wir, bei einem ſolchen Geſtändniſſe haben?

„Das aber iſt die Loterie, mit ihren Zuſammenſtellungen, ihren Kunſtſtückchen, ihren Berechnungen, ihren Reſultaten. Alles, was man zu ihren Gunſten ſagen mag, verändert im Grunde der Sache nichts. Sie beſteht zum öffentlichen Betruge, zur öffentlichen Beraubung des Volks; ſie wird ſo lange beſtehen, als die Moral der Regierungen ſolche Erwerbungs- und Bereicherungsmittel nicht verabſcheuen lernt.

Erfüllung einer Marktſchreier-Profezeihung.

Sir William Windham befand ſich auf ſeiner Reiſe in Venedig und fuhr eben über den Markt, als eine große Menge Volks ſich um einen Marktſchreier verſammelt hatte, der links und rechts wahrſagte, und zwar durch ein langes Sprachrohr, das er den Leuten an die Ohren hielt. Der Brite nahet ſich ihm aus Neugier und gab ihm ein Stück Geld, worauf jener ſein Sprachrohr gegen ihn richtete und zu ihm ſagte:

„Signor Inglese, cavete il bianco cavallo (Herr Engländer! hüten Sie ſich vor dem weißen Pferde).“

Dieſe Worte machten ihn beſtürzt; denn mehrere Jahre vorher hatte ihm im Schloſſe ſeines Vaters eine Zigeunerin dieſelbe Warnung zugerufen. Er erkundigte ſich ſehr genau, ob dieſer Hexenmeiſter nie in England geweſen ſei, aber er erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, daß er nie das Land verlaſſen und daß man ihn ſeit länger als 15 Jahren beſtändig in den Staaten der Republick geſehen habe.

Nach der Rückkehr in ſein Vaterland nahm er, in den vier letzten Jahren der Regierung der Königin Anna, großen Antheil an den Staatsgeſchäften, und ſuchte dem Sohn Jakobs II auf den Thron zu verhelfen. Bei der Ankunft Georgs I wurde er mit mehrern andern Perſonen, 1715, in den Tower geſchickt. Ueber dem innern Thore dieſes Staatsgefängniſſes iſt das engliſche Wappen angebracht, das, der Thronbeſteigung des neuen Königs vom Hauſe Braunſchweig wegen, verändert werden mußte, und als Windham hinaufblickte, bemerkte er, wie eben der Maler mit dem weißen Pferde beſchäftigt war.

Der Umſtand machte großen Eindruck auf ihn, und er bildete ſich ein, daß er all' ſein Unglück dieſem braunſchweiger Schimmel zuſchreiben müſſe. Aber er irrte ſich; denn bald darauf wurde er wieder in Freiheit geſetzt, ritt nach einiger Zeit auf die Jagd, wollte über einen Graben ſetzen, ſtürzte und brach ſich den Hals. Das Pferd, worauf er ritt, war ein Schimmel. So kann manchmal der Zufall dem Aberglauben dienen.

Edelmuth gegen einen Widerſacher.

Carnot hatte 1810 mancherlei Unglück gehabt, und nicht nur ſein mäßiges Vermögen verloren, ſondern auch noch eine Menge Schulden, die befürchten lieſſen, daß einer der ſchönſten Namen der franzöſiſchen Revolution öffentlich kompromittirt werden könne. Er hatte das edle Vertrauen, ſich durch den Kriegsminiſter an den Kaiſer Napoleon zu wenden, der ſich zu Schönbrunn befand. Dieſer entgegnete:

„Es iſt nicht thunlich, daß man Carnot auf irgend eine Weiſe Geld vorſtrecke. Aber richten Sie die Sache ſo ein, daß die Regierung ihm für rückſtändiges Gehalt u. ſ. w. etwa 100,000 Franken oder mehr ſchuldig ſei, und daß man dieſe Summe ihm auf der Stelle auszahle.“

Es wurde deshalb ein beſonderes Dekret erlaſſen, und Carnots Name war gerettet. Wenn man der energiſchen Oppoſition dieſes Letzten gegen Napoleons Kaiſerwahl gedenkt, ſo weiß man nicht, ob man mehr den Edelmuth und die Zartheit des Gebers, oder das Vertrauen des Bittſtellers bewundern ſoll.

Befürchteter Mord durch Langeweile.

Der Graf von Lauragnois war in die Schauſpielerin Arnoult verliebt, und bemerkte mit großem Mißvergnügen, wie der Fürſt von D. ihr beſtändig den Hof machte. Er verfügte ſich deshalb eines Tages zu einem Arzt und fragte ihn, ob es möglich ſei, vor Langeweile zu ſterben?

. Es müßten dabei beſondere Umſtände zuſammentreffen, entgegnete der Doktor.

— Alſo iſt es doch möglich?

Der Arzt bejahte das, und fügte hinzu: „daß die aufs äuſſerſte getriebene Langeweile eine der Auszehrung ähnliche Krankheit erzeugen und den Tod des Kranken veranlaſſen könne.“

Der Graf verlangte und bezahlte dieſe unterzeichnete Konſultation. Von dort begab er ſich zu einem Advokaten und fragte ihn: „ob man einen Menſchen verklagen könne, der die Abſicht habe, ihn durch irgend ein Mittel ums Leben zu bringen?“

Er erhielt zur Antwort, daß darüber kein Zweifel obwalte. Auf ſein beſonderes Verlangen wurde ihm auch das ſchriftlich beſcheinigt.

Mit dieſen beiden Zeugniſſen verſehen, verklagte er nun den Fürſt von D., der, wie er behauptet, ihn und die Demoiſelle Arnoult durch Langeweile umbringen wolle. Man kann ſich leicht denken, daß dieſe ſonderbare Klage großes Aufſehen erregte und viel zu lachen gab, obgleich ſie keine andern Folgen nach ſich zog.

Schlagende Antwort.

Ein gewiſſer Arnold war im nordamerikaniſchen Freiheitskriege von den Amerikanern zu den Briten übergegangen, und verheerte ganz Connektikut mit Feuer und Schwert. Er verbrannte Neu-London, durchbohrte den braven Oberſt Lidger, der ihm ſeinen Degen darreichte, weil er die Unmöglichkeit einſah, ſich länger zu vertheidigen, maſſakrirte die Be-

ſatzung eines Forts, deſſen er ſich bemächtigte, und legte alle im Hafen befindlichen Handelsſchiffe in Aſche.

Dieſer Menſch verdiente, ſeiner Abſcheulichkeiten und ſeines Meineids wegen, den Haß und die Verachtung ſeiner Landsleute. Er fragte einen derſelben, der als Gefangener ihm vorgeführt wurde, was man mit ihm anfangen würde, wenn er gefangen werden ſollte?

„Man würde“, entgegnete der Soldat, „Euer Bein, das im Dienſte des Vaterlandes verwundet worden iſt, abſchneiden und den Ueberreſt an den Galgen hängen.“

Damnatus ad bestias.

Einige Zeit vor dem Anfange der franzöſiſchen Revolution, wurde der berühmte Olavides, der die rauhe Sierra morena kultivirt und ziviliſirt hatte, in die Gefängniſſe der Inquiſition geſchleppt, weil er die filoſofiſche Geſchichte des Abbé Raynal ins Spaniſche überſetzt hatte. Er mußte das Aergſte befürchten, und benutzte alſo eine günſtige Gelegenheit, die ihm von ſeinen Bewunderern und Freunden dargeboten wurde, aus ſeinem Kerker zu entkommen.

Er flüchtete ſich nach Frankreich, wo er oftmals äuſſerte, „daß was ihm während ſeiner Gefangenſchaft am unerträglichſten geweſen, darin beſtanden habe, als Buße Morgens und Abends die Werke des Bruders Ludwig von Granada und die eines andern eben ſo dummen Mönchs leſen zu müſſen.“

Darauf antwortete ihm einer ſeiner Bekannten: „Man hat an ihnen die Martern der Alten er-

neuern wollen, und Sie wurden damnatus ad bestias."

Die Matroſen unter der Methodiſten-Flagge.

Ich ſuche eben nicht ſchlechte Geſellſchaft auf; aber wenn ich mich einmal darin befinde, bemühe ich mich, den möglichſt beſten Vortheil daraus zu ziehen. So ſprach ich letzthin auf einem Dampfſchiffe mit einem Winkelkoch, der in ſeiner Herberge die Matroſen ſpeiſet, und der ſich mit aller Gewalt mit mir unterhalten wollte.

„Wie gehen die Geſchäfte?" fragt' ich ihn.

— Schlecht, ſchlecht! entgegnete er; wenig Schiffe im Hafen, und die Matroſen, die Matroſen . . . —

„Gute Seeleute, aber leider keine Trunkenbolde; nicht ſo? Geſteht es nur."

— Im Gegentheil. Die Faullenzer und Gaſſenhengſte ſind ſchlechte Kunden. Haben immer Sodbrennen und kein Geld; ſind wie die Irrwiſche.

„Welches ſind denn die beſten unter den hierherkommenden Matroſen?"

— Die von der Bethlehemflagge. Trinken nicht mehr als die Andern; aber zahlen was ſie verzehren. Zanken ſich auch wohl, aber ihr Kapitän ſteht gut für ſie.

„Was iſt das für eine Flagge, ich habe nie davon reden gehört?"

— Glaub' ſchon, glaub' ſchon; hat auch nichts zu ſagen. Es iſt die Flagge, welche die Methodiſten aufziehen; aber nur am Sonntag, verſteht ſich. Bin eben kein Betbruder, ich; aber wenn ich könnt', wie ich wollt', verſteht ſich, hätten wir keine andre im

Hafen. Nach den Methodiſten-Matroſen kommen die von Jerſey und Guerneſey. Sind beſſer erzogen, beſſer bezahlt, beſſer geſchniegelt. Gehören all' zu guten Familien. Können leſen, ſchreiben. Sprechen franzöſiſch, engliſch, hm! Haben gute Schiffe, beſſer als die engliſchen, verſteht ſich. Sind länger, ſchmaler, feine Segler, zahlreiche Equipage, arbeiten nicht die Hälfte ſo viel, als die andern Lumpenhunde. Engliſche Schiffe, ſchlechte Schiffe! Wenig Volk an Bord, Geſindel obendrein, hm! Nach dieſen kommen die von Clyde, White-Laven, Mareport und Wales. Sind gute Knochen, auch wohl ehrlich; aber . . . nichts im Beutel. Schottländer ſind gut erzogen, verſteht ſich. Haben immer eine Bibel an Bord. Die ſchlechteſten ſind die von Yarmouth, Liverpool und London. Die Letzten vor allen Uebrigen ꝛc. ꝛc.

Ein bürgerlicher Ball in London.

Die Familie Stubshaw gilt unter den Leuten comme il faut für bürgerlich, aber die Bürger betrachteten ſie als vornehm, oder beinahe adelich, alſo einige Zoll über den großen Haufen erhoben; von ihm bewundert und von den Fashionablen verächtlich behandelt, wohnt dieſe Familie zu fern von dem Gitter von Hyde-Park, um ſich an die höhere Geſellſchaft anzuſchließen, und zu weit von der City, um zu dem Volke der Kaufleute zu gehören. Ihr Haus iſt gewiſſermaßen der Mittelpunkt zwiſchen gutem und ſchlechtem Ton. Einige große Herren verachten ihre Mittagsmahlzeiten nicht, und ihre Bälle werden eben ſowohl von Geſchäftsleuten und Mitgliedern des Parlaments, als von Direktoren der oſtindiſchen Kompagnie beſucht. Es iſt eine wahre Amfibiengeſellſchaft, ein Ring, der die große und kleine Welt vereinigt.

Eines Abends, nach Schlafengehn, ſagte Frau Stubshaw zu ihrem Gatten: „Mein Lieber! es iſt in der That Zeit, daß wir einen Ball geben. Unſere Töchter ſind herangewachſen, und du weißt, daß ein Ball immer die unumgängliche Vormaßregel einer Heirath iſt, weil man dabei die entſprechenden Parteien erwägen kann, und weil er zugleich das beſte Mittel darbietet, die Talente und die Schönheit derſelben zu zeigen, die eine Morgengabe mitzubringen haben. Du begreifſt das ſo gut als Einer, vorzüglich wenn du bemerkt haſt, wie viele Höflichkeitsbezeugungen wir

den ganzen Winter hindurch von den Atkins, den Johnſons und Jenkinſons erhalten haben. Es iſt durchaus nothwendig, den Familien, deren Einladungen wir angenommen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zudem brauchſt du Freunde, und ich glaube, daß Geſchäfte noch beſſer gehen würden, wenn du dein Geld geſchickt anzuwenden, und durch einige gutberechnete Einladungen deinen Kredit zu vermehren verſtändeſt."

Dieſe Worte wurden mit ſüßer Stimme ausgeſprochen, eben in einem Augenblicke, wo es dem Manne ſchwer wird, „nein" zu ſagen, und die Virgil ſo glücklich nennt

. . . . . Mollia fondi
Tempora . . . . . .

Aber aller Gewandtheit ſeiner Gattin zum Trotz, hatte Herr Stubshaw diesmal nur durch einen unbedeutenden Ton, eine dumpfe Note geantwortet, die eben ſo wohl Abneigung als Sparſinn andeutete.

„Wie," rief ſie nun, „wir wären bei den Atkins, Jenkinſons, Wilkinſons, Huskinſons und allen den Andern zum Ball geweſen, und wollen ihnen nun nicht auch einen geben? Das wäre ja entſetzlich. Und am Ende, was würde uns das koſten? Ein paar Flaſchen Orgeat und ein Dutzend Kerzen. Wir geben kein Abendeſſen, das iſt nicht mehr Mode. Emiliens Lehrer kann den Fußboden bemalen, und wenn wir ſonſt noch etwas brauchten, ſo würde es ſich leicht finden."

Der Herr Gemahl ſagte kein Wort, ſei es, daß die Beweggründe ſeiner theuern Ehehälfte einleuchtend für ihn wurden, oder daß er Luſt hatte zu ſchlafen, er wendete ſich um, und blieb ſtumm wie ein Fiſch.

„Die Gelegenheit iſt ganz vortrefflich!“ fuhr ſie triumfirend fort. „Die Duſtanwilles ſind zu London, wir werden ſie haben, eben ſo wie die Lacklands und den Nabob Rumpot mit ſeinen drei heirathsluſtigen Söhnen. Das ſind ſehr gute Parthien. Wir dürfen auch deinen Schulkameraden nicht vergeſſen, der erſt neuerdings zum Obermauthbeamten ernannt worden iſt, und den du bis jetzt ganz vernachläßigt haſt. Er kennt die Miniſter und kann uns nützlich ſein. Seine Frau iſt übel erzogen, aber man muß ſie ihres Mannes wegen ertragen.“

Während dem war er eingeſchlafen, und am andern Morgen wurde er überführt, daß er zu Allem ſeine Zuſtimmung gegeben. Die Nothwendigkeit des Balls veranlaßte unumgänglicherweiſe die Nothwendigkeit eines Mittageſſens, eines ganz kleinen, einfachen Familien-Mittageſſens, das ſodann auch das Abendeſſen nach ſich zog, obgleich es nicht mehr in der Mode war. Man ſchritt demzufolge zur Wahl der Genoſſen: Die Aktins? Schlechter Ton. Die Wilkinſons? Es iſt ein ganzes Regiment; zudem iſt der Alte taub, die Alte frömmelt, die Töchter ſind linkiſch und ſteif. Die Jenkinſons? Die Aelteſte iſt hübſch und ſticht Herrn Stubshaw nicht wenig ins Auge; aber ihr Bruder iſt nicht présentable. Die Huskinſons? Er iſt Notar. Wie könnte man einen Notar einladen, wenn ſchon man dreimal hintereinander bei ihm gegeſſen hat! Seine Frau ſchielt, und ſingt falſch. Alles wohl erwogen, kann man Niemand anders einladen, als die Whirligigg, die Plimpton, und Lady Betty, mit denen man zwar in keinem nähern Verhältniſſe ſteht, die aber ſehr faſhionable Perſonen ſind. Mit vieler Mühe wur-

den endlich doch noch die Johnſons und die Jenkinſons zugelaſſen, weil man erfuhr, daß Vater und Bruder abweſend ſeien.

Der große Tag iſt endlich erſchienen, und die angerühmte Einfachheit iſt unter dem Luxus verſchwunden. Der mit Eis umgürtete Wein flankirt die vier Tiſchecken, zwei verſchiedene Suppen, darauf Lachs und andere Fiſche, ein Truthahn, Hammelrippen, Koteletten, Paſtetchen, Frikaſſee, Wildpret, Rebhühner, Schnepfen u. ſ. w. Endlich Gefrornes, Deſſert-Weine, Leckereien ohne Ende.

Um der Mahlzeit das Anſehen der Mode zu geben, lieſſen die Gäſte lange auf ſich warten, was von ſehr gutem Ton iſt, weshalb der Dandy auch nur beim Nachtiſch, und die ſchöne Sofie Duſtanville gar nicht kam. Nachdem man des langen Harrens endlich müde geworden, und ſich zu Tiſche geſetzt hatte, waren die Tauben angebrannt, die Koteletten kalt und die Schnepfen ungenießbar. Dazu füge man noch das traurige Schweigen aller der Perſonen, die nach ihrem Rang placirt, ſich gegenſeitig unbekannt waren, und nur den Mund öffneten, um zu eſſen, oder eine tiefſinnige Bemerkung über das ſchöne Wetter zu äuſſern, oder Jemanden mit ſeinem Glaſe zu begrüßen, indem man hinzufügte: Ich hoffe, daß Sie mir die Ehre erzeigen werden, ein Glas mit mir zu trinken.

Beim Nachtiſch verwandelte ſich das Schweigen in ein dumpfes Gemurmel, in ausſchließliche Unterhaltung zwiſchen zwei Nachbarn, die eine Univerſal-Kakofonie bildeten, aus der manchmal nur die abgebrochenen Fraſen vorſprangen: die Griechen — Henriette,

Wilſon -- Canning — Montloſier — Cochrane — Byron — die Jeſuiten — Tibbo Saib u. ſ. w.

Die Frauen ziehen ſich zurück, und Splatter erzählt ſeine zwei oder drei Geſchichtchen, die er überall anbringt. Die Flaſche macht die Runde, und gibt dem einen Geiſt, dem andern Laune, den meiſten politiſche Beredſamkeit. Man ſpricht über das Palais royal zu Paris, über Wettrennen, Almacks, Hundekäufe. Der Nabob erzählt ſeine Skandalgeſchichten von Calkutta, und nachdem man noch das Theater, Bälle, Liebeleien und Geſchichtchen von gefälligen Frauenzimmern erſchöpft hat, weiß man nicht mehr, was man ſagen ſoll, bis endlich ein Bedienter in Livrei ankündigt, daß der Kaffee im Nebenzimmer bereit ſtehe.

Welche Mühe die edeln Bewohner von Grosvenor-Square in dieſe untergeordnete Sphäre zu ziehen, und Alles umſonſt. Gleich nach dem Eſſen verſchwanden zwei Mitglieder des Parlaments. Eine hohe Dame wurde von ihrer Migräne befallen, und mußte fort. Man hatte die Huskinſons und Atkins nicht haben mögen, und blieb jetzt beinahe allein. Die Söhne des Nabobs hatten ihren Papa nachgeahmt, und dem Portwein zu fleißig zugeſprochen, um noch tanzen zu können. Alle zum Balle eingeladenen Perſonen lieſſen ſich entweder entſchuldigen, oder kamen zu ſpät, um noch Theil am Feſte zu nehmen.

Man denke ſich das Mißbehagen derjenigen, die zwei oder drei Sproſſen höher auf der Leiter der guten Geſellſchaft ſtehend, in dieſer unbekannten Menge und mitten unter dieſer allgemeinen Deſertion ſich wie verloren erblickten. Die Atkins und die Huskinſons

vergeſſen die ihnen widerfahrne Hintanſetzung nie, der Nabob kehrte mit ſeinen drei Söhnen nach Indien zurück, ohne daß es ihnen beigekommen war, ſich um die Hand einer der Stubshaws zu bewerben. Ein Parlamentsglied borgte der Familie 30,000 Pfund Sterling ab, und bezahlte ſie nie wieder, und Alles, was ihr von dem Verſuche, ſich über ihren Stand zu erheben, übrig bleibt, war das bittere Gefühl der Scham vor ſich ſelbſt, und der hartbeleidigten Eitelkeit.

Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten.

Preßzwang unter Napoleons Regierung.

Die Aengſtlichkeit der franzöſiſchen Polizeibehörden, die Napoleon in den deutſchen Departementen angeſtellt hatte, und denen beſonders aufgegeben war, über gefährliche Bücher ein wachſames Auge zu haben, ging zuweilen bis in's Lächerliche.

Einem Buchhändler, der eine Anzahl Exemplare der neueſten Auflage von Voſſen's „Louiſe“ verſchreiben wollte, wurde es nicht erlaubt. Die Polizei meinte nämlich, dieſe Louiſe ſei die verewigte Königin von Preußen, die den Franzoſen, als eine Feindin von Frankreich, verhaßt war.

Dem Doktor Treviranus, einem Naturforſcher, wurde eine zeitlang die Erlaubniß verweigert, eine Schrift über die innere Organiſation der Blattlaus drucken zu laſſen, weil man vermuthete, daß hinter dem Worte Organiſation etwas Politiſches verborgen ſei, worauf angeſpielt werde; und als er die

Polizei darüber beruhigt hatte, mußte doch der Titel verändert, und ſtatt Organiſation, das weniger verdächtige Wort Bau geſetzt werden.

Napoleon hatte bekanntlich ein wachſames Auge über alle Druckſchriften, und ſuchte alles zu unterdrücken, was ſeiner Deſpotie auch nur von fern nachtheilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau von Stael über „Deutſchland“ in Paris gedruckt wurde, entſpann ſich zwiſchen Napoleon und dem Generaldirektor der Druckerei folgende Unterredung:

Napoleon. Was gibts Neues in Ihrem Departement?

Direktor. Kleinigkeiten, und das neue Werk der Frau von Stael.

Napoleon. Was ſagt ſie von mir?

Direktor. Nichts, Sire, durchaus nichts. Ich habe alle ſechs Bände geleſen.

Napoleon. Eine Zeitgenoſſin von dem Rufe der Frau von Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im Stillen ſchlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch.

Das Werk ward vernichtet, und die Verfaſſerin mußte das Honorar von 20,000 Franken, nebſt den Druckkoſten von 6000 Franken zurückerſtatten.

Galanterie ohne Gleichen.

Der Staatsſekretair König Filipps des Zweiten von Spanien, Anton Perez, ein Mann, der nothwendig den Ton des Hofes zu ſeiner Zeit (Ende des 16. Jahrhunderts) kennen mußte, ſchrieb an eine eng-

liſche Dame, der er Handſchuh von Hundeleder zuſchicken verſprochen hatte, folgenden Brief:

„Es kränkt mich ſehr, daß ich nicht gleich damit dienen kann; ich habe daher einſtweilen ein Stück von meiner eigenen Haut, und zwar von dem zarteſten Theile meines Leibes, abgenommen. So viel vermag die Liebe und das Verlangen zu dienen, daß man ſeiner Dame zu gefallen, ſich die Haut abzieht und Handſchuhe aus ſich macht. Die Handſchuhe ſind von einem Hund, ob ſie gleich von mir ſind. Ich halte mich für einen Hund, und Sie, Madame, müſſen mich, in Rückſicht auf Treue und Dienſtbefliſſenheit gegen Sie, dafür halten.

Ich bin Ew. Gnaden
geſchundener Hund
Anton Perez.

Urtheile ausgezeichneter Männer über die Eigenthümlichkeiten verſchiedener Völker.

Kaiſer Karl der Fünfte ſchilderte einſt den Karakter einiger europäiſchen Nationen auf folgende Weiſe:

„Die Franzoſen, ſagt er, ſcheinen närriſch und ſind klug. Die Spanier ſcheinen klug und ſind Narren. Die Italiener ſcheinen klug und ſind es wirklich. Die Deutſchen ſcheinen nicht klug und ſind es auch wirklich nicht.....“

Der Filoſof Kant hingegen karakteriſirt dieſe vier Nationen und die britiſche, folgendermaßen:

„Die Franzoſen ſind höflich, lebhaft, leichtſinnig, veränderlich und freiheitsſchwindelnd. Die Engländer ſind beharrlich, wohlthätig, gewinnſüch-

tig, ſtolz und ungeſellig. Die Spanier ſind mäſſig, ſtolz, religiös, gravitätiſch, unwiſſend, grauſam und faul. Die Italiener ſind frohſinnig, feſt, affektvoll und meuchelmörderiſch. Die Deutſchen endlich ſind häuslich, ehrlich, beſtändig, flegmatiſch, fleiſſig, beſcheiden, ausdauernd, gaſtfrei, gelehrt, nachahmend und titelſüchtig.“

Das Fehlerhafte in den Volkskarakteren ſchildert Kant ſehr lakoniſch alſo:

„Frankreich iſt das Modenland; England iſt das Land der Launen; Spanien das Ahnenland; Italien das Prachtland; Deutſchland das Titelland.“

Luther ſagt von allen Nationen überhaupt:

„Wer unter denſelben vor zwanzig Jahren nicht ſchön wird, vor dreißig Jahren nicht ſtark, vor vierzig Jahren nicht klug, und vor fünfzig Jahren nicht reich, der wird es wohl nimmermehr werden.“

Ein neues Mittel jemand zu empfehlen.

Der Abbé Bois-Robert, ein Günſtling des Kardinals Richelieu, hatte einen Neffen, den er ſeinem Herrn gerne vorgeſtellt hätte. Die königliche Eminenz luſtwandelte eben im Garten des Palaſtes, des heutigen Palais-Royal, um einen großen Waſſerbehälter, umringt von einer ſo großen Menge Höflinge und Hofſchranzen, daß der Abbé ſich vergebens durch die Menge zu drängen bemühte, und endlich alle Hoffnung aufgeben mußte, ſich und ſeinen Neffen auf eine andere Art, als durch eine auſſerordentliche That, durch einen Coup d'eclat bemerklich zu machen.

Auf einmal ergriff er den jungen Mann, der am

Rande des Baſſins neben ihm ſtand, und warf ihn ins Waſſer. Es war deſſen nicht ſo viel, daß es Gefahr gehabt hätte; aber doch genug, um tüchtig durchnäßt und beſudelt zu werden. Dieſer Vorfall machte natürlicherweiſe Aufſehn unter dem Gefolge der Eminenz. Einige ſchrien, Andere lachten. Der Kardinal ſelbſt drehte ſich um und verlangte zu wiſſen, was es ſei?

„Es iſt nur mein Neffe, ſagte Bois-Robert, den ich Eurer Eminenz gehorſamſt vorzuſtellen die Ehre habe und zu Gnaden empfehle; er hat deren ſehr vonnöthen.“

Eine ſo neue Art jemand vorzuſtellen kam dem Kardinal ſehr luſtig vor. Des Abends, beim Schlafengehn, ſagte er zu Bois-Robert:

„Biſt Du närriſch, Abbé, daß Du mir Deinen Neffen in dem Aufzuge vorſtellteſt, worin er dieſen Morgen war.“

— Ich weiß was ich thue, gnädiger Herr, ſagte der Abbé. Hätt' ich ihn Eurer Eminenz wie einen andern ſeines Gleichen vorgeſtellt, würden Sie ihn nicht beachtet haben. Aber mittelſt dieſer kleinen Wendung hoffe ich, Eure Eminenz werden ſich ſeiner erinnern, und nicht vergeſſen, etwas für einen Menſchen zu thun, der ſein Leben daran gewagt hat, um das Glück zu haben, Ihnen vor Augen zu kommen.

Das Ding half. Der Kardinal erinnerte ſich wirklich des Neffen gleich am folgenden Tage und gab ihm eine gute Pfründe, auf die der Mann, wenn er ſie ſeinen Verdienſten hätte zu danken haben ſollen, vermuthlich noch lange hätte warten können.

Probates Mittel gegen die Vermehrung der Ratten.

Napoleon beklagte ſich auf S. Helena gegen einen engliſchen Offizier über die Menge der Ratten ſowohl auf der ganzen Inſel und beſonders in ſeiner Wohnung und verlangte ziemlich trotzig, daß man dieſem Uebel abhelfen müſſe.

„Ich weiß kein anderes Mittel,“ verſetzte der Brite trocken, „als daß Sie ihre Konſkription auch hier unter den Ratten einführen. Dadurch werden Sie bald dieſe jetzt lebenden gefräßigen Beſtien und ihre künftige Brut ausrotten.“

Autentiſcher Urſprung der Inquiſition.

Der Großinquiſitor des Königreichs Sizilien, Ludwig von Paramo, hat in ſeinem Werke von dem „Urſprunge und der Ausbreitung des heiligen Inquiſitionsgerichtes *)“ bewieſen, daß der Urſprung des Inquiſitionsweſens — im Paradieſe zu ſuchen und zu finden ſei. Seine eigene Worte lauten alſo:

„Gott zitirte Adam, als er ihm zurief: „Adam, wo biſt Du?“ Und das that er, um die künftigen Inquiſitions-Tribunale zu belehren, daß die Unterlaſſung der Zitation die Prozedur null und nichtig machte. Adam erſchien; Gott fing an ihn zu befragen und richtete den Schuldigen in Geheim und durch ſich ſelbſt. Eben dieſe Weiſe befolgen die Inquiſitoren, und haben ſie alſo unmittelbar von Gott ſelbſt

*) De origine et progressu sanctae Inquisitionis. Madriti. 1585, fol.

erhalten. Die Kleider von Fellen, welche Gott dem Adam und der Eva gab, ſind ebenfalls ohnſtreitig das Muſter zum San-Benito, womit die büßenden Ketzer bekleidet werden. Die Kreuze, die es zieren, waren Anfangs in grader Richtung; nachher aber hat man ſie ſchief, und wie Andreaskreuze verfertigt, um anzuzeigen, daß die, welche ſie tragen, ſich vom graden Wege des chriſtlichen Glaubens entfernt haben. Gott jagte Adam aus dem Paradieſe, und daher die Gewohnheit der Inquiſition, das Vermögen der Ketzer zu konfiszieren. Ein ſehr weiſes Geſetz, denn nach Plato und Ariſtoteles *) ſind in dieſer Welt Reichthümer ohne Tugend ihren Beſitzern höchſt ſchädlich, weil ſie ihren Leidenſchaften zur Nahrung und ihren Laſtern zum Werkzeuge dienen. Adam wurde auch der Herrſchaft über die Thiere beraubt: es iſt alſo klar, daß ein Ketzer alles natürliche, bürgerliche und politiſche Anſehen verliert. Seine Kinder ſtehen nicht mehr unter ſeiner Gewalt, ſeine Sklaven werden frei und ſeine Unterthanen des Gehorſams entlediget, den ſie ihm ſchuldig waren, ꝛc.

„Die Einwohner von Sodom züchtigte Gott ebenfalls mit der Strafe, die Ketzern zukommt; nämlich mit Einziehung ihres Vermögens. Denn es ſtehet geſchrieben, daß ſie die Thüren ihrer Häuſer nicht wieder finden konnten, und darauf verbrannte er ſie. Im neuen Geſetze war Jeſus Chriſtus der erſte Inqui-

*) Hier muß der Verfaſſer wohl vergeſſen haben, daß ſeine Amtsbrüder dieſe beiden Filoſofen ſelbſt in ihre Ketzerrollen geſetzt haben, ſonſt hätte er ſie wohl ſchwerlich als Gewährsmänner angeführt.

ſitor, und ſeine Verrichtungen fingen von dem dreizehnten Tage ſeiner Geburt an, als er ſie durch die heiligen drei Könige der Stadt Jeruſalem verkündigen ließ, und hernach veranſtaltete, daß der König Herodes von Würmern gefreſſen wurde; daß er die Käufer aus dem Tempel jagte, und Judäa Tirannen Preis gab, die es zur Strafe ſeines Unglaubens ausplünderten ꝛc. ꝛc.“

Mannigfaltigkeiten.

Praktiſche Ausübung chriſtlicher Mildthätigkeit, von Seite eines Biſchofs von Salzburg. — Der Biſchof Michael zu Salzburg, ein beſſerer Jäger als Prieſter, hielt 1537 eine große Jagd, wobei ein angeſchoſſener Hirſch die Lappen durchbrach und im Getreideſtück eines Bauern tod niederfiel. Der arme Landmann fand den Hirſch, dankte Gott, der ihm ein ſo unerwartetes Geſchenk gemacht, nahm die Beute mit ſich, weidete das Wild aus, und nährte geraume Zeit ſich und die Seinigen damit.

Das wurde endlich verrathen und dem Biſchof zu Ohren gebracht. Dieſer ließ ſogleich den armen Mann verhaften und in ein abſcheuliches Gefängniß werfen, gleich wenn er der größte Uebelthäter geweſen wäre. Seiner Regierung befahl er, dem Bauer den Prozeß zu machen und ihn zu einem recht elenden Tode zu verurtheilen. Die Räthe trugen als ehrliche Leute Bedenken, eines todten Viehes wegen einen Menſchen umbringen zu laſſen und wollten das verlangte Urtheil über den Bauer nicht ſprechen. Sogleich ſetzte der Biſchof ſich ſelbſt auf den Richterſtuhl und erließ folgende Sentenz:

„Weil der Bauer durch Heimſchleppen des Wildes ſich an ſeiner Obrigkeit vergangen habe, ſo ſolle er in die Haut des geraubten Wildes eingenähet und den biſchöflichen Jagdhunden preisgegeben werden; würde er aber auf Händen und Füßen ſo ſchnell ſein, daß er den Hunden entgehen könnte, ſo ſollte ihm das Leben geſchenkt ſein."

Dies barbariſche Urtheil ward an dem armen Manne wirklich vollſtreckt. Er wurde in die Hirſchhaut eingenähet und auf einen freien Platz gebracht. Hier ließ der geiſtliche Herr die bewährteſten und größten ſeiner „biſchöflichen

Hunde" gegen den Unglücklichen los, ſetzte das Jägerhorn freudig an den Mund und gab das Zeichen, worauf die Hunde ſogleich wüthend über den Bauer herfielen und ihn in kleine Stücke zerriſſen.

Den folgenden Tag ritt dieſer barmherzige Prieſter auf die Jagd, ſtürzte von ſeinem Klepper und — brach den Hals!

Der in ſich ſelbſt vernarrte Gelehrte. — Der Rektor Joh. Seger zu Wittenberg, welcher 1582 zu Greifswalde geboren war und 1637 mitten im Doziren ſtarb, beſaß mannigfaltige Kenntniſſe, ſchrieb einige für ſeine Zeit brauchbare Schriften und war auch kaiſerlich gekrönter Dichter. Von Stolz und Eigenliebe geblendet, machte er ſich aber öfters ſehr lächerlich. Unter anderm ließ er ſich ſelbſt in Kupfer ſtechen und dabei den Herrn Chriſtus am Kreuze. Aus ſeinem Munde gingen die Worte:

„Herr, liebſt du mich?"

und die Antwort vom Kreuze lautete:

„Ja, Hochedler, fürtrefflicher, hochgelahrter Herr Magiſter Seger, kaiſerlich gekrönter Dichter und der Schule zu Wittenberg hochverdienter Rektor — ich liebe dich."

Königliche Beſchränktheit. — Der Königin Chriſtina von Schweden gefielen die Kupfer, welche Merian, einer der vorzüglichſten Künſtler des 17. Jahrhunderts zu Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik geſtochen hatte, ſo wohl, daß ſie die Platten an ſich kaufte und dieſelben vergolden ließ. Die Platten wurden durch die Vergoldung auf immer unbrauchbar. — Manchem Manne von Talenten iſt es, wie Merians Platten gegangen.

Napoleons Hekatomben von 1801 — 1815. — Man berechnet, daß die Kriege, welche Napoleon von 1801 bis 1815 geführt, mehr als ſechs Millionen Menſchen das Leben gekoſtet habe. So verſchlang der Krieg

auf St. Domingo wenigſtens 160,000 Mann, der Seekrieg mit England von 1802 bis 1814 über 250,000 Menſchen, der kurze aber blutige Krieg gegen Ende 1805 150,000 Mann. Der Aufſtandskrieg in Kalabrien, von 1805 bis 1807, raffte über 100,000 Menſchen hinweg. Der nordiſche Krieg von 1806 bis 1807 koſtete gewiß 300,000 Mann. Der Krieg in Spanien von 1807 bis 1813, würde nach Napoleons eigenen Angaben, über zwei und eine halbe Millionen Menſchen das Leben geraubt haben. Der Krieg in Deutſchland und Polen, im Jahr 1809, verſchlang 300,000 Mann. Der Feldzug in Rußland, von 1812 und 1813, vertilgte weit über eine Million Menſchen, und der von 1813, 1814 und 1815 nahm gewiß 450,000 Mann hinweg. So verbrauchte Napoleon im Durchſchnitt jährlich wenigſtens eine halbe Million Menſchenleben.

Neueſte Mittheilungen über einige wenig bekannte Volksſtämme Arabiens. — Die Sprache, deren die Bewohner von Mirbat und Zafar ſich noch heute bedienen, iſt die der Homeriten. Es gibt darin eine große Menge ebräiſcher Wörter. Bei dieſen Volksſtämmen beſtehen die patriarchaliſchen Sitten noch in ihrer ganzen Lauterkeit. Die Geſammtbevölkerung Arabiens ſcheidet ſich ganz natürlich in drei beſondere Klaſſen. Die in den Städten beſteht wie überall aus Rechtsgelehrten, Kaufleuten, Eigenthümern, Handwerkern, ꝛc. Die Bewohner des offenen Landes ſind, wo Feldbau getrieben wird, in Dörfer zuſammen gedrängt, während die der Wüſte weit zerſtreut ſind, und ein nomadiſches Leben führen.

Dieſer letzte Theil der Bevölkerung, der intereſſanteſte von allen, iſt von jeher fremder Beherrſchung entgangen, wenigſtens im Innern der Halbinſel. Er genießt dieſen Vortheil indeß nicht ausſchließlich; denn auch eine beträchtliche Menge Ackerbauern haben bisher immer ihre Unabhängigkeit bewahrt, namentlich die von Aſſir, einem zwiſchen Hedſchas, Tihama und dem eigentlichen Jemen gelegenen Gebirgslande. Wie oft der Paſcha von Aegypten

dieſen Bezirk auch angegriffen, hat er ihn ſich doch nie unterwerfen können, und ganz nahe am Kriegsſchauplatze verſichern Araber und Türken übereinſtimmend, daß nichts wichtiger aber zugleich auch ſchwieriger ſein würde, als die Eroberung von Aſſir. Arm, kriegeriſch und im höchſten Grade ſtolz auf ihre alte Unabhängigkeit, bleiben dieſe arabiſchen Schweizer Jahrhunderte lang der religiöſen Bewegung entfremdet, die ſo viele ihrer Nachbarn veranlaßte, zur Fahne des Mekka-Profeten zu ſchwören, und ſeinen Glauben wie ſeine Sprache bis zu den entlegenſten Gegenden des Abendlandes zu verbreiten. Die den muſelmänniſchen Gebräuchen am meiſten entgegengeſetzten Gewohnheiten, hatten ſich bei ihnen bis zu Ende des letzten Jahrhunderts erhalten. In einer gewiſſen Gegend von Aſſir war das „Recht des Reiſenden“ beſſer feſtgeſtellt, als je das Recht den Gürtel zu löſen in Europa beſtimmt geweſen. In der Umgegend von Dſcheſan iſt die Beſchneidung wirklich grauſam. Sie wird erſt beim erwachſenen Jüngling, und zwar in Gegenwart ſeiner Verlobten, in Ausführung gebracht. Verräth er durch einen Seufzer, eine Bewegung, irgend ein vielleicht unwillkürliches Zucken ſeiner Muskeln den Schmerz, der ſich bei einer ſolchen Operation nicht vermeiden läßt, ſo erklärt ſeine Braut auf der Stelle, daß ſie nicht ein Weib zum Mann nehmen will. Man muß aber wiſſen, daß es bei dieſer Gelegenheit nicht um eine bloße Vorhaut-Abſchneidung zu thun iſt, wie bei den Juden und den Muſelmännern, ſondern um eine vollſtändige Hautabziehung. Ein nicht geringer Theil der männlichen Bevölkerung unterligt den Folgen einer ſo unmenſchlichen Operation. Man begreift nun wohl, daß Menſchen, die mit eiſerner Strenge noch an dergleichen Dingen feſthalten und auf ſolche widernatürliche Sitten einen hohen Werth legen, ihre Nationalität mit noch größerer Hartnäckigkeit vertheidigen müſſen, und nicht leicht zu unterwerfen ſind. Ueberdem verabſcheuen ſie die Türken, und laſſen nicht leicht eine günſtige Gelegenheit entgehen, den Haram, oder das heilige Gebiet auf der Nordſeite

ihres Landes, oder den Jemen, auf der Südſeite, zu überfallen und auszuplündern. Jemen, oder das glückliche Arabien, iſt vielleicht der älteſte ziviliſirte Theil nicht allein dieſes Landes, ſondern der ganzen Erde; es iſt mithin von verweichlichten Menſchen bewohnt, die, der immerwährenden Kriege ihrer Scheiken oder Freiherren müde, nach nichts mehr ſich ſehnen, als der erſten beſten Regierung, die ihnen Schutz und Ruhe gewährleiſten könnte, ſich zu unterwerfen. Es gibt im Jemen mehre ſehr wohlhabende Städte, in Aſſir dagegen nichts als armſelige Dörfer, und wenn man das letzte von Zeit zu Zeit angegriffen, geſchah es nur bloß, um die Bergbewohner in Zaum zu halten, und den ruhigen Beſitz von Jemen und Mekka ſich zuzuſichern, wie eine Verbindung zu Lande zwiſchen Dſchedda und Hodayda zu bewahren.

Expedition gegen den Südpol. — Kapitän Crozier und Kapitän Roſſ ſind vor Kurzem mit zwei Schiffen gegen den Südpol unter Segel gegangen. Ihre Fahrzeuge ſind ganz neu und ſich vollkommen ähnlich. Das eine trägt 370, das andere 340 Tonnen Laſt. Jedes hat eine Bemannung von 64 Matroſen ꝛc. Man hat nichts verſäumt, um dieſe Schiffe gegen alle Hinderniſſe eines ſo gefährlichen Unternehmens zu ſichern. Jedes führt acht Schaluppen und ſechs Kanonen mit ſich. Durch eine viereckige Eiſenröhre kann ein immer gleicher Wärmeſtand in dem einen Schiffe wie in dem andern erhalten werden. Von den zum Durchſchneiden des Eiſes mitgenommenen Sägen ſind einige 30 Fuß lang. Beide Schiffe haben Lebensmittel und Vorräthe für drei Jahre. Sie ſind auch reichlich mit wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten verſehen.

Die neueſten und beachtungswertheſten Erſcheinungen in der britiſchen Literatur.

September 1839.

Unter den in neueſter Zeit in England erſchienenen Reiſewerken, verdient beſonders das „Tagebuch, geſchrieben auf einem Ausfluge durch Kleinaſien, im Jahr 1838" beachtet zu werden. Der Verfaſſer deſſelben, Karl Fellows, hat den Landſtrich durchſtreift, den man jetzt unter dem Namen Natolien oder Anaduly bezeichnet, und der das Lydien, Myſenien, Bithynien, Frygien, Piſidien, Pamfilien, Lyſien und Karien der Alten begreift. Der Hauptzweck ſeiner Reiſe beſtand darin, Spuren der dem dritten Jahrhundert und der Römer-Invaſion vorangegangenen griechiſchen Herrſchaft einzuſammeln. Er betrat das Land als wahrer Alterthumsforſcher, mit den günſtigſten Vorurtheilen für die Ueberreſte der griechiſchen Bevölkerung in der von ihm zu bereiſenden Gegend. Unterweges, und je beſſer er die nationalen Sitten zu würdigen vermochte, trat ſeine vorausgefaßte klaſſiſche Geſinnung in den Schatten, um einer hohen Achtung für den Privatkarakter der Muſelmänner Platz zu machen.

Uebrigens iſt Kleinaſien ein Land, das jeder ſparſame Alterthumsforſcher ſegnen muß. Alte Bildſäulen, Münzen, Medaillen, griechiſche und römiſche Basreliefs werden von unwiſſenden Landleuten hier noch zu den niedrigſten Preiſen verkauft. Eine ſchöne Statue von Paros-Marmor kann man hier um 3 fl. rhein. erhalten. Für 6 Schilling (4 fl. 48 kr.) wurde Fellows Beſitzer von zwei Bronzevaſen. Sein Bedienter kaufte 30 bis 40 alte Münzen, wovon einige

von Silber, um 3 Kreuzer das Stück. Die britiſche Regierung hat ſo eben ein Staatsſchiff abgeſendet, um die von Fellows gekaufte zahlreiche Sammlung wichtiger Alterthümer abzuholen und nach England zu bringen.

„Ein Sommer in Andaluſien," das iſt der Titel der vertrauten Mittheilungen einer jener zahlreichen Reiſenden, die Großbritannien alljährlich zur Durchforſchung der alten wie der neuen Welt ausſendet. Mit eben ſo viel Geiſt als Heiterkeit unterrichtet der anonyme Verfaſſer ſeine Leſer über die in der iberiſchen Halbinſel hinſichts der Begebenheiten der zeitgenöſſiſchen Geſchichte verbreiteten Meinungen. Das Volk iſt, wie es ſcheint, durchgehend überzeugt, daß alle Nationen Europas es der ſpaniſchen Tapferkeit verdanken, wenn ſie Napoleons Joch abgeſchüttelt haben. Man muß geſtehen, daß das ſehr ſchmeichelhaft für Rußland, Preuſſen, Oeſtreich, England ꝛc. iſt.

„Der Andaluſier," ſagt unſer Reiſender, „iſt auſſerordentlich mäßig. Er gibt dem reinen Brunnwaſſer vor alle den köſtlichen Weinen, welche ſeine Provinz erzeugt, den Vorzug. Er drängt in dieſer Beziehung ſeine Meinung in ein eigenes Axiom zuſammen. Das Waſſer, ſagt er,

Mucho vale y poco cuesta

(iſt viel werth und koſtet wenig)."

Die andaluſiſche Gaſtfreundſchaft verkündet ſich nicht allein in der dem Fremden zu theil werdenden zuvorkommenden Aufnahme, ſondern auch noch durch ein anderes viel bezeichnenderes Symptom. Der Reiſende beſuchte nie eine Neveria (Ort wo Gefrornes verkauft wird), ohne daß eine geheimnißvolle Hand jedesmal Alles bezahlte, was er verzehrt hatte. Es ereignete ſich ſelbſt, daß wenn er im voraus für alle die Perſonen bezahlen wollte, in deren Geſellſchaft er ſich befand, er es der einen oder der andern von ihnen nie an Schnelligkeit gleich thun konnte.

Der zweite Band der „Streifereien durch Südamerika," vom Kapitän Fitzroy, enthält unter andern ſehr merkwürdigen Angaben auch die Geſchichte der von 1830 bis 1833 mit vier Individuen vom Feuerland unternommenen

Verſuche. Man brachte ſie nach London, machte ſie während drei Jahren mit allen Gewohnheiten und Gebräuchen der geſitteten Völker bekannt, und brachte ſie ſodann wieder zu ihren wilden Landsleuten.

Es ſcheint, daß die armen Leute inmitten der neuen Eindrücke und Gewohnheiten ganz den kümmerlichen und barbariſchen Zuſtand vergeſſen hatten, worin ſie ihre Brüder, Freunde und Bekannte wieder finden ſollten. Der erſte Wilde, den ſie erblickten, ſchien ihnen ein ſehr untergeordnetes, zurückſtoßendes Weſen. „O, ſeht den Affen!" rief einer von ihnen, vergeſſend, daß er drei Jahre vorher eben ſo roh, ſo ſchmutzig und beſchränkt geweſen als ſein Landsmann, den er jetzt als einen Affen bezeichnete.

Einer dieſer feuerländiſchen Reiſenden, Namens Jemmy, erfuhr, daß während ſeiner Abweſenheit ſein Vater geſtorben ſei. Er ſchien davon ſehr betroffen und der Ausdruck ſeines Geſichts war einige Minuten lang ſehr ernſt; doch bemerkte man in der Folge weiter kein Zeichen des Schmerzes oder der Trauer an ihm. Er verbrannte einige Zweige und gewann bald darauf ſeine ganze vorherige Heiterkeit wieder. Der raffinirteſte Zögling unſrer Hochgeſittung hätte ſich nicht mit ſtoiſcherem Gleichmuthe benehmen können.

Die erſte Zuſammenkunft der Zurückkehrenden mit ihren Angehörigen war überaus traurig, und gab den auffallendſten Beweis von der großen Verlegenheit, worin ſie ſchwebten. Die dreijährige Abweſenheit und Ausbildung hatte zwiſchen ihnen und ihren Verwandten eine Entfremdung feſtgeſtellt, die man auf beiden Seiten mehr zu fühlen, als begreifen zu können ſchien. Jemmy war nicht mehr im Stande ſich geläufig in ſeiner Mutterſprache auszudrücken. York und Fuegia redeten ſie zwar noch verſtändlich, doch nur in abgebrochenen Fraſen und mit vielen hineingemiſchten engliſchen Wörtern. Nach einigen Stunden gelang es ihnen jedoch, ſich ziemlich begreiflich zu machen, und die Reiſenden zeigten nun den andern ihre von über See mitgebrachten Reichthümer, beſtehend in

Kleidungsſtücken, Waffen und Ackergeräthen. Jeder ihrer Verwandten und Freunde bewillkommte ſie einzeln. Man überhäufte ſie mit Achtungs- und Freundſchaftsbezeugungen, und während ſie darauf zu antworten ſich bemüheten, verſchwand vor ihren Augen ein mitgebrachtes Stück nach dem andern, das ihre nächſten Angehörigen mit gierigen Händen ſich zueigneten. Jemmys Bruder hielt ihm eine ſehr lange und rührende Rede über den Tod ſeines Vaters, doch verſäumte er dabei nicht, die Taſchen des aufmerkſamen Zuhörers zu durchſuchen und daraus ſich zuzueignen, was ihm anſtändig war. O, rühmt doch die Einfalt und Biederkeit wilder Sitten.

Der arme Engländer, der den Entſchluß gefaßt hatte, unter dem Schutze der drei Zöglinge der europäiſchen Geſittung auf dem Feuerlande ſich niederzulaſſen, war ſo entzückt über die ſeinen Freunden zu theil gewordene brüderliche Aufnahme, daß er auf der Stelle ſein Vorhaben aufgab.

Nach mehrmonatlichem Herumkreuzen legte das Schiff, welches die drei ziviliſirten Feuerländer aus Großbritannien nach ihrem Vaterlande zurückgebracht, wieder beim letzten an. Man fand nur noch Jemmy. Der Arme hatte auf ſeine ganze europäiſche Erziehung Verzicht leiſten müſſen, um nach wie vor unter ſeinen Landsleuten leben zu können. Alles deſſen beraubt, was er aus London mitgebrcht, umflatterte Haupt- und Barthaar wild ſein Geſicht, und verlieh ihm ein ganz anderes, fremdartiges Anſehn. Er war mager wie ein Nagel und ſchmutzig wie ſeine lieben Brüder und Vettern. Seine vom Rauch mit rothen Rändern eingefaßten Augen vermehrten noch ſeine natürliche Häßlichkeit. Demungeachtet hatte er noch nicht alle guten Lehren vergeſſen, die man ihm früher ertheilt. Kaum bemerkte er den Kapitän Fitzroy, ſo fuhr er mit der Hand nach dem Kopfe, wie um den Hut abzunehmen, den er nicht mehr hatte, und den dreißig ſeiner nächſten Verwandten unter ſich getheilt. Er machte ihm ein Biberfell zum Geſchenk, das er eigens für ihn zubereitet hatte. Gegen York und

Fuegia ſtieß er die bitterſten Klagen aus, weil ſie, ſtatt mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und ihm beizuſtehen, ſich vielmehr mit den andern Wilden verſtändigt hatten, um ihm auch das Wenige noch zu rauben, was ſeine theuern Angehörigen ihm gelaſſen. Liebe tröſtete ihn jedoch über alles ihm widerfahrne Unglück. Auf dem Bote, worin er nach dem großen Schiffe gekommen war, befand ſich ſeine junge Frau, die, als ſie ihn unterm Verdeck verſchwinden ſah, ein verzweifelndes Geſchrei ausſtieß. Sie beruhigte ſich erſt, als ſie ihn wieder erſcheinen und ihr durch eine Kanonenlucke zulächeln ſah. Er ſchien ſehr in ſie verliebt und war im Allgemeinen mit ſeiner Lage gar nicht unzufrieden.

Nach dem oben Mitgetheilten läßt es ſich indeß nicht gut vorausſehen, welchen ziviliſirenden Einfluß auf die Bewohner von Feuerland die drei Individuen ausüben dürften, die man ihrer Heimath entnommen, um ſie drei Jahre lang, gleich Gewächshauspflanzen, zu künſtlicher oder erzwungener Geſittung emporzutreiben, und ſie dann wieder, ohne fernerweitige Unterſtützung, in ihren früheren Zuſtand zurückzuſtoßen... Alles was man davon erwarten kann, iſt vielleicht, daß ſie einigen Schiffbrüchigen, welche der Zufall auf dieſe Küſte wirft, das Leben retten dürften, wonach man den unglücklichen Europäern nur noch anwünſchen möchte, ſo kurze Zeit, als nur irgend möglich, auf dieſem unwirthbaren Boden zuzubringen.

Ein Werk über „Buenos Ayres und die Provinzen des Silberſtroms, ihren gegenwärtigen Zuſtand, Handel und ihre Staatsſchuld,“ von Woodbine Pariſh, mag unſre diesmalige Ueberſicht britiſcher Reiſebeſchreibungen ſchließen. Nach dem langen Aufenthalte des Verfaſſers in dem von ihm beſchriebenen Lande und der von ihm darin eingenommenen hohen offiziellen Stellung (als britiſcher Bevollmächtigter) zu urtheilen, war er wohl im Stande, ſeinen Gegenſtand gründlich zu behandeln. Wir mögen uns nicht erdreiſten, in wenigen Zeilen eine Ueberſicht von dem Geſammt-Inhalte ſeines Buches geben zu wollen; wir be-

ſchränken uns allein auf einige Andeutungen über das ſo hoch geprieſene Klima von Buenos Ayres. Es ſcheint, daß ſich zu gewiſſen Zeiten hier ein leichter Wind erhebt, den man Nordwind nennt, und der augenblicklich auf die unangenehmſte Weiſe ſich bemerkbar macht. Am meiſten werden Frauen und Mädchen von entſetzlichen Kopfſchmerzen befallen, und können nur ausgehen, wenn ſie die Stirn mit einer Lage zerhackter Bohnen bedecken, die auf ihrer Haut die Wirkung eines Zugpflaſters hervorbringt. Aber nicht bloß Menſchen und Thiere, ſondern auch die Lebensmittel jeder Art werden von dieſem Winde angegriffen. Das Fleiſch wird übelriechend, die Milch wird ſauer und das Brot verſchimmelt. Man hört nichts als allgemeines Klagen und darf ſich auf keinen andern Troſt gefaßt machen, als auf den:

Senor, és el Viento Norte

(Herr, es iſt der Nordwind). Der in Europa ſo eiſige Nordwind iſt in Buenos Ayres auſſerordentlich ſchwül und erſtickend, weshalb die Einwohner, ſo lange er dauert, den größten Theil des Tages im Fluſſe zubringen, wo ſie wenigſtens einige Kühlung verſpüren. Plötzlich, und ohne daß der Barometer eine ſonderliche Veränderung andeutet, erhebt ſich der Pampero, ein von den Schneegipfeln der Anden herabkommender Wind, der wie ein Pfeil über die weite Fläche der Pampas hinſtreift, und gleich einem Wirbelwind über Buenos Ayres ſich ſtürzt. Hier überraſcht er die Badenden, mit dem Kopfe überm Waſſer, Fröſchen nicht unähnlich, tauſendweis, und die nun eintretende Szene läßt ſich leichter denken als beſchreiben. Es iſt die vollſtändigſte Tragi-Komedie. Alle Individuen, die in Ermangelung eines Bedienten ihre Kleider an den „Weiden am Ufer“ aufgehängt, wie im Alterthum die Ebräer ihre Harfen daran aufhingen, werden augenblicklich vom Pampero geplündert, der bunt durcheinander eine Menge Strümpfe, Hoſen, Hemden, Jacken ꝛc. mit ſich fortreißt. Das iſt indeß noch nicht Alles. Oft ſtellt ſich der Andenwind mit ſchwarzen Wolken ein, beſtehend aus einem ſehr feinen

Staube, der ſo ſehr die Luft verfinſtert, daß mancher Badende nicht mehr ans Ufer gelangen kann und den Tod da findet, wo er Geſundheit zu ſuchen bemüht war.

Die zweite Abtheilung des „Diary illustrative of the times of Georges IV (erläuternden Tagebuches der Zeit Georgs IV)" iſt ſo eben bei Colburn erſchienen. Es läßt ſich ſchwer ſagen, bis zu welchem Punkte übertriebene Buchhändler-Spekulation diesmal ein klägliches Ergebniß hervorgebracht. Die beiden ausgegebenen Bände ſind dem Laden eines Altkleiderhändlers nicht unähnlich. Man findet darin bruchſtückweis Muſter aller möglichen Federn, aus Irland, Schottland, von Rom, Neapel ꝛc. datirt, und das Auge vermag kaum zu entdecken, ob in dieſem Salmigundi etwas iſt, das wirklich hiſtoriſchen oder literariſchen Werth hat. Es wimmelt von Irthümern und albernen Anachronismen in dieſem Potpurri. So lieſet man unter andern darin, daß 1816 die damals achtzehnjährige Miß Landon Lädy Karoline Lamb beſucht. Unter 1817 iſt die Rede von Lord Byrons Tode und von den Notizen des Kapitän Medwin, nicht zu gedenken, daß in demſelben Jahre ein Vertrag geſchloſſen worden, wonach Walter Scott für jeden der beiden Romane Wawerley und Guy Mannering 6000 Pf. Sterl. (72,000 fl.) erhalten haben würde.

Der verantwortliche Herausgeber aller dieſer Erbärmlichkeiten heißt John Galt; es iſt jedoch niemand ein Geheimniß, daß hinter dieſem Pſeudonym eine gewiſſe Lädy Scharlotte Bury ſich verbirgt, die das von ihr begonnene Unternehmen die unglückliche Königin Karoline, ihre Wohlthäterin, auf alle mögliche Weiſe zu verläumden*), nicht unvollendet laſſen wollte.

Die Gräfin von Bleſſington ihrerſeit legt dem Pub-

*) Vergl. mit dem Aufſatz: „Häusliches Leben Georgs IV von England, ſeiner Gemahlin Karolina und ſeiner Tochter Scharlotte," im 10. und 11. Theil für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

likum unter dem Titel: „Desultory thoughts and reflections (flüchtige Gedanken und Betrachtungen)" eine Auswahl ihrer Maximen vor, wovon es mehren an Feinheit und Schärfe nicht gebricht. Theilen wir davon nur einige mit:

„Nicht ſelten hält man die Kränklichkeiten des Genies für ſeine Vorzüge.

„Aberglaube iſt das Entſetzen des Glaubens; wahre Frömmigkeit iſt ſeine Hoffnung.

„Den Styl eines Schriftſtellers mehr zu loben, als ſeine Gedanken, iſt daſſelbe, als wenn man den Putz eines Frauenzimmers zum Nachtheil ihrer Schönheit lobt. Gleich dem Anzuge darf der Styl nur Nebenſache ſein, und die Aufmerkſamkeit nicht davon abwenden, was er bloß ſchmücken ſoll.

„Man macht mehr vertraute Mittheilungen aus Zungen-Uebereilung, als aus Herzens-Bedürfniß. Man verräth mehr Geheimniſſe aus Unachtſamkeit, als aus wohlüberlegter Treuloſigkeit

„Im Gegenſatz mit den Bergen, die immer größer werden, je näher man ihnen kommt, ſcheinen ausgezeichnete Perſonen um ſo größer, je weiter man von ihnen entfernt iſt.

„Geſellſchaft lehrt uns andere kennen; Einſamkeit macht uns mit uns ſelbſt vertraut."

Welche Beziehung mag nun aber wohl beſtehen zwiſchen dieſem letzten Gedanken und dem auf der folgenden Seite ſich bietenden:

„In der Einſamkeit bewahren wir unſre Mängel; die Geſellſchaft vermehrt ſie noch durch die Anderer."

Hinſichts der neueſten engliſchen Romane können wir uns mit einer flüchtigen Ueberſicht begnügen. Der beſte von allen iſt unſtreitig: „Fair Rosamond or the Days of king Henry II (ſchön' Roſamunde, oder die Tage König Heinrichs II)," der hinter Royſtan Gower von demſelben Verfaſſer (Miller) nicht zurückſteht. Schöne dichteriſche Eigenſchaften, ein wirkliches beſchreibendes Talent und

die Gewohnheit ſein Drama gut anzuordnen, empfehlen dieſen Schüler des Romantikers von Abbotsfort der Aufmerkſamkeit des Publikums,

„Geraldine, a Tale of Conscience (Geraldina, eine Gewiſſensgeſchichte),“ iſt im höchſten Grade langweilig und wahrſcheinlich von einer alten Betſchweſter geſchrieben, die, weil ſie mit dem beſten Willen gewiſſer Sünden nicht mehr ſich ſchuldig machen kann, als Sittenpredigerin ſich erhebt und Leute zu belehren ſich bemühet, die ihr Buch auf keinen Fall in die Hand nehmen werden.

„The Manor of Glenmore or the Irish Peasent (das Adelshaus Glenmore oder der irländiſche Bauer),“ von einem Mitglied des irländiſchen Advokatenſtandes, iſt ein herrlicher Gegenſtand, den der Verfaſſer leider nicht mit hinlänglicher Kühnheit und genügendem Nachdruck zu bearbeiten verſtanden. Sein Buch iſt dem britiſchen Volke gewidmet.

„The Wizard of Windshaw (der Zauberer von Windſchau)“ iſt ein angeblich geſchichtlicher Roman ohne durchgreifendes Intereſſe.

„Nan Darrell or the Gipsy Mother (Anna Darrell oder die Zigeuner-Mutter)“ hat nichts Anziehenderes als den Titel, der eben auch nicht beſonders anziehend iſt. —

Vielleicht hätten wir auch noch der „Geſchichte des amerikaniſchen Seeweſens,“ von Fenimore Cooper, und der „poetiſchen Werke der Miſtriß Hemans“ gedenken ſollen; wir beabſichtigen indeß, ein anderes Mal umſtändlicher damit uns zu beſchäftigen.

Inhalt des zehnten Theils.

Seite

Geheime Mittel und Wege der ruſſiſchen Diplomatik in Konſtantinopel. (Erſte Enthüllung.) 3
Sterne und Meteore in deutſcher Zukunft und Gegenwart. (Letzte Mittheilung.) 26
Szenen ſchrecklicher Barbarei und unmenſchlicher Verworfenheit 47
Wirkungen der Geſittung auf den moraliſchen Karakter der Völker 65
Anſichten und Meinungen der Tories über die Königin Viktoria, ihren Hof und ihr Miniſterium 81
Mazzini über den gegenwärtigen Zuſtand Italiens und ſeine bevorſtehende Zukunft. (Zweiter Brief.) 103
Die Geſellſchaften in London 123
Abenteuer auf einer Reiſe durch Spanien. (Letzte Hälfte.) 128
Niederlaſſung der Jeſuiten in Paraguay 145
Die Verfertigung der Bücher, der Bücherverkehr und die Kunſtgriffe der Buchhändler im alten Rom 160
Die Hoffeſte in Petersburg 170
Geſellſchaftliches Leben in den Niederlanden 174
Landleben in Großbritannien 180
Erfindungen, Vervollkommungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereigniſſe und wiſſenſchaftliche Beobachtungen 188
Hiſtoriſches und literariſches Quodlibet 203
Ein bürgerlicher Ball in London 213
Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten 218
Mannigfaltigkeiten 226
Die neueſten und beachtungswertheſten Erſcheinungen in der britiſchen Literatur 231

Digitized by Google

Digitized by Google